Albrecht Wirth
Aus Übersee und Europa

Böse & Tetzlaff
Verlagsbuchhandlung
Berlin W.

Aus
Übersee und Europa

von

Albrecht Wirth.

Gose & Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung
Berlin 1902.

Inhalts-Verzeichnis.

Afrika.

Amerika.

Asien.

— Europa.

Allgemeines.

Afrika.

Südafrikanische Studien.

Aus der Ferne sehen alle Berge wie blaue Flächen aus. Erst wenn man näher kommt, entdeckt man Thäler und Schluchten, Wiesen, Steinbrüche und Felsabhänge und sieht, wie rote, grüne und braune Farben miteinander wechseln. Genau so haben alle Völker aus der Ferne ein einheitliches Aussehen; die unzähligen Abstufungen der Rassen und Klassen, die Gegensätze in Staat und Kultur verschwinden, die Nuancen der Parteien lösen sich in eine einzige Farbe auf. So sprach man im Altertum von Hyperboräern, einerlei, ob es Kelten, Illyrier, Germanen, Slaven oder Finnen waren; so spricht man jetzt von der unveränderlichen, starren Kultur der Byzantiner und Chinesen, deren Entwickelung doch hundertfache Veränderungen erlebt hat. In derselben Weise besteht noch heute ein doppelter Irrtum in Ansehung der Buren. Man redet von ihnen, als ob jeder Bur blos ein Abklatsch des andern sei, und man denkt, daß sie Jahrhunderte hindurch bei derselben patriarchalischen Lebensführung verharrt hätten, ohne von außen beeinflußt zu werden. Ich will mich daher bemühen, die einschneidenden Umwandelungen, die Rasse und Kultur der Buren erlitten hat, ausführlich darzulegen.

Die Untersuchung über den Ursprung eines Volkes pflegt zu den unsichersten Unternehmungen zu gehören, da sie meist mit mehr als einer unbekannten Größe zu rechnen hat. Ueber die Entstehung der Buren sind wir aber durch Hunderte authentischer Schriftstücke und gewissenhafter Quellenwerke auf das trefflichste unterrichtet. Für die ältere Zeit sind die Hauptquellen die Tage- und Kirchenbücher im Archiv der Kapstadt, worin jeder einzelne Ansiedler verzeichnet ist, sowie das drei dicke Bände umfassende Werk von De Villiers „De oude Kaapsche Familien". Das Werk giebt die Stammbäume sämtlicher zu Ende des 18. Jahrhunderts lebender Burenhausväter, soweit erreichbar und nennt, zum teil nach mündlicher Kunde, die Stadt oder die Gegend, von wo der Familienstifter nach dem Kap gekommen ist. Der hier gebotene Stoff ist denn auch, namentlich durch den überaus fleißigen Theal, schon längst verwertet worden.

An der ersten europäischen Besiedelung des Kaps, die 1652 stattfand, nahmen im wesentlichen zwei Völker teil, Niederländer und Deutsche. Dazu

gesellten sich sehr bald Franzosen. Die Siedler sollten, so war die Absicht der Ostindischen Kompagnie, lediglich dazu dienen, die landenden Indienfahrer mit Proviant zu versorgen. Dazu sollten sie Vieh von den Eingeborenen erhandeln und selber Ackerbau treiben. Das meiste Saatkorn und auch einiges Zuchtvieh kam von Batavia. Aus der einfachen Proviantstation erwuchs allmählich eine selbständige Niederlassung und aus den versprengten Siedlern ein Volk. Sehr bald nun bedienten sich, um den Ackerbau und die eigene Viehzucht erfolgreicher auszudehnen, die Siedler farbiger Sklaven. Die Sklaven bestanden zum teil aus Malayen, die von den Sundainseln und Molukken kamen, zum teil aus eingeborenen Afrikanern: Hottentotten, Kaffern, Guineanegern, Schwarzen aus Angola, Mosambik und Madagaskar. Mit den Sklaven vermischten sich die Siedler, wie das damals allenthalben in europäischen Kolonien Sitte war und zum teil noch jetzt, wenn auch unter veränderter Form, Sitte ist.

Ich muß bei der Aufnahme farbigen Blutes länger verweilen, weil sie hartnäckig und heftig bestritten wird. Man kann sich dafür allerdings auf keine Kirchenbücher berufen, allein der Augenschein, das Bestehen zahlreicher Bastarde, ja ganzer burisch redender Bastardstämme ist allein Beweis genug. Dazu rechne man zahlreiche mündliche wie gedruckte Erinnerungen, darunter einen so unverdächtigen Zeugen wie jene geniale, tieffühlende Prophetin, die jetzt von Johannesburg aus das furchtbare Völkerringen beobachtet, Olive Schreiner. Bis in das 19. Jahrhundert hinein war in Südafrika ein Familienleben wie das Abrahams nicht ungewöhnlich. Der Bur hatte eine weiße Frau, gelegentlich auch eine zweite, die er sich von den sogenannten Logensklavinnen, weißen Mädchen ohne Verwandtschaft und Schutz, ausgelesen hatte, und nahm sich dazu so viele farbige Dienerinnen, als ihm in den Sinn kam. Von einem gewissen Bur ist überliefert, daß er allein von seinen Dienerinnen nicht weniger als vierzig Kinder hatte. Er war gewohnt zu sagen: wenn ich einen tüchtigen Sklaven brauche, muß ich ihn selber zeugen. So erzählt wörtlich Frau Schreiner, die im Herzen des Burenlandes aufgewachsen, in ihren „Stray thoughts on South Africa“, die durch Sachkenntnis, sittliche Glut und glänzenden Stil alles übertreffen, was über die Buren und ihren Charakter geschrieben worden ist. Wie im Haushalte Abrahams, so fehlte es auch am Herde des Afrikanders nicht an peinlichen Auftritten, an Zorn und Ausbrüchen der Eifersucht, deren Kosten stets das farbige Weib bezahlen mußte. Noch wispert man von glühenden Oefen, die die aufgebrachte weiße Gattin für ihre unglücklichen Nebenbuhlerinnen geheizt. Die Folge dieser Verhältnisse war eine weitgehende Bastardierung. Noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts genügte nicht der Vatername zur Vorstellung, sondern man fragte sofort und vor aller Ohren weiter: welcher Mutter Kind?

Eine weitere Folge war die Verderbnis der Sprache. Die Siedler nahmen von ihren Sklaven, sowie den sonstigen Farbigen, mit denen sie in Berührung kamen, viele Fremdworte an. Wie rasch ein derartiger Vorgang bei kulturfernen Europäern zur Kreolisierung der Sprache führt, sah man z. B. bei den Yankees, die seit 1838 in Oregon eingewandert waren: schon 1860 war eine Mischsprache entstanden, bei der z. B. sämtliche Zahlwörter dem Chinuk der Oregon-Indianer entstammten. Aehnlich sind die ältesten weißen Siedler Südafrikas ihrer Umgebung halb erlegen. Ihre europäische Sprache ward von afrikanischen und asiatischen Elementen überwuchert. Besonders gewann das Hottentottische und das Malayische Einfluß. Von Java und den Molukken wurden Tausende von Sklaven nach dem Kap gebracht, auch schickte die Ostindische Kompagnie gelegentlich Staatsgefangene ebendorthin, wie die Prinzen von Timor und Ternate, die mit großem Gefolge jahrelang an der Simonsbai lebten und so das Malayische verbreiteten. Diese eigentümlichen Wandlungen der Sprache haben denn auch nicht geringen Anteil der Gelehrten erregt. Den Grund zu einer besseren Kenntnis legte der Holländer Mansvelt, seit zehn Jahren Unterrichtsminister im Transvaal, in seinem Idiotikon des Afrikandischen, das 1874 erschien. Mansvelt hat den Vorteil, den schwer zu erreichenden Stoff aus unmittelbarer Nähe zu kennen, aus dem Vollen zu schöpfen. Seine Forschungen wurden von dem berühmten Grazer Gelehrten Schuchardt und dem Holländer Hesseling (De afrikaansche Taal 1899) aufgenommen. Keiner dieser beiden Herren hat Südafrika gesehen, aber Schuchardt ist durch langjähriges Studium von Kreolensprachen ganz besonders zu einem Urteil befähigt, während Hesseling's fleißige Arbeit durch eindringende grammatische Forschung und überlegene Kenntnis der holländischen Volksmundarten sich auszeichnet. Schuchardt hat nun die Behauptung aufgestellt, daß das Afrikandische drauf und dran war, zu einem Kreolendialekt herabzusinken und daß es noch jetzt Spuren davon bewahrt hat, Es scheint, daß die Behauptung wohl begründet war. Außer dem Malayischen ist übrigens, wie alle drei Genannten hervorheben, das Portugiesische in hohem Maße an der Entstehung der „Taal“ beteiligt gewesen. Vom Anfang des 16. bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Portugiesische die Verkehrssprache der östlichen Gewässer. Durch die Matrosen der Ostindienfahrer und ihre malayischen Diener ist eine sehr beträchtliche Menge portugiesischer Ausdrücke in den Sprachschatz des Afrikanders gekommen. Wie auch sämtliche Mundarten der Südostbantu wesentlich durch das Portugiesische beeinflußt worden sind.

Die Ostindische Kompagnie hielt indes streng darauf, daß überall das Holländische durchdränge. Sie scheute sich nicht, den Hugenotten ihr Französisch zu verbieten und dasselbe mit Gewalt auszurotten. Sie sorgte für die

Anstellung holländischer Pfarrer, der „Siechentröster“, und den Nachschub europäischer Einwanderung. Sie brachte eigens niederländische Mädchen nach dem Kap, damit keine Not vorläge, nach farbigen zu greifen. Auch hob sich allmählich die Sittlichkeit und der Rassenstolz der Kolonisten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das Französische vollständig verschwunden, der Einfluß der Farbigen zurückgedrängt und war, zusammengeschweißt aus all den abweichenden Elementen, ein neues Volk auf dem Angesicht der Erde entstanden. Ein unzerstörbarer Grundstein war gelegt, der alle Stürme überdauert hat, ein machtvoller Stamm gepflanzt, den kein späteres Pfropfreis mehr umbilden konnte. In Sprache und Religion, Sitte und Tracht, Haus und Hof war eine Einheitlichkeit, wie sie in keinem Lande Europas oder Amerikas herrscht, eine Einheitlichkeit, die im wesentlichen bis zum heutigen Tage geblieben ist. Rasse und Kultur der Buren ist in der Folgezeit vielfach von neuen Schichten überlagert worden, aber wie von starker Untermalung alle daraufgesetzten Lasurfarben verschlungen werden, so ist der Urgrund burischen Wesens durch alle Zuthaten siegreich durchgedrungen.

Einheitlichkeit bedeutet aber noch lange nicht Starrheit oder Einerleiheit. Die Buren haben im Gegenteil eine recht bunte Mannigfaltigkeit entwickelt und sind durch recht viele Mauserungen hindurchgegangen. Und zwar haben sie sich, außer in der ersten Zeit des Goldtaumels, immer zum Besseren und Höheren emporgerungen. Es ist daher thöricht, wenn die Buren selber und ihre Freunde sich so sehr gegen eine Anerkennung des einstigen Barbarentums oder des farbigen Blutes sträuben, das in ihren Adern fließt, und gemeiniglich die Thatsachen einfach totschweigen. Denn gerade die Ueberwindung dieses Blutes und der barbarischen Gesittung bezeugt am besten die Zähigkeit der niederdeutschen Art und ihre unendliche Entwicklungsfähigkeit. Im übrigen heißt Vermischung mit Eingeborenen nicht unbedingt eine Schwächung der weißen Rasse, so lange das fremde Element nicht zu stark eindringt. Der große Erzähler Dumas hatte Negerblut in den Adern. Ich kenne eine Enkelin einer Hottentottin und des weiland sehr berühmten Missionars Dr. Philips, die der bedeutendste Charakter und der schärfste Verstand eines ganzen weißen Bezirkes ist. Ein kleiner Zusatz von Indianerblut hat zu der Zähigkeit und Rastlosigkeit der Yankees beigetragen. Ihre kriegerische Tüchtigkeit, ihren Mannesstolz, ihre führende Stellung verdanken die Chilenen ihrer Mischung mit Araukaniern, und der einzig mexikanische Führer, der sich erfolgreich gegen Maximilian hielt und ihn zuletzt überwand, Juarez, war ein indianisches Vollblut. Während aber in Ländern mit schwacher europäischer Einwanderung wie den nördlichen Staaten Südamerikas das barbarische einheimische Blut immer ungestümer vordringt, ist umgekehrt in Südafrika die weiße Einwanderung immer mehr angeschwollen. Wenn daher

die Buren einiges von den älteren Bewohnern des Bodens angenommen haben, wie Gewohnheiten der Jagd und Viehbehandlung, Haus- und Feldsklaverei und das daraus entspringende patriarchalische Familienleben, endlich die Halbmondform des Angriffs in der Schlacht: so ist die Grundform ihres Geistes durch den beständigen Nachschub von Nordeuropa befähigt worden, immer germanisch zu bleiben. Das zeigte sich auch in der zuletzt siegreichen Beständigkeit der Sprache. Durch so viele fremde Einflüsse hindurch hätte sich die dem Nordholländischen und Friesischen nächstverwandte Taal nicht rein durchringen können, wenn sie fern von europäischem Einfluß sich selbst überlassen worden wäre. Immerhin war die Kreolisierung der Sprache schon so weit vorgeschritten, daß Dutzende malayischer und portugiesischer Worte bis jetzt in der Taal verblieben sind. Doch hat eine Sprachreinigung eingesetzt, die jetzt noch munter weitergeht. Andererseits freilich eine neue Entlehnung von Fremdwörtern. Das Englische hat viele Kulturausdrücke geliefert; vom Deutschen scheinen die Afrikander mit Vorliebe sich die Flüche und Schimpfwörter angeeignet zu haben. Ein wichtiges Merkmal der Kreolisierung, das bis jetzt andauert, war die ungemeine Vereinfachung der Grammatik, das fast völlige Absterben aller Flexion. Der Bur sagt: Ek es, je es, hij es, ons es, je es, hulle es. Dann giebt es noch ein Perfekt: ek es gewes und ek heb getrek und ebenmäßig weiter. Damit ist das ganze schwere Geschäft des Konjugierens erledigt. Trotz der berührten Fremdwörter ist es daher, der grammatischen Einfachheit halber, weit leichter, Burisch zu lernen als Holländisch. Ein Plattdeutscher wird es sofort verstehen und in drei bis vier Wochen selber einigermaßen sprechen können. Mit Präsident Krüger, den er für den verständigsten Mann erklärt haben soll, der ihm noch unter sein Dach gekommen, konnte sich Bismarck ohne weiteres auf Platt unterhalten.

Wir haben gezeigt, daß das ursprüngliche Burentum, das bereits um 1780 eine ziemliche Abgeschlossenheit erreicht hatte, aus mindestens vier Elementen zusammengesetzt war. Nach dem genannten Zeitpunkt hat sich dann von neuem eine Reihe von außen eindringender Einflüsse geltend gemacht. Zunächst kulturell. Die französische Flotte unter Suffren kam 1781 nach dem Kap und blieb dort bis fast zum Ende des amerikanischen Freiheitskrieges. Die Chronisten des Tags wissen viel zu vermelden von den fröhlichen Festen, den Schauspielen, den Liebesabenteuern, zu denen die lange Anwesenheit der französischen Gäste Anlaß gab, und erklären, die ganze, noch unlängst so biedere und gottesfürchtige Bevölkerung sei umgewandelt und vom Taumel des Vergnügens ergriffen. Sodann kam eine sehr große Zahl französischer, britischer, schwedischer Astronomen und Naturforscher, die Jahre lang im Lande verweilten und naturgemäß nicht ohne Einfluß auf ihre Umgebung

blieben, sowie holländischer und britischer Würdenträger, die nicht selten gleich Lord Macartney, dem späteren Gesandten in China, einige Zeit am Kap verweilten und dort Geschmack an Prunk und freier Geselligkeit verbreiteten. Diese auswärtigen Einflüsse, die nie ganz abbrachen, erstreckten sich keineswegs bloß auf die Kapstädter, sondern auch auf viele der entlegenen Gutshöfe, deren Bewohner nach dem Hafen kamen, um den Schiffern Mehl und Vieh zu verkaufen. Wie stark damals europäische Gedanken selbst auf die kulturfernsten Buren wirkten, offenbart sich am deutlichsten an der Bewegung in Grahamstown, dem vorgeschobensten Posten des Kaplandes zu jener Zeit. Man hatte dort von der französischen Revolution gehört und setzte 1795 eine Erhebung in ihrem Sinne ins Werk.

Zu den frischen Kultureinflüssen kam die Einwanderung neuer Kolonisten, die eine abermalige Veränderung der Rasse bedingte. Die meisten jedoch der Siedler, die bis etwa 1870, und viele derer noch, die nachher kamen, sind völlig in das Burentum aufgegangen. Dazu gehören vor allem Deutsche, dann Skandinavier, besonders Dänen. Ferner Briten, von denen eine ganze Zahl, wie ich aus eigener Kunde bezeugen kann, ihrer Muttersprache vergessen und dafür das Burisch erwählt hat. Endlich Portugiesen, von denen die hervorragenden, jetzt gut burischen Familien, Ferreira, Delarey, Albasini, de Souza genannt seien. Der Aufsaugung neuer Elemente steht allerdings die Aufgabe eigener Art entgegen. Britische Kultur und Rasse haben mächtig in Südafrika Fuß gefaßt, so daß die Buren fast ebensoviel durch Verengländern verloren, als sie durch Verholländern andrer gewonnen. Durch die Briten ist ein Riß in das südafrikanische Volkstum gekommen, der bis heute noch nicht geheilt ist.

Dagegen war es ein großer Gewinn, daß seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts das farbige Blut immer bewußter und immer gründlicher in den Hintergrund gedrängt wurde. Zunächst ist aus der weitgehenden Mischung eine besondere Bastardrasse ausgeschieden, ähnlich den Eurasiern Indiens. Einige dieser Bastarde, die überwiegend von hottentottischen Müttern stammten, thaten sich Anfang des 19. Jahrhunderts zusammen und gründeten kleine Gemeinwesen am Oranje, eine nicht unbeträchtliche, politische Bedeutung erlangend. Andere blieben in untergeordneten Stellungen am Kap und starben meistens im dritten oder vierten Geschlecht aus. Wieder andere verheirateten sich mit Weißen und verschmolzen sich allmählich mit den übrigen Afrikandern, obwohl das unschwer zu bemerkende Vorhandensein dunklen Blutes immer noch etwas völliger Gleichheit und Anerkennung entgegensteht. Die Verschmelzung war nicht so leicht, solange die unehelichen Kinder als Kutscher und Viehhüter noch im väterlichen Hause wohnten und jedermann ihren Ursprung kannte, sie wurde erst auf den Diamanten- und

Goldfeldern möglich, wo jeder so weit galt, als sein Arm und sein Witz reichte. Die Bastardierung geht jetzt noch immer fort, hat sich jedoch, infolge der strengeren Kirchenzucht und -Ueberwachung, ganz wesentlich gegen früher vermindert: wer Halbblutkinder hat, wird aus der Kirche ausgestoßen, und auch sonstiger Verkehr ihm leicht gekündigt. Die strengeren Anschauungen, die jetzt walten, haben das Los der Mischrasse zu keinem beneidenswerten gemacht, namentlich haben die Frauen es hart, da sie keine Heiratsmöglichkeit haben. Der Blendling wird von zwei Seiten zurückgestoßen, von den Weißen, in denen der Rassenstolz erwacht ist, und von den Schwarzen, die ihre feste Sippenordnung, ihr Erbschaftsrecht und schließlich auch ihren Stolz haben. In seinem Eigentum, innerhalb seiner Familie, umhegt von vertrauter Gewohnheit, anerkannt und geehrt von seinem Kreise, seinem Stamme, ist der Schwarze genau so glücklich und selbstbewußt wie der Europäer in der ihm altbekannten Umgebung. Der Schwarze hat keinen Platz für den Bastard eines anderen Volkes. Auch dünkt sich der Blendling seinerseits zu gut, um mit den Wilden, die nicht wie er europäischen Geistes Hauch verspürt, auf gleichem Fuße zu verkehren; ebenso wenig kann er sich zur Gleichberechtigung mit dem Weißen aufschwingen und schwebt so haltlos zwischen Himmel und Erde. Dabei sind viele dieser Blendlinge, so Männer wie Frauen, wirklich von neuzeitlicher Bildung durchdrungen und stehen an Kenntnissen weit über dem Durchschnittsafrikander; bei den meisten freilich tritt an die Stelle von Erziehung bloß hohle Anmaßung und nachahmende Aufblähung. Die Thatsache, daß das Aufgehen von farbigem Blut in das Afrikandertum aufgehört hat, findet neben dem steigenden Einfluß europäischer Anschauungen in dem Entstehen von Klassen ihre Erklärung. Zwar hat es gleich im Anfang der holländischen Siedlung am Kap mindestens drei Klassen gegeben: Regierungskreise, Burghers oder Städter und Buren oder Landbewohner. Der Bürgerstand war in seinem höheren Range in der Folge durch Prediger und Aerzte auch auf dem platten Lande vertreten, die Buren aber bewahrten untereinander zwei Jahrhunderte völlige Gleichheit. Der Aermste konnte um des Reichsten Tochter freien, und die Nationalität machte keinen Unterschied, da im zweiten Geschlecht oder ganz sicher im dritten doch bloß eine Sitte und Sprache, die holländische, vorherrschte. Besitz fiel nicht so sehr ins Gewicht, wie doch sonst bei allen Bauern, weil überall das Land offen war, und jeder durch eigene Thatkraft sich einen „plaats“ und Vieh verschaffen konnte. Er brauchte bloß weiter nach Norden zu ziehen. Nachdem dies aber erschwert oder unmöglich geworden war, brachte sofort die Erbteilung, die den ältesten Sohn begünstigte, Ungleichheit in den Besitzstand, die im letzten Menschenalter dergestalt zunahm, daß Haufen von „arme Blanke“ in das größte Elend kamen und sich teils als „Bywoner“ bei Verwandten kümmerlich und wenig geachtet durchschlugen, teils, zu faul

zur Arbeit, dem Staate zur Last fielen. Hierdurch war der Anstoß zu einer höheren und niederen Klasse auch unter den Buren gegeben, und wenn jetzt ein landloser Freier um eine begüterte Erbin anhält, so muß er schon über außerordentliche persönliche Vorzüge gebieten, um keinen Korb zu erhalten. Die wachsende Ungleichheit des Besitzes ist von Unterschieden der Erziehung begleitet. Die reichen Grundbesitzer senden ihre Söhne nach England und Holland und ihre Töchter nach der Paarl oder Potchefstroom. Ich habe junge Buren getroffen, die sieben Sprachen verstanden und die Cäsar und Homer „wie Wasser“ lasen. Dazu nehme man die Kenntnis europäischen Lebens und seiner Geselligkeit, und man wird verstehen, warum Familien, wo Schach und Piano gespielt und über Gemälde und Litteratur gesprochen wird, nicht mehr ganz so bereit sind, mit solchen umzugehen, wo nur Schaf- und Mehlpreise den Gesprächsstoff bilden.

Ich bin von dem Gedanken der Entwickelung ausgegangen. Ich habe darzulegen oder anzudeuten versucht, daß, weit entfernt von unveränderlicher Starrheit, Rasse und Kultur der Buren in fortwährendem Fluß begriffen waren. Ich habe weiter auf die Gründe hingewiesen, die eine Spaltung in Klassen veranlaßten. Es erübrigt noch, die Entwickelungsfähigkeit der Buren in politischer Beziehung darzustellen.

Zwei Jahrhunderte hindurch ließen sich die Buren eine an Despotismus grenzende Bevormundung gefallen. Die weiter ins Land hinein trekkenden Siedler zeigten jedoch, durch ihre erfolgreichen Jagdzüge und Kämpfe mit den Eingeborenen selbstbewußt geworden, allmählich Spuren von Unbotmäßigkeit. Die französische Revolution hatte, wie gemeldet, ein Echo im Nordosten der Kapkolonie. Durch den Einbruch der Engländer wurde vollends der Widerstand und dadurch das Volksbewußtsein der Buren geweckt. Schon vorher war das Gefühl volklicher Einheit vorhanden, aber nur in nebelhafter Verschwommenheit. Es war ein Gefühl, das durch den Haß gegen die Regierung und den Abstand zwischen Städtern und Farmern an Mächtigkeit weit übertroffen wurde. Nun entwickelte sich, durch den Zwiespalt mit den Engländern, den Gegensatz zu fremdem Volkstum, das unklare Gefühl zu bestimmtem Bewußtsein. Der Gegensatz führte zuletzt zu dem großen Trek. Man entrann dadurch dem britischen Joche, aber zerbrach das eigene Volk in zwei Hälften. Nicht minder setzten die am Trek Beteiligten ihrerseits die Zersplitterung fort. Unabhängige Gemeinwesen bildeten sich in Natal, am Oranje, in Wynburg, bei Potchefstroom, in Lydenburg, in den Zoutpansbergen, im Zululand. Gewalthaufen gründeten kleine Republiken in Goschen, in Stellaland, in Upingtonia, am Ngamisee, beim portugiesischen Humpata, in Tongaland und bei den Gaza. Diese Verkrümelung der Kräfte, die an die Germanen der Frühzeit und ihren Mangel an Zusammenhalt erinnert, offenbart eine große Unreife

politischen Verstandes. Und jetzt? Mit welch wunderbarem Geschick haben sich nicht die Buren aus jenen unhaltbaren Zuständen, aus jener schwächenden Zersplitterung herausgerettet! Zunächst erstand aus drei sich bekämpfenden Miniaturrepubliken das starke Transvaal und aus zwei verschiedenen Hälften der Oranjestaat. Dann schloß die selbständige Nieuwe Republick sich aus freiem Willen an das Transvaal an. Damit waren feste staatliche Mittelpunkte geschaffen. Der zweite Schritt war das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Transvaalern und Oranjestaatlern, die einst in Waffen einander gegenüber gestanden hatten. Damit war der Geist der Zersplitterung endgiltig überwunden und die Wiedervereinigung des in alle Himmelsgegenden zerstreuten Volkes begonnen. Der dritte Schritt war die Festigung der teils lockeren, teils ganz abgeschnittenen Beziehungen zu den Volksgenossen unter fremder Flagge, zu den Afrikandern am Kap, in Natal, in deutschem und portugiesischem Gebiet. Die Seele dieser Festigungsversuche war der „Bond“. Der vierte Schritt endlich war der Krieg.

Wie die germanischen Stämme durch die Römer, die Deutschen durch die Eroberungsgelüste der Napoleonischen Dynastie, so lernten die Buren durch den Druck und Ansturm der Briten. Sie lernten, sich enger zusammenzuschließen und ihre schwankenden, unbedeutenden Kommandos zu großen, festbegründeten Staaten auszuweiten. Sie wurden zu eindringlicher Würdigung ihrer eigenen Art, ihres eigenen Volkstums angestachelt. Bewiesen demnach allein durch diesen langsam, aber unaufhaltsam sich vollziehenden Zusammenschluß der einzelnen Volkswesen die Buren ihre staatsmännische Begabung, so entfaltete sich dieselbe noch reicher in dem Verkehr nach außen, dem Verkehr mit den geschulten Diplomaten der alten Welt. In den siebziger Jahren sind zum ersten Male Führer der Buren nach Europa gekommen, und im folgenden Jahrzehnte zeigten sie sich einigen der feinsten europäischen Staatsmänner gewachsen.

Wie einerseits die Anpassungs- und Entwickelungsfähigkeit der Buren über allem Zweifel steht, so behütet sie andererseits ihre niederdeutsche Zähigkeit vor völligem Aufgehen in fremdes Wesen. Es ist jedoch gar nicht zu leugnen, daß britische Art und Sprache, daß die Spekulation und Sittenverderbnis der Goldfelder einen gewissen Einfluß erlangt hatten. Die zwar anmutigere, aber zu schwächendem Genuß neigende Haltung des jüngeren Geschlechts stach bereits merklich von der steinernen Härte der Voortrekker ab. Da aber, wenn wirklich ernstere Sorge berechtigt war, da hat der Krieg auf das wirksamste geholfen. Wem sein Erzklang durch die Seele dröhnte, der ist gestählt und in seiner Eigenart gestützt, sodaß keine Nachahmung fremder Sitte und Sprache ihm mehr schmeichelnd nahen kann. Zugleich wird er durch die eiserne Schärfe und schneidende Not des Lebens davor bewahrt, in Müßiggang und Genuß,

wie es den jungen Transvaalern drohte, zu verflachen. Wahrlich, für diese Klärung und Vertiefung der Afrikanderart war der Krieg ein von Gott gesandtes Glück. Die Gefahr, verengländert zu werden, ist nunmehr endgiltig beseitigt. Schon zeigen sich deutliche Spuren des neuen Geistes in einer auf allen Gassen und in allen Häusern betriebenen Sprachreinigung. Emsig werden englische Worte ausgemerzt und durch holländische ersetzt, bis auf die Speisekarten erstreckt sich, genau wie bei uns, die nationale Kleinarbeit. Es giebt zwar trotz alledem immer noch Leute, selbst in Afrikanderkreisen, die sogar im Falle des Burensieges ein künftiges Ueberwuchern und Vorwiegen der englischen Sprache und Sitte prophezeien. Ich halte diese Voraussagung für falsch. In einem kleineren Lande, wo dichtgedrängt in oder nahe großen Städten ein schwaches, Jahrhunderte hindurch unterdrücktes Volk lebt, wie in Egypten, da ist es möglich, daß das Volk seine angestammte Sitte, Religion und Sprache völlig verliere; wo aber eine Rasse, die im Besitze einer eigenen Kultur ist und die sich ihrer Einheit klar bewußt ist, auf ausgedehnten Strichen sehr weit auseinander wohnt, sodaß fremde Einwirkung erschwert wird, da ist noch nie die Art und Sprache eines Eroberers mächtig geworden. Die Kirghisen, deren Kultur noch nicht einmal besonders hoch steht, sind Jahrhunderte lang russischem Einfluß ausgesetzt gewesen, ohne daß im mindesten ihr Volkstum umgestaltet worden. Die Berber haben Phönizier, Römer, Vandalen, Byzantiner und Araber überdauert und reden noch jetzt hamitisch; von den Arabern, unter derem Drucke sie zwölfhundert Jahre standen, sind sie allerdings oberflächlich zum Islam bekehrt worden, und für Tausende ist jetzt Arabisch die Muttersprache, allein die Hälfte der Berber versteht noch heute kein Arabisch.

Die eichenharte Zähigkeit der Buren kann zu einer Gefahr für uns Deutsche werden. Wir würden sie den Engländern als Nachbarn vorziehen, aber es kann uns nicht angenehm sein, wenn die Kinder südwestafrikanischer Ansiedler zuerst burisch und dann vielleicht nie ordentlich hochdeutsch lernen. Die Buren hoffen auf engere Beziehungen zu uns: auf eine Telegraphenlinie nach Swakopmund, wodurch sie einen unabhängigen Draht nach Europa und Amerika bekämen; vielleicht auf eine Eisenbahn nach Ovampoland, obwohl angesehene Politiker dagegen sind, aus Furcht, daß dann wir dem Transvaal zu nah auf den Hals kämen; auf einen befreundeten Hafen, der zu Kriegszeiten nicht nur, wie Delagoa, neutral wäre, sondern auch seine Neutralität mit starker Faust decken und schirmen könnte. Auch begrüßt man deutsche Einwanderung, erwartet aber, wie mir Präsident Steijn unumwunden sagte, daß sie durch Zwischenheiraten sich mit den Buren verschmelzen würde. Auf eine weitere Schwierigkeit wies der Präsident hin, die in unserer Kolonie durch ein seinen Volksgenossen ungewohntes Regierungssystem erwachse; Reibungen zu begegnen,

sei er dafür, daß seine Leute lieber gar nicht nach Namaland zögen. In der That ist den Buren unsere Straffheit ein Greuel, während Major Leutwein alle Buren für Vagabunden erklärt, die das Land verdürben. Leider hat sich in der Praxis der Enthusiasmus für Stammverwandtschaft noch nicht sonderlich zu bethätigen gewußt, da eine Rasse allein herrschen wollte. Das wollten einmal die Buren, die den Hochdeutschen zu ihrer Lebensführung und -Anschauung hinüberzwangen, ein andermal unsere Südwestafrikaner, die den Buren das Land verboten. Seit letztem Jahre hat endlich in Südwestafrika, unserer wichtigsten und aussichtsvollsten Kolonie, eine reichlichere Einwanderung eingesetzt. Wir dürfen jetzt hoffen, daß das hochdeutsche Element sich dort behaupten werde. Das wird aber sofort auf die Hochdeutschen in den Burenstaaten hinüberwirken. Dann wird die Zeit kommen, wo wir im täglichen Leben stündlich zeigen müssen, ob wir befähigt, das verlorene niederländische Element dem großdeutschen Gedanken zurückzugewinnen. Nur die vollste gegenseitige Achtung kann zu dem gewünschten Ergebnis führen.

Wir werden indes nicht bloß unsere Stellung gegen die Buren zu behaupten, sondern werden auch in nicht geringem Maße den Einfluß der Holländer zu berücksichtigen haben. Es ist ganz einerlei, wie der Krieg ausgeht, er wird daran nichts ändern, daß die persönlichen und weiterhin die allgemeinen kulturellen Wechselwirkungen zwischen Buren und Holländern fortbestehen werden, und noch weniger kann der Ausgang die Weltgeschichte zurückschrauben und die Prägung, welche die Holländer dem Afrikandercharakter bereits eingedrückt haben, wieder verwischen. Es ist ja bekannt, daß die Holländer anfänglich in Südafrika gar nicht beliebt waren und es zum teil noch jetzt nicht sind:

Holland es gebauwt up Palen,
Der Duiwel sall de Hollanders halen

war ein beliebter Spottvers. Vielfach waren es ja Abenteurer und ehrlose Strolche, die von Holland aus Südafrika überfluteten und die dummen Vettern auszubeuten suchten. Man muß sich aber sagen, daß bei der Besiedelung noch jedes Neulandes derartige Elemente auftauchten, und muß anerkennen, daß im Grunde die Holländer eine wertvolle Kulturarbeit verrichtet haben. Mit der Eisenbahn und ihrem tadellosen Betrieb haben sie wirklich ein sehr schönes Stück Arbeit geleistet. Sie haben ferner Schulen gestiftet, Posten und Telegraphen eingerichtet, sie haben Zeitungen gegründet und haben im persönlichen Umgang und in staatsmännischer Belehrung die Eigenart der Afrikander gegen das Angelsachsentum gestärkt. Es ist gar kein Grund vorhanden, warum die Abneigung der Buren gegen die Holländer notwendig auf die letzteren ein schlechtes Licht werfen soll: vielleicht hatten vielmehr die Buren zu lernen. Wenn es klar ist, daß die Holländer nicht bloß ihrer Gesundheit halber nach

Südafrika gingen und tüchtig auch für die eigene Tasche sorgten, so darf deshalb nicht behauptet werden, daß sie bloß aus Eigennutz den Buren beständig empfehlen, sich an holländische Kultur anzulehnen. Gewiß, Deutschland hätte die schöne Rolle, einem abseits stehenden Brudervolke neuzeitliche Bildung zu bringen, ebenso gut übernehmen können, aber es that es eben einmal nicht. Da war es in Ermangelung anderen Rückhalts für die Buren das einzig Richtige, der höheren Kultur der Niederländer sich anzuvertrauen. Nun ist weiterhin bekannt, daß die letzteren ihre Vormundschaft auch in der Weise anwandten, daß sie in letzter Zeit gegen die Deutschen hetzten, von denen sie aus ihren einträglichen Stellungen vertrieben zu werden fürchteten. Das ist menschlich begreiflich, und es ist sehr möglich, daß nach und nach schärfere Reibungen sich daraus entwickelt hätten. Allen diesen Zwisten und Zwistmöglichkeiten hat der Krieg gleichfalls mit einem Schlage ein Ende gemacht und hat künftiger Eintracht der niederdeutschen wie der hochdeutschen Kulturvertreter weite Bahn gebrochen. Im übrigen hat gerade auch wieder der Wettbewerb der beiden verwandten Zivilisationen um die Führung des Burenvolkes den Horizont der südafrikanischen Vettern erweitert und ihr politisches Verständnis sowie ihre ganze Weltanschauung vertieft.

Die Uebersicht über die Entwickelung der Buren und ihres Volkstums wäre unvollständig, wenn wir nicht auch, im Hinblick auf die letzten Ereignisse, auf Wandlungen der Zukunft hier hinwiesen. In der langen und vielverworrenen Geschichte, durch welche die Erziehung des Burenvolkes hindurchgegangen ist, ist kein einziges Zeitalter, das an erziehlicher Wirkung mit dem jetzigen zu vergleichen ist. Von den abgelegensten „Erven“, zu denen kaum ein schwacher Widerhall neuzeitlichen Lebens drang, die der Besitzer vielleicht bloß viermal im Jahre verließ, um ins nächste meilenweit entfernte Dorp zu reiten, von der halbtropischen Wildnis des Nordosttransvaals, von dem Ngamisee und der menschenleeren Wüste der Kalahari sind jetzt die Afrikander nach Pretoria gekommen, haben dessen Bauten bewundert und haben mit den führenden Männern dort gesprochen. Sie sind in die Schlacht gezogen und haben monatelangen Gedankenaustausch mit ihren Volksgenossen gepflogen. Sie wurden von ihrer Regierung aufs beste mit Kleidern und kriegerischem Schmuck ausgestattet und wurden mit vielen Erfindungen, wie Telephon, Heliographie, Fesselballon bekannt, von denen sie früher keine Vorstellung hatten. Sie wurden eifrige Zeitungsleser. Unberittene „arme Blanke“ wurden mit Roß und Sattel und Mausergewehr versehen und konnten sich so wieder fühlen und hochgemut unter ihren Freunden bewegen, anerkannt und geehrt, Gleiche unter Gleichen. Alle aber, vom ärmsten Bauer bis zum Minister, haben durch den häufigen Verkehr mit Europäern in Lazareth und Gefängnis, vor dem Feind und im Kriegsrat, und zwar zum teil mit hochgebildeten,

feinsinnigen Europäern, da man bislang überwiegend nur den Typus des Johannesburger Protzen kannte, unzweifelhaft viel gelernt. So ergoß sich ein Strom neuer Anschauungen, wie ihn kein anderes Ereignis gleich wirksam hätte heraufbeschwören können, in das Hirn eines ganzen Volkes. Und mächtiger, eindringlicher als das alles die ungeheure sittliche Erhebung, der zornige Mannesmut, den der Kampf mit dem Erbfeind in der Brust eines jeden entfacht. Wer will da leugnen, daß solch Riesenschicksal entscheidend die Zukunft burischen Volkstums bestimmen wird?

II.

Ein Volk, das in wenigen Menschenaltern einen ganzen Erdteil wie Australien besiedelt hat, das aus nackten Felsen wie Hongkong und Aden blühende Handelsplätze in wenigen Jahrzehnten schaffen konnte, versteht sich sicher auf Kolonisation. Wenn dagegen beständig die Briten als das größte Verwaltungs- und Kolonisationsvolk gepriesen werden, das je der Erdball erschaut, wenn so falsche Meinungen selbst von bedeutenden deutschen Welthandelsstatistikern verbreitet werden, wie die, daß 300 Millionen Inder englisch reden, da noch nicht eine Million es vollkommen versteht, da ist es an der Zeit, gegen gefährliche, ja verhängnisvolle Irrtümer Einspruch zu erheben. Eventus stultorum magister! Wenn an einem gegebenen Orte unter gegegebenen Umständen Erfolg erzielt wurde, so ist das kein Grund dafür, daß unter anderen Umständen in einem anderen Lande der gleiche Erfolg sich einstelle. Wenn England meisterhaft flottenstrategische und kommerzielle Lagen auszunutzen verstand, so folgt daraus noch nicht, daß es mit Auswanderung und Ansiedelung gleich glücklich war. Wenn es endlich ihm gelungen ist, leere Länder wie Australien zu besiedeln und von fremder Kraft vorbereiteten Boden wie Kanada zu übernehmen, so kann es immer noch da scheitern, wo schwierigere Verhältnisse vorliegen. Britisch-Westindien ist gegenwärtig bankerott, Jamaika geht in den Besitz der Schwarzen über, Indien ist trotz der konventionellen, freiwilligen Kriegsbeiträge der Maharadschas am Vorabend der Revolution, Sierra Leone liegt brach und kostet dem Mutterland mehr, als es einträgt, Cypern ist nach 21 jähriger britischer Herrschaft keinen Deut besser daran als unter dem Sultan, Rhodesia ist eine buntschillernde Seifenblase, die bald platzen wird, Uganda ist, wie selbst englische Politiker zugestehen*), jetzt weit schlimmer daran als vor der britischen Okkupation. Am wenigsten aber kann von einer Anglisierung tropischer und subtropischer Gegenden die Rede sein. Alles, was darüber einer gläubigen Welt erzählt wird, ist entweder gänzlich aus der Luft gegriffen oder gründet sich auf vorübergehende Aeußerlichkeiten.

*) S. den ausführlichen Aufsatz in The Imperial Asiatic Quarterly 1899.

Auf Egypten ist der englische Einfluß kulturell bis jetzt völlig null gewesen, und in Indien ist er auch nicht durch die Haut gedrungen. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß als Küstenverkehrssprache das Englische in den chinesischen, australasiatischen und südamerikanischen Gewässern täglich Fortschritte macht. Aber auch der sprachliche Einfluß der Engländer wird fast stets gewaltig überschätzt. Haben nicht so einsichtige Leute wie Sir Charles Dilke und der weiland britische Gesandte in Peking, Sir Thomas Wade, prophezeit, daß Englisch binnen kurzem die Nationalsprache Japans sein werde? Wenn irgend etwas, so zeigt ein solcher Wahn hochbedeutender Politiker und Historiker die völlige Unfähigkeit der heutigen Engländer, fremdes Volkstum zu verstehen und richtig abzuschätzen, denn vor der Götterdämmerung wird ein solcher Sprachentausch Japans nicht eintreten.

Wenden wir diese allgemeinen Betrachtungen auf Südafrika an, so finden wir, daß auch dort die Engländer flottenstrategisch und kommerziell ungeheure und ungeahnte Erfolge errungen haben, daß sie hingegen im Siedelungswesen nur mäßigen Glückes sich zu erfreuen hatten, während ihr Unvermögen, fremde Art zu begreifen, sie in der Behandlung der Buren gänzlich scheitern ließ. Hier konnten die Engländer die Neunerprobe auf ihre kolonialpolitischen Berechnungen ablegen, hier, in zwar schwierigen, aber dankbaren Aufgaben die Kolonisationsmeisterschaft erringen, aber sie haben die Probe nicht bestanden und sich des höchsten Lorbeers nicht würdig gezeigt.

Die überseeische Siedelung der Briten hat in Nordamerika begonnen, ergriff dann Australien und zuletzt Südafrika. Am leichtesten war die Sache in Australien. Das Land wurde von Eingeborenen gesäubert und durch weiße Squatter eingenommen. Mißlicher waren die Verhältnisse in Amerika. Hier stieß man nicht nur auf kriegerische Indianer, die jetzt noch nicht ganz verdrängt sind, sondern auch auf andere Europäer; dann hatte man die Empörung der eigenen Volksgenossen zu bekämpfen. Das Entstehen einer unabhängigen Union war nicht zu hindern, dagegen wurde Kanada bewahrt und die dortigen Franzosen unschädlich gemacht. Nachdem man durch Anerkennung ihrer Rechte die Quebeker beruhigt, gelang es, die kleine französische Sprachinsel des Ostens, sowie in der Folge die deutschen Niederlassungen des Westens zu umfluten und dadurch dem Angelsachsentum unbedingtes Uebergewicht zu verschaffen. Am schwierigsten und verwickeltsten gestaltete sich die Lage in Südafrika. Die Engländer haben dort weder die Eingeborenen, noch die anderen Weißen, noch die Freiheitsgelüste der eigenen Auswanderer auszurotten vermocht.

Immerhin haben auch auf volklichem Gebiete die Engländer am Kap einige Errungenschaften zuwege gebracht. Einige tausend britischer Siedler, die den besseren und besten Klassen angehörten, kamen 1820 in den Osten der Kapkolonie, der hinfort britischer Art zuneigte; andere Tausende erwarben

Farmen im Freistaat und Transvaal. Das Ergebnis war, daß ein Zwiespalt in das südafrikanische Volkstum getragen wurde, der bis in unabsehbare Zukunft andauern wird. Hunderte von Burenfamilien wurden verenglischt, namentlich am Kap, wo das gesellige Uebergewicht der Briten durch den Einfluß einer britischen Regierung verstärkt wurde. Und zwar nicht nur verengländert der Sprache nach, sondern auch in der Gesinnung. Es galt für ehrenvoller, dem großen britischen Reiche anzugehören, als dem armseligen Burenvolke, wie Segest die Pracht der Römer den Bärenhäuten seiner barbarischen Heimat vorzog. Auf der anderen Seite aber wurden viele Briten in das Lager der stiernackigen Buren hinübergezogen und durch den Einfluß ihrer Umgebung selbst zur Aufgabe ihrer Muttersprache veranlaßt. Der Gewinn der Buren entsprach zwar hierin nicht ihrem Verluste, ist jedoch nichtsdestoweniger höchst bedeutsam. Kärger hat vor wenigen Jahren (1894) es für eine Seltenheit erklärt, daß Kapburen kein Englisch verstünden; Ausnahmen gäbe es nur im Nordwesten. Ich habe einen erklecklichen Teil der Kolonie zu Pferde durchzogen und bin fast in jedes Burenhaus am Wege eingekehrt und habe gefunden, daß ganz nahe der Kapstadt, in Swellendam*) und Riverdale und Oudshoorn und Prince Albert und Snieuwbergen, lauter Bezirken nach Osten hin, es ganze Striche giebt, wo selbst Enkel britischer Einwanderer kein Wort englisch verstehen. Es ist aber einmal ein unausrottbarer Aberglaube, daß britische Art sich immer und überall übermächtig erweise, als ob nicht Briten in Pennsylvanien Deutsch und in Süd-Kalifornien und Chile Spanisch angenommen hätten. Genug, am Kap hat das englische Element ansehnliche Fortschritte gemacht, es hat aber nicht verhindern können, daß zwei Drittel der Kolonie in Sprache und Sympathien burisch blieb.

Der Bond, der jene Sympathien zum Ausdruck brachte und der 1876 entstand, ist bis in die jüngste Zeit fortwährenden Schwankungen ausgesetzt gewesen und ist niemals ganz zu entscheidender Klarheit und Festigkeit gelangt. Die Einschüchterung des Germanen durch das Fremde oder aber die verhängnisvolle Seite germanischer Treue stand im Wege. Es ist ungemein schwer, hier deutlich zu sehen, zumal man hauptsächlich auf mündliche Quellen angewiesen ist, mir will indes scheinen, als ob die Führer des Bondes sich schlecht auf die Zeichen der Zeit verstanden, schlechter als Tausende ihrer Anhänger. Die Begründer des Bondes, Esselen, Reitz, Borkhagen, lauter Deutsche, wünschten zunächst nur, dem burischen Volkstum einen größeren Halt, eine reiche Fülle von Bildung zu geben. Dann erwachte der Gedanke eines geeinigten britischen Südafrikas burischer Nation. Borkhagen wollte nach Berlin und den Kaiser bitten, Deutsch-Südwestafrika aufzugeben, damit der

*) Wo Anfang April denn auch ein Aufstand ausgebrochen ist.

schöne Traum jener Einigung sich erfüllen könne. Hofmeyr, der spätere Leiter des Bondes, und Schreiner waren vollends von der Macht des britischen Reiches so befangen und verblendet, daß sie alles thaten, den Glanz Englands zu erhöhen, wähnend, dadurch zugleich den Buren zu dienen. Bei dem ersten britischen Kolonialkongreß, der zu London 1887 stattfand, sprach Hofmeyr beredt für Imperial Federation; in Ottawa 1893, bei der zweiten Zusammenkunft, war er es wiederum, der Burenführer, der praktische Vorschläge machte, wie der große britische Plan ins Werk zu setzen wäre, und seine Vorschläge wurden angenommen. Und Anfang 1899 war es wiederum ein Burenführer, ein Bondoberster, der Premier Schreiner, der es durchsetzte, daß das Kapparlament einen Beitrag zur Küstenverteidigung des britischen Reiches bewilligte, und der ähnliche Beiträge von den Freistaaten des Inneren zu erhoffen sich erkühnte. Nicht minder hatte die britische Regierung 1890, als Krieg mit dem Transvaal drohte, Hofmeyr benutzt, um einen Druck auf Krüger auszuüben, und zwar mit besserem Erfolge benutzt, als die Römer den Flavius gegen Armin. War es da ein Wunder, daß nicht die Freunde der Buren, sondern auch die Bondleute selber zuletzt kopfscheu wurden und in dem gefährlichen Doppelspiele, das ihre Führer in bester Absicht spielten, sich nicht mehr zurecht finden konnten? Das Verdienst, schneidende Klarheit in die trüben Vorstellungen gebracht zu haben, gebührt zum teil Krüger, zum teil seinen holländischen Beratern. Die Klarheit war ein Ergebnis von Instinkt und nüchterner Ueberlegung. Eine innere Stimme sagte dem Transvaalpräsidenten und Gleichgesinnten, daß das Burenideal niemals unter britischer Flagge verwirklicht werden könne, und die historisch und diplomatisch Geschulten wiesen nach, daß England zwar zeitweilig Konzessionen macht, aber nur, um zuletzt die selbsteigensten Zwecke dort zu erreichen. In der That, das bißchen Selbstverwaltung, das England seinen nicht englisch besiedelten Kolonien teils für die ganze Verwaltung, teils lediglich für städtische Organisation zugestanden hat, das geht nie so weit, daß es die absolute Vorherrschaft englischer Art in Frage stellte. Auch Kanada, dessen Vorbild Hofmeyr beständig vorschwebt, ist durchaus nicht maßgebend, denn was man einer Minderheit gefahrlos bewilligen konnte, wird man niemals einer bedrohlichen Mehrheit in gleichem Umfang gewähren. Auch hatten die Quebeker bisher an Frankreich nicht den mindesten Rückhalt, während ganz Europa in einer für Downingstreet beängstigenden Weise sich für die Buren zu interessieren begann.

Es ist nicht zu verkennen, daß trotz ständiger Reibereien und gelegentlicher kleiner Kriege die Buren der britischen Herrschaft gar nicht so unbedingt abgeneigt waren. Sobald die Erregung über englische Unbilden nachgelassen, sobald die Uneinigkeit im eigenen Lager wieder ihr Haupt erhoben, stieg stets wieder die Schale der Briten. Der Bur wird leicht ungeduldig und kleinmütig, wenn

es nicht nach seinem Kopfe geht. Die geschilderte Zersplitterung in endlose kleine Gemeinwesen, dazu die offenbare Ohnmacht, eine regelrechte Staatswirtschaft einzuführen, der Mangel endlich an leitenden Männern, der sich bei jeder Präsidentenwahl peinlichst fühlbar machte, alles dies schwächte das Selbstvertrauen des nie zur Ruhe kommenden Volkes und ließ die Stärke und Beständigkeit britischer Regierung in günstigerem Lichte erscheinen. So kam es, daß 1877 die Annexion des Transvaals so glatt und mühelos vor sich ging. Man kann von der Widerrechtlichkeit der Handlung sagen, was man will, aber die Thatsache bleibt bestehen, daß Shepstone bloß 25 Mann mit sich hatte, als er in Pretoria einzog. Wenn die Buren wirklich so sehr gegen die Erbfeinde waren, warum haben sie sich denn nicht verteidigt? Es fehlte eben das moralische Element, die Freudigkeit am eigenen Staatswesen. Alles das änderte sich, wesentlich durch die individuelle Wirkung des Triumvirats, seit Majuba. Je mehr das Transvaal innerlich erstarkte, desto folgerichtiger und bewußter wandte es sich gegen England und erwuchs so zu einem festen Mittelpunkt anti-britischer Strömungen. Es nahm den Kampf mit dem Bond auf und versuchte, ihn zu sich hinüberzuziehen. Die Bondleute aber hielten sich für viel gewiegtere und reifere Politiker als die von den Holländern beratenen Pretorianer und trachteten ihrerseits darnach, ihren britenfreundlichen Standpunkt durchzusetzen. Der Freistaat, schwankend zwischen Paarl und Pretoria, bewegte sich bis 1889 unbedingt im Fahrwasser des Bondes und trat sogar später noch einem südafrikanischen Zollverein bei, der außer dem Oranjefreistaat die Kolonie, Betschuanaland und das Gebiet der Chartered Company umfaßte. Doch waren inzwischen die Freistaatler bedenklich geworden und hatten 1889 einen Schutzvertrag mit dem Transvaal geschlossen. Bloemfontein ward durch sein Schwanken der Angelpunkt südafrikanischer Politik, dasjenige Element, um dessen Gunst sich alle umliegenden Mächte bewarben: die Schwesterrepublik im Norden, die Kapregierung und der Bond im Süden und das auf die Kolonie eifersüchtige Natal im Osten. Die Entscheidung brachte der Zug Jameson's. Es war den Buren, als ob ein jäh aufleuchtender Blitz ihnen gezeigt, daß sie dicht an einem Abgrund stünden. Nunmehr gingen die Bloemfonteiner mit fliegenden Fahnen ins Lager von Pretoria über, während der Bond in seinen Grundvesten erschüttert wurde. Der eigenwillige und von seiner höheren Einsicht stark überzeugte Hofmeyr — un poseur et dupe de sa pose — hielt mit seinen Getreuen hartnäckig an dem alten britischen Ideal fest, aber das junge Geschlecht neigte dem nordischen Hochgedanken überwiegend sein Ohr zu; die britischen Kolonisten, die schon für das Afrikandertum gewonnen schienen, suchten zwar eine Zeit lang zu vermitteln, allein sind zuletzt Milner und Fraser, ihren Führern, ins Lager der Imperialisten gefolgt.

Der Gedanke eines südafrikanischen Staatenbundes konnte auf drei Arten verwirklicht werden: Burische Nation unter britischer Flagge, das wollte der Bond und scheiterte; burische Nation und burische Flagge, das will Krüger und kämpft darum; britische Nation unter britischer Flagge, das ist der Traum der Imperialisten. Andere Möglichkeiten, durch die namentlich auch Deutschlands Interessen geschützt würden, sind von keiner Partei der rüstigen Staatengründer ins Auge gefaßt worden. Der imperialistische Plan, durch den die Gegenwirkung des Bondes erst ins Leben gerufen wurde, geht auf Lord Carnarvon zurück. Bezeichnend für die Kenntnisse eines britischen Kolonialministers ist Carnarvon's Erstaunen, als man ihm erzählte, die Zahl der Buren am Kap sei größer als die der Briten: er hatte geglaubt, sämtliche Buren hätten trekkend die Kolonie verlassen. Carnarvon sandte 1876 den Geschichtsschreiber Froude nach Südafrika, um für seine Bundesidee zu wirken. Man pflegt Historikern politisch nicht viel zuzutrauen und zitiert dafür Dahlmann, Bunsen, Bancroft, und auch Froude's Sendung scheiterte völlig; allein wenn auch der überquellende Redefluß Froude's ihn manchmal in Untiefen und Wirbel führte, so wird doch, wer sorgfältig alle Elemente der damaligen Lage erwägt und mit der jetzigen vergleicht, zu dem Schluß kommen, daß Froude's Gedanken vom britischen Standpunkt aus die einzig richtigen waren, und daß es vielmehr die Verbohrtheit und Böswilligkeit seiner Gegner war, die alles verdarb. Im übrigen haben die berühmtesten Staatsmänner in Südafrika keinen besseren Erfolg gehabt. Carnarvon selber glaubte der verschmähten Bundesidee dadurch aufhelfen zu können, daß er das Transvaal annektierte, allein statt den Bund zu beschleunigen, hat er den Karren erst recht in den Morast gefahren und die Mitwirkung der Buren bei seinem Ideal unmöglich gemacht. Fünfzehn Jahre lang ruhte darauf der imperialistische Plan, bis Rhodes ihn wieder aufnahm. Rhodes selber hat eine Mauserung durchgemacht. Er war gleich im Anfang für britische Nation und vielleicht auch für britische Flagge, allein er trachtete nach voller Unabhängigkeit kolonialer Verwaltung. Ob ihm dabei nun das Beispiel der kanadischen Dominion vorschwebte, das Carnarvon zum Muster nahm, oder das Beispiel der ganz von Großbritannien losgerissenen nordamerikanischen Union, darüber ist sich Rhodes offenbar nie ganz klar geworden: in seinen früheren Reden pries er, je nachdem ihn das Kolonialamt gerade gefördert oder verärgert hatte, bald das eine, bald das andere Muster; bald unterstützte er Parnell und die Iren, bald Unternehmungen des Reichs; jedenfalls aber war er stets gegen Bevormundung von Downingstreet aus. Nun überzeugte er sich allmählich, daß eine Uebertragung des kanadischen Systems nach Südafrika einzig und allein den Erfolg haben würde, daß nicht das britische Element verstärkt, sondern daß das burische das Uebergewicht gewinnen würde. Zugleich mußte

er empfinden, vermutlich nicht ohne tiefe Mißstimmung, daß er seine Lieblingsschöpfung, Rhodesia, nicht aus eigener Machtvollkommenheit nach Wunsch entwickeln könne, sondern Reichsbeistand brauche. So beschloß er, das Reich und seine Mittel zum Instrumente seiner Entwürfe zu machen, und ging von der kolonialen zur imperialistischen Partei über. Das bedeutete einen Verzicht auf die Selbstbestimmung seiner zukünftigen Geschicke von seiten des Kaps, aber bedeutete vielleicht größere Dinge als Ersatz. Dazu gehörte der Reichszuschuß zur Kap-Kairolinie, sowie die Hilfe von Reichstruppen bei inneren Verwickelungen. Einmal in den Maalstrom imperialistischer Gewässer geraten, war Rhodes nicht mehr gesonnen, noch fähig, den Lauf aufzuhalten; so steuerte er geradezu auf den Konflikt, auf den Krieg zu.

Es giebt Leute, die den Kampf um Kuba auf den Zucker zurückführen. Dieselben Leute und viele andere dazu sehen im Gold die Ursache des jetzigen Krieges. Gegen diesen Vorwurf nackter Habgier verdienen die Engländer in Schutz genommen zu werden. Der wesentliche Antrieb war doch die Notwendigkeit, die Stellung des Reiches in Südafrika zu wahren und den Grundstein der geplanten großafrikanischen Herrschaft zu sichern. Alle britischen Unternehmungen bis Uganda haben das unbedingte Vorwalten britischen Einflusses am Kap zur Voraussetzung. Vor einem Menschenalter hatte man die Möglichkeit an der Hand, auf friedlichem Wege, unvermerkt, durch langsame Kulturüberrieselung, um einen Lieblingsausdruck Franz von Löher's zu gebrauchen, die unbestrittene Vormachtstellung zu erringen. Durch die Unwissenheit, Anmaßung und Nachlässigkeit der britischen Politiker, durch ihre dünkelhafte Abneigung, auf die bescheidensten Wünsche der verachteten und gehaßten Buren einzugehen, war jene Möglichkeit leichtfertig verscherzt. Nach Majuba waren immer noch Aussichten auf friedlichen Erfolg, nach Jameson waren keine mehr. Die Drachensaat war aufgegangen, und England stand vor der Entscheidung, entweder Südafrika allmählich in feindliche Hände übergehen zu lassen oder die äußerste Gewalt anzuwenden. Keine Macht der Welt hätte in dieser Lage anders gehandelt, England mußte so vorgehn; es blieb ihm nach dem, was voraufgegangen, gar keine andere Wahl. Die eine große Schuld zog die andere größere nach sich. Man kann schlechterdings nicht bestreiten, daß England einfach folgerichtig war. Indes das richtende Schicksal war auch folgerichtig und ließ sie da, wo sie Wind gesät, Sturm ernten. Waren die Buren früher zersplittert und schwankend, waren sie nach Majuba noch in ihren Neigungen geteilt, waren sie selbst während dieses Krieges, während der ersten Siege, nicht ganz so selbstgewiß, so zielbewußt, wie zu wünschen gewesen; so wird doch ganz sicher das Unglück, werden die Niederlagen sie völlig hart werden lassen, werden sie zu einem völlig einigen Volke von granitenem Nationalbewußtsein umschmieden. Schon sind 8000 Kap-

buren zu den Republiken übergegangen, schon verbreitet sich die Empörung bis in das Herz des großen Karroo, bis Beaufort West und Fraserburg,*) was schwerer wiegt als die Triumphe der Briten bei Kimberley und Ladysmith. Die Lage der Briten in Südafrika ist infolge dieser großen Volkserhebung eine unwiderruflich unheilbare geworden, ja man kann mit Recht bereits sagen, daß jeder künftige englische Waffenerfolg eine neue englische Wunde auf volklichem Gebiete schlägt, jeder Sieg in Wahrheit eine Niederlage bedeutet.

Die Katastrophe in Südafrika ist deshalb von so ungeheurer Wichtigkeit, weil ihre Wirkungen sich auf die ganze Welt erstrecken. Sie ist der Ausgangspunkt einer frischen russischen Politik in Iran, einer neuen Konstellation in den Niederlanden und einer glücklich beschlossenen Flottenverstärkung in Deutschland. Sie hat ferner die in der Asche glimmenden Funken irischer Unzufriedenheit zu hellen Gluten entfacht. Ich habe in Pretoria mehrere irische Agitatoren kennen gelernt, kühl wägende Rechner und flammenspeiende Heißsporne, die da Hannibal gleich Länder und Meere durchziehen, nur den einen großen Haß gegen den Erbfeind im Busen, bald in Australien, bald in Kanada auftauchend, überall hetzend, überall aufstachelnd. Harriet Martineau sagt in ihrer meisterhaften Lebensbeschreibung Sir Bartle Frere's, daß Aylward, ein irischer Fenier, der Anstifter der 80er Rebellion im Transvaal gewesen sei. Das ist natürlich schief und ungemein übertrieben, aber ich vernahm jetzt mit Staunen, wie die Iren überall sich zu gunsten des Transvaals bethätigen. Attentate auf britische Kriegsschiffe in kanadischen Gewässern und bei Durban (gegen die „Thetis“), der Brand des Kohlenvorrates im Londoner Marinemagazin, das Entgleisen verschiedener Truppenzüge in Großbritannien, die ausgedehnte Bewegung in den Vereinigten Staaten zu gunsten der Buren, all das wurde von jenen Agitatoren auf irische Mühewaltung zurückgeführt. Man sprach sogar von einer Wiederholung der Fenier-Einfälle in Kanada. Die nach Fingal, dem Vater Ossians, sich benennenden Fenier haben nämlich zweimal einen Versuch gemacht, von dem Unionsgebiet aus nach Kanada einzudringen, um so das britische Reich an der Peripherie zu erschüttern.**) Die Iren gehören zu jenen unglücklichen Völkern, die wie die Polen und Armenier keinen dauernden Staat gründen können, denen es an schöpferischer Kraft nicht so sehr wie an Ausdauer und Mäßigung fehlt. Solche Völker können nie einen maßgebenden Einfluß in der Weltgeschichte erringen, aber sie können zeitweilig von Be-

*) Und allerneustens (Frühling 1900) bis Swellendamm ganz nahe der Südküste.

**) Näheres hierüber in meinem „Wachstum der Vereinigten Staaten von Amerika“, 1899, Bonn.

deutung werden. So wird auch hier von den glühenden Berichten angedeuteter Agitatoren — einer*) hat seitdem ein irisches Freikorps um sich gesammelt und ist als Oberst an die Front gerückt — wird, sage ich, manches abzuziehen sein, dennoch waren die Umtriebe der Iren bereits wichtig genug, um einen langen, warnenden Aufsatz der Times (26. Januar) zu veranlassen. Am bedeutsamsten ist jedenfalls die durch die Iren bewirkte Umstimmung der transatlantischen Republik. Wenn der Gemeinderat einer so englandfreundlichen Stadt wie Boston sich offen für die Buren erklärt, so ist das ein nicht zu übersehendes Zeichen der Volksmeinung. Auch hegen die Staatsmänner von Pretoria gegenwärtig größere Erwartungen von nordamerikanischer als von irgend einer anderen Hilfe. Die gemeinsame republikanische Verfassung spielt bei der gegenseitigen Zuneigung eine nicht unbeträchtliche Rolle. Nicht zu übersehen ist aber auch die Gährung in Irland selbst. Chamberlain mußte im Schloß von Dublin bleiben, weil er es nicht wagen durfte, sich auf der Straße zu zeigen. Volksredner rufen, die Zeit sei gekommen, angelsächsische Kultur abzuschütteln. Ein Priester, Kavanagh, hat erklärt, daß jeder Sohn der Kirche sein Seelenheil gefährde, der jetzt für die Engländer fechte. So haben die 10 000 Pfund, die Rhodes vor bald zwanzig Jahren den irischen Patrioten sandte, die Verwandtschaft südafrikanischer und irischer Gedanken zu bekunden, noch späte Früchte getragen.

Ja, sogar bei dem Besuche der Königin in Irland, der Anfang April stattfand, fehlte es nicht an Spuren von Volkserbitterung. Besucher, die zur Huldigung gekommen waren, wurden vom Pöbel mißhandelt. Gewiß, alle diese Ereignisse sind zu zerstreut und die Irländer zu zerfahren, als daß sie eine ernstliche Gefahr für England darstellten, doch ist die wachsende Unzufriedenheit der Iren zum mindesten geeignet, ihren angelsächsischen Obherren das südafrikanische Spiel erheblich zu erschweren.

III.

Portugal ist seit 1700 in ein Schutzverhältnis zu England getreten, das sich seit den Tagen Wellingtons und dem Ultimatum von 1890 zu richtiger Abhängigkeit zugespitzt hat. Die Folgen davon sind in Europa selbst mit Händen zu greifen, dergestalt, daß englische Jingos sich erkühnen konnten, Portugal zur Eroberung Spaniens aufzufordern, dessen Finanzen dann britischer Verwaltung zu überweisen wären. Kaum minder deutlich sind die Folgen in Afrika, wo die Kolonialmächte immer begehrlicher auf die Liquidation der portugiesischen Besitzungen warten. Mit freigebiger Hand vergab Großbritannien das halbe Kongobecken an Portugal, sich selbst dabei die Meist-

*) Lynch, der im Juni 1902 den bekannten Prozeß hatte.

begünstigung sichernd. Da aber trat Bismarck dazwischen, entriß den Briten ihre Beute und brachte den Kongostaat an Belgien. Dann versuchten sich die Briten in Mosambik und Hinterland. Die Küste bearbeiteten sie durch englische Kaufleute und Eisenbahnen, das Hinterland erklärten sie der Sicherheit halber für britisches Gebiet. Bei der Besitzergreifung wurde so ziemlich jeder im Berliner Kongreß festgestellte Satz des Völkerrechtes mit Füßen getreten. Die Eingeborenen wurden mit Waffen versehen und gegen die Portugiesen aufgehetzt; alte Rechtstitel der Portugiesen, viel besser begründet als die, welche jüngst das Venezuela-Schiedsgericht anerkannt hat, wurden ohne weiteres zur Seite geschoben; selbst thatsächliche Okkupation und Verwaltung wurde ignoriert. Ausgedehnte Strecken von Manika- und Nyassa- und Matabeleland waren allerdings zur Zeit nicht von den Portugiesen besetzt, doch erklärten die letzteren, ihr Anrecht darauf könne nicht als verfallen gelten, weil die beregten Strecken ihnen durch die Zulu, ein außerhalb des Völkerrechtes stehendes Volk entrissen wurden: die Engländer, die ganz genau dieselbe juridische Fiktion in Faschoda und allen, angeblich zu Egypten gehörenden Obernilländern anwandten, kümmerten sich nicht um diesen Grundsatz am Sambesi. Thatsächlicher Besetzung aber wie der durch Serpa Pinto am Schire setzten sie entweder einfache Gewalt entgegen oder erklärten sie für nichtig, weil die betreffenden Gebiete blos von Farbigen verwaltet würden. Diese Farbigen, capitaes mors, waren aber bevollmächtigte Beamte der portugiesischen Regierung. Was würde England sagen, wenn ihm die Franzosen plötzlich die Bahrein-Inseln im Persischen Golf wegnähmen, aus dem Grunde, weil dort nur ein farbiger Vertreter Großbritanniens Geschäfte versieht?

Für die Portugiesen, deren Zorn über das gewaltthätige Ultimatum noch jetzt nach zehn Jahren in unveränderter Glut weiterlodert, ist es vielleicht ein Trost, daß der ihnen abgejagte Raub den Räubern auch nicht zum Segen ausgeschlagen ist. Abgesehen von den Tausenden von Leben, die das pestilenzialische Klima und der Assagai der Matabele erfordert hat, ist Rhodesia auch kein finanzieller Erfolg gewesen. Zuerst hieß es immer: „Wer wird so ungeduldig sein? Laßt doch dem Lande Zeit zur Entwickelung!“ Schön und gut! Es sind aber nunmehr elf Jahre, seit Rhodes seine Charter bekam, und es sind zweiunddreißig Jahre, seit in Tati 1868 das erste Gold Rhodesias gefunden und die ersten Goldstampfer bestellt wurden. Wenn in einem Menschenalter der Ruf eines Goldlandes sich nicht bewährt, kann solches füglich ein Dorado manqué genannt werden. Der Gesamtertrag an Gold war in ganz Rhodesia 1899 rund 40 000 Unzen oder 3 Mill. Mark, eine geringfügige Summe, die kaum die Förderungskosten deckte; dabei sagt noch jedermann, auf die Goldstatistik sei nicht der geringste Verlaß, sie übertreibe in der Regel. So ist es denn nur natürlich, daß die Chartered sich nicht rentiert.

Die Gesellschaft hat bis jetzt Aktien und Obligationen ausgegeben, die, ohne die sehr bedeutenden Kurssteigerungen in Rechnung zu ziehen, einen Wert von 130 Mill. Mark darstellen. Dazu 60 Millionen, die zum größeren Teil noch nicht emittiert sind oder wenigstens Dezember 1899 es noch nicht waren, für den Bau der Sambesi-Eisenbahn. Diesen Passiva stehen in den elf Jahren des Bestehens der Gesellschaft beiläufig 16 Mill. Mark Einnahmen als Aktiva entgegen, Einnahmen, die in keinem Jahre den Verwaltungskosten auch nur halbwegs gleichkamen, sodaß bis dato die Gesellschaft noch nicht einen Pfennig Dividende bezahlt hat.*) Und doch stehen die Einpfundaktien der Gesellschaft auf nahezu vier Pfund. Es ist klar, daß solche Börsentreiberei nur eine Folge zuletzt haben kann, ein englisches Panama.**) Man hat zwar, nachdem die Aussicht auf rentable Goldminen endgiltig aufgegeben war, den Ackerbau in Rhodesia zu „boomen" gesucht und die Weideplätze Manikas und Matabelelandes in schwärmerischen Ausdrücken gepriesen, allein, wenn es auch Thatsache ist, daß Vieh in wenigen Wochen auf jenen Weiden fett wird, so ist es nicht minder Thatsache, daß nach einigen Jahren, aus bisher unerforschter Ursache, alles Vieh wegstirbt. Bekannt ist, daß Pferde sich ebenfalls nicht halten. All dies auch in Orten, wo die Tsetse nicht auftritt und wo die „paarde siekte" ebenfalls wenig Opfer fordert. Auf Grund derartiger Erfahrungen haben denn auch die Buren, abgesehen von dem schlecht verbreiteten und kümmerlich durchgeführten Attendorf-Trek, nie eine Besetzung der Länder zwischen Limpopo und Zambesi ernstlich ins Auge gefaßt. Schon in den 60er Jahren waren Scharen von Buren, darunter Präsident Krüger, in jenen Strichen, teils um zu jagen, teils um das Land auf Siedelungsmöglichkeit hin anzusehen. Hätte das Land sich als günstig herausgestellt, so hätten die Buren, so versicherte man mir allenthalben, schon zwanzig Jahr vor der Chartered davon Besitz ergriffen. Die völlige Wertlosigkeit des Landes hat davon abgehalten. Die

*) Auch ist wohl zu beachten, daß die Einnahmen fast ausschließlich aus den Landverkäufen der Company hervorgingen, vornehmlich solcher städtischer Grundstücke, die eben blos einen Wert haben, wenn große Goldfunde gemacht werden. Ein verzweifelter circulus vitiosus.

**) Das war ein Irrtum von mir. Die Aktien der Chartered Co. sind auf ihrer Höhe geblieben und wurden nicht einmal durch den Tod von Cecil Rhodes beeinflußt. Der Ertrag an Gold in Rhodesia im Jahre 1901 betrug 180 888 Unzen oder ungefähr 13 Mill. Mark. Das bedeutete eine Zunahme von 69 385 Unzen gegenüber dem Ertrage von 1900. Freilich, eine Besiedelung Rhodesias durch Weiße ist außer in den Matopobergen, wo Rhodes begraben liegt, und ähnlich hoch gelegenen Gegenden trotzdem nicht sehr wahrscheinlich, da das Klima dafür nicht geeignet ist. Immerhin ist nicht bloß die Zähigkeit, sondern auch der Erfolg anzuerkennen, mit dem die Engländer ihrem Ziele im südlichen Afrika zustreben.

Anpreisung Rhodesias durch britische und holländische Schriftsteller (wie de Wal) ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. Entweder waren die betreffenden Autoren Touristen, die in der kühlen Jahreszeit ihre Reise unternahmen, sich mit aller Bequemlichkeit umgaben und daher nicht an Krankheit litten — ich stelle dagegen 25 Familien, die von Bloemfontein nach Rhodesia auswanderten, und von denen blos zwei zurückkehrten, die anderen waren Krankheiten erlegen — oder aber die Schriftsteller standen unmittelbar im Verhältnis zur Chartered Company. Es braucht dabei noch gar nicht angenommen zu werden, daß eigentliche Bestechung im Werke war; der ehrenvolle Empfang und die einschmeichelnden Bequemlichkeiten, die man Leuten wie Knight, dem Korrespondenten der Times, und Stanley angedeihen ließ, genügten, deren Urteil in angenehme und der Gesellschaft erwünschte Bahnen zu lenken.

Wichtiger als das Hinterland von Mosambik wäre für Großbritannien die Küste. Seit Jahrzehnten strengt es denn auch alle Kräfte an, um in Besitz jener Küste zu gelangen. Seit 1873 hat es den Sambesi für britische Schiffahrt eröffnet und die Küstenplätze für britischen Handel zu monopolosieren gesucht. Dazu half ein Meistbegünstigungsvertrag und das Versprechen der Portugiesen, ihre Besitzungen an keine andere Macht zu verkaufen. Letzthin war die Lage akut geworden durch die steigende Bedeutung Delagoas und den Durchzug britischer Truppen. Neun Jahre lang wartete man bereits auf den Berner Schiedsspruch, die Erwartung war auf das höchste gesteigert, allein nach dem parturiunt montes kam ein richtiger ridiculus mus, eine Kleinigkeit von nicht 16 Mill. Franken, die Portugal ohne für diesen Fall überleicht erhältliche Hilfe unschwer selbst aufbringen kann, und ein Fiasko des deutsch-englischen Abkommens. Aus dem Truppendurchzug wird sich wohl auch keine Hauptaktion entwickeln, zumal hier ausnahmsweise England wenigstens formell im Rechte ist.

IV.

Gold hat in der Besiedelung Kaliforniens, Australiens und Südafrikas eine Rolle gespielt, aber ausschlaggebend sind doch immer die nationalen und politischen Faktoren gewesen. Kalifornien hatte bereits zwei Jahre zur Union gehört und Transvaal war britisch gewesen, bevor die epochemachenden Goldfunde gemacht wurden. Es entspricht der volkstümlichen Vorstellung, Gold für alles Uebel verantwortlich zu machen. Die Habgier hat ja ohne Zweifel den Krieg in Südafrika mitverschuldet, allein entscheidend war doch der wachsende Imperialismus Englands. Es handelt sich um eine Zeitströmung, deren Einfluß sich niemand entziehen kann, die zu gleicher Zeit in Japan, Deutschland, Rußland, den Vereinigten Staaten und Großbritannien auftaucht. Die Erde

ist zu klein geworden, und im Kampf um die wirtschaftliche Ausbeutung und Besiedelung der letzten Gegenden, die noch frei von europäischen Einwirkungen, geraten die Großmächte hart aneinander. Zunächst werden die Schwächeren und Kleineren erdrückt, dann kommen die Starken an die Reihe. Der Krieg um Südafrika ist ein bedeutsames Stück von jenem Weltkampfe und ist deshalb so wichtig auch für Deutschland.

Wie wird der Krieg enden? Never prophesy, unless you know! sagt Mark Twain. Es fehlt jedoch nicht an Anhaltspunkten, die, richtig gedeutet, blos eine Entscheidung möglich erscheinen lassen. Die Buren haben eine Reihe schwerer Fehler gemacht. Professor Hans Delbrück, von dessen Ansichten die hier vertretenen sonst in mancher Hinsicht abweichen, hat jüngst eindringlich hervorgehoben, daß die Grundbedingung des Sieges den Buren gefehlt habe — die Offensive. Umgekehrt hat Karl Hron es geradezu für verhängnisvoll erklärt, daß die Buren nicht noch bewußter sich auf die Defensive beschränkt, daß sie nicht in ihrem engeren Kreis der Verteidigung hinter Oranjefluß und Drakensbergen geblieben seien. Vermutlich war hier am wichtigsten die politische Lage. Ausschließliche Defensive hätte Entmutigung erzeugt, während rückhaltlose Offensive den Aufstand in der Kapkolonie rascher und wirkungsvoller entfesselt hätte. Das Erste sahen die Buren ein, zur Offensive sans phrase konnten sie sich aber leider nicht entschließen. Daß sie nicht einmal die Bahnverbindung zwischen Kapstadt und Kimberley abschnitten, war vollends unverantwortlich. Auch sonst haben sie Mängel gezeigt. Nicht wegen, sondern trotz ihrer Disziplinlosigkeit und ihres geringen Trains haben sie Erfolge errungen. Als der Platrand erobert war, sandten die Buren, da sie sich nicht vorher untereinander verständigt hatten, weder Verstärkung, noch Seitendeckung, und so mußte der wichtige Posten wieder aufgegeben werden. Schon vierzehn Tage vor dem Durchbruch Roberts' auf der Linie Kudusberg—Jakobsdal sagte mir Esselen, der einstige Staatssekretär, daß eine derartige Bewegung erwartet werde, allein trotz dieser Erkenntnis traf man nur ungenügende Vorbereitungen. Die Gefangennahme Cronje's ward einfach durch Bummelei verschuldet. Es war den Buren bislang so gut gegangen, daß sie der gehörigen Vorsicht vergaßen. Aehnlich war es an den anderen Stellen; was durch Thatkraft gewonnen, wurde durch Nachlässigkeit und Selbstüberschätzung wieder verdorben. Am bezeichnendsten ist hierfür, daß nicht nur Verteilung von Proviant und ähnliches, das sehr gut von Frauen gethan werden konnte, jungen Männern überantwortet wurde, sondern daß Ende Februar es noch 7000 Leute in den beiden Republiken gab, die überhaupt noch nicht in den Krieg gezogen waren. Dabei wurden damals in Johannesburg Tanzstunden eröffnet, Kricket gespielt und in Pretoria an den für die Pariser Ausstellung bestimmten Dingen gearbeitet.

Gerade die mangelnde Anspannung in der bisherigen Kriegsführung läßt indeß vermuten, daß wir noch viele Ueberraschungen erleben werden. Gerade weil die Buren nicht alle ihre Kräfte anspannten, haben sie dieselben auch noch nicht erschöpft. Jetzt erst, nachdem Roberts nach der Hauptstadt des Freistaates gelangt, nachdem der Ernst der Lage furchtbar deutlich geworden, jetzt erst raffen sich die Buren zu entscheidenden Schlägen auf. Vorbei ist es endlich mit der Nachlässigkeit und Saumseligkeit. Ich habe oben darzulegen versucht, wie die Buren fortwährend zu höherer Bildung sich entwickelt hätten. Mitten in der Kriegsführung zeigt sich jetzt ihre Entwickelungsfähigkeit im besten Lichte. Man sieht ein, daß man zu wenig auf Offensive gehalten: gut, eine scharfe Offensive wird gewählt. Man fühlt den Mangel an Bajonetten: das Waffenstück wird beschafft. Man merkt, daß das einheimische Talent zur Bedienung der Kanone doch entfernt nicht ausreicht: auswärtige Offiziere werden in einem höheren Maße herangezogen. Viele junge Leute haben aus diesem oder jenem Vorwand sich abseits von der Front gehalten: sie werden sofort einberufen. Im übrigen ist es so gut wie unmöglich, das Land auszuhungern, auch kommt noch reichlich Zufuhr von Delagoa. Die Truppen aber, die durch Beira kommen und von denen man so viel Wesens gemacht hat, die werden auch schwerlich einen Umschwung herbeiführen; es ist fraglich, ob mehr als die Hälfte von ihnen den Fiebersümpfen des mittleren Limpopo widerstehen wird. Schließlich hat Roberts einst auch in Afghanistan einen kühnen Vorstoß gethan und hat Kandahar erobert, genau wie jetzt Bloemfontein; aber zuletzt sah er sich doch veranlaßt, um nicht von Hunger und Strapazen aufgerieben zu werden, sich zurückzuziehen und Afghanistan sich selbst zu überlassen.

Ich bin häufig der Ungenauigkeit geziehen worden. Gewiß, es ist des Historikers Pflicht, verläßlich zu sein. Allein Ungenauigkeit in Namen und Citaten ist nicht so schlimm, wie Ungenauigkeit im politischen Augenmaß, wie falsche Perspektive in der Auffassung der Thatsachen nach ihrem Wert und ihrer Bedeutung. Zu einer Zeit, da die Wenigsten an den jetzigen Krieg dachten und noch Wenigere den Buren eine irgend wie nachhaltige Widerstandskraft zutrauten, im Juni vorigen Jahres (Pr. J. 96, 540), habe ich darauf hingewiesen, daß ein Bur vier Engländern überlegen zu sein pflegt, und schloß mit der Behauptung, „die Engländer können überhaupt gar kein Heer nach Südafrika werfen, dem die Buren nicht gewachsen wären". An der Ansicht halte ich auch jetzt noch fest.*)

Frankfurt, April 1900.

*) Im Grunde hat sich die Ansicht bestätigt, da die Kapitulation von Vereeniging nicht aus militärischen Gründen erfolgt ist. Jedesfalls war meine Ansicht näher der Wahrheit, als die vorwaltende Unterschätznng der Buren.

Die Lage in Südafrika.

Bismarck verglich England und Rußland mit Bär und Walfisch. Keiner kann so recht dem andern etwas anhaben. Aehnlich ist Burisch-Südafrika wie ein Elephant, der von einer Riesenschlange, dem britischen Imperialismus, umstrickt ist. Die Schlange kann den Dickhäuter nicht erwürgen und dieser kann das schreckliche Reptil nicht los werden. Eine Lösung ist erst möglich durch die Dazwischenkunft eines Dritten.

Der Kampf zwischen Buren und Briten erfüllt bereits ein Jahrhundert. Er ist gefährlicher als einst der Krieg zwischen Griechen und Persern, erbitterter als zwischen Balten und Russen. Er hat länger gedauert als die Kriege der Sachsen und Franken, und die Streitkräfte sind minder gleich als bei Tschechen und Deutschen. Hellenen und Perser waren in sich geschlossene Völker und örtlich von einander geschieden, in den anderen Fällen hatten die Bedrängten starken Rückhalt an unbeteiligten Volks- oder Rassengenossen: den Buren naht die Gefahr von außen und von innen, und ihre Verwandten und Helfer sind weit überm Meer, dazu noch schwankend und unentschlossen. Sie stehen kulturell unter ihren Bedrängern und unendlich weit unter ihnen in ihrer staatlichen Macht.

Andererseits freilich sind die Kriege in Südafrika nicht sonderlich blutig gewesen, und es erscheinen überhaupt die dortigen Verhältnisse, insofern bloß die Zahl der Bevölkerung in Frage kommt, recht unbedeutend. Denn zwischen Kap und Nyassa leben nicht mehr als sieben Achtel Millionen Weiße unter sechs Millionen Farbigen. Allein die geringe Zahl der Weißen hat einen Handel zuwege gebracht, Edelsteine und Edelmetalle mitgerechnet, der den von 43 Millionen Japanern übersteigt. Im verflossenen Jahre*) hat der südafrikanische Handel die gewaltige Höhe von 900 Millionen Mark erreicht. Neben dem Handel ist aber auch noch die strategische Lage von größter Wichtigkeit. Wer die südostafrikanischen Häfen besitzt, beherrscht dadurch einen Zugang zum Indischen Ozean, und, sobald Suez gesperrt, die Straße nach Süd- und Ost-Asien, sowie die nach Australien. Die ausschlaggebende Bedeutung aller südafrikanischen Verhältnisse aber liegt darin, daß dieselben nach Asien und Europa hinüberwirken.

In dieser Wechselwirkung der Erdteile spielen die Rassenprobleme eine hervorragende Rolle. Die Malayen und Inder Südafrikas weisen auf Asien, die Buren nach Europa. Aus Holländern, Vlamen, Deutschen, Hugenotten, einigen wenigen Portugiesen und einer mäßigen Beimischung von farbigem Blut hervorgegangen, bilden gegenwärtig die Buren ein durchaus einheitliches

*) 1898; das folgende Jahr hätte ohne den Krieg der Handel wahrscheinlich 1100 Millionen erreicht.

Volk, das in Sprache und Tracht, in Religion und Sitte weit weniger Verschiedenheiten aufweist als etwa Schwaben und Sachsen, Venezianer und Neapolitaner. Die Buren haben ihrer europäischen Heimat vergessen und halten sich für ein einzigartiges, auserwähltes Volk. Gleich bodenentsprossenen Stämmen halten sie sich für die einzig berechtigten Bewohner und Bebauer südafrikanischer Erde. Alle anderen Weißen müssen ihnen als unberechtigte Eindringlinge erscheinen, während alle Farbigen, so glauben sie, kraft göttlicher Weltordnung ihre natürlichen Untergebenen und Hörigen sind. Nun kamen die Briten und beanspruchten die Herrschaft und plagten die Buren durch ungewohnte und unliebsame Gesetze und suchten die Nebenbuhler zu verdrängen. Da zogen die Buren in die Wildnis, ihren Widersachern zu entrinnen. Es beginnt ein Ringen auf Leben und Tod mit den Gefahren der Wüste, mit Hunger und Durst und reißenden Tieren, und beginnt ein Riesenkampf mit den kriegerischen Eingeborenen. Kaum aber sind die Löwen zurückgescheucht, Griqua und Zulu aufs Haupt geschlagen, kaum erheben sich neue Farmhäuser und Kirchen, da rücken den ewig gejagten Auswanderern die Engländer auf die Fersen und verkünden die Lehre: einmal britischer Unterthan bleibt immer Brite, und das durch auswandernde Unterthanen erworbene Land verfällt der britischen Krone. Die gehetzten Buren setzen sich zur Wehr und bewirken nach vielen Wechselfällen und langen Verhandlungen, daß endlich jene fruchtbare, keiner Hoffnung auf Erden Raum vergönnende Staatslehre aufgegeben wird. Allein damit ward ihnen noch nicht Ruhe vor der unersättlichen Ländergier ihrer Feinde. Gleichwie den wild überwallenden Strom man rechts und links durch hemmende Deiche zwingt, so trachteten die Engländer darnach, den entrinnenden Auswandererstrom der verhaßten Rasse einzudämmen und abzusperren. Die Engländer nahmen, wider alles Recht, ganz Natal, sie besetzten den Oranjestaat und das Transvaal, entrissen den Nebenbuhlern Griqualand mit der Diamantenstadt Kimberley und Betschuanaland, das als Mittelstück zwischen uns und unseren niederdeutschen Vettern dienen sollte. Von den beiden Freistaaten, über die sie mehrere Jahre lang widerrechtlich sich die Herrschaft anmaßten, mußten die Briten zwar wieder die Hände lassen, doch das Eindämmungsgeschäft setzten sie fort. Ja, es gelang ihnen ein Hauptstreich. Obwohl sie im Sandflußvertrag sich ausdrücklich verpflichtet hatten, keinen Landerwerb nördlich vom Transvaal anzustreben, erklärten sie 1889 die Schutzherrschaft über Maschonaland. Nunmehr waren die unbotmäßigen Auswanderer nicht bloß im Südosten, im Süden und im Westen, sondern auch im Norden begrenzt und der Strom lief Gefahr, in einen stillstehenden See, wenn nicht gar einen Sumpf verwandelt zu werden. Zwar erfolgte noch der Vorstoß einer Wanderungswelle nach Zululand und Tongaland, um bei der Lucia-Bai das offene Meer zu erreichen, allein die Engländer gliederten

Tongaland und den größten Teil von Zululand der Kolonie Natal an und verschlossen so den meerwärts drängenden Buren den vorletzten Ausgang zur See und zur nicht-britischen Außenwelt. Der letzte Ausgang war Delagoa. Auch diesen zu versperren, erregten die Engländer den Gazakönig Gungunyana, um die Portugiesen für die Unruhen verantwortlich zu machen und sich einzumischen, dann brachen sie ins Transvaal ein, währenddes englische Ingenieure in Bereitschaft standen für die Delagoabahn, und trafen, als alles fehlgeschlagen, ein Abkommen mit Deutschland, um der heißersehnten Delagoabucht sich finanziell zu versichern. Inzwischen aber war eine Wanderungsspringflut nach dem fernen Nordwesten gegangen, nach dem Ngamisee, dem mittleren Sambesi und Humpata im portugiesischen Gebiet nahe der westafrikanischen Küste, und es erscholl die Kunde von Treks, die nach dem Kongostaat geplant. Da hieß es denn aufs neue: Deiche und Dämme herbei! Und die Briten warfen mit ihren Maximgeschützen Lewanika, den Barotsekönig, zu Boden und rückten bis unweit von Humpata, geräuschlos die portugiesische Grenze überschreitend; sie erwarben 32 Millionen Morgen in der Angola-Gesellschaft und faßten den Gedanken einer Bahn von Benguella, der Hauptstadt Angolas, nach Barotseland, um so nicht blos Handel und Macht in der portugiesischen Kolonie zu erlangen, sondern vor allem, um neuerdings den nordwärts und westwärts zu einem Ausgang, zum freien Meer und zum Kongo anstürmenden Buren einen Riegel vorzuschieben.

Dabei ließen sich die Engländer durch vorübergehende Fehlschläge und selbst durch schwere Niederlagen nicht entmutigen. Mit jener Unverdrossenheit, die über alles Widrige und Peinliche den zähen, zielbewußten Angelsachsen hinaushebt, förderten sie immer von neuem ihr großes Werk. Kein Aufstand schreckte sie, kein Uebelwollen hielt sie zurück; Seuchen und Hungersnot, Schlappen im Felde und der Verwaltung, weder die Assagais der Matabele, noch die diplomatischen Noten der Großmächte, nichts konnte sie dauernd hindern an ihrem Vorsatz, den Nyassa zu erreichen und so die vor ihnen nordwärts weichenden Buren zu überflügeln. Im Sommer 1896 war Cecil Rhodes im Nadir seiner Macht. Wirrsal und Feinde ringsum. Der Einbruch ins Transvaal mißglückt; sein Schmerzenskind, Rhodesia, von den Matabele verwüstet; in sieben Jahren 110 Millionen Mark von seiner Chartered Company ausgegeben, ohne einen Heller Dividende zu erzielen; er selbst als Premier der Kap-Kolonie abgesetzt und als Angeklagter nach London beschieden. Eine mißliche Lage. Viele erklärten ihn für politisch tot. Der außerordentliche Mann zeigte sich indes allen Schwierigkeiten gewachsen. Die Matabele schlug er nieder, die Anklage verlor durch sein Erscheinen ihre Kraft, eine neue Emission von Chartered-Aktien ward mit einer Prämie von 150 pCt. begeben, und Rhodes gelangte von neuem ins Kap-Parlament. Vor

allem aber nahm er, da der Gewaltstreich gegen Transvaal mißlungen, den alten Plan wieder auf, die Buren verkehrspolitisch, finanziell und kulturell zu bezwingen. Die Engländer haben vier Dampferlinien nach dem Kap, ihre Gegner aber kein einziges Schiff. Sie haben ferner drei Eisenbahnen quer durch die Kapkolonie gebaut, eine durch den Oranjestaat, eine durch Natal bis zur Transvaalgrenze und eine, die von Kimberley am Transvaal vorbei nach Bulawayo führt. Endlich durch portugiesisches Gebiet, aber mit englischem Gelde gebaut, die Bahn von Beira ins Herz von Rhodesia. Die Chartered = Gesellschaft, die Erbauerin beider letztgenannten Bahnen hatte gleichzeitig einen Telegraph von Kimberley bis an den Sambesi gelegt. Alle die Unternehmungen, die sich auf neue Verkehrswege bezogen, hat aber Rhodes in seiner Hand vereinigt und mit aller Wucht gefördert. Er konnte sich dabei auf den eigenen Reichtum stützen, den er als Direktor der Debeers=Gesellschaft — sie verkauft jährlich für beiläufig 80 Millionen Mark Diamanten — und als Hauptteilhaber der Johannesburg—Goldfields erworben hatte. Zugleich standen ihm die unbegrenzten Mittel der Exploration Company, deren Hintermänner die Rothschilds sind, zu gebote. So ward denn vor allem die Eisenbahn von Bulawayo nach dem Tanganyika fortgesetzt. Rhodes verlangte dafür von der Zentralregierung in London einen Kredit von 40 Millionen Mark. Wie der Handel von Deutsch=Ostafrika vom Nil im Nordwesten, vom Kongo im Westen abgeleitet wird, so wird die Tanganyika=Bahn unsere Ausfuhr im Südwesten an sich ziehen. Neben der nordsüdlichen Bahnverbindung wird aber auch die östliche eifrig gefördert und wird eine westliche geplant. Die Beira=Bahn ist bis Umtali ganz fertig und bis zu einem Punkte, der zwischen Umtali und Fort Salisbury liegt, nahezu vollendet. Dieser Verkehrsweg hat für Rhodes nicht bloß einen großen finanziellen Wert, insofern er Maschonaland erschließt, sondern auch eine erhebliche politische Bedeutung. Falls man am Kap allzu schwerhörig gegen die Wünsche des abgesetzten Premiers werden sollte, so wird dieser mit der Drohung, allen Verkehr über Beira zu leiten, die kapischen Kaufleute, deren Handel zumeist doch nach dem Norden geht, sehr empfindlich treffen. Um aber noch einen Pfeil mehr auf seinem Bogen oder noch einen Zugang mehr zu seinem Malepartus zu haben, plant Cecil Rhodes, wie bereits erwähnt, auch eine Schienenverbindung mit Benguella an der portugiesischen Westküste, eine Verbindung, die zugleich das Ausbeuten der Kolonie Angola vorbereiten würde. Die Engländer hätten damit nicht weniger als fünf Wege nach dem Rhodesischen Goldland: vom Kap über Kimberley, von Beira, durch Dampfer den Sambesi hinauf, vom Tanganyika und von Benguella. Es müßte wunderlich zugehen, wenn alle diese fünf Wege auf einmal verschlossen werden sollten.

Mit der verkehrspolitischen Beherrschung, die wie Geierskrallen überall ihre Fänge in das Land schlägt, gehen die Fortschritte der großen britischen Territorialgesellschaften Hand in Hand. Das Bezeichnende hierbei ist, daß die Engländer nicht blos ihre eigenen Kolonien an Freibriefgesellschaften, die sich auf umfangreiche Landkonzessionen stützen, übergeben, sondern daß sie auch fremde Kolonien in den Bereich ihrer politisch finanziellen Spekulationen ziehen und in fremden Freibriefgesellschaften Sitz und Stimme und sehr bald den maßgebenden Einfluß zu erlangen wissen. Im Reichstage ist ja mehr als einmal über das Vorwiegen und die auffallende Begünstigung englischer Kapitalisten bei den südwestafrikanischen Konzessionen geklagt worden. Noch stärker ist britisches Geld in den Kolonien der bankrotten Portugiesen beteiligt. Engländer besitzen den ganzen Grund und Boden von Beira und die Hafenanlagen von Inhambane, Quilimane und Tschinde, jener Sambesimündung, die früher dem Sklavenschmuggel diente und die nach vierthalbhundert Jahren portugiesischer Herrschaft erst ein englischer Kapitän entdecken mußte, um sie dem Weltverkehr dienstbar zu machen. Eine englische Gesellschaft hat 32 Millionen Morgen in Angola. Der Bankier Beit, der Freund von Rhodes und Hintermann Jamesons, hat im Verein mit anderen Londonern $^3/_4$ der Aktien der Mosambik-Gesellschaft. Auch bei der portugiesischen Seen- und der Inhambane-Gesellschaft ist britisches Kapital ausschlaggebend. Bloß der Norden des Lourenzo-Marquez-Gebietes ist einem Portugiesen, Vasconcello, zur Ausbeutung überlassen worden. Die portugiesische Regierung ward zur Erteilung der Freibriefe dadurch geködert, daß sie $^1/_{10}$ der Aktien der zu gründenden Companhias erhielt. Durch scharfe Beschränkung der Freibriefs-Privilegien suchte zwar die Regierung ihre Hoheitsrechte zu wahren, kann aber deren Abbröckeln doch nicht verhindern. In Deutsch-Ostafrika und Transvaal waren Landbeleihungen und Freibriefe nicht zu erhalten; da helfen sich die Engländer auf andere Weise. Kaffeepflanzer von Blantyre gehen auf eigene Faust über die Nyassagrenze und suchen privatim Land für neue Pflanzungen zu kaufen. Im Transvaal aber werden allenthalben Landgüter von Engländern erworben, namentlich im Nordosten, wo die Preise zur Zeit noch niedrig sind. Zugleich trachten die Engländer darnach, finanziell und kommerziell das Transvaal zu beherrschen. In der That ist bei weitem der größte Teil der Goldminen und gut $^3/_5$ des transvaalischen Handels in den Händen der Engländer. Es ergiebt sich mithin aus dieser Uebersicht, daß der Anspruch der Engländer, in Südafrika die maßgebende Macht (The paramount power) zu sein, sich in der That auf schwerwiegende materielle Zeugnisse berufen kann. Die Engländer haben aber nicht nur den Willen zur Macht, sondern auch die militärischen Mittel, um einer Befehdung derselben zu begegnen. Sie unterhalten ein starkes Geschwader von 6—8

Schiffen in Simonstown bei Kapstadt und haben die Befestigungen daselbst letzthin bedeutend vermehrt. Auch vergrößerten sie überall in Südafrika ihre Garnisonen und drangen auf emsigere Uebung und Ausbildung der Freiwilligen. Gegen die Freistaaten denkt man, wie in früheren Zügen, so auch fürderhin Natal als Haupteinfallsthor zu gebrauchen und zwar bequemer als früher, weil jetzt eine Bahn bis an die feindliche Grenze führt. Ebenso ist im Westen die militärische Stellung der Engländer durch die Bahn nach Bulawayo, welche rasche Verstärkung und Zufuhr von Süden und Norden ermöglicht, erheblich befestigt worden. Zu der wirtschaftlich-militärischen Umklammerung kommt nun aber auch noch die aufwühlende Thätigkeit im Innern, durch die englische Sprache und Sitte gefördert wird. Die Briten bauen Kirchen, Schulen, Klubs und Schauburgen. Sie bilden Vereine wie die National Ligue, deren ausgesprochener Zweck es ist, Südafrika zu verengländern. Sie gründen eigene Zeitungen und unterstützen fremde im britischen Interesse. Sie sparen nicht mit dem Gelde, wenn es den Aufgaben der britischen Mission gilt, und werfen es mit vollen Händen weg, wenn es sich um die Wahl eines imperialistischen Abgeordneten handelt. Sie erkaufen lärmende Huldigungen und die Stimmen im Transvaaler Volksraad. Sie verbreiten in Europa ungünstige Urteile über das Transvaal und erschweren, kraft ihres Geldes, dessen Anleiheversuche. Sie machen andere Ausländer in Südafrika britischen Zwecken dienstbar. Jeder englische Beamte, jeder Kaufmann, ja jeder Vergnügungsreisende wirkt für die Weltmission des britischen Gedankens.

Die Macht Großbritanniens ist groß, und sie dringt rastlos und in immer schnellerem Tempo vorwärts. Was sich ihr entgegenstellt, wird zermalmt oder mitgerissen. So scheint es in der Thal, als sei es um die Buren geschehen. Allein sehen wir näher zu. Was hat die eiserne und goldene Umklammerung, das System der kommerziellen und finanziellen Bezwingung, was hat die politische und kulturelle Propaganda und was haben alle die kostspieligen militärischen Veranstaltungen denn eigentlich zu wege gebracht? Das Gegenteil von dem, was die Imperialisten so heiß ersehnten. Handel und Goldindustrie hat auch die Buren gewaltig in ihrem Wohlstand gestärkt, die politischen Umtriebe haben ihren staatsmännischen Sinn geweckt und die Vermehrung der britischen Regimenter hat eine ungemeine Vergrößerung des Militärbudgets in beiden Freistaaten zur unmittelbaren Folge gehabt. In offener Feldschlacht wurden die Engländer ohnehin jedesmal geschlagen, nun hat man aber auch noch starke Forts in Pretoria errichtet, mit der Hilfe von Deutschen und Franzosen, und hat die Artillerie außerordentlich vervollkommnet. Die Bestrebungen der Imperialisten aber, die auf die Alleinherrschaft der Angelsachsen in Kultur und Rasse abzweckten, haben einen ungeahnten Aufschwung des Volksbewußtseins bei allen Buren heraufbeschworen. Nicht bloß

ist der Haß der Transvaaler gegen die ländergierigen Erbfeinde ins Ungemessene gestiegen, sondern auch im Oranjefreistaat und am Kap ist der Gegensatz zwischen den beiden nahe verwandten Rassen, der schon im Schwinden war, aufs neue aufgelebt, und das unter der Asche sacht und unvermerkt fortglimmende Feuer zu heller Flamme aufgelodert. Eine Versöhnung der Gegensätze ist nunmehr abgeschnitten.

Die Bilanz der beiden Gegner stellt sich folgendermaßer dar. Vom Kap bis zum Nyassa leben $^{1}/_{4}$ Million Briten. Die Zahl der britischen Einwanderer ist nicht im Zunehmen, sondern hat sich wenigstens in den letzten drei Jahren vermindert. Von Johannesburg sind 1897 sogar 8000 Leute, unter denen viele Briten, mehr weggegangen als angekommen. Ein beträchtlicher Bruchteil der britischen Bevölkerung besteht aus fluktuierenden Elementen, die keinen Fuß im Lande fassen, Beamten, Soldaten, Bergknappen, Arbeitern, Kaufleuten, Ingenieuren, Abenteurern. Dagegen sind die Buren ohne Ausnahme seßhafte Leute; sie und ihre Kinder und Kindeskinder bleiben ewig im Lande. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als eine halbe Million.

Während den Briten lediglich die großen Städte und die Farmen in deren nächster Umgebung zugefallen sind, gehört im großen und ganzen Grund und Boden in Südafrika den Buren. Auch erstrecken sich ihre Niederlassungen über dreimal soviel Land als die der englischen Siedler. Von den Drakensbergen laufen die „Erven" (Erbgrundstücke) der Buren bis nach Gazaland und dem Sabifluß im Nordosten, dem mittleren Sambesi und Humpata (östlich von Mossamedes) im Nordwesten, bis Windhoek im Westen. Zweimal ist schon ein Trek nach dem Kongostaat angeregt worden, nach Katanga und der Gegend westlich vom oberen Sankurru (Westen des früheren Bundareiches), und wird ein solcher vermutlich in nicht allzu langer Frist zur Ausführung gelangen. Weiter aber, als die Buren gegenwärtig, ist ihre Sprache gedrungen. Die Kioko, ein handelndes Wandervolk, haben bereits das Burenplatt im Süden des Kongostaates bei den Eingeborenen zu verbreiten begonnen. Ebenso haben sämtliche Hottentotten und viele der in den Freistaaten lebenden Bantustämme Niederdeutsch als ihre zweite und vielfach auch als einzige Muttersprache erlernt, sodaß die Gesamtzahl der burisch Redenden auf fast eine Million zu veranschlagen ist. Die geringe Masse der Eingeborenen, die Englisch verstehen oder gar sprechen, dürfte mit 30000 noch zu hoch angesetzt sein, sodaß das Englische blos über 280000 Anhänger verfügt. Nun heißt es aber: Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe. Die Buren vermehren sich rascher als ihre Nebenbuhler; sie wissen die Schwarzen besser zu behandeln und gewinnen sie daher leichter für ihr Platt; sie dringen mit ihren Farmen schneller und wirksamer nach Norden und zwar in solche Gegenden wie Gaza-, Nama-, Ngamiland und Mossamedes, wo es keine

britischen Ansiedler giebt. So ist die Fortdauer burischer Rasse und vor allem burischer Sprache für alle Zeit gesichert. Man hat die südafrikanische Lage mit der am Hudson vergleichen wollen, wo die Holländer bald dem angelsächsischen Element erlagen. Der Vergleich ist völlig schief. Am Hudson waren die Holländer bloß ein Menschenalter, als die Engländer erschienen, am Kap aber fünf; sie zählten bloß einige Tausend, in Südafrika eine halbe Million; sie hatten die geringe Strecke von Neu-Amsterdam bis Albany besiedelt, dagegen waren die in Graaf-Reinet ansässigen Buren schon zwanzig Tagereisen von Kapstadt entfernt, als diese britisch wurde, und das Platt hatte schon den Oranje erreicht; in Neu-Amsterdam endlich waren die Holländer selbst im Zenith ihrer Herrschaft in der Minderzahl, wie sie denn häufig Deutsch als Amtssprache gebrauchten, und waren rings von britischen und französischen Besitzungen umringt: am Kap war eine einheitliche weiße Bevölkerung und die nächsten Europäer viele Breitengrade entfernt. So hatten die Buren alle Muße und Gelegenheit, sich wurzelhaft in südafrikanischer Erde einzugraben und ihr die unzerstörbaren Merkmale burischer Eigenart aufzudrücken. Wenn schon Polen und Dänen bei uns nicht zu entwurzeln sind, so ist solch Unterfangen vollends bei den Buren unmöglich, die sich mit Südafrika eins fühlen und die von keiner zweiten Heimat wissen.

Noch eins kommt aber hinzu, um der Sache der ersten Besitzer neue Anhänger zu erwecken und solche der Sache der britischen Eroberer abwendig zu machen. Viele jenseits des Gleichers geborene Briten wenden sich nämlich von Großbritannien ab, genau wie sich die Yankees gegen dasselbe gestemmt haben, und wenden sich den Buren zu, um mit ihnen ein neues Element zu begründen, das koloniale Selbständigkeit erstrebt. Auf diesem ortseingesessenen Elemente beruht die Afrikander-Partei oder „der Bond“. Eigentlich heißt jeder Weiße, der in Süd-Afrika geboren ist, Afrikander, jedoch der Gebrauch des Wortes beschränkt sich gewöhnlich auf diejenigen Weißen, die den burischen Gedanken verfechten. Es giebt holländisch, englisch, und deutsch sprechende Afrikander. Das Ideal des Bondes wäre ein Vereinigtes Südafrika, entweder als Staatenbund unter einer Flagge oder doch wenigstens als Zollverein. Der Bond wünscht Selbstregierung, er wünscht ferner Einheitlichkeit der Sprache und der Religion; da aber diese guten Dinge einstweilen nicht zu erreichen, so empfiehlt er Gleichberechtigung der beiden oder der drei Hauptrassen und -Sprachen (denn auch die Möglichkeit, das Deutsche zu einer Staatssprache zu erheben, wird gelegentlich schüchtern erwogen) und Unterordnuug in auswärtigen Angelegenheiten unter England. Als die Kolonien angegangen wurden, zur Verteidigung des britischen Reiches beizutragen, hat das jüngst ins Amt gebrachte Afrikanderministerium Schreiner (der Premier ist Deutscher) beantragt und durchgesetzt, daß die Kapkolonie ein Kriegsschiff dem Reich baue,

und hat die Hoffnung ausgesprochen, daß auch die Freistaaten zur britischen Reichsverteidigung beisteuerten! Das Verhalten des Bondes war nun vielen Buren zu zahm, und es ist, namentlich seit der 1890 erfolgten Gründung der „Taal-Vereenigung“, die das Burische zur ausschließlichen Verkehrssprache erheben möchte, eine nationale Gruppe aufgekommen, die überhaupt von den Engländern und europäischen Verfassungsformen nichts wissen will. Wir haben also im wesentlichen drei Parteien in Südafrika: Imperialisten oder jingoistische Reichsbriten; Afrikander oder Vermittlungspartei; nationale Republikaner. Im einzelnen giebt es natürlich noch weitere Nüancen. So neigt sich einer der Väter des Bondes, Dutoit, der die bei Menschen und Göttern verhaßte Rolle eines Judas oder Segestes spielt, zu der Gruppe Rhodes, in deren Solde er eingestandenermaßen sich befindet; und einige Reichsbriten, deren Einfluß aber beständig abzunehmen scheint, bekämpfen das imperialistische Vorgehen der Zentralregierung. Beschaut man nun ohne Voreingenommenheit die vielfältig sich kreuzenden Strömungen und Gegenströmungen, so ist eines schon jetzt klar. Wie der ewig schwankende Cicero zwischen Pompejus und Cäsar, wie die unentschiedenen Süddeutschen zwischen Oesterreich und Preußen, so werden die Vermittler vom Schlage des Bondes von den beiden extremen Gegenparteien an die Wand gedrückt und zerrieben werden. Den Hauptkampf werden Imperialisten und nationale Republikaner ausfechten müssen. Allein auch die „Vereinigten Staaten von Südafrika“ sind unmöglich. Begeisterte Anhänger dieses Gedankens haben auf die Vereinigten Staaten von Amerika hingewiesen, jedoch der Vergleich ist wieder so haltlos wie nur möglich. Die Yankees sind im wesentlichen eine einheitliche Nation und sind den schwarzen Mitbürgern an Zahl weit überlegen; sie haben eine starke Flotte und eine hochentwickelte Kultur. Die Afrikander zählen noch nicht eine Million und werden von den Farbigen an Zahl fünf bis sechs Mal übertroffen; wo ist ferner die südafrikanische Flotte, die des Landes Küsten zu schützen vermöchte, und wo ist die hohe eigene Kultur? Südafrika ist bloß dann gesichert, wenn es unter fremdem Schutze steht, und kann bloß dann fortschreiten, wenn es beständigen Zustrom europäischer Industrie und europäischen Geistes erhält. Daher ist sowohl die burische Föderation der Gruppe Krüger wie die englische, für die einst Cecil Rhodes erglühte, eine Utopie. In seinen hochfliegenden Träumen hat sich Rhodes schon als Präsidenten der Vereinigten Staaten von Südafrika erblickt, er hat aber eingesehen, daß sein Hochgedanke sich nicht verwirklichen lasse, und ist ins Lager der Imperialisten hinübergegangen, mit deren Hilfe er noch etwas besseres, nämlich allmächtiger Premier des britischen Reiches zu werden gedenkt. Dagegen haben weder Krüger noch Jorissen, noch Hofmeyer das Richtige ihres Dichtens und Trachtens erkannt und bauen noch immer trügerische Luftschlösser. Es ist jedoch zu erwarten,

3*

daß das junge Geschlecht anderen Idealen sich zuneige. Denn der Bur hat staatsmännisches Talent und schmiegt sich geschickt veränderten Umständen an. Zuerst herrschte unumschränkt die Ostindische Maatschapij, dann der englische Statthalter. Die Buren brachten es fertig, ohne Vormund zu leben, und errichteten eigene Freistaaten. Deren Verfassung war ursprünglich sehr lose, und durch fruchtbare Teilung entstanden immer neue. Ganz wie bei Bantu- und Negerreichen. Ein halbes Jahrhundert sah dergestalt nicht weniger als elf Miniaturstaaten der Buren sich erheben. Jetzt schoben und drängten die Engländer. Da schlossen sich, ganz wie die von den Römern bedrängten Germanen der Frühzeit, die einzelnen Republikchen zusammen, um zu retten, was zu retten war. Die Bewegung führte zur Konsolidierung des Transvaals, dem Schutz- und Trutzbündnis mit dem Oranjestaat (Februar 1898) und ihre Wogen schlugen hinüber in die burisch versetzten Nachbarstaaten. Soviel über den staatsbildenden Geist des wackeren Kernvolkes.

Allein auch in sonstiger Bethätigung geht dasselbe weit über das Bild hinaus, das wir uns von einem Bauer machen. Es giebt Kapitalisten, Millionäre unter den Buren, die die Kosten nicht scheuen, teure Zuchttiere von Australien und Argentinien und Kleinasien (Angora) einzuführen. Es giebt welche, die an der Börse spekulieren. Es giebt andere, die sich in Kapstadt oder im Gymnasium von Pretoria auf die Staatslaufbahn vorbereiten. Es giebt Töchter der Buren und zwar in großer Zahl, die sich auf Musik und Malerei werfen. Von den 3000 transvaalischen Beamten sind bereits 700 burischen Geblütes. Das Regierungsgebäude in Pretoria hat 4 Millionen Mark gekostet. Die Nationalbank, die Münze, die Staatsdruckerei in Pretoria sind ebenfalls in Prachtbauten untergebracht, die auch europäischen Hauptstädten zur Zier gereichen würden. Post und Telegraphen werden mit pünktlicher Sorgfalt versehen. Für öffentliche Arbeiten werden jährlich im Transvaal 20—30 Millionen Mark bewilligt. Es giebt ferner Buren, die auf eigene Faust zur See nach Mossamedes fahren, um Neuland zum Ansiedeln zu besichtigen, und auch nach Lissabon weiterfahren, um mit der Regierung das Siedelungsanliegen zu besprechen; oder solche, die rein zum Vergnügen oder aus Bildungszweck die Chikagoer Ausstellung besucht haben. Nicht minder wird dem Schulwesen und der Kirche die allergrößte Aufmerksamkeit zugewendet, und es ist gar nichts Seltenes, daß ein Predikant die Utrechter Hochschule und die Bibellande im Orient besucht. Auch hat bereits eine Aussonderung der Stände begonnen. Es ist daher gar nicht abzusehen, warum nicht aus den Buren ebenso gut ein neuzeitliches Volk mit allen Chikanen der Industrie und der Verwaltung sich entwickeln könnte, wie wir aus den barbarischen Sachsen und Schwaben uns entwickelt haben. Falls man ihnen bloß die Zeit ließe wie uns. Aber gerade die will man ihnen eben nicht lassen.

Kübelweise wird den Buren die Kultur der Neuzeit eingeschüttet, und es heißt für sie: erwürgen oder verdauen. An dem Gerichte umkommen wollen sie nicht, verdauen in so kurzer Zeit können sie nicht, bleibt ihnen bloß eine Schutzherrschaft als Ausweg übrig. Als Schutzmacht bietet sich England an; aber auch Deutschland, das schon 1884 von Krüger um Schutz angegangen wurde, und gegebenenfalls vielleicht sogar Frankreich könnten sich zu einer ähnlichen Rolle versucht fühlen.

* * *

Großbritanien hat es in Südafrika nicht bloß mit den Buren zu thun. Es hat noch andere Macht- und Rassenprobleme zu lösen. Bereits hat sich, wie in Australien, Kanada und den Vereinigten Staaten, die Frage der farbigen Arbeiter (coloured labour question) merklich zugespitzt. Schon vor sieben Jahren*) wurde gegen die Chinesen agitiert, jetzt sind auch noch Japaner hinzugekommen, obwohl vorläufig in geringer Zahl. Am wichtigsten aber ist das malayische und indische Problem. In Kapstadt leben etwa 15 000 Malayen. Diese werden von Mekka und Tripolis aus in die Bewegung des Panislamismus hinübergezogen. Man hat zunächst eigens für sie muhammedanische Katechismen im malayischen Patois des Kaps verfassen lassen. Auch von den Indern, die besonders in Natal und portugiesisch Ostafrika sich niedergelassen haben, sind die meisten Jünger des Propheten, denen bloß wenige Brahmanisten gegenüberstehen. Die Zahl der Inder ist allein in Natal mehr als 80 000. Dazu werden seit dem Matabeleaufstande in steigendem Maße indische Truppen in den britischen Protektoraten verwendet. Sikhs bilden die Schutztruppe in Rhodesia und am Nyassa. Nicht minder sind indische Regimenter über Suakin und Mombasa nach dem oberen Nil entsandt worden. Fügt man hinzu, daß die indischen Kaufleute den Handel in ganz Ostafrika beherrschen und daß nördlich von Mombasa Tausende von Indern sich mit Einheimischen zu neuer Rassenbildung und zeitweilig zu allerdings höchst ephemeren Raubstaaten verbunden haben, so wird klar, daß die weltgeschichtliche Expansion der Inder nach Ostafrika, die schon zur Zeit des Ptolemäus begonnen hatte, nunmehr einen neuen, gewaltigen Aufschwung erlebt. Außer den moslemischen Malayen und Indern tummeln sich aber in Südafrika auch noch andere Anhänger des Islams: arabische Sklavenjäger, die vor einem Menschenalter den unteren Sambesi überschritten und die in den letzten Jahren noch so Deutschen wie Engländern viel am Nyassa zu schaffen machten, und bekehrte Schwarze, meist Mischlinge, deren Zahl allerdings nicht sehr groß ist. Die Sache hat deswegen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, weil die Engländer gerade durch ihre Erfolge sich selbst frische Gegner großziehen. Gelingt ihnen ihr

*) 1892.

Plan eines nordsüdlichen Reiches in Afrika, so wird dadurch die panislamitische Mission erheblich gefördert. Seit den Zügen Tippu Tips hatte die Mission den Kongostaat ergriffen und war, den Europäern vorauseilend, bis zum Nyassa und Schire vorgedrungen. Findet sie durch die Verbindung von Uganda mit dem Sambesigebiete, wie Rhodes sie vorhat, noch bessere Verkehrswege, um sich über Land mit den Muhammedanern in portugiesisch Afrika und am Kap in Verbindung zu setzen, so wird dadurch die Macht des Islams im dunklen Erdteil unermeßlich gestärkt, und die Gegnerschaft der Moslemim gegen England, die in Konstantinopel und Mekka ihre Hauptstütze hat, gewinnt in unabsehbarem Maße an neuer Nahrung.

Eine andere Rassenfrage, die seit den ersten Anfängen in Südafrika aufgetreten ist und die nie daraus verschwinden wird, ist das Verhältnis zu den Bantu. Während durch lange Gewöhnung die Buren die richtige Behandlung der Schwarzen zu einer Meisterschaft entwickelt haben, die sonst nirgends erreicht ist und die ihnen unbedingten Erfolg verbürgt, haben die Engländer durch falsche Humanität sich dazu verleiten lassen, den Schwarzen zuviel einzuräumen und ihnen sogar vielfach Gleichberechtigung zuzugestehen. Nun wächst die Zahl der Bantu weit rascher als die der Engländer. Sicher vor verwüstenden Kriegen, die die früheren Jahrhunderte hindurch, namentlich zur Zeit des großen Würgers Tschaka, ihre Volksmasse verminderten, haben sich die Bantu seit der Mitte des Jahrhunderts um das Dreifache vermehrt. Auch ist der Trotz der Zulu noch nicht gebrochen, und es fehlt nicht an warnenden Stimmen, die in ihnen eine bedenkliche Gefahr ankündigen. Besonders in Natal, wo die fortwährend durch reichlichen Zuzug erstarkenden Zulu sich auffallend übermütig geberden, scheint die Besorgnis vor einer allgemeinen Metzelei der Weißen nicht ganz unbegründet.

Neben der Bekämpfung anderer Rassen, sei es weißer, sei es farbiger, ist Großbritannien aber vor allem mit der Förderung seiner Weltmachtpläne in Afrika beschäftigt. Es will ein transafrikanisches Großreich. Auch andere Mächte haben ein solches angestrebt wie Portugal, Deutschland — an zwei Stellen, im Sudan und am Sambesi — und Frankreich; aber England hat allen Wettbewerbern den Rang abgelaufen. Der Angelpunkt der englischen Bestrebungen ist Uganda. In jüngster Zeit haben es die Briten von Mombasa im Osten und Wadi el Halfa im Norden erreicht. Es erübrigt noch eine Verbindung mit der britischen Guineaküste im Westen und dem Nyassa im Süden. Die Verbindung mit dem Tschad,*) welcher bereits durch eine breite britische Einflußsphäre mit der Guineaküste verknüpft ist, wird durch die Behauptung der alten ägyptischen Ansprüche auf Darfur, Kordofan und

*) Ist durch den Vertrag vom Frühling 1899 mit Frankreich aufgegeben worden.

Wadai vorbereitet; die Verbindung mit dem Tanganyika und Nyassa ist das große Werk, das sich Cecil Rhodes zu seiner Hauptaufgabe gemacht hat. Seine Drähte haben bereits den Tanganyika erreicht, seine Bahn den Sambesi. Es bleiben von der Bahn noch rund 5000 Kilometer zu bauen, deren Kosten auf bloß 200 Millionen Mark geschätzt werden. Die Hauptschwierigkeit dabei ist die, daß der größte Teil der Vermittelungsstrecke durch nichtbritisches Gebiet führt und daß die Erlaubnis zum Durchgang bis jetzt noch nicht erteilt ist. Der Versuch, von König Leopold einen 25 km breiten Streifen zwischen Tanganyika und Ukerewe zu pachten, ist durch deutschen und französischen Widerspruch vereitelt worden. Auch hat man seitdem erkannt, daß die Zerrissenheit und Unzugänglichkeit der Steilufer des Tanganyika es unmöglich machen wird, dem See entlang eine Bahn zu legen. So bleibt bloß ein Weg über Unyamwesi durch Deutsch-Ostafrika oder durch die Thäler des Lualaba und Luapula weit im Westen. Für welchen Weg Rhodes sich entschieden habe, ist zweifelhaft. Es wird zwar berichtet, daß im Anschluß an das deutsch-englische Abkommen man das Wegerecht von uns bereits erlangt habe. Ich glaube jedoch nach meinen Erkundigungen dies als unwahrscheinlich bezeichnen zu dürfen. Der finanziell zwar außerordentlich blühende, aber politisch schwache Kongostaat bietet dem ehrgeizigen Manne bessere Handhaben.*) Gewisse Verhandlungen, um die zum Bahnbau erforderliche Strecke privatrechtlich zu erwerben, scheinen nicht zum Abschluß gediehen zu sein. So griff Rhodes zu anderen Mitteln. Gegen uns hatte er Witboi, gegen die Portugiesen Gungunyana, gegen die Transvaaler die Magatos aufgewiegelt: nunmehr hat er den ganzen Osten des Kongostaates durch seine Agenten zum Aufstand gebracht. Vom Ubangi bis zum Tanganyika ist das weite Gebiet in vollem Aufruhr, und Luluaburg ist von meuterischen Scharen der Eingeborenen umschlossen. Wiederum freut sich die Südafrikanische Gesellschaft darauf, im Trüben zu fischen. Sie hat sich mit der Seeengesellschaft verschmolzen und herrscht mithin bis zum Tanganyika; sie hat Lewanikas Macht gebrochen, die bis über das Land der Kioko hinaus bis in das Hinterland von Mossamedes reichte; sie rüstet sich jetzt dazu, in den Kongostaat einzurücken. Gleichwie unwegsamer Urwald, der kühnem Vordringen Halt gebietet, rücksichtslos in Flammen gesetzt wird, um die Bahn freizumachen: so soll der Aufstand im östlichen Kongostaat dazu dienen, der Südafrikanischen Gesellschaft die Wege zu ebnen.

Bei all diesen, eng ineinandergreifenden Entwürfen hat Rhodes den Vorteil, daß er, ähnlich wie Cäsar von Gallien aus mit seinen im Barbarenland erworbenen Reichtümern den goldenen Schlüssel zu den Herzen der

---

*) Nach den neusten Nachrichten (Frühsommer 1902) scheint in der That endgiltig die Kongoroute den Sieg davon getragen zu haben.

Gewalthaber in der Heimat besitzt. Nicht nur Chamberlain, den selbst zur Zeit seiner Anklage, da er des mächtigen Kolonialministers Schutz doch dringend benötigte, Rhodes als harmlosen „Orchideensammler" zu verspotten wagte, sondern auch der Prinz von Wales und sein Schwager gehören zu den Freunden des südafrikanischen „Kolossus". So ist Rhodes in der Lage, mehrere Eisen auf einmal im Feuer zu haben und seine Pläne von mehreren Seiten zugleich zu fördern. Er bringt seine Gönner und Anhänger in die südwestafrikanischen und portugiesischen Kolonialgesellschaften als Direktoren und Hauptaktienbesitzer; er macht das Wetter im Kolonialamt gegen Deutschland; er schickt sich an, bereits zum dritten Male nach Aegypten zu gehen, um dort im Einverständnis mit dem Khedive und Lord Kitchener seine Drähte südlich vom Sobatflusse (zwischen Faschoda und Ruanda) zu legen. Er beschränkt sich auch schon nicht mehr auf Afrika, sondern sendet seine Prospektoren und Goldminen-Agenten nach Kanada und Alaska, aber der Riesenplan eines britischen Transkontinental-reiches in Afrika steht seinem Herzen stets am nächsten. Die unausweichliche Folge eines solchen würde sein, daß nicht bloß Deutsch-Ostafrika aus den Angeln gehoben, sondern auch Südwestafrika ohne Mühe erdrückt würde. In dieser Entwickelung scheint allerdings das deutsch-englische Abkommen einen Hemmschuh darzustellen, ist aber bloß ein Glied in einer großen Kette. Denn sobald wir das Land bis zum Sambesi, die Briten aber das Gebiet von Delagoa bis zum Sambesi erhalten, so sind wir wiederum von den Buren abgeschnitten, deren nordöstlichste Ausläufer bloß bis Gazaland, viele Tagereisen weit vom Sambesi, reichen, während die Briten in Angola von neuem die Möglichkeit sehen, uns und die Buren vom Kongostaate fernzuhalten.

Delagoa ist das letzte Luftloch des Burenvolkes, das von der englischen Riesenschlange nach allen Regeln der Kunst erdrosselt wird. Die Bai hat zugleich einen unvergleichlichen strategischen Wert. Als Albuquerque den Portugiesen Indien sichern wollte, besetzte er alle ostafrikanischen, südarabischen, persischen, indischen und malakkischen Häfen von der Lucia-Bai über die Bahrain-Inseln im persischen Golf und Ceylon bis nach Singapur. Sie schienen ihm als strategische Punkte unentbehrlich. Nun hat England alle diese Häfen und Inseln in seinem Besitz. Es fehlt ihm bloß Delagoa als der einzige Kohlenplatz des ganzen Indischen Meeres, der ihm noch nicht gehört. Für den ungestörten Genuß der indischen Herrschaft kann aber Delagoa nicht gemißt werden, zumal Frankreich sich in Madagaskar niedergelassen hat und, falls Suez gesperrt, die Straße nach Südasien bedroht. So geht naturnotwendig das ganze Dichten und Trachten der Briten auf den Erwerb von Delagoa. Schon 1823 haben sie versucht, die Bai und Umgegend in ihre Hand zu bekommen, aber ohne Erfolg. Die drei Versuche des letzten Menschenalters (1873, 1895, 1896) sind ebenfalls gescheitert. Allein unentwegt und

unverrückt behielt der Brite sein Ziel im Auge. Inzwischen ist jedoch auch Frankreich aufmerksam geworden, hauptsächlich wegen Madagaskars, dann auch wegen seines nicht unbeträchtlichen Handels nach dem Transvaal. Es giebt zwei französische Linien von Marseille und zwei von Madagaskar nach Delagoa, dessen Gesamthandel im verflossenen Jahre 70 Millionen Mark überstieg. Auch behaupten die Franzosen, 1½ Milliarden Franken Kapital im Transvaal angelegt zu haben. Genug, sie nehmen sich seit einiger Zeit der Buren aufs wärmste an, heben die Rassenverwandtschaft, die auf der hugenottischen Einwanderung beruht, bei jeder Gelegenheit hervor und haben denn auch gegen eine englische Besetzung von Delagoa aufs lebhafteste protestiert. Ebenso verhalten sich die Russen freundlich, zumal sie, wie ihre Absichten auf den persischen Meerbusen und die Rahaita-Küste im Roten Meer kund thun, im Indischen Ozean bald Einfluß zu erlangen hoffen. Auch die russischen Blätter erhoben Einspruch gegen englische Entwürfe auf Delagoabai. Die deutsche Gegnerschaft gegen derartige Pläne aber stützte sich darauf, daß die Portugiesen uns noch 142 Millionen Mark schulden, daß wir 1½ Milliarden Mark Kapital im Transvaal und einen Handel mit der Republik von 16 Millionen haben, und daß die Buren uns stammverwandt sind.

Die Delagoafrage dreht sich formell um einen sehr verwickelten Rechtsstreit, dessen Grundlagen hier nur kurz angedeutet werden sollen. Die erste Handelsverbindung zwischen Transvaalern und Portugiesen reicht schon länger als ein halbes Jahrhundert zurück. Auf den Gedanken, eine Bahn zu bauen, die Lourenzo Marquez mit Pretoria verbände, ist zuerst Präsident Bürgers geraten. Er versuchte in Holland das nötige Geld zu sammeln. Dann hat man Berliner Kapitalisten angegangen, um ihnen nebst wichtigen Konzessionen den Bahnbau anzuvertrauen. Das Anerbieten wurde aber, aus Mißtrauen gegen die Finanzen und die beständig wechselnde Lage in Südafrika, abgeschlagen. Zuletzt unternahm ein amerikanischer Oberst, Mac Mardo, den Bau und führte ihn auch rechtzeitig, wie verabredet, Ende 1887 aus. Nun war stipuliert, daß die Bahn von Lourenzo bis zur Transvaalgrenze fertig hergestellt werden müsse. Der Oberst erachtete auch diesen Vertragspunkt für erfüllt, die Portugiesen aber behaupteten, die wahre Grenze liege 8 km westlich vom Endpunkt der fertigen Bahn. Offenbar war die Grenze noch nicht genau abgesteckt gewesen. Andere behaupteten, dem Obersten sei das Geld ausgegangen. Kurz, die portugiesische Regierung erklärte die Konzession für verfallen und konfiszierte die Bahn. Der Oberst, der von einem amerikanisch-englischen Syndikate unterstützt worden war, starb, aber seine Erben wandten sich an die Regierungen von London und Washington. Die Sache ward einem Schiedsgericht zu Bern vorgelegt. Falls dieses gegen Portugal entscheidet, müssen die Portugiesen eine große Summe herausbezahlen und, da ihnen das wohl

kaum möglich, müssen sie das Delagoa-Gebiet verkaufen oder verpachten. Das Schiedsgericht hat seine Arbeit 1891 begonnen, wird aber wohl kaum vor 1900 seinen Spruch fällen. Bevor aber das Urteil gefunden wird, kann das deutsch-englische Abkommen nicht in Kraft treten. Wenigstens nicht, insofern sich dasselbe auf Delagoa erstreckt.

Barmen, Februar 1899.

Politische Korrespondenz über Südafrika.

Die letzten Wochen haben eine Fülle wichtiger Nachrichten über Südafrika gebracht. Cecil Rhodes hat einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge er eine Bahn von Bulawayo nach Mossamedes an der westafrikanischen Küste, nördlich des deutschen Besitzes, bauen kann. Was Rhodes jedoch hierdurch gewann, hat er innerpolitisch verloren. Denn die Stimmung der Afrikaner wird immer erregter gegen ihn, die beiden Burenfreistaaten beabsichtigen eine völlige Verteidigungs-Vereinigung und die Kriegslust gegen England wächst. Vorläufig hat die Afrikanerpartei fünf, nach anderen Gewährsleuten sieben neue Sitze und damit eine entschiedene Mehrheit im Parlament errungen. Die Engländer aber vermehren ihre Garnisonen. In Transvaal hat es wieder Reibereien zwischen Uitlanders und Burghers gegeben und in jüngster Zeit Verhaftungen, die noch nicht aufgeklärt sind. Allen Klagen der nimmersatten Großhäuser zum Trotze nimmt Handel und Wandel in Transvaal einen weiteren mächtigen Aufschwung. Der Ertrag der Minen ist immer noch im Wachsen, sodaß die Monatsausbeute an Gold schon fast 300 Mill. Mk. erreicht hat, einen Wert, der der gesamten Weltgoldproduktion von 1883 entspricht. Die Vereinigten Staaten, deren Goldausbeute durch Alaska, Kolorado und Tiefabbau in Kalifornien ebenfalls in den letzten Jahren ganz gewaltig gestiegen ist, und Australien sind damit endgiltig von Transvaal überholt. Um so sonderbarer ist es, daß bei so glänzender Sachlage die letzte, 2 Mill. Pfund betragende Anleihe der Republik unter so ungünstigen Bedingungen (etwa 6 pCt. unter Pari) in London aufgelegt wurde. Es wird dies geflissentlichen Ausstreuungen über schlechte Finanzen des Transvaals durch dessen jingoistische Gegner zugeschrieben.

Am wichtigsten von allen diesen Nachrichten ist der Bahnbau nach Mossamedes. Rhodes würde sich dazu kaum entschlossen haben, wenn Angola

den Deutschen zufiele, die ihm ja bei seinen Plänen in Ostafrika solche Schwierigkeiten in den Weg legten. Man ist daher zu dem Schluß berechtigt, daß, wie übrigens schon „Diplomatikus“ im verflossenen November in der „Fortnigtly Review“ deutlich genug zu verstehen gab, das südliche, wenn nicht das ganze Angola durch das deutsch-englische Abkommen in die Hände Großbritanniens gelangt, während Portugiesisch-Ostafrika bis zum Sambesi an uns käme. Der Anfall Angolas giebt den Briten drei Vorteile. Das Land ist, mit Ausnahme des nördlichen Teiles, ganz auffallend gesund. Der arktische Strom, der die Südwestküste Afrikas bespült, wirkt dermaßen abkühlend auf die Luft, daß Palmen an der Westküste erst 16 Breitengrade weiter nördlich vorkommen, als an der heißen Ostküste Südafrikas. In dem Inselmeer des Bihé sinkt das Quecksilber vollends mitunter auf —5 Grad herab, sodaß der Aufenthalt dort hervorragend nervenstärkend und krafterhaltend für Weiße ist, während die Länder zwischen Sambesii und Rovama zu den berüchtigtsten des ganzen Erdteils gehören. Zweitens wird die geplante Bahn die Entfernung zwischen Southampton und Rhodesia sehr beträchtlich vermindern, wird den Warenverkehr verbilligen und die Truppensendungen beschleunigen. Drittens erhalten die Engländer einen neuen Hebel, um die nordwärts strebenden Buren zurückzudämmen und namentlich auf die Hampata-Buren, die sich zwar stark vermehren, aber doch noch nicht 1500 zählen, empfindlich zu drücken. Südangola ist ohnehin schon zum großen Teil in den Händen einer britischen Bodengesellschaft; nun werden durch die Bahn noch britische Händler herbeigelockt und wird auch in volklichem Sinne die Kolonie eine Erweiterung der britischen Macht. Gesunde Gegenden haben in Afrika den Nachteil, daß sie unfruchtbar sind, und trifft solches gewöhnlich für ansehnliche Flächen des Bihé zu, allein, daß erfolgreich europäische Bauern ihre Körnerfrüchte im Gebiet von Mossamedes bauen können, das haben gerade die Hampataleute gezeigt. Politisch aber ist es weit wichtiger, Burenkolonien von nachhaltiger Widerstandskraft, als tropische Pflanzungen anzulegen. So ist empfohlen worden, 25000 deutsche Familien in Uhehe anzusiedeln, als wirksamstes Mittel gegen die nordsüdliche Vereinigung der Engländer in Mittelafrika. Britische Farmer und Handwerker in Angola werden daher einen neuen gewichtigen Schritt zur Anglisierung Südafrikas und zur Verwirklichung des britisch-afrikanischen Großreiches bedeuten.

Einen weiteren Erfolg versprechen sich die Engländer von der Lösung der Delagoafrage. Es gilt für ausgemacht, daß der Urteilsspruch zu ihren Gunsten ausfalle. So ganz gewiß ist das freilich durchaus nicht. Bemerkenswert ist dabei, daß auch die Amerikaner an diesem Spruche interessiert sind. Der Erbauer der Bahn, die von der portugiesischen Regierung konfisziert wurde, Mac Mardo, war ein Amerikaner, und seine Ansprüche, durch ein

anglo-amerikanisches Syndikat gestützt, sind auch bei der Regierung von Washington angemeldet worden. Die Yankees haben seit einem Jahrzehnt die größten Anstrengungen gemacht, um ihrer Industrie, ihrem Mehle, ihrem Holze und ihren Konserven im Gebiete von Südafrika Absatz zu erkämpfen. Ihr Handel stieg 1868 auf beiläufig 65 Millionen Mark, hat den deutschen überflügelt und steht bloß noch dem britischen nach. Dementsprechend ist auch zunächst ein Transvaaler Konsulat in Chikago eingerichtet worden. Im Nationalitätenstreit stehen gegenwärtig die Yankees so ziemlich Schulter an Schulter mit den Engländern, obwohl den Einfall Jamesons die Yankeepresse, die allerdings durch Venezuela damals erregt war, fast einstimmig verdammt hat. Erst lobte man das tapfere, freiheitsstolze Völkchen der Buren und sprach von Schwesterrepublik, aber durch die geschäftlichen Beziehungen zu den Engländern und die angelsächsischen Verbrüderungsgedanken ließ man sich binnen dreier Jahre zu dem entgegengesetzten Standpunkte hinüberdrängen. Bloß die Deutsch-Amerikaner nehmen sehr scharf und ohne Ausnahme für die Buren Partei.

Selbst wenn Delagoa in angelsächsische Hände kommt, so ist das bloß ein neuer Schlag gegen die Buren, nicht der letzte, nicht der entscheidende. Mit den Fortschritten der Engländer wächst in gleichem Verhältnis die Energie des Widerstandes bei den Buren. Jetzt kommt ihnen auch noch der Kongostaat zu Hilfe. Seit 1892 ist die vlamische Bewegung in Belgien von Sieg zu Sieg geschritten. Auf die Buren waren die Vlamen schon länger aufmerksam geworden. Namentlich hat Johns, der mehrere Jahre hindurch belgischer Vizekonsul in Mossamedes und Beamter in Transvaal war, dazu beigetragen, richtige Ansichten über die Buren zu verbreiten. Inzwischen bemerkten die Vlamen gar nicht, daß in ihrem eigenen Kongostaate bloß französisch gesprochen wurde. Das soll nun anders werden. Die Forderung wird erhoben, Vlamisch als gleichberechtigte Sprache auch in der Kolonie einzuführen. Josson, einer der Führer der Vlamen, ist letzthin von Brüssel abgereist, „pour vlamner le Kongo", wie die Gegner spöttisch sagten, um für das Vlamische zu wirken. Auch soll den Eingeborenen Vlamisch beigebracht werden. Gelingt das, so trifft von Norden her das Vlamische mit dem eng verwandten Burenplatt zusammen, das durch die Kioko in den Süden des Kongostaates bereits eingeführt zu werden beginnt, und ist eine Brücke zwischen beiden niederdeutschen Elementen geschlagen, die vielleicht den Anfang einer erfolgreichen Entwickelung darstellt. Wird so moralisch und von außen das Burentum gestärkt, so ist es zugleich selbst sehr thätig daran, auch militärisch sich zu befestigen und seine innerpolitische Stellung am Kongo zu kräftigen. Die Artillerie ist, zumeist mit Hilfe deutscher Offiziere, die man seit lange — ohne Vermittelung der Reichsregierung — angeworben hat, auf eine erstaunliche Höhe

gekommen, und die Befestigungen von Pretoria lassen wenig mehr zu wünschen. Allerdings haben auch die Engländer von 3300 Mann ihre Garnison auf 9000 gebracht und die Verstärkungsbill, die Ende April dem Unterhause vorgelegt wurde, erzielte eine Mehrheit von 103 gegen bloß 22 Stimmen. Ueberhaupt erachten die Engländer den Zeitpunkt für günstig, sich wiederum in Transvaaler Angelegenheiten einzumischen. Nach allen Seiten haben sie gegenwärtig, wie zunächst Lord Goschen ausführte, den Rücken gedeckt: gegen Frankreich durch die Aufteilung des Sudans; gegen Rußland durch eine weitgehende, wenn auch wohl kurzatmige, Verständigung über China, Mittelasien und Abessynien; gegen Deutschland durch das bekannte unbekannte Abkommen; gegen Amerika, solange der angelsächsische Verbrüderungstaumel währt. Mithin haben sie volle Aktionsfreiheit gegen das Transvaal. Mit Volldampf geht es jetzt gegen die Buren. Mit verhängnisvoller Verblendung, möchten wir zusetzen. Denn die Engländer wissen es nie, wenn sie einmal geschlagen sind. Das ist eine unvergleichliche Tugend und ist ein schwerer Fehler. Sicher ist, daß trotz allem die Engländer immer noch mit Verachtung auf ihre bäuerlichen Gegner herabblicken. Allein die Engländer können nicht Indien entblößen, sie brauchen Truppen in China, im Nigergebiet, am oberen Nil, in den Falklands-Inseln und in Jamaika. Bis jetzt haben sie 9000 Mann in Südafrika. Die Buren aber stellen in einer Woche das Drei- und Fünffache auf die Beine, und bei Majuba wurden 600 Briten von 150 Buren zurückgeworfen. So kann man trotz Delagoa und trotz Mossamedes der Zukunft getrost ins Auge sehen, denn die Engländer können überhaupt gar kein Heer nach Südafrika werfen, dem die Buren nicht gewachsen wären.

Trapezunt, Mai 1899.

Südafrika.

Wir lernen offenbar blos für die Schule, nicht fürs Leben. Man hat uns gelehrt, für den Freiheitskampf der Hellenen gegen die Perser zu entflammen, hat uns Hermann den Cherusker als leuchtendes Vorbild deutscher Mannestugend und Manneskraft gerühmt, hat uns angehalten, im Verzweiflungskampfe der Dithmarscher Bauern und der Holländer hehre Muster echter Volkskraft zu bewundern, hat selbst die siegreichen Gefechte der Schweizer, obwohl meist gegen das Reich gerichtet, mit einem Wunderscheine verklärt.

hat endlich das gewaltige Ringen gegen Napoleon als die vollendete Verkörperung, als die höchste Höhe und den strahlendsten Glanz erhabenen Freiheitsstolzes hingestellt — und jetzt, wo wirklich vor unseren sehenden Augen ein wackres Kernvolk brutaler Gewalt und anmaßender Uebermacht sich heldenkühn entgegenwirft: da vergessen wir, daß nationale Unabhängigkeit das notwendigste Gut, da raten wir den unrecht Angegriffenen, ihrer Volksehre zu mißachten und schwächlich nachzugeben, da wird in Köln mit schadenfrohem Hohn verkündet, Deutschland werde für das Transvaal keinen Finger rühren. Als einzige Rechtfertigung der schnöden Vergewaltigung wird stets die Notwendigkeit angegeben, den Buren, die in der Kultur zurückgeblieben, die Segnungen erleuchteter Bildung zu bringen. Es ist die Frage, ob die Kultur der Börsenspieler, Boxer, Säufer, Zuhälter, Taschendiebe und Bankrotteure von Johannesburg höher als die würdige Einfalt der ersten Siedler: aber glaubt man, daß Segest, der Volksverräter, glaubt man, daß die Ubier, die Vorfahren der heutigen Kölner, nicht schon ganz desselben Beweisgrundes sich bedient hätten? Und war nicht thatsächlich die Zivilisation der Römer unendlich entwickelter, als die unserer Altvordern? Und wünschte man deshalb, daß Armin von seiner verbohrten Halsstarrigkeit gelassen und lieber nachgegeben hätte? Oder weiß man nicht, daß auch die Franzosen des Direktorates ihre Eroberungen damit begründeten, daß sie den Völkern Freiheit und Aufklärung und bessere Ordnung und Verwaltung brächten? Und waren nicht damals wirklich unsere Zustände vielfach zopfig und verrottet? Warum haben wir denn nicht da die kulturelle Ueberlegenheit der Franzosen verständig anerkannt und ihre Herrschaft als unverdienten Segen freudig begrüßt und ihre aufopfernde Uneigennützigkeit willig bewundert?

Lord Carnarvon, der Kolonialsekretär gewesen, war sehr verwundert, als Froude ihm mitteilte, daß die Mehrzahl der Kapbevölkerung aus burischen Familien bestehe. Der edle Lord hatte gewähnt, daß sämtliche Buren über den Oranje verzogen wären. Wenn ein britischer Minister und noch dazu Kolonialminister solche Unkenntnis an den Tag legt, so ist es nicht erstaunlich, wenn auch im deutschen Volke noch so irrige Ansichten über das ferne Südafrika verbreitet sind. Freilich, woher soll es richtige Anschauungen schöpfen? Von Berichterstattern des feindlichen Lagers, denen zu $^9/_{10}$ unsere Zeitungen ihre Nachrichten entnehmen? Von deutschen Kaufleuten, die sich allermeist nur in den Städten aufgehalten haben? Von Missionaren, die in der Regel bloß für die Schwarzen Anteil zeigen? Um die Buren kennen zu lernen, genügt es nicht, mit der Eisenbahn das Land zu durcheilen und in den Wirtshäusern und Klubs der Städte einige Anekdoten aufzufangen, die sich meist auf entartete oder besonders unbegabte Söhne des Burenvolkes beziehen; es genügt auch nicht, irgend eine Stellung in Südafrika einige Jahre hindurch

bekleidet zu haben: man muß zu Pferde das Land durchziehen und das Volk in seinen abgelegenen Farmen aufsuchen. Aber auch das genügt noch nicht, wenn nicht mit der persönlichen Beobachtung geschichtlicher Sinn sich verbindet, der das Wesentliche vom Zufälligen, das Dauernde vom Vorübergehenden, den Kern von der Schale und die Wahrheit vom Schein zu unterscheiden versteht. Alle diese Eigenschaften finden sich bei dem genialen Schüler Carlyle's, dem vor wenigen Jahren verstorbenen Froude vereinigt, der nicht bloß dreimal in Südafrika war, dessen Strecken die Kreuz und Quer durchstreifte und mit ihren leitenden Politikern Zwiesprache pflog, sondern der auch Amerika, Neuseeland und Australien gesehen und so ein umfassendes Urteil über britische Kolonialgebahrung sich bilden konnte. Wie nun stellt Froude die Entwicklung der Buren dar?*)

Zunächst betont er, daß sie die eigentlichen Landesbesiedler und Landeserhalter sind. Die Briten seien als Beamte, Soldaten, Kaufleute und Bergwerksunternehmer lediglich Konsumenten, nur die ersten weißen Siedler seien Produzenten. Diese (allerdings etwas einseitig zugespitzte) Auffassung verdient gegenwärtig besonders wieder aufgefrischt zu werden, da die Jingos behaupten, bis zur englischen Eroberung sei die ganze Kapkolonie nichts als eine kümmerliche Verproviantierungsstation für die Indienfahrer gewesen und sei erst durch englischen Schutz aufgeblüht. In Wahrheit war damals schon die Besiedlung bis unweit vom Oranje vorgerückt. Sodann tadelt Froude, daß man, statt die vorgefundene weiße Bevölkerung durch Milde mit der neuen Herrschaft zu versöhnen, sie mit Siegerübermut bedrückte und, als sie sich gegen den Druck erhob, als Aufrührer behandelte und die Schwarzen gegen sie aufhetzte. Fehler folgten auf Fehler, Unbill auf Unbill. Die Sklaven wurden befreit, aber die Eigentümer erhielten ganz unzureichende oder gar keine Entschädigung. Die Freigelassenen wurden Brandstifter, Wegelagerer und Viehdiebe, als aber die im Gut und Leben bedrohten Weißen sich zur Wehr setzten, wurden sie wegen Eigenmächtigkeit und mutwilligen Unfriedens streng bestraft. Noch jetzt übrigens muß ein Bestohlener in der Kapkolonie ein langes Gesuch an die Behörden richten, selbst wenn er die Diebe genau kennt und noch auf frischer That ertappen könnte; ich weiß von einem Fall, wo der Geschädigte wegen Instanzenzuges und sonstiger Weitläufigkeiten drei Jahre auf einen Bescheid zu warten hatte, natürlich waren die gestohlenen Rosse und Rinder inzwischen wer weiß in welche Hottentottenhände oder welche Kaffermagen gekommen. Als dann die geplagten Buren sich endlich zum großen Trek entschlossen, der gehaßten Fremdherrschaft sich zu entziehen, und den Oranje überschritten, da verkündete die Regierung: Einmal ein Brite, immer

*) Siehe Froude's Ozeana, London 1887.

ein Brite; Land aber, so von britischen Unterthanen in Besitz genommen ist, wird dadurch ein Stück des britischen Reiches. Wo immer die Buren durch harten Kampf und ehrliche Arbeit Unland gewonnen und geordnet hatten, da rückten die englischen Drohnen nach, die Früchte fremden Schweißes zu genießen. Das Ruchloseste jedoch war, daß sie stets sich auf die Seite der Farbigen stellten und dieselben zum offenen Angriff auf die Buren anstachelten. Ein Kaffernkrieg aber bedeutet Fällen der Obstbäume, Niederbrennen der Häuser, Hinschlachten der Weißen und Vergewaltigen ihrer Frauen und Töchter. Das Schlußergebnis war nach Froude, daß die Engländer selbst viel Blut und Geld verloren, daß zuletzt jedermanns Hand gegen jedermann und ganz Südafrika von Rassenkämpfen erfüllt war, daß alle Sitte und Ordnung aufhörte und Hader und Raub und Zwietracht das Land beherrschte. Den Ausschlag gab der Basutokrieg. Die Kapregierung hatte die Basuto gegen den Oranje-Freistaat aufgewiegelt; als indessen die Engländer sich des Freistaats bemächtigt hatten, wandten sich die Basuto gegen ihre früheren Verbündeten. Nach vier Jahren unablässigen Kämpfens hatten die Engländer keinen entscheidenden Vorteil erzielen können und bequemten sich, müde der fruchtlosen Zänkereien und Katzbalgereien, zu dem wichtigen Sandflußvertrag. In diesem Vertrage verpflichteten sie sich ausdrücklich und ohne jeglichen Vorbehalt, hinfüro den Oranje als ihre Grenze anzusehen und sich in die Angelegenheiten nördlich davon, sei's der Weißen, sei's der Farbigen, in durchaus keiner Weise mehr einzumischen. Der Vertrag war nicht im mindesten etwa edelmütigen Regungen entsprungen: man wollte einfach den Rattenkönig lästiger Geschichten und kostspieliger Verwicklungen, die man sich auf den Hals geladen, bequem und mit einem Schlage loswerden. Als Legat überließ man den weißen Nebenbuhlern — den Basutokrieg. Und sechs Jahre mühevollen Ringens hat es noch erheischt und viele blühende Güter wurden verbrannt und zahlreiche Familien in der Fülle des Lebens hingemordet, ehe die Basuto endgiltig in ihre Berge zurückgetrieben wurden. Als Kampfpreis fiel den Siegern ein fruchtbares Stück des Basutogebietes zu. Das erregte den Neid der Engländer. Noch mehr verdroß sie, daß der Freistaat nicht nur sehr gut ohne die Segnungen britischer Verwaltung zurechtkam, sondern sehr bald zu großem Wohlstand gelangte. (Auch James Bryce nannte noch vor zwei Jahren den Freistaat eine ideale Republik, wie ein Philosoph sie sich zu erträumen liebt.) Die Engländer brachen den so feierlich beschworenen Sandflußvertrag, mischten sich unberufen ein und veranlaßten die Basuto, „sie vor weiteren Gebietsberaubungen zu bewahren", sich unter englischen Schutz zu begeben. Froude ist tief entrüstet über die schimpfliche Rechtsverletzung und die cynische Schamlosigkeit, mit der sie ausgeführt wurde, und erklärt den Vorgang für „den schwärzesten Fleck in der britischen

Kolonialgeschichte". Aber es sollte noch ärger kommen. Verhandlungen waren eingeleitet worden, deren Ergebnis war, daß die Regierung der Königin ihre Hand von den Basuto wieder abzog und, die Sandfluß-Versprechungen erneuernd, im Vertrag von Aliwal North wiederum sich verpflichtete, jeder und jedwelcher Einmischung nördlich vom Oranje sich gänzlich zu enthalten. Nur die kürzeste Zeit, nur zwei Jahre war die Regierung des zweimal feierlich abgegebenen Versprechens eingedenk. Schon nach zwei Jahren beging sie neuerdings den flagrantesten, perfidesten Vertragsbruch. Diamanten waren in Kimberley entdeckt und 50000 Abenteurer waren nach der Gegend zwischen Oranje und unterem Vaal zusammengeströmt. Die Ueberzeugung kam auf, daß „das reichste Diamantenfeld der Welt doch von rechtswegen dem britischen Reiche gehören sollte". Die Regierung der Königin erwischte einen Strohmann in dem Hottentottenbastard Waterboer und brachte ihn dazu, zu beschwören, daß die ganze Gegend erb- und eigentümlich ihm seit ewigen Zeiten gehört hätte. Waterboer übergab sich zugleich dem Schutz der britischen Krone. Die Diamantengegend wurde von letzterer als West-Griqualand einverleibt. Als Froude einem angesehenen Kappolitiker die Schmach solchen Vorgehens vorhielt, erwiderte dieser: Da der Sandflußvertrag doch einmal schon gebrochen, sei er sozusagen zerbrochen und vernichtet, und man könne ihn nunmehr ruhig ein zweites Mal brechen! Als nachträglich eine Untersuchung darüber angestellt wurde, — gewiß wie im wilden Westen: erst hängen, dann der Kriminalprozeß — da fand sichs, daß Waterboer nur auf ein Zehntel des beregten Gebietes Anspruch habe, und daß auch dieser Anspruch höchst unsicher. Und da der Griquakapitän Schwierigkeiten machte, wurde er von seinen englischen Feinden auch von diesem letzten Zehntel vertrieben und irrte wieder heimatlos auf dem Angesicht der Erde.

Der Freistaat widerstrebte nach Kräften, aber sah sich in seiner Vereinzelung — selbst mit dem Transvaal hatte er damals Zwistigkeiten — gezwungen nachzugeben. Wenige Jahre darauf war aber sein Verhältnis zu England wieder so gespannt, daß Rüstungen begonnen wurden. England griff wie gewöhnlich zu dem empörenden Mittel, die Eingeborenen zu bewaffnen. Als es durch den Freistaat selbst einen Waffentransport sandte, der für die farbigen Arbeiter der Kimberley-Minen bestimmt war, ward der Transport von den Freistaatbehörden beschlagnahmt. Es bestanden Verträge, kraft derer den Eingeborenen keine Macht Waffen liefern durfte. Was that England? Schickte ein Ultimatum, Freilassung des Transportes und Schadenersatz verlangend. Die Oranjestaatler fühlten sich ohnmächtig; zähneknirschend bezahlten sie, aber riefen den Gott der Gerechtigkeit, „an dessen Walten", sagte Froude, „sie seltsamer Weise noch glaubten", zum Zeugen der Rechtsverletzung an. England bot jetzt nachträglich 1,8 Millionen Mark als Kaufsumme für Kimberley an.

Mit der verhängnisvollen Schwäche, die leider die Buren bei so vielen Abmachungen offenbart haben, zeigten sie sich mit diesem Almosen zufrieden und erachteten seidem den Zwischenfall Kimberley für abgethan. 1,8 Millionen, da jährlich über 80 Millionen Mark allein an Diamanten gewonnen werden. Und doch vertrauten die Freistaatler seitdem wieder der Redlichkeit und dem guten Willen der Briten und haben thatsächlich bis zum vorigen Jahre im besten Einvernehmen mit ihnen gestanden. Allein mehr noch: durch jenen Judasgroschen wurden sie davon abgehalten, den stammverwandten Transvaalern in der Stunde ihrer Drangsal beizustehen, und haben ihnen im Gegenteil stets zu sträflicher Nachgiebigkeit geraten.

Unterdeß ging die Drachensaat, so in Kimberley gesäet war, auf; die von den freundlichen Engländern mit Waffen versehenen Pondo und Zulu kehrten von den Bergwerken zurück in ihre Heimat und wandten nun ihre Waffen gegen die Engländer selbst. Noch haben diese die blutige Niederlage von Isandlhwana nicht verwunden. Darauf hatten sie den Andrang des Transvaals zu bestehen und wurden in sechs Schlachten aufs Haupt geschlagen. Wahrlich eine gerechte Rache der Weltgeschichte. Sie hatten versucht und offen gedroht, die Zulu gegen die Transvaaler zu entfesseln, und hatten der Hilfe der letzteren gegen die Mapedi sich bedient: nun hatten sie sich beide, Weiße wie Schwarze, zu Todfeinden gemacht.

Der Friede (1881), den Majuba veranlaßte, entsprach durchaus nicht den Siegen der Smit, Krüger und Joubert. Bis 1877 war die südafrikanische Republik ganz frei und unabhängig gewesen. Jetzt, nachdem die Engländer, die auch nicht ein einziges Gefecht gewonnen, schimpflich aus dem Lande gejagt waren, ward die politische und diplomatische Unerfahrenheit der Transvaaler Schuld daran, daß ihre staatliche Lage ungünstiger sich gestaltete als in den trüben Zeiten vor 1877. Sie erkannten die Oberhoheit der Königin an. Hier verfällt selbst Froude jener Verblendung, die in jüngster Zeit erst ihre seltsamsten Früchte hervorgebracht, und redet von der Großmut Englands, die den Friedensschluß erst ermöglicht hätte. In tausend Zeitungen und Zeitschriften und Büchern und Klubs macht sich diese Großmut breit. Hätte der großmütige Gladstone nicht klein beigegeben, so wären die Stammverwandten südlich von Vaal doch endlich aus ihrer thatenlosen Ruhe aufgestört worden, hätten gegen den Erbfeind Hilfe gebracht und ganz Südafrika wäre für Großbritannien verloren worden. Ich habe selbst eine ganze Anzahl von Freistaatlern getroffen, die damals gegen den Willen ihres Präsidenten Brand ins Feld zogen, und war im Hause eines Kapburen, der von seinem erw (Bauernhof) an der Südküste seinen Sohn und einige Neffen mit einem Ochsenwagen und 10 000 Mark baren Geldes den nördlichen Vettern zur Hilfe schickte.

Die folgenden Ereignisse sind bekannt. Durch die Londoner Konvention wurde die Oberhoheit abgeschafft. Die berüchtigte Klausel, daß zu einem Vertrag der südafrikanischen Republik mit außerafrikanischen Mächten die Einwilligung Englands erforderlich, ist eine Klausel, die, was ich noch nirgends hierbei angezogen fand, auch in einem Abkommen mit Portugal enthalten ist.*) Portugal verpflichtet sich darin, bezüglich seiner afrikanischen Besitzungen keinen Vertrag einzugehen, dem nicht Großbritannien zustimmte. Portugal ist zwar keine sehr imposante Macht, allein es würde doch gewaltigen Lärm erheben, wenn sich die britische Königin als seine Suzeränin bezeichnen wollte. Seit 1886 mehrten sich die Goldfunde in Transvaal. Das Jahr darauf erwarben Rodd und Rhodes, die Ansprüche des Deutschen Lippert beiseite schiebend, Konzessionen von Lobengula, die den Kern des ungeheuren Territoriums der Chartered Company bilden sollten. Auch dies war wieder ein offener Vertragsbruch, denn nicht lange zuvor hatte Großbritannien sich verpflichtet, unter keinen Umständen in die Gebiete nördlich vom Limpopo einzugreifen. Krüger that Einspruch, aber ohne Erfolg. Ferner annektierten die Engländer die Luciabai und alles Land von da bis zum Oberlauf des Maputa, der in die Delagoabai sich ergießt, wiederum gegen die älteren Rechte der Buren, denen 1845 der Häuptling Panda das Land eingeräumt. So war von allen Seiten das Transvaal umklammert, ausgenommen den kleinen Strich von Lourenzo Marques, der bislang im Besitz des verhältnismäßig burenfreundlichen Portugals verblieben ist, aber allernächstens ebenfalls in englische Hände übergehen soll.

Schon 1875 erschallte die laute Forderung: Afrika britisch vom Tafelberge bis zur Nilmündung! Die nächsten und unangenehmsten Gegner, die solchem Vorhaben im Wege standen, waren die Burenstaaten. Die mußten überwältigt werden. Nun offenbarte sich noch der fabelhafte Goldreichtum des Transvaals, der 1898 an 320 Millionen Mark geliefert hat und 1899 vermutlich 400 Millionen liefern wird. Wie das reichste Diamantenfeld der Welt, so muß natürlich auch das reichste Goldfeld von rechtswegen britisch sein. Jameson versuchte, von Rhodes angestachelt, eine Ueberrumpelung des Goldlandes. Der Streich war so außerordentlich plump angestellt, daß es nicht bloß auf die treulose Tücke — die wäre wenig aufgefallen — sondern namentlich auf die bodenlose Unfähigkeit der Engländer ein grelles Licht warf. Nach ihrem eigenen Eingeständnis war Unterschätzung ihrer Gegner immer ihr größter Fehler, von dem sie keineswegs jetzt geheilt sind; denn als neulich der Freistaat ihnen den Fehdehandschuh hinwarf, prahlten sie, sie wollten's leichtlich mit einem Dutzend Freistaaten aufnehmen. Wir werden ja

*) Siehe Herzlet, African Treaties.

sehen. Nunmehr soll mit besserer Vorbereitung zu einem neuen, dem entscheidenden Schlage ausgeholt werden. Ihn vor der Welt zu rechtfertigen, wird das alte Lied von der Korruption und reaktionären Zopfigkeit der Buren gesungen.

England bildet sich viel auf seine vornehmen Manieren ein; indes englische Ladies, die den Armensport betreiben, dringen ohne weiteres in die Hütten der Arbeiter ein, als ob diese kein Anrecht auf eine abgeschlossene Häuslichkeit hätten, erteilen unerbetenen Rat und werfen ihnen vor, daß sie letzten Sonntag nicht zur Kirche gegangen, daß die Hausfrau nicht sauber genug und der Mann zu oft in die Kneipe geht. Was würden die hochgeborenen Ladies wohl sagen, wenn man ihnen vorhielte: Warum bezahlen Sie ihre Kleiderrechnung nicht? wie kommt es, daß Ihr Gemahl so viel Geld auf den Turf vergeudet und Ihr Sohn so oft die Tingeltangel besucht? Das vulgäre Eindringen in die Privathäuslichkeit der kleinen Leute wiederholt sich in der Politik. Das Transvaal ist der kleine Mann und England, der große Lord, erteilt ihm Rat und macht ihm Vorwürfe über schlechte Haushaltung. Wie wäre es, wenn England mit Fragen belästigt würde: warum werden jährlich 34 000 betrunkene Frauen auf den Straßen aufgelesen? warum behandelt ihr Irland so schlecht? warum schlachtet ihr tausende von Matabele ab, die euch von Haut und Haar nichts gethan, im Gegenteil wertvolle Konzessionen geschenkt haben? Warum gebt ihr den Indern keine Gleichberechtigung, die ihnen zu gewähren ihr von uns Transvaalern fordert? Warum laßt ihr eure persische Gesandschaft, euren Sicherheitsdienst im Roten Meere, eure afrikanischen Truppen von den unschuldigen Steuerzahlern Indiens unterhalten? Warum sind eure Pacht- und Fabrikgesetze so schlecht? Warum eure Bedingungen für rhodesische Bergwerke so drückend? Warum gestattet ihr die himmelschreiende Korruption indischer Militärkommissäre und -Lieferanten, warum den betrügerischen Bankrott und das leichtsinnige Schuldenmachen eurer australischen Kolonien? Worauf unfehlbar die stete Antwort sein würde: Wir haben die Zivilisation und erfüllen, das Transvaal unter unsere wohlthätige Verwaltung ziehend, eine Kulturmission und die Gebote der Humanität. Dasselbe sagten und verkündeten die Muhamedaner, als sie Asien und Europa mit Feuer und Schwert vernichteten, sowie der Papst, als er die Ausrottung der Albigenser befahl.

Die Engländer berühmen sich und einige glauben es auch wirklich, daß sie, wenn einmal Krieg, in einer Woche den alten Krüger zermalmen werden. Sich selber Mut zu machen, sprengen sie aus, daß der Freistaat blos 8000 Mann, das Transvaal blos 16 000 mobilisieren könne. Denn so viel bloß ergäbe sich, fügen sie zu, wenn man das übliche Verhältnis zwischen der Gesamtzahl eines Volkes und den Waffenfähigen nehme. Das in europäischen

Staaten übliche Verhältnis ist aber gerade dasjenige, das auf die Buren keine Anwendung findet, wo nicht ein Zwanzigstel, auch nicht ein Zehntel, sondern ein ganzes Fünftel kriegsbereit ist. Ich habe Buren gesprochen, die als vierzehnjährige Jungen schon den Basutos nachjagten, und andere, die mit siebzig Jahren noch vollkommen rüstig und kampffähig waren. Weiter ist sicher, daß die Buren bis auf die Zähne bewaffnet sind, und daß namentlich ihre Artillerie ganz bedeutend besser ist als die britische. Gewiß, die Engländer haben einige Fortschritte im Militärwesen seit Majuba gemacht, aber ihre Gegner haben auch nicht mehr die urvorsündflutlichen Gewehre von damals, Gewehre, die in vielen Fällen vom ersten Treck vor 64 Jahren bis vor wenigen Monaten, da sie gegen Mauser umgetauscht wurden, in mehreren Geschlechtern derselben Familie gedient hatten. Nun, wem die Norne den Faden nordwärts werfen wird, ist ungewiß, und mitunter sind trotz Dutzenden von Fehlern und der denkbar schlechtesten Organisation trotzdem Siege errungen worden — siehe Santiago de Cuba — es wird sich indes verlohnen, einige besonders auffallende Uebelstände des britischen Heerwesens hier kurz zu berühren.

Der Hauptmangel der britischen Soldaten wie Offiziere ist ihre Verweichlichung. Es kommt zwar nicht mehr vor, daß, wie im ersten afghanischen Kriege, eine einzige Offiziersmesse zwei Kameelladungen von Manilazigarren und ein General für sich allein bis zu dreihundert Kameellasten persönlichen Gepäckes mit hatte. Lord Napier hat das, wenn nicht abgeschafft, so doch scharf beschnitten. Aber noch 1880 beim zweiten afghanischen Kriege waren 17 000 Soldaten von 17 000 Kulis und 24 000 Lasttieren begleitet. Und gegenwärtig, wenn z. B. ein Offizier eine gewöhnliche Alpenfahrt in den Himalaya macht, sind sechzig Kulis und dreißig Maulesel für sein Gepäck gar nichts so Ungewöhnliches. Sodann sind fast alle Truppen in Indien, so Mannschaften wie Offiziere, ein halbes Jahr in den Sommerfrischen, wo, von einigen harmlosen Appells abgesehen, nichts von ihnen als emsiges Herumbummeln in der guten Luft erwartet wird. In anderen Garnisonen, in Gibraltar, Kanada, Hongkong ist der Dienst ja strammer, aber gerade jetzt werden ja viele Tausende indischer Truppen nach Durban verschifft. Wie oft habe ich gedacht, wenn ich in der letzten Zeit dies Material sah: Und diese Milchsuppengesichter wollen die Hünen des Transvaals bestehen? Auch hörte ich, daß in dem letzten Grenzfeldzug, der Tira-Kampagne (1898) ganze Regimenter feige vor den Afridis ausgerissen. Gegen den Mut und die Fähigkeit der Offiziere ist nicht das Geringste zu sagen, aber ihr weißes Soldatenmaterial ist zu zwei Dritteln recht minderwertig. Daß seit Majuba die britischen Soldaten keine Fortschritte im Schießen gemacht haben, wird von den englischen militärischen Zeitungen selbst höchlichst beklagt, und mit Recht hob auch die Army Gazette von Lahore jüngst hervor, daß, wie noch so eifriger Sport,

nach dessen Anstrengungen Bier und Whisky und Genüsse aller Art folgten, keineswegs zu ernsten Kriegsstrapazen genügend vorbereite, so auch die auf eine Art Virtuosentum hinauslaufenden Schießübungen der britischen Armee durchaus nicht zur Feuerdisziplin und sicherem Treffen im Felde befähigten. Hiergegen sind die Buren nicht bloß einzige Schützen, die wie die Germanen des Tacitus in acie pugnare discebant, sondern brauchen auch keinen Bagagetroß, da sie von wenigen Pfund Bulltong*) vier Tage leben können und auf alle Bequemlichkeiten verzichten. Die Buren sind aber weiterhin in der Reiterei überlegen. Ihre Pferde können in vier Tagen bis über 300 Kilometer zurücklegen und sind daraufhin eingeübt, sobald der Reiter abspringt, ganz ruhig seine Rückkehr zu erwarten. Beides ist unschätzbar für den Guerillakrieg, in dem die Buren Meister, für das Umzingeln einer Abteilung, Belästigung der Flecken, Abschneiden der Verbindungen. Die strategische Lage in beiden Burenstaaten ist dieser Kriegsart besonders günstig, da der Angreifende nirgends feste Punkte findet außer in Johannesburg und Pretoria, die aber gerade sehr stark verteidigt sind. Gegen die südafrikanische Kavallerie sind die Engländer nun doppelt im Nachteil. Erstlich sind ihre Pferde des Landes und seiner besonderen Beschaffenheit durchaus ungewohnt. Sie sind, wie ihre Herren, an sehr gute Kost gewöhnt und könnten nicht wie die meisten südafrikanischen (besonders die vorzüglichen Basutoponies) lediglich von Gras leben. Die indische Kavallerie hat noch besonders den Fehler gemacht, daß sie seit mehreren Jahren (etwa seit 1891) nachgelassen hat, arabische und südpersische Rosse zu kaufen, deren eines selten unter 900 Mk. kam, sondern aus britischem Patriotismus zum großen Nachteil des Materials ihren Bedarf aus Australien bezog. Australische Pferde mögen gut sein für die trockenen Blachfelder und den ganz ebenen Busch ihrer Heimat, aber nicht für die Sümpfe und felsigen „Kopjes“ des Transvaals. Der zweite Nachteil ist die Gefahr von der „Paardesiekte“, jener rätselhaften, furchtbar verheerenden Epidemie**), die gerade mit dem November anfängt. Die Burenpferde selber haben ungemein darunter gelitten — ich war vor Jahren auf einer Farm im Westtransvaal, wo von hundertsieben Häuptern in kürzester Zeit fünfundneunzig gefallen waren — aber die Bewohner sind doch jetzt mehr gewitzigt, lassen ihre Rosse nicht im Morgentau grasen, bringen sie im Sommer (was

*) Gedörrtes Fleisch.

**) In Kalifornien ist eine ähnliche Krankheit, pink eye benannt. Die ganze Epidemie ist fast bloß empirisch bekannt und „nichts Gewisses weiß man nicht“. Tierärzte behaupten, so plötzlich breche das Uebel aus, daß ein gesundes Tier, das zum Wasser geht, zuweilen nach dem Trinken nicht mehr den Kraal erreicht. Ich habe immer gehört, daß vom Erkranken bis zum Tode 3—5 Tage verlaufen. Heilmittel giebts keine bis jetzt.

natürlich jetzt im Kriegsfalle nicht möglich) oder wenigstens die Nacht über auf fieberfreie Höhen oder kaufen sich „gesalzene" Pferde, die einmal schon die Krankheit gehabt haben und hinfür davon verschont bleiben. Nicht genug aber mit dieser südafrikanischen Gefahr, hat sich jetzt schon unmittelbar vorm Einschiffen in Karachi bei zwei indischen Kavallerieregimentern Anthrax gezeigt, sodaß der ganze Transport verschoben wurde.

Zum Schluß eine kleine Kritik der Freiwilligen aus den Kolonien. Der größte Jubel herrscht in Downingstreet und vor allem bei Herrn Chamberlain, daß die australischen Kolonien, daß Jamaika, daß Singapur, daß Kanada Kontingente senden will, die auf Kosten der Sender zu unterhalten wären. Die Freude beruht darauf und zwar mit vollem Rechte, daß derartige Angebote als höchst wichtige Anzeichen für die Loyalität der weitzerstreuten Kolonien gelten; ihre Bereitwilligkeit, für Imperial Federation und für selbst entfernte und nicht sonderlich gut begründete Abenteuer Großbritanniens sich Opfer an Gut und Blut aufzuerlegen, wird als untrügliche Kundgebung zu Gunsten des All-Angelsachsentums begrüßt. Weniger erfreut sind militärische Kreise. Sie weisen darauf hin, daß mit ihrem fast gänzlichen Mangel an Zucht, ihren spießbürgerlichen Vorstellungen, ihrem unreifen Enthusiasmus, ihrem Hineintragen des Kastengeistes der Bourgeoisie in militärische Verhältnisse die Freiwilligen mehr Schaden als Nutzen stiften würden. Das Kontingent, das Viktoria und Neusüdwales nach dem Tode Gordons nach Suakim schickten, sei überall störend im Wege gewesen. Ein angesehener Advokat von Melbourne, der als Gemeiner den Freiwilligen beigetreten, wollte von seinem Feldwebel sich nichts befehlen lassen, weil jener in seinem Zivilverhältnisse ein Schuhmacher, also tief unter ihm. Der Advokat wurde, um die Form zu wahren, durch ein Kriegsgericht zu fünf Jahren verurteilt, aber man gab ihm unter der Hand Gelegenheit, zu entwischen. Man konnte doch nicht gut einen Mann, der in hellloderndem Patriotismus Bequemlichkeit, Zeit, Geld und Geschäfte hingegeben und sein Leben gleichfalls in die Schanze zu schlagen bereit gewesen, fünf Jahre brummen lassen.

Der Hauptfehler im südafrikanischen Lager war bislang die Uneinigkeit. Es ist vielleicht wenig bekannt, daß Oranjestaat und Transvaal einst Krieg gegeneinander führten. Das Transvaal selbst ist ein Konglomerat aus vier verschiedenen Republiken, während unzufriedene Transvaaler Auswanderer sich andere Miniaturrepubliken außerhalb des Heimatbodens begründet haben (Upingtonia, Gosen, Stellaland, in Mossamedes und Ngamiland). Die Kapburen hielten eine Zeit lang zu den Engländern. Ja, noch vor einem Jahre konnte Schreiner die Hoffnung aussprechen, daß die beiden Freistaaten zur Marine des britischen Reiches beitragen würden. Der Sturm der letzten Monate hat viele brennenden Fragen, viele Quengeleien und kleinliche Katz-

balgereien hinweggefegt, hat jedoch nicht ganz mit den Parteien aufgeräumt. Noch vor wenigen Wochen war der erste Volksraad aufs heftigste gespalten über die rein persönliche Frage, wer die Forts in Johannesburg kommandieren solle. Joubert war gegen Krüger, Wolmarans gegen Labuschayne. Ebenso standen Friedens- und Kriegspartei einander schroff gegenüber. Es handelt sich eben nicht bloß um Wahlrecht und städtische Selbstverwaltung, sondern auch um Privateigentum. Viele Transvaaler sind, teils durch Verkauf von Ländereien, teils durch Viehzucht, teils durch Monopole und Aktien, Millionäre geworden und möchten nicht gerne ihren Besitz riskieren. Dagegen haben die zahlreichen Buren, die keine oder nur geringe Güter haben, nichts oder wenig zu verlieren und nur zu gewinnen, daher sie, wie die mean whites der Südstaaten 1861, leidenschaftlich den Krieg verlangen. Vom militärischen Standpunkt aus hatten zweifellos die Kriegslustigen mit ihrem Drängen Recht, denn wer den Feldzug zuerst energisch eröffnet, ist gewöhnlich im Vorteil. Friedrich der Große hat das wohl eingesehen, als er, noch ehe die mühseligen Verhandlungen mit Maria Theresia beendet waren, kurzer Hand Sachsen und Schlesien besetzte, und nachher noch die Unzartheit hatte, die Dokumente, so diesen Schritt rechtfertigten, unter dem Schoß der sächsischen Kurfürstin — sie saß auf den Papieren — hervorziehen zu lassen. Auch Spanien wäre besser beraten gewesen, wenn es Don Karlos' Ansicht gefolgt wäre und schon nach den ersten Flibustierzügen der Yankees nach Kuba, als die Regierung der letzteren ganz unvorbereitet, Florida überfallen hätte. Die indischen Militärzeitungen, die übrigens von den Prahlereien der Jingoblätter sich sehr fern halten und höchst ernsthaft die Gefahren des südafrikanischen Feldzuges und die Nachteile der britischen Stellungen erörtern, gestehen zu, daß noch Ende September ein Angriff der Buren Natal und Kimberley fast wehrlos gefunden und verhältnismäßig ohne Mühe sämtliche englische Garnisonen Südafrikas ins Meer hätte treiben können. Es ist ein großer Fehler der Regierung von Pretoria gewesen, nicht ihrerseits rechtzeitig ein Ultimatum in Absicht auf die nur allzu durchsichtigen Rüstungen gestellt zu haben. 1896 brachte das abwartende Spiel Krügers großen Erfolg, 1891 verlor es ihm alles Land zwischen Limpopo und Sambesi. Man darf nicht hoffen, immer mit derselben Finte den Gegner zu schlagen, immer mit demselben Zuge das Schach zu gewinnen.

Ich habe in meiner Geschichte Südafrikas*) die Buren wahrlich nicht geschont und alles Böse von ihnen, das ich nur wußte, getreulich vermeldet. Allein, um ein Volk richtig zu beurteilen, muß doch vor allem der Vergleich mit anderen Völkern im Auge behalten werden. Gewiß, es giebt Korruption

*) 1897.

unter den Transvaalern, und einige sind mit englischem Gelde erkauft — aber ist Korruption anderswo ganz unbekannt? Es kommen Ehescheidungen vor, aber England sollte das letzte Land sein, das hier Steine zu werfen sich berufen fühlte. Beispiele von gesetzgeberischem Unverstand und hartnäckiger Verbohrtheit sind nicht ganz selten, aber sind nichts gegen die unverständige Hartnäckigkeit und Verbohrtheit, mit der bis vor kurzem die irische Frage behandelt wurde. Die Abneigung der Transvaaler, Briten als Unterthanen der Republik aufzunehmen, ist ja für die Briten nicht schmeichelhaft, aber warum sollten auch Unterthanen der Königin so furchtbar erpicht darauf sein, Bürger einer Republik zu werden? Jedenfalls sind die britischen Naturalisationsgesetze kein Haar besser als die transvaalischen. Auf den Goldfeldern mag nicht immer die wünschenswerte Ordnung herrschen und Raub und Totschlag sich ereignen, allein nach dem Urteil aller Sachverständigen ist die Ordnung immer noch hundertmal besser, als einst auf den Goldfeldern Kaliforniens und Australiens. Die Selbstverwaltung der Gemeinden und die Handhabung des Sträflingswesens ist ebenfalls vielleicht nicht dem vollkommensten Ideal entsprechend, aber warum machen denn die Engländer nicht, wo ihr humanitäres Eingreifen viel wichtiger wäre, ebenmäßige Vorstellungen in Petersburg?

Selten ist ein erbärmlicheres Gewebe fadenscheiniger Gründe zu einem Kriege gesponnen worden wie zu dem mit Transvaal. Indessen, nur zu! Wenn wir Deutschen auf Mittel gesonnen hätten, eine Aufsaugung der Buren zu vermeiden, ihnen das Schicksal der Holländer, Deutschen und Franzosen in den Vereinigten Staaten zu ersparen, den uns verwandten Volksstamm auf jede Weise zu stärken und dadurch zugleich unsere eigene Stellung in Südafrika und in Europa zu festigen, so hätten wir keine wirksameren Maßregeln ergreifen können, als dies die Engländer seit drei Menschenaltern gethan haben. Ihr Gegensatz zu den Buren, dessen Abnehmen und gänzliches Verschwinden zuversichtlich vorausgesagt wurde, ist immer schärfer, heftiger, unüberbrückbarer geworden. Ein Krieg, ob glücklich ob unglücklich, wird vollends die Kluft erweitern und für unabsehbare Zeiten eine Aussöhnung und Verschmelzung der beiden hadernden Rassen verhindern. Das Offenbleiben des Abgrundes, der die Rassen trennt, ist unser Gewinn, sein Verschwinden unser Verlust. Bloß auf die Buren uns stützend und mit ihnen zusammenarbeitend, können wir unsere Herrschaft in Nama- und Hereroland behaupten. Nur engste Freundschaft mit den Buren kann uns helfen, die schlimmen Folgen des Delagoavertrages zu vermeiden, der das kühle, gesunde Angola und das strategisch unschätzbare Delagoa den Engländern, uns den fieberheißen Norden des unteren Sambesibeckens überantwortet. Fernerhin aber sind die Wellen der südafrikanischen Bewegung in den Kongostaat, nach Belgien und seinen Vlamingen, sowie nach den Niederlanden hinübergeschlagen und haben auch

dort überall einen schneidenden Gegensatz gegen England und eine merkliche Annäherung an Deutschland hervorgerufen. Das Hauptbindeglied zwischen den Vlamingen und den Förderern des Niederdeutschen im Reiche war von Anfang an Südafrika. Holland aber ist durch den Ausbruch des gerechten Volksunwillens über die Anschläge gegen das Transvaal ganz plötzlich zu großem Entgegenkommen in Sachen des Zollvereins mit Deutschland gedrängt worden. Ja, die Schweiz, die bislang sich immer so vorsichtig und ängstlich fern hielt, beginnt von einem Anschluß an diesen Zollverein zu sprechen, da ihr für das zukünftige Schicksal kleiner Republiken Besorgnisse erwacht sind. Auch die Schweizer Zeitungen nehmen entschieden für die Buren Partei und geben ihrem Mißtrauen gegen die Angelsachsen Ausdruck. England, das freieste Land Europas, schreibt eine dieser Zeitungen, vergewaltigt germanische Republiken, und die Vereinigten Staaten, das freieste Land der Welt, führen einen Vernichtungskrieg gegen tapfere Asiaten, die keines anderen Verbrechens schuldig sind, als daß sie für ihre Unabhängigkeit kämpfen.

Kaschmir, 2. Oktober 1899.

Die Aussichten der Buren.

Was man wünscht, glaubt man gern. Wer diesem alten Spruche gemäß seine Rede einrichtet, der ist gewiß, vielen zu Sinne zu sprechen, solchen zu Sinne, denen das heiße Herz leicht mit dem Kopfe durchgeht. Wo hingegen, wie hier, das warme Gefühl scharf zurückgezäumt wird durch den richtenden Verstand, da ist es schwer, da ist es eine undankbare Aufgabe, jetzt noch gegen die Hoffnung zu hoffen und noch an die Aussichten der Buren zu glauben. Vor allem sind die militärischen Aussichten von den volklichen unbedingt zu trennen. Von dem Sieg burischen Volkstums bin ich felsenfest überzeugt, aber auch die militärische Lage kann ich keineswegs für so ungünstig halten. Man hat den Zug von Lord Roberts nach Pretoria mit seinem Zuge nach Kandahar verglichen. Der Vergleich ist zwar vollkommen falsch, allein nehmen wir ihn einmal als berechtigt an. Nun wohl, was hat denn Roberts in Afghanistan erreicht? Er hat die beiden Hauptstädte besetzt, Kabul und Kandahar, genau wie jetzt die Hauptstädte Bloemfontein und Pretoria, und darnach? — darnach hat der edle Lord, beständig belästigt von schwärmenden Gebirgssöhnen, ohne Halt an den Einwohnern, ohne Hülfsquellen, um nicht

vor Hunger und Strapazen aufgerieben zu werden, darnach hat er sich wieder zurückgezogen und das Land sich selbst überlassen! Dabei ging über die Hälfte seines Trosses und viele wackere Soldaten und Offiziere verloren. Indessen, als Napoleon sich von Moskau zurückzog, da nannte man es eine zerschmetternde Niederlage, als dasselbe einem britischen General zustieß, da sprach man und spricht bis heute von einem glorreichen Sieg. Aber Afghanistan ist bis auf den heutigen Tag frei geblieben.

Ein bekannter Beurteiler und Geschichtsschreiber militärischer Vorgänge, Delbrück, äußerte sich dahin, daß die Drakensberge der Schlüssel der strategischen Lage seien: solange die Buren sich in den Drakensbergen hielten, von dort einerseits Natal, andererseits die britischen Verteidigungen im Freistaat bedrohten, solange dürften die Engländer an kein entscheidendes Uebergewicht denken. Gerade diesen Schlüssel haben bis jetzt die Buren siegreich behauptet und haben die Generäle Rundle und Brabant mit blutigen Köpfen heimgeschickt und haben letzthin zwei englische Bataillone gefangen und die Kronstädter Eisenbahn zerstört! Wenn aber auch die heldenmütigen Verteidiger ihrer Unabhängigkeit zuletzt vom Freistaat weggedrängt werden, was noch in weiter Ferne, so wäre damit noch immer das Ende nicht da. In der Gegend von Lydenburg, de Coap und Waterval-boven werden die britischen Feinde auf ein Gelände stoßen, wie es schwieriger und zerklüfteter gar nicht gedacht werden kann. Ich bin letzthin 14 Tage in jenen Geländen gewesen und kann davon nur sagen, daß es eine große pfadlose Wildnis ist. Keine Straßen, keine Häuser, oft Tagereisen weit keine Menschen. Wie sollten die Engländer, die sofort scheitern, sobald sie sich nur einen Schritt von der Eisenbahn entfernen, wie sollten sie in dieser unwegsamen Oede Erfolge erringen? Zumal sie jetzt schon das Fieber zu Tausenden dahinrafft. Dabei sind sie bis jetzt in durchweg gesunden Gegenden gewesen; wie aber, wenn sie in Dschungeln kommen, wo nur der Löwe und der Panther haust? in zerrissenes Alpengebiet, wo ihre Ueberzahl sie nur hemmen kann?

Mag die militärische Lage nun sein, wie sie will, meine Herren, in jedem Falle haben die Engländer bereits ihr Spiel verloren. Ich weiß sehr wohl, daß viele gute Deutsche, daß so manche hervorragenden Mitglieder des Alldeutschen Verbandes das Burentum aufgegeben haben und, wenn auch trauernden Herzens, seinen baldigen Untergang prophezeien. Ich teile diese Meinung nicht. Und zwar stütze ich mich, so glaube ich wenigstens hoffen zu dürfen, nicht etwa auf einen unklaren Enthusiasmus, auf eine unklare Bewunderung heldenmütiger Freiheitskämpfer, sondern auf ein geschichtliches Gesetz, das überall sich offenbart. Bis zum heutigen Tage haben die französischen Kanadier sich gegen die Engländer und sogar die verkommenen Mexikaner Floridas und Arizonas sich gegen die Yankees behauptet. Die kulturlosen

Kirgisen sind nach zwei Jahrhunderten russischer Herrschaft ihrem Obherrn keinen Schritt gewichen; die Berber vollends haben die Griechen, Karthager und Römer, haben Vandalen und Byzantiner und haben die zwölfhundertjährige Herrschaft der Araber überdauert: sie reden noch heute berberisch wie im Anfang der Zeiten.

Als der Krieg ausbrach, erscholl aus englischem Munde der Ruf: Rache für Majuba. Als Cronje sich übergab, da rief tausendstimmig das britische Heer: Majuba ist gerächt! Allein es kommt einst der Tag, da auch das stolze Albion hinsinkt, und sicher nahet die Zeit, da in Südafrika das Engländertum, das nur eine Enklave im Burentum ist, einen noch heftigeren, einen noch erbitterteren Streit um die Vorherrschaft zu führen hat: dann wird ein größeres, ein gewaltiges, ein donnerndes Majuba, dann wird ein zerschmetterndes Gottesgericht Englands Geschick sein.

Ich lade Sie ein, meine Herren, noch einen letzten Punkt zu betrachten. Der Buren Not ist vielleicht ein unmittelbarer Gewinn für die alldeutsche Sache. Man weiß, daß der Buren Selbstbewußtsein sich zum Himmel reckte. Sie dünkten sich allen Völkern der Männererde hoch überlegen. Auch die Deutschen, so war ihr Wahn, kämen erst lange nach den Afrikandern. Hätten nun die Buren bloß Siege erfochten, so wäre solches Selbstbewußtsein ins Unerträgliche angeschwollen. Die Niederlagen, die furchtbarsten Erfahrungen der letzten Monate aber haben den Bur demütiger gemacht. Er sucht nach Hülfe, nach Vermittelung. Er sieht ein, daß er sich an Freunde anlehnen muß, und lernt die Macht der Weißen außerhalb Afrikas schätzen. In solcher Stimmung muß dem Bur der Zusammenhalt mit seinen Volksgenossen über der See, seinen Verwandten in den Niederlanden und Deutschland als ein wertvollstes Gut erscheinen. Wenn wirklich die Aussichten der afrikanischen Deutschen zu nichte wären, so sind ja noch die europäischen da. An uns ist es, solcher Stimmung weitere Nahrung zu geben und die Buren dem sieghaften alldeutschen Gedanken zu gewinnen.

Vortrag auf dem alldeutschen Verbandstage in Mainz, Juni 1900.

Von Beaufort West nach Oudtshoorn.

Der Draht meldet, daß die Buren unter Kommandant Creuzinger schon bis Oudtshoorn vorgedrungen sind. Ich habe vor neun Jahren die Strecke von Beaufort über Prince Albert nach Oudtshoorn durchritten; da die Strecke

sonst nie von Touristen berührt wird, ist es vielleicht von Interesse, etwas Näheres darüber zu hören.

Beaufort West ist Station auf der Bahnlinie Kapstadt—Bloemfontein. Ein freundliches Landstädtchen, das sich eines rührigen Klubs und sogar eines Skating Rink's erfreut. Der Gasthausbesitzer war ein Frankfurter; gerade war seine Mutter, eine 82jährige muntere Greisin, zu Besuch zu ihm gekommen! Die nächste Umgebung von Beaufort ist gut bewässert und ist von Farmen besät, aber eine halbe Tagereise weiter beginnt das Karroo. Nackte Wüste, kein Baum, kein Strauch, kein Gras. Alles kahl und verbrannt. Es war mitten im Winter (August), aber die Sonne schien so warm wie bei uns im Mai: Wenn man hier von der Straße abgeht, trifft man Tage lang keinen Menschen und wird höchst wahrscheinlich verschmachten. Einmal hat es volle drei Jahre lang keinen Tropfen geregnet, sodaß Tausende von Schafen umkamen. Der Jahresdurchschnitt des Regenfalles war während der achtziger Jahre noch nicht einmal 0,2 Zoll.

Gegen Abend in eine Riesenfarm eingeritten. Drei Stunden hatte ich schon das Drahtgitter hinter mir und immer wollte das Farmhaus noch nicht auftauchen. Kein Mensch, kein Vieh, kein Wild, kaum ein Vogel in der weiten Oede. Und die Sonne sinkt. In der Dunkelheit komme ich endlich an. Gut aufgenommen. Ich höre, daß der Baas über ein Gebiet herrscht, das 15 Reitstunden groß ist, 75 000 afrikanische Morgen (doppelt so groß wie unsere) umfaßt. Seit Beaufort habe ich nur einen englisch redenden Menschen, einen Schotten, getroffen, sonst lauter Buren.

Andern Tag komme ich des Nachmittags nach hartem Ritt wieder auf einen plaats. Bin ganz erstaunt über die hier angetroffene Bildung. Ein Piano, schöne Bilder, allerlei Nippsachen. Der Bur, jung verheiratet, ein bildhübscher, elegant angezogener Mann. Er sagt, er wolle nächstes Jahr nach Chikago zur Weltausstellung. Die Viehzucht bringt doch einen guten Groschen ein, scheint es.

Hiernach auf ein Goldfeld, wo ich drei Tage blieb. Es hat keinen besonderen Namen, da kein Dorf in der Nähe. So wird es das Goldfeld von Prinz Albert genannt, obwohl das Städtchen zwei Tagereisen entfernt ist. Treffe hier Finnen, Afrikander, einen englischen, ganz jungen Distriktschef, schließlich einen Deutschen, der schon sechs Handwerke hinter sich hat: Lehrer, Gärtner, Glaser, Maurer, Graveur und Zahnarzt. Letzteres war mir ein unerwarteter Glücksfall, denn ich litt seit einigen Tagen an scheußlichem Zahnweh. Ich hatte es mit Kauen von scharfem Transvaal-Tabak bekämpft und zwar mit dem Erfolg, daß allerdings das Zahnweh aufhörte, dafür aber mein Kopf in wirrem Taumel schwamm. Der Allerweltskünstler hatte seine Werkzeuge mit und riß mir den Uebelthäter ganz kunstgerecht aus. Es war

fast ein Genuß. Mit einer gewissen Sehnsucht denke ich an die hierauf im Zelt hier verlebten Tage, an das schöne wilde Leben in der freien Natur, mais passons outre!

Das Goldfeld lag zwischen kleinen Bergen. Der Weg von da nach Prinz Albert aber führte durch Land, das fast so flach wie ein Teller war. Einmal hatte ich rechte Schwierigkeit, aufgenommen zu werden. Aber die Aussicht auf die bitterkalte Nacht ohne Schutz war zu unangenehm. So parlamentierte ich mit dem alten Burenehepaare, das wohl mit einigen Goldgräbern keine guten Erfahrungen gemacht hatte, und erreichte auch, aber erst nach einer Stunde von Rede und Widerrede, mein Ziel.

Prinz Albert ist ein äußerst stilles, gesellschaftlich sehr langweiliges, aber außerordentlich malerisch gelegenes Städtchen. Bevölkerung zu $^2/_3$ burisch. Zusammen etwa 1600 Seelen. Ueber dem Ort erheben sich die Swarte Berge, bis 2000 m ansteigend, ein wildzerklüftetes Gelände mit brausenden Gebirgstobel, die sich tiefe Cañons zum Bette bohren. Die Straße ein Meisterwerk neuzeitlicher Wegekunst, schwieriger und verschlungener als die Gotthardstraße. Das Ganze verklärt von den wunderbarsten, leuchtendsten Farben, die eines schönheitstrunkenen Malers Phantasie ersinnen kann. Während aber über die Karroo sich ein ewig reiner Himmel von stählerner Bläue spannte, ein Bild, das sich Tag für Tag wiederholt und so doch zuletzt einförmig wirkt, erschienen über den Swarte Berge schwere Wetterwolken, und es dauerte nicht lang, da gingen zwei Gewitter nieder. Auf der Paßhöhe ist ein einsames Gasthaus. Sonst sah ich weder Haus noch irgend ein menschlich Wesen.

Hinunter nach der Cango-Höhle. Eine Tropfsteingrotte, größer als die Baumannshöhle im Harz, kleiner als die Adelsberger. Man soll jedoch 24 Stunden weit darin klettern können. Nicht selten ist jedoch das Klettern sehr gefährlich. Höchst geeignet also für das Verbergen einer größeren Heeresabteilung, zumal Wasser genug da und ein benachbartes Dorf von etwa vierzig Häusern, darunter drei Gasthöfe, eine Menge Proviant liefern kann. Von den Höhlen im Sekukuni-Land sind die Buren ja die Höhlenkriegführung gewohnt. Ich traf vor der Höhle eine Gesellschaft von Oudtshoorn; mehrere Priester schienen der Mittelpunkt zu sein. Ich redete sie lateinisch an, was ihnen offenbar viel Spaß machte. Man lud mich ein, an der Besichtigung und hierauf an ihrem opulenten Mahle nebst obligater Lichtbildnerei teilzunehmen. Es waren irische Jesuiten.

Uebernachtet bei einem Bur, desser Bruder ein sehr berühmter Transvaalgeneral. Ich möchte den Namen nicht nennen. Er erzählte mir — ich blieb zwei Tage, da es mir ungemein gefiel bei dem herrlichen Mann, und wir freundeten uns förmlich an — daß er 1880 einen Sohn und einen

Neffen mit 10 000 Mark den Transvaalern zu Hilfe geschickt habe: Wie machte er das? Er gab den beiden einen Ochsenwagen, so gingen sie einfach auf den „tocht" (Handelsfahrt) mit Orangen u. s. w. und fuhren so durch den ganzen Freistaat, bis sie bei Majuba anlangten. Es begreift sich, daß von solchen Leuten die jetzt einbrechenden Transvaaler der besten Aufnahme gewiß sind und daß König Eduard hier auf keine Sympathien zu rechnen hat.

In Oudtshoorn selbst ist kaum die Hälfte der Bevölkerung burisch, die andere Hälfte besteht aus Engländern, Deutschen und russischen Juden. Die Stadt, etwa 3600 Seelen zählend, ist sehr reich, da sie in dem Mittelpunkt eines großen Gartens, einer landwirtschaftlich hochgesegneten Gegend liegt. Hier können sich die Buren nach Herzenslust von ihrem beschwerlichen Ritte durchs Karroo und die Wildnis der Swarte Berge erholen! Außerordentlich bezeichnend für die militärischen Fähigkeiten der Engländer ist aber die Thatsache, daß sie jene Buren ungehindert herankommen ließen. In dem steilen Engpaß hätten hundert Mann genügt, um jedes Weiterkommen unmöglich zu machen. Im Karroo aber hätten sich auch nur 150—200 Reiter nicht halten können, sagen wir nicht länger als eine Woche oder höchstens zehn Tage, aus dem einfachen Grunde, weil das Wasser der „dams", jener künstlichen Teiche, ausgegangen wäre. So hätten die einfallenden Scharen zurückgehen müssen oder wären verschmachtet. Jetzt aber, im blühenden Gefilde von Oudtshoorn, können sich die Buren fühlen, wie etwa die Franzosen es thun würden, wenn sie Metz und Straßburg hinter sich hätten und sich im Rheinthal gütlich thäten.

Frankfurt, Januar 1901.

Geschichtliches über Portugiesisch-Ostafrika.

Das alte Ophir der Bibel ist, wie schon Camoens erkannte, Zimbabwe in Maschonaland. Die Phönizier oder ihre Agenten, die Sabier, brachten von dort Gold für Salomo, 19 Milliarden Mark nach der höchsten, 2 nach der niedersten Schätzung. In Zimbabwe fanden sich auch römische Kaisermünzen. Die Maskat-Araber errichteten sodann in 8 Jahrhunderten eine Herrschaft, die von Südarabien bis Nordmadagaskar, von Magadoxo bis Delagoa (arabisch Dagutha) sich erstreckte. Auch sie zogen Gold aus den alten Minen.

Als Vasco de Gama 1499 nach der Sofala kam, sah er reich mit Gold beladene arabische Dschunken (Dhaus). Die Portugiesen gründeten eine Reihe von Festungen in Aden, Mombasa, Mosambik, am Sambesi und eroberten Mono-motapa, das heutige Matabeleland. Einige ihrer Händler wagten sich bis in Lundareich, vielleicht sogar bis zum Maata Jambo. Gelegentlich waren Tausende von Söldnern in den dortigen Besitzungen beschäftigt. Die Bucht von Santa Lucia wurde mehrfach angelaufen und 1544 an der Bai von Delagoa (= de Lagoa, Lagunenbucht) durch Lourenzo Marques ein Fort angelegt. 1721 setzten sich die Holländer in Lourenzo fest, wurden aber durch englische Seeräuber vertrieben. Die Oesterreicher, die kurz zuvor durch Besetzung der Nikobaren koloniale Aspirationen geäußert hatten, und die eine Zeit lang an Kolonisation von Formosa dachten, hatten von 1776—81 eine Faktorei in Lourenzo. Die Franzosen, die damals Niederlassungen in Sansibar, Kilwa, Inhambane und Madagaskar anstrebten, nahmen Lourenzo für eine kurze Weile. Dann kam Bai und Umgegend wieder an Portugal, das seither im Besitze verblieb. Als 1821 die Kunde von der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens nach Mosambik gelangte, wollte auch Ostafrika sich von Portugal losreißen, unterließ es aber auf die Nachricht von der zwei Jahre später erfolgten brasilianischen Kontrerevolution. Unter Trichard kamen 1831 die ersten Buren in Delagoa an und wurden freundschaftlich aufgenommen. Inzwischen hatten die Zulu angefangen, sich west- und nordwärts auszudehnen; 1833 eroberten sie vorübergehend Lourenzo; dann durchzogen sie als Angoni und Jao das Sambesibecken und brachen als Mafittu und Wahehe ins Seengebiet, das jetzige Deutsch-Ostafrika, ein. Um ihre kolonialen Nebenbuhler lahm zu legen, betrieben die Engländer die Aufhebung der Sklaverei, deren alle tropischen Besitzungen zum Bestellen der Pflanzungen bedurften, und setzten die Aufhebung 1836 auch in Mosambik durch. Mit Mosambiksklaven war lange auch ein schwunghafter Ausfuhrhandel nach Amerika und den Philippinen im Schwange gewesen. Nun folgte eine Zeit der Ruhe. Während dieser konstituierte sich der Oranje-Freistaat und das Transvaal. In Proklamationen von 1852 und 1870 beanspruchte das Transvaal alles Gebiet vom Ngamisee bis Delagoa, allein England und Portugal protestierten. Zugleich betrachtete sich die Transvaal-Republik als Rechtsnachfolgerin der Buren Retiefs, denen der Zuluhäuptling Dingaan das Gebiet an der Luciabucht abgetreten hatte, ein Rechtsanspruch, der niemals in giltiger Weise entkräftet worden ist. In den 60er Jahren erwarb der Schotte Mac Korkindale Konzessionen in Westswaziland, das er fortan Neu-Schottland taufte, und heckte einen Plan aus, um einen Handelsverkehr zwischen dem Transvaal und Lourenzo zuwege zu bringen. Er wollte Güter in Flachböten den Maputa, der in die Lagunenbucht mündet, hinauffahren und dann auf Maultieren durch die

Lebombo-Berge befördern. Allein die Sache zerschlug sich. Hauptsächlich durch Livingstone aufmerksam geworden, wandten sich die Engländer den Sambesiländern zu und erwirkten 1873 einen Vertrag mit Portugal, kraft dessen von sambesi-aufwärts gehenden Gütern nicht mehr an Zoll als 3 Proz. des Wertes genommen werden solle. Bald darauf setzten sich die Engländer auf dem Eilande Jayac und der Elephanteninsel vor Lourenzo fest, während die Buren sich am Maputa und seinem Nebenflusse, dem Usutu, ausbreiteten. Mac Mahon, der als Schiedsrichter angerufen wurde, gab die zwei Inseln 1875 an Portugal zurück, doch behielt England ein Vorkaufsrecht. Die englische Presse ist seitdem bemüht gewesen, die Sache so darzustellen, als ob dieses sich lediglich auf zwei winzige Inseln beziehende Recht sich auf ganz Portugiesisch-Ostafrika erstreckte. An den deutschen Kaiser und den Reichskanzler ging damals ein Schreiben von Baron Weber, in dem dieser den Kauf von Delagoa anriet. Das Transvaal aber schloß ein Abkommen, durch das sich Portugal verpflichtete, falls eine Bahn von Lourenzo nach Komati an der Transvaalgrenze zustande käme, für Durchgangswaren nur 3—6 Proz. Zoll zu erheben. Als das Transvaal britisch geworden, wurde dies Abkommen durch ein viel weitergehendes ersetzt, das den Briten nicht bloß freien Durchgang von Gütern und Waffen, *sondern auch von Truppen verbürgte.* Das jetzt so viel besprochene Abkommen konnte also schon deshalb auf einen Krieg gegen das Transvaal keine Anwendung finden, weil zur Zeit der Vereinbarung überhaupt kein unabhängiges Transvaal bestand.

In der Folge wurde der Bahnbau von dem amerikanischen Oberst Mac Murdo in Angriff genommen. In dem Vertrage, den der Oberst mit der portugiesischen Regierung schloß, hieß es, daß, wenn die Bahn nicht binnen drei Jahren (1885) fertig, die Regierung das Recht habe, sie zu konfiszieren. Es heißt, die Engländer hätten — genau wie in Südwestafrika — Geld bezahlt, *damit die Bahn nicht gebaut würde.* Die Portugiesen waren langmütig und verlängerten mehrmals die Frist, zuletzt bis November 1887. Als da die Bahn immer noch nicht fertig, haben sie mit vollem Rechte die Bahn, soweit fertiggestellt, für den portugiesischen Fiskus in Beschlag genommen. Das Schiedsgericht hat daher, weit entfernt, England zu schädigen, einen für die englischen Gläubiger *sehr günstigen* Spruch gefällt.

Frankfurt, Sommer 1900.

Britisch Ostafrika.

Mombasa gehörte zuerst den Imamen von Maskat, die im 8. Jahrhundert hier eine Herrschaft errichteten, dann den Portugiesen, von deren Anwesenheit ein verwittertes Fort noch Kunde giebt. Sogar die Chinesen trieben bis hierher Handel, und es findet sich gelegentlich in Trümmern von altem Gemäuer wertvolles antikes Porzellan. Im 17. Jahrhundert fiel Mombasa an das neu aufgefrischte Sultanat von Sansibar und im Vertrage von 1890 an England. Die Stadt gewinnt jüngstens große Bedeutung durch den Bau der ostafrikanischen Bahn, die bereits bis zum Naiwaschasee ausgebaut und dem Publikum eröffnet ist — eine Strecke von 490 km, ungefähr ½ von der Gesamtlinie Mombasa—Viktoriasee. Ist erst einmal die ganze Strecke fertig und damit unmittelbarer Verkehr zwischen dem Indischen Ozean und dem oberen Nil hergestellt,*) so wird Mombasa eine Bedeutung gewinnen wie Wladiwostock oder Vancouver.

Die Eisenbahn, die zur Hälfte durch wüste Steppen führt, hat vorläufig durchaus keinen kommerziellen, sondern vor allem einen strategischen Wert. Es ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, daß die Bahn sich noch einmal sehr gut bezahlen wird. Die Gegend von Naiwascha- und Baringosee ist hoch, von 2000 m im Durchschnitt, hat gesundes Klima und dürfte sich für weiße Einwanderer und Siedler eignen. Auch ist es sehr möglich, daß noch bedeutende Mineralschätze entdeckt werden. Steinsalz in großen Mengen, Salpeter, Kohlen und Eisen sind vorhanden, und man munkelt sogar von Gold. Es heißt, daß in den Strichen westlich vom Rudolfsee ein Stamm lebe, der vom Wert des Goldes keine Ahnung habe, und wo Gold wie Blech angesehen und behandelt wird. Ich habe einen indischen Beamten getroffen, der sich jetzt daran machen will, dies gelobte Land aufzusuchen. Ganz unmöglich ist die Sache nicht, denn das Osthorn von Afrika ist zur Hälfte noch unerforscht. Die einzelnen Völker umgeben sich dort wie die Sueben des Tacitus mit einer Oedgrenze; aus Furcht vor Angriff vernichten sie in einem Umkreis von vielen Tagereisen alle Dörfer und Brunnen, um jede Annäherung unmöglich zu machen und sich völlig zu isolieren. Die Folge ist, daß ein Volk nichts vom andern weiß, Nachbar nichts vom Nachbar, und so jeder Verkehr und jede Kunde voneinander erstirbt. Der Mangel an Zusammenhalt und Tradition bedingt dann, daß ein Stamm in höchster Blüte und Bildung lebt, während ein anderer die unterste Stufe der Wildheit einnimmt, ganz nackte Horden neben gut bekleideten, heimatlose Zwerge und Höhlenbewohner in der Umgebung von Königssitzen und wohlorganisierten Staaten, in denen noch Spuren altägyptischer Kultur auftauchen. Die Abgeschlossenheit gewisser

*) Geschah Frühsommer 1902.

Stämme ist derartig, daß z. B. Ansorge, der Verfasser des jüngsten Buches über Ostafrika (Under the African Sun) versichert, er habe von Gegenden gehört, wo allenthalben Elfenbein ungestört auf dem Boden liege, weil niemand eine Ahnung habe, daß es einen Marktartikel bilde. So wußten bis zum 16. Jahrhundert die Samojeden nicht, daß Zobelpelze im Westen teuer bezahlt wurden.

Da möchte nun, beim Anhören solcher Wunderdinge, so mancher den Plan fassen, seine Lenden zu gürten und die freigebig auf der Mutter Erde ausgestreuten Schätze heimzuholen, aber das Ding hat verschiedene Haken. Erstlich ist die Ausrüstung sehr teuer, zweitens sind die Somali und Galla, die Suk und Lur und Turkan und Wangoro recht widerhaarige und böswillige Gesellen, drittens ist Essen und Trinken rar, viertens ist dies ganze Osthorn seit der Ankunft der Europäer in andauerndem Kriegszustande und die Hand aller gegen alle. Angesichts der aktuellen Verwicklungen in Afrika dürfte es vielleicht willkommen sein, über diese Kriegszustände und überhaupt den ganzen Ausbau der britischen Herrschaft in Ostafrika, der ausschließlich den letzten Jahren angehört, einen kurzen Ueberblick zu geben.

In den siebziger Jahren drangen die Mannen des Khedive, von europäischen Abenteurern unterstützt, zum oberen Nil vor und eroberten Kordofan, Darfur, Wadelai und einen Teil des Bahr el Ghazal. Vor Uganda machten sie Halt nnd an Abessynien scheiterten sie. Stanley hat diese ägyptischen Eroberungen den Zügen Alexanders verglichen; das ist übertrieben, aber großartig angelegt war der Plan. Das Aufkommen des Mahdi war das Ende für die kühnen Weltreichträume. Nur Emin Pascha hielt sich noch in der Aequatorialprovinz. Jetzt machte sich England, als Erbe ägyptischen Ehrgeizes, daran, den Ostsudan und das Nilquellengebiet zu besetzen. Der erste Schritt in dieser Richtung war die Verdrängung Emins aus Wadelai, der zweite der Ugandavertrag, der dritte die Vernichtung des Mahdi und der letzten November erfolgte Tod des Khalifen, der vierte der Bau einer Bahn nilaufwärts — bis Khartum jetzt fertig — und einer anderen Bahn von Osten her, der von Mombasa.

Der gedachte Vertrag legte den Grund zu dem Ugandaprotektorat. Dieses ward zunächst einer Freibriefgesellschaft anvertraut, der British East Africa Company. Hauptmann Lugard, den die Gesellschaft aussandte, sah sich jedoch einer ganz verzweifelten Aufgabe gegenüber. Vor allem wütete ein Bürgerkrieg in Uganda. Seit 1876 hatte das Christentum Einlaß im Lande gefunden. Den Christen stellten sich die Muhamedaner schroff gegenüber. Die Christen selber spalteten sich in Anhänger der französischen katholischen Mission der „weißen Väter“ und Jünger der englischen Hochkirche. König Mtesa, ein schwarzer Tyrann und blutdürstiger Prätorianergeneral von reinstem Wasser, der natürlich dem unvermeidlichen Beiworte eines „afrikanischen

Napoleons“ nicht entgangen ist. Mtesa, der Busenfreund Stanleys, benutzte sehr schlau die Zettelungen und Parteiungen, um sich selbst auf der steilen Höhe der Macht zu erhalten. Allein äußere Verwicklungen kamen dazu. Die Moslime von Uganda flüchteten zu Kabarega, dem König von Unjoro. Dieser, ein waffengewaltiger Potentat, nahm sich thatkräftig ihrer Sache an und trachtete danach, Uganda, mit dem er seit Stanleys erstem Besuche in Fehde lebte, seinem Reiche anzugliedern. Es kam inzwischen zu Kämpfen um die Thronnachfolge in Uganda. Zunächst erhob sich Mtesas Sohn, Mwanga, der bei seinem schwachen Charakter selber nichts ausrichtete, indes die Briten zu Hilfe rief. Bald irrte Mwanga als ohnmächtiger Flüchtling im Lande umher und starb im Elend. Von seinen Söhnen war Karema der trotzigste. Er begann damit, daß er seine Brüder fing. Den einen verbrannte er, die anderen ließ er tagelang in einer Grube ohne Nahrung und schüttete dann die Grube zu. Das geschah 1892. Nunmehr kamen ihm die Engländer auf den Hals, angeblich, um das Land vor den gefährlichen Gelüsten Kabaregas zu „retten“. Sie verknüpften die Rettung damit, daß sie den uralten Königsstamm aus Wahumageschlecht — in grauer Vorzeit vom Norden gekommen, um als Fremdherrscher die Waganda zu regieren, — daß sie Mtesas Sippe entthronten, Uganda annektierten, es in zehn Provinzen teilten, überall Forts errichteten und in Kampala eine neue Hauptstadt, für den britischen Statthalter bestimmt, aus Erd- und Grashütten aufbauten.

Soweit gut und schön! Jetzt war aber noch Kabarega zu bändigen und zweitens eine Meuterei der Sudanesen niederzuwerfen. Stanley hatte sich nämlich damit begnügt, Emin Pascha allein aus seiner Aequatorialprovinz, wo er sich so wohl fühlte, heraus zu erretten, hatte aber dessen sudanesische Söldner, die er als eine rebellische, meuterische, verräterische Bande bezeichnete, am Albert Nyanza zurückgelassen. Die Söldner, etwa 1500 an Zahl, wollten leben und plünderten daher weit und breit alles Gebiet im Umkreis. Sie töteten dabei mit vorurteilsloser Unparteilichkeit sowohl Christen wie Heiden und Muhamedaner. Hauptmann Lugard nahm 200 von ihnen in seinen Sold, aber diese Regierungstruppe wütete noch viel ärger und benahm sich weit zuchtloser als die unabhängigen Plünderer. Das schien den Engländern so gut zu gefallen, daß sie nicht nur keine Strafe verhängten, sondern sogar es für angezeigt hielten, die unabhängigen Sudanesen ebenfalls in Sold zu nehmen und ihren alten Freunden wieder beizugesellen. Sir Gerald Portal, der 1893 auf Lugard folgte, äußerte die zuversichtliche Erwartung, daß unter strikter Disziplin die Söldner ausgezeichnete Soldaten abgeben würden. Die Freibriefgesellschaft, die so bereitwillig war, bei anderen Leuten Ordnung und Disziplin zu stiften, konnte jedoch ihre eigenen Angelegenheiten nicht in Ordnung halten: sie machte 1894 bankerott. Am 1. Juni übernahm die britische

Regierung die Schutzherrschaft. Sie zahlte dafür, wenn ich mich recht erinnere, 15 Millionen Mark, knapp die Hälfte der Gesellschafts-Auslagen. Earl Kimberley verkündete, daß das Protektorat, 15 000 englische Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 450 000 Seelen umfassend, von einem Kommissar zwar geleitet werden, alle wirkliche Macht indessen in der Hand einheimischer Häuptlinge verbleiben solle. Als Grenzen der neuen Erwerbung wurden Usogo, Unjoro, Toru und Koki angegeben. Allein bevor noch diese Erklärung des Kolonialsekretärs erlassen wurde, hatte bereits der Oberst Henry Colville das von jeher unabhängige Unjoro angegriffen und unterjocht. Als Kimberley dies hörte, drahtete er einen Einhaltbefehl nach Sansibar. Inzwischen wurde unentwegt eine neue Expedition gegen Kabarega ins Werk gesetzt und als erste Friedensbedingung von ihm verlangt, daß er „gehorsamer, britischer Unterthan“ würde. Kimberley verwahrte sich dagegen: Unjoro ist außerhalb der Grenzen der Schutzherrschaft, und weder der Häuptling noch seine Mannen können als Schützlinge Ihrer Majestät und noch viel weniger als deren Unterthanen gelten. Das Ende vom Liede war jedoch, daß Colville geadelt, sein Unterführer, Hauptmann Thornston belobt und Unjoro mit den anderen drei, soeben genannten Ländern in die Schutzherrschaft einverleibt wurde. Das geschah Juni 1896, und war dergestalt binnen zweier Jahre der Umfang des Schutzgebiets ins Dreifache gewachsen.

Das Eindringen der Briten in Unjoro, das nie zur ägyptischen Einflußsphäre gehört hat, war vermutlich durch ihre Besorgnis vor den Fortschritten der Belgier veranlaßt. Als Portal von Mombasa mit der größten Expedition, die bis dahin die Massaisteppen durchzogen, nach dem Westen abging, war ich gerade in Ostafrika und erinnere mich noch sehr gut, daß die Engländer in Sansibar über den Kongostaat höchst mißvergnügt waren und in Portals Vorstoße vor allem die Absicht erblickten, den Belgiern am oberen Nil zuvorzukommen. Diese Absicht ward nicht erreicht. Der belgische Hauptmann van Kerckhoven kam Ende 1893 nach Lado und im nächsten Jahre ward das Bahr el Ghazahl an den König der Belgier persönlich bis zu dessen Lebensende von England verpachtet. Der Pachtvertrag machte der Eifersucht der beiden Kolonialmächte vorläufig ein Ende. Die vertragschließenden Parteien widmeten sich hierauf einer einzigen Aufgabe, dem Ausrotten der Araber und Araberfreunde. Es ist schwer zu sagen, ob nun hierin der Vorgang der Belgier den Engländern mehr genutzt oder geschadet hat. Die Truppen des Kongostaates haben, namentlich unter dem energischen Baron Dhanis, die arabischen Sklavenjäger wie scheues Wild vor sich her getrieben und haben so ziemlich ihren Staat davon gesäubert. Die zweite belgische Besetzung von Lado, die 1897 unter Hauptmann Chaltin stattfand, errichtete ein Bollwerk gegen die Derwische. Die vor den Belgiern fliehenden Araber

stürzten sich auf Unjoro und Uganda, wo sie beinahe das britische Fort in Katwe eroberten. Auch waren und sind noch jetzt die Araber des Tanganyika wie die von Tabora in beständiger Verbindnng mit denen von Wadelai. Die Unruhen, welche durch die unablässigen Züge der Belgier hervorgebracht wurden, vermehrten sich, als der Krieg gegen Khartum begann und die Leute des Kalifen nach Süden flohen. Von zwei Seiten erregt und bedrückt, erhoben sich 1897 die Waganda. Als dann Major Macdonald angewiesen wurde, von Süden her den Kalifen zu bestürmen, und der Major seine 1500 Sudanesen dazu mitnehmen wollte, erhoben sich auch diese. Daß sie einst selbst gegen den Mahdi gefochten, war vergessen; daß sie gleicher Religion mit den Mahdisten waren, erwies sich entscheidend.

Alles, was bisher von den Engländern in Uganda geleistet war, brach so mit einem Schlage wieder zusammen. Dazu kam ein Aufstand an der Küste, zwischen Witu und dem Tana, wo sich Haufen flüchtiger Sklaven und indischer Verbrecher zu einer Art Raubstaat zusammengeschlagen hatten, und eine durch Trocknis veranlaßte Hungersnot, die mehrere Jahre andauerte. Am schmerzlichsten war den Engländern die Rebellion der Waganda. Sie hatten geglaubt, weil einzelne Vornehme unter denselben in Equipagen und auf Zweirädern fuhren, weil englische Pflüge und Kodaks ins Land kamen, weil einige Häuptlinge sich Ziegelsteinhäuser bauen ließen, die Waganda wären ganz und gar schon zivilisiert; und weil die Eingeborenen bereit waren, für 25 Pfennig täglich Kanäle und Straßen zu bauen, galten sie für vollständig zufrieden und wunschlos. Mit der gewöhnlichen Unfähigkeit des Engländers, sich in die Gefühle des Eingeborenen zu versetzen, wähnte man, daß alles herrlich und vortrefflich eingerichtet, und nun zerstob die Herrlichkeit, wie eine Fata Morgana, fiel die britische Herrschaft zusammen wie ein Kartenhaus. Uganda war in einer viel schlechteren Lage als acht Jahre zuvor, da es die Engländer übernommen. Mit anderen britischen Kolonieen, wie Cypern, Sierra Leone, Benin, Nyassaland ist es bekanntlich ähnlich gegangen. Das Land erlebte entweder keinen Aufschwung oder versank in größere Anarchie als zuvor. Alle solche Kolonien nämlich, wo nicht uneigennützig für das Glück der Eingeborenen gesorgt werden konnte, d. h. wo für den britischen Kapitalisten zu wenig zu holen war.

Nun brach sich aber in England die Erkenntnis Bahn, daß Uganda ein wichtiger Knotenpunkt werden könne für ein afrikanisches Großreich. Zunächst für die Linie zusammenhängender britischer Erwerbungen vom Kap bis Kairo; sodann für ein etwaiges Transkontinentalreich vom Indischen zum Atlantischen Ozean via Niger, Tschad, Darfur, eine Kombination, die damals noch möglich schien. Der erstgenannte Plan, durch die Pachtnng eines 25 km breiten Striches vom Kongostaat, war schon halb verwirklicht, als Deutschlands Einspruch ihn vereitelte. Die zweite Kombination ward von Italien, von

Abessynien, von den Derwischen und von Frankreich bedroht. Die Italiener, die unter Bottego und Fürst Ruspoli in die Gegend des Rudolfsees vordrangen, und die Abessynier unter russischer Anfeuerung drückten von Nordosten; die Franzosen, die unter Marchand dem Nil zustrebten, von Südwesten; die Mahdisten und Rabah machten die Mitte unsicher. Da schien es denn unentbehrlich, wenigstens Uganda zu behaupten. Zu dem Ende wurden von Indien die Sikhs, Truppen des stolzen Rajputenstammes, herübergeschafft, und der Bau der oftberegten Mombasa-Bahn beschlossen. Nicht also wegen des Wertes von Uganda an sich, sondern seiner strategischen Stellung halber verstand man sich zu der unproduktiven Ausgabe. Die Kosten wurden ursprünglich auf 40 Millionen Mark geschätzt, werden aber vermutlich 160 Mill. übersteigen. Das einmal Beschlossene ward dann mit großer Energie ins Werk gesetzt. Trotzdem dauerte es ein ganzes Jahr, bis Mitte 1898 der Aufstand der Waganda und der Söldner durch Martyr, Ansorge und Macdonald endlich niedergeschlagen war. Da gleichzeitig Kitchener Khartum einnahm und bis Faschoda vordrang, von wo die Franzosen sich zurückziehen mußten, so ward die Aufgabe der Uganda-Verwaltung beträchtlich erleichtert. Nachdem vollends Oberst Wingate den Kalifen getötet und Major Martyr Ende 1899, von Süden aus vordringend, die Verbindung zwischen den englischen Truppen in Unjoro und Wadelai mit denen am Sobat (fließt oberhalb Faschoda in den Nil) hergestellt hat, wird ein neues Zeitalter für das Ugandaprotektorat und ganz Nordostafrika anbrechen. Welche Folgen dies für die Nachbarn der Engländer, namentlich für den Kongostaat und Deutsch-Ostafrika, sodann für die britische Stellung in Indien zeitigen wird, ist noch gar nicht zu ermessen. Die wichtigste Frage der nächsten Zukunft aber wird die Haltung Abessyniens sein.

Mombassa, Dezember 1899.

Belgische Absichten in Marokko.

Es war bereits eine völkerrechtliche Ausnahme, daß der Beherrscher eines neutralen Staates, daß der König der Belgier auch Souverän des Kongostaates wurde. Noch auffälliger ist, daß augenblicklich das kleine Belgien, ohne erst sonderlich bei den anderen Mächten um Erlaubnis zu fragen, eine eigene Truppensendung nach Ostasien ausrüstet. Im Zusammenhang damit ist es lehrreich, auf belgische Entwürfe im Land des Scherifen hinzuweisen. Es ist möglich, daß die außerordentliche Rührigkeit der Belgier uns zum Segen ausschlagen kann: vorläufig begnügen wir uns damit, dieselbe festzustellen. Nur muß bemerkt werden, daß die im nachfolgenden enthaltene Angabe über den deutschen Handel mit Marokko im Widerspruche steht mit den Daten des Marburger Geographen, Professor Theobald Fischers.

Bei einem Land, das von so vielen Mächten begehrt wird wie Marokko, da ist es schwer, einen unparteiischen Ueberblick der politischen Lage zu erhalten. In diesem Falle ist es von Wert, daß der Bürger eines neutralen Staates, daß ein Belgier, Urteile und Forschungen, die sich auf jenes äußerste Land des Islams beziehen, der Welt bietet. Das jüngst erschienene Werkchen von Victor Collin, Le Maroc et les intérêts belges, Louvain 1900, giebt zunächst eine vortreffliche Geschichte des Scherifenreiches. Dann werden die Entwürfe und Aussichten der einzelnen Mächte besprochen. Zunächst Spaniens. Seine Unternehmungen in Nordafrika werden ein „nutzloser Luxus" genannt. Es sei ökonomisch und militärisch zu schwach, um irgend etwas zu erreichen. Frankreich hat dagegen die beste Position, aber verfolgt eine unsinnige Handelspolitik voller Kleinigkeit und Chikane. Uebrigens beläuft sich der ganze französische Handel nur auf 9 Mill. Frcs. Deutschland hat seinen Handel von 3 Millionen namentlich durch billige Waren erzielt, verhältnismäßig wertlose Sachen, die jedoch durch ihr anziehendes Aeußere den Orientalen bestechen. England hat den größten Handel, 15 Millionen, aber es führt über Gibraltar fremde Waren ein, die bloß, weil sie unter britischer Flagge gehen, als englisch bezeichnet werden: Petroleum von Amerika, Holz von Schweden, Zucker von Oesterreich. England hat keine Gelüste nach marokkanischem Gebiete, sucht aber zu verhindern, daß anderen solches zufalle. Den größten Aufschwung hat im Scherifenlande Belgien genommen. Im Jahre 1898 hat der Handel aller Mächte abgenommen und zwar der von

Großbritannien	um 28 pCt.		Holland	um 73 pCt.	
Frankreich	„ 41 „		Schweden	„ 73 „	
Deutschland	„ 11 „		Italien	„ 2 „	
Spanien	„ 18 „		Verein. Staaten	„ 100 „	

nur der Handel Belgiens hat zugenommen und zwar um 102 pCt. Herr Collin rät daher seinen Landsleuten, den Interessen, die sie in Nordwestafrika haben, auch einen größeren Ausdruck zu geben — durch Landerwerb. Sie sollten eine spanische Kolonie privatim ankaufen, Santa Cruz — mit dem guten Hafen Ifri — und von dort unter spanischer Flagge Geschäfte treiben. Bei der Liquidation Marokkos hätte so Belgien konkrete Interessen aufzuweisen, die durch einen Anteil an der marokkische Erbschaft befriedigt werden dürften. Deutschland, dessen Freund Leopold II. von französischen Blättern genannt werde, und die anderen Mächte könnten nicht wohl etwas dagegen haben.

Brüssel, Juli 1900.

Amerika.

Wissenschaftliches Leben in Washington.

Es ist eine Freude, in Washington zu leben. Eine der angenehmsten, liebenswürdigsten Städte der Union, bequem und geräumig gelegen, mit großartigen Bauwerken und einer glänzenden Reihe stolzer Reiter-Denkmäler geschmückt, von Gärten und weitläufigen Anlagen durchzogen, bietet Washington etwas für jeden Geschmack und für jedes Bestreben. Wollt ihr hören, wie ein großer Staat verwaltet wird, so geht aufs Kapitol und lauscht den Reden der Abgeordneten und Senatoren, geht in den erhabenen Saal des Obersten Gerichtshofes; habt ihr genug von Politik und der schwülen Luft des Kapitols, so locket die blühende Landschaft, locken die Wälder und Farmen Virginiens euch in die Ferne; seid ihr begierig auf Sport, so rudert im Potomac und schießt Wildenten, reitet auf den unbändigen Kentuckypferden und gebt ja acht, daß sie nicht mit euch durchgehen, liebt ihr Salons und zierlich Gespräch, so geht zur Frau *** oder zum portugiesischen Gesandten, dem Liebling der feinen Welt; schwärmt ihr für Kunst, so geht in die vortreffliche Bildergallerie oder die Ausstellungen im Cosmosklub; habt ihr endlich Sinn für Litteratur und Wissenschaft, so geht ins Smithsonian und bestaunt seine Wundertiere, ins geologische Bureau und seht seine Karten, zu den Ethnologen und laßt euch von den Indianern erzählen.

Der Stützpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen in der Bundeshauptstadt ist das weltberühmte Smithsonian. Vor etwa ½ Jahrhundert von Smithson gegründet, wird es jährlich von der Bundesregierung mit etwa 1 Million Dollar unterstützt. Das Institut hat seine Sammlungen in drei großen Gebäuden, die innerhalb eines Parkes mit großer Raumverschwendung angelegt sind. In dem einem Gebäude ist die medizinische, vorzugsweise pathologische Sammlung, in dem anderen eine naturhistorische und ethnologische, im dritten sind speziell Vögel und Fische, sowie amerikanische Altertümer untergebracht. Namentlich die ethnologische Sammlung zeichnet sich durch Schönheit und großen Geschmack in der Anordnung aus; wenn sie auch nicht so reich ist, wie die Berliner, zählt sie immerhin recht wertvolle Stücke, zum teil aus den fernsten Ländern, aus Australien und China, vieles aus Südafrika, namentlich Matabeleland, eine von Dr. Abbott, dem großen Nimrod, geschenkte Sammlung aus der Gegend von Taveta am Fuße des Kilimandscharo.

Unter den Gelehrten des Smithsonian ist vorzüglich dessen Direktor, Prof. Langley, als bedeutender Naturforscher zu nennen, dann Theodor Gill, hervorragender Spezialist in Ichthyologie, durch mehrere Arbeiten über die Verbreitung der Fische vorteilhaft bekannt, weiter Otis Mason, dessen Monographieen über mythologische Fragen sehr geschätzt sind, und Cyrus Adler, ein junger, vielversprechender Orientalist, der demnächst eine Reise nach Abessinien beabsichtigt, die dortigen Juden, die sogen. „Abkömmlinge Salomons und der Königin von Saba" zu studieren. Das Smithsonian steht mit einer fast unübersehbaren Menge gelehrter Körperschaften im Schriftenaustausch, mit indischen, mit japanischen, mit russischen Gesellschaften, unter anderm mit ganz unbedeutenden deutschen Lokalsozietäten, deren Schriften man überall anders als in Washington zu sehen erwartet hätte. Das Institut hat einen Agenten in Leipzig, sowie in Paris und London, um auf alle wichtigen Arbeiten, so in Europa erscheinen, sofort aufmerksam gemacht zu werden. Außerordentlich fördernd für die Wissenschaft und für den Eifer größerer Kreise erweckend ist der Wettbewerb um die Lösung wichtiger Fragen, welche die Anstalt von Zeit zu Zeit veranstaltet. Einen Begriff von der Liberalität, die daselbst herrscht, giebt unter anderem die eine Thatsache, daß letzthin mit einem Schlage 100 000 Dollar für atmosphärische Experimente ausgeworfen wurden, wobei es freigestellt wurde, ob die Experimente in das wirkliche Leben nutzbringend eingreifen, oder lediglich der reinen Wissenschaft dienen würden.

Neben dem Smithsonian, das, obwohl vorzugsweise von der Regierung unterhalten, doch stets als Privatanstalt gilt, sind vor allem das geologische und das ethnologische Bureau, reine Staatsinstitute, von Bedeutung. Die Geologen haben ihr riesiges Werk, die Aufnahme des Gebietes der Vereinigten Staaten, nun in Bälde wenigstens im Rohen beendet, und mehr als 100 stattliche Bände geben Zeugnis von ihrer rastlosen Thätigkeit. An ihrer Spitze steht Major Powell, ein höchst genialer Mann, der fast in allen Sätteln gerecht ist. Obwohl er im Sklavenkriege einen Arm verlor, hat er doch im Jahre 1867 eine der schwierigsten wissenschaftlichen Unternehmungen ausgeführt, welche die neuere Geschichte kennt, das Befahren der Cañons von Colorado. Die Cañons sind außerordentlich reißende, höchst gefährliche Tiefwasser, die zwischen senkrechten, oft tausende von Fuß aufragenden Wänden über schroffe Felsen, bald durch wilde Schluchten, bald gar unterirdisch mit ungeheurer Gewalt dahinbrausen. An einigen Stellen beträgt die Schnelligkeit jener Flüsse mehr als 20 km, und das Wagnis, sie zu befahren, hat manchen das Leben gekostet. Powell erforschte jene Gewässer auf einer drei Monate währenden Flußfahrt und hat bis jetzt keinen erfolgreichen Nachfolger gefunden; die Gesellschaft, welche 1889 das Wagnis von neuem versuchte, ist verunglückt. Powell hat sowohl die offizielle Ausgabe der umfangreichen

geologischen Berichte, als auch die jährlichen Veröffentlichungen des ethnologischen Bureaus seit einem halben Menschenalter geleitet, wird jedoch nächstens, so heißt es, von der erstgenannten Schriftleitung zurücktreten. Sein Stil ist ebenso glänzend und mächtig, wie seine Gedanken tief und fesselnd. Von seinen geologischen Mitarbeitern ist einer der bedeutendsten Gilbert, Bearbeiter mehrerer offizieller Aufnahmen und Verfasser einer interessanten Monographie über die Oberfläche des Mondes.

Wenig bekannt, aber nichtsdestoweniger ausgezeichnet und geradezu epochemachend sind die Leistungen des Ethnologischen Bureaus, das unter Mac Gee steht. Amerikanische Altertümer und amerikanische Mythologie und Ethnologie ist lange im Verruf gewesen und hat sich selbst heutiges Tages noch nicht von dem schlimmen Ansehen freigemacht, in das Dilettantenarbeit jene Studien gebracht hat. Das idyllische, romantisch zugestutzte Ideal Cowpers von dem letzten Mohikaner ist ja wohl überwunden; aber umso ärger hat seitdem Quacksalberei der Antiquare und Analogienjagd von Mythologastern gewirtschaftet. Noch Ende der 60er Jahre konnte ein Autor Zentralamerika für das gelobte Land erklären und die wunderbare Rettung der Juden auf den Amazonenstrom beziehen; das wüste Hexenkesselgebräu, das der Erdbebenmann Falb aus alt- und neuweltlichen Sprachen und Gebräuchen zusammengedoktert hat, ist auch wohl noch in frischer Erinnerung (siehe sein Buch: Das Reich der Inka); auch war es und ist noch jetzt eine weitverbreitete Liebhaberei, in den Indianern die Spuren der verlorenen zehn Stämme der Israeliten zu wittern, als deren Abkömmlinge sich ja auch bekanntlich die Engländer fühlten. Ueberhaupt hat es schier keinen Stamm auf der weiten Erde gegeben, den die Gelehrten nicht schon mit den Indianern verglichen hätten, natürlich nicht ohne wichtige Schlüsse daraus zu ziehen; zu Tartaren, Chinesen, Indern, Egyptern und Indogermanen hat man Beziehungen gefunden, und binnen kurzem wird ein Buch erscheinen, das die vielgeplagten Phönizier wieder auf den Schauplatz bringt. Angesichts solcher Wirren ist es mit Freude und Genugthuung zu begrüßen, daß das Bureau in Washington in solider, geräuschloser Arbeit vor allem darauf bedacht ist, der schwankenden Wissenschaft erst einmal wieder ein festes Fundament zu geben, das Material zu sammeln und sorgfältig zu sichten, bloß das Vorhandene, das Erreichbare, ins Auge faßt und jede Hypothese, jeden weitgehenden Schluß von vornherein in Bann erklärt. Auf diese Weise ist denn seit 15 Jahren viel Brauchbares zutage gefördert worden, und ein wirklich wissenschaftliches System amerikanischer Ethnologie und Mythologie beginnt sich wie von selbst aufzubauen. Haupt des Bureaus ist der geniale Mac Gee, bedeutende Mitarbeiter Mooney, Gatschet, Cushing.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern und durch gesellige Wechselwirkung zu beleben, haben sich sechs gelehrte Gesellschaften in Washington

aufgethan, die sich einer ziemlich starken Mitgliederzahl erfreuen, so die Anthropologische Gesellschaft mit 340 Mitgliedern, die biologische mit 200, ferner die chemische, die entomologische, die geographische mit je einem Direktor für die Gebiete Luft, See, Land, Handel, und die philosophische. Mittelpunkt jener Gesellschaften und zugleich des sozialen Lebens für die Männer der Wissenschaft ist der Cosmosklub. Fast kein Abend verrinnt, ohne daß dort ein Vortrag gehalten würde, Gelehrte von auswärts werden dort empfangen, Kunstausstellungen dort abgehalten und eine rege, gegenseitig fördernde Wechselwirkung zwischen den Vertretern der einzelnen Wissenszweige gepflegt. Es ist leicht zu ermessen, welche Vorteile für einen wirklich fruchtbaren Ideenaustausch aus dieser Zentralisation erwachsen. Eine angenehme Fröhlichkeit herrscht meist in den Räumen des Cosmos, der Verkehr ist frei und ungezwungen, und man fühlt von neuem, daß wahre Wissenschaft stets Leben wirkt.

Washington, Mai 1894.

Die Universität Chicago.

Bei den Hochschulen Nordamerikas haben zwei Länder als Muster gedient: die Form stammt aus England, den Geist und Inhalt hat Deutschland gegeben. In den ersten Zeiten der transatlantischen Kolonieen und später der Republik war das englische Beispiel allein maßgebend; auch jetzt verrät noch alles, was sich auf die Verwaltung der Hochschulen, auf äußere Einrichtung, die Art der Lebensführung bezieht, ausgesprochen englischen Einfluß; der religiöse, sei es puritanische, sei es methodistische Zug der meisten Anstalten, die Neigung zur strengen Temperenz, die Spiele und der Sport, das gesellige Leben der Professoren und Studenten, auch dies alles weist auf England als Heimat und Ursprung zurück. Seit einem Menschenalter ist dagegen die Einwirkung Deutschlands beständig im Wachsen, dergestalt, daß sich des öfteren schon warnende Stimmen erheben, die eine völlige Germanisierung des amerikanischen Unterrichts dem Lande als Schreckensgespenst vor die Augen rücken; der Gehalt fast aller Studienzweige, die Ergebnisse der neuesten Kritik, die zusammengestapelte Gelehrsamkeit vieler Geschlechter, vor allem aber die Art und Weise des Forschens, die Methode, diese wird aus Deutschland bezogen.

Keine amerikanische Hochschule ist von selbst in die Erscheinung getreten wie Bologna, Paris, Oxford, El Azhar in Kairo, keine von einem Kaiser

gegründet worden wie Prag, von einem Papst wie Glasgow, und wie solche von Zeit zu Zeit in der Schweiz geplant werden. Alle Anstalten sind Schöpfungen entweder privater Freigebigkeit oder religiösen Eifers oder der Regierung eines Einzelstaates.

Im Vordergrund der gesamten Unterrichtsbewegung in Amerika, sowie des hierfür in Europa erwachenden Interesses, steht die Universität in Chicago, die am 1. Juli d. J. ihr zweites Jahr vollendet hatte. Dem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung, den der Westen seit einem Menschenalter erfahren hat, und den Chicago vor allem repräsentiert, ist der geistige auf dem Fuße gefolgt. Großartige Stiftungen reicher Privatmänner ermöglichten den Bau prächtiger Büchereien, so der Newberry Library, für die $2^1/_2$ Millionen Dollars gezeichnet wurden, der Crerar Library mit einem Kapital von $2^1/_4$ Millionen, das Field Museum verspricht die bedeutendste Kunstanstalt zwischen Ohio und Kalifornien zu werden, endlich hat die Weltausstellung nicht unerhebliche Anregung gebracht, während der schlechte Geschäftsstand der Gegenwart nicht wesentlich den Fortschritt der einmal angebahnten Bewegung zu hemmen imstande ist.

Die alte Universität von Chicago schloß ihre Thore 1886. Kurz darauf faßte John D. Rockefeller, der Leiter der weltberühmten Standard Oil Company, den Plan, eine neue Hochschule zu gründen, und setzte sich mit William R. Harper und Prediger F. Gates von der American Baptist Education Society in Verbindung. Im Dezember 1888 brachte Gates die Angelegenheit vor den Verwaltungsrat der Gesellschaft, welche in jeder Weise ein derartiges Unternehmen befürwortete. Im Sommer 1889 versprach Rockefeller auf einer Versammlung der Baptistengesellschaft in Boston 600 000 Doll. zu zeichnen, wenn die Gesellschaft sich ihrerseits zu 400 000 verpflichte. So wurde in der ältesten Hochschule Nordamerikas der Grundstein zu der jüngsten gelegt. Durch Vermittlung des Predigers T. W. Goodspeed wurde die verlangte Summe zusammengebracht, dazu noch von Marshall Field, dem 20fachen Millionär von Chicago, ein Grundstück im Werte von 125 000 Doll. geschenkt, hierzu kamen durch Kauf weitere Ländereien im Werte von 283 000 Doll.; der ganze Grund erstreckt sich gegenwärtig auf 24 Acres (fast 50 Morgen), ist von zwei der größten und schönsten Parks der Stadt eingeschlossen, dem Jackson Park, wo die Ausstellung war, und dem Washington Park mit seinen Seeen und Wäldern und ungeheuren Rennplätzen, und stellt so in jeder Hinsicht eine glückliche Erwerbung dar. Im Juni 1890 wurde eine Inkorporationsakte und eine Charter für die neue Anstalt von der jährlichen Versammlung der Education Society angenommen und September desselben Jahres ward der Verwaltungsrat der Hochschule aufgestellt. Präsident dieses Rates oder der Trustees ward Nelson Blake, Vice-Präsident Martin A. Ryerson, Schatzmeister Hutchinson

und Sekretär T. W. Goodspeed. Als offizieller Titel der neuen Institution wurde angenommen: The University of Chicago, formed by John D. Rockefeller. Bei der ersten Sitzung des Rates wurde William Rainy Harper von Yale University als Präsident berufen. Er nahm im Frühling 1891 an und begann sein Amt am 1. Juli 1891. Die ursprüngliche Basis der Hochschule ward rasch erweitert, der Stifter zeichnete weitere 2 Mill. Doll., und man begann mit dem Errichten der nötigen Gebäude. Im März 1892 versprach Marshall Field 100 000 Doll., wenn in 90 Tagen 700 000 weitere Dollars aufgebracht würden, was gelang. Andere Bürger zeichneten bedeutende Summen, davon Ryerson 1 Million für ein physikalisches Laboratorium, sodaß zusammen über 8 Mill. Dollars in 3 Jahren an Schenkungen einkamen.

Die junge Hochschule wuchs so rasch aus dem Boden hervor, wie der Kürbis des Propheten Jonas, und verspricht länger sich zu halten als jener; 7 Gebäude großen Stils zieren bereits den Hauptplatz. Auch gehört, den landschaftlichen Reiz zu erhöhen, ein Teich „Divinity Pond" zur Szenerie und wird natürlich vom Volkswitz häufig mit den Eigentümlichkeiten der Baptisten in Verbindung gebracht. Zahlreiche Zeitschriften wurden zugleich gegründet, die von Universitätsprofessoren redigiert, von der Hauspresse gedruckt werden, ich nenne die Hebraica, the Biblical World, die University Extension und das University Weekly, dessen letzte Nummer der von Chicago durch den großen Eisenbahnstreik abgesperrte Schriftleiter telegraphisch inspirierte.

Der Präsident Harper ist ein ungewöhnlicher Mann, namentlich auch von einer ungewöhnlichen Arbeitskraft. Als Student hatte er nie länger als von 2—6 geschlafen. Er wird hier häufig mit Napoleon verglichen, auch seinem Gesicht und der kurzgedrungenen Gestalt nach, und es ist wirklich etwas daran. Seine Arbeitsfähigkeit ist schier unerschöpflich. Lehren ist ihm ein Vergnügen, er kennt jeden Teil der einzelnen Fakultäten bis ins kleinste, hält unzählige Reden, ewige Konferenzen, ediert, besucht Banquette, hält die reichen Leute der Stadt warm und ist immer frisch und lebendig. Seine Reden sind ausgezeichnet, einfach, klar, das Wesentliche enthaltend, ohne Prunk. Seine rechte Hand ist Judson, Professor der Nationalökonomie. Nach dem Präsidenten ist sofort Hermann Eduard von Holst zu nennen. In einer russichen Ostseeprovinz geboren, kam er 1867 nach Amerika, schrieb sein großes Werk „Die Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten", ward nach Straßburg berufen, dann nach Freiburg, ward Mitglied und Vizepräsident der ersten Kammer des Badischen Landtags und 1892 an die neue Universität berufen. Sein Wissen und seine Beredsamkeit werden von den Amerikanern außerordentlich geschätzt, und er erfreut sich im ganzen Lande einer stets steigenden Berühmtheit. Professor Michelson, der Physiker, ist als Metrolog bekannt. Die Erdmessungen lieferten, soweit sie von den verschiedenen Gelehrten angestellt wurden, immer ver-

schiedene Resultate. Da kam man auf eine Vergleichung mit der Lichtwelle, aber auch da waren die Fehlerquellen unendlich. Michelson arbeitete drei Jahre, um der Fehler Herr zu werden, und hatte den Triumph, daß sein Normalmeter in Paris angenommen wurde. Gardner Hale hat die Idee, die ja auch in Deutschland jetzt die Gemüter bewegt, Latein ganz wie eine neuere Sprache zu lehren, ohne zu übersetzen, und er empfiehlt möglichste Ausdehnung der Lektüre. Sein Kollege Shory ist ein oder wohl der bestbekannte Platoniker des Landes, liest auch über griechische Dichter, namentlich Aeschylus. Laughlin hat sich durch seine Geschichte des Bimetallismus in den Vereinigten Staaten und ein Buch über Mills Grundzüge der Nationalökonomie einen Namen gemacht. Er organisierte das Münzsystem von San Domingo, für das er that, was einst Hamilton für die Union. Außer zu akademischen Kreisen unterhält Laughlin zahlreiche Beziehungen zu politischen Größen.

Fast alle Professoren sind kürzere oder längere Zeit in Deutschland gewesen, ein starker Bruchteil davon stammt ebendaher. Wir nennen Bolza, den Mathematiker, v. Schmidt-Wartenberg und von Klentze für neuere Sprachen, Arnolt, den Semitisten, Hirsch, den Talmudisten und größten jüdischen Kanzelredner Amerikas.

Ein neues Experiment der Universität ist die Einrichtung von Vorlesungen während des Hochsommers, wozu auch von benachbarten Hochschulen Lehrkräfte herangezogen werden.

Eine beachtenswerte Erscheinung bei dem heurigen Sommerkurs ist die große Zahl südlicher Studenten. Vor dem Kriege war der Zudrang von den Sklavenstaaten nach den nördlichen Universitäten sehr bedeutend gewesen, nach dem Bürgerkrieg indes hatte dies aufgehört oder doch stark nachgelassen. Es scheint, daß die im Norden seit einem Jahrzehnt beständig gestiegene Macht der Demokratie jetzt allmählich wieder einen Umschwung im günstigen Sinne anzubahnen geneigt ist. Es haben im ganzen über 500 Studenten für den Sommerkurs ihre Namen eingetragen, etwa 55 Prozent des gewöhnlichen Besuches. Dieses Verhältnis wird allgemein als ein sehr befriedigendes aufgefaßt.

Sehr viel Aufmerksamkeit hat man der University Extension zugewandt. Diese Bewegung, die einem weiteren Kreise, vornehmlich Leuten, die keine akademische Bildung genossen haben, die Vorteile einer solchen soweit wie möglich zuführen will, begann 1872 in Oxford, ward bald in Cambridge aufgenommen, pflanzte sich 1876 nach Philadelphia und Harvard fort und hat nun in raschem Sturmeslauf die ganze Union erobert, während man in Europa, namentlich Belgien, seit etwa 1889 eifrigst in demselben Sinne zu wirken bemüht ist. Eine ganz besondere Eigentümlichkeit der Chicagoer Hochschule, welche dieselbe mit keiner anderen teilt, ist der Gebrauch mehrerer Sprachen

bei der Extension. Neben englischen Vorlesungen sind auch Kurse in deutscher, schwedischer und französischer Sprache angezeigt. Für die Deutschen verspricht man sich besonders große Beteiligung, da die Königin des Westens fast 500 000 Deutsche beherbergt. Viel wird ferner für Verbreitung des Wissens durch die zahlreichen Beiträge in Magazinen gethan, die von Gliedern der Chicagoer Hochschule herrühren. So liefert gegenwärtig Professorin Martha Foote Crow einen Artikel über Coedukation, d. i. die gemeinsame Erziehung der Geschlechter*) dem Forum, dem unstreitig jetzt besten amerikanischen Organe (die North Americain Review ist schläfrig und eintönig geworden). Laughlin handelt im Atlantic Monthly über Münzreform in S. Domingo, Hourwich in der Jale Review über den russischen Auslieferungsvertrag, Clark schreibt im American Naturalist über die Bedeutung des Lebens der Bäume, von Holst verneint im Monist (dessen Redakteur, Dr. Carus, ein Deutscher) die Frage, ob der Senat der Vereinigten Staaten abgeschafft werden soll, und bereitet einen Aufsatz über den letzten großen Streik vor. Dies nur einige wenige Beispiele letzter Zeit aus der großen Fülle des Materials, die beweisen, wie rasch auch im publizistischem Gebiete die junge Hochschule sich den ihr gebührenden Platz in der Oeffentlichkeit zu erobern gewußt hat.

Vielleicht wird es im Anschluß hieran einige Leser interessieren, was für Themata in den wissenschaftlichen Klubs behandelt werden; sie werden daraus sehen, daß auch hierin die Chicagoer Gelehrten völlig auf der Höhe der Zeit stehen. Bei den letzten Zusammenkünften las Professor Burnham, der nächstens die deutsche Musenstadt Bonn besuchen will, über „The Culture of Religion“, Terry über „Grundsätze der Erziehung“, F. Harper beleuchtete die Keilschriften der Zinjirdifunde, Blackburn erörterte die Bildung von „Gens“ in der teutonischen Gruppe. Hale verbreitete sich über Brugmanns Theorie der Optativkonstruktionen.

Die Baptisten denken nun daran, eine neue Hochschule in Amerika aufzuthun. Als vor Jahren in dem Rate der Baptist Educational Society zum erstenmale die Gründung einer großen Universität ins Auge gefaßt wurde, waren viele dafür, solche in Washington zu errichten, allein da bereits eine baptistische Anstalt, das Columbian College, in der Bundeshauptstadt besteht, verfiel man auf Chicago. Rockefeller stimmte völlig Dr. Harper bei, auf der anderen Seite aber zogen sich viele Kapitalisten zurück, die lieber eine neue Hochburg des Wissens im Osten gesehen hätten, statt in dem wilden, als bildungsfeindlich verschrieenen Westen. Nunmehr ist Harper die erledigte

*) Das Experiment wurde unlängst (1902) von der Universität selber als mißglückt bezeichnet, allerdings aus dem seltsamen Grunde, weil die Lehrer stets ihre Schülerinnen heirateten.

Präsidentschaft von Columbian College angetragen worden mit der Erwartung, daß er sechs Monate in Chicago, sechs in der Bundeshauptstadt seinen Aufenthalt nehmen würde. Harper lehnte zuerst ab, trat jedoch auf Ersuchen Rockefellers, der seine mächtige finanzielle Hilfe versprach, der Frage von neuem näher und hat einstweilen in unbestimmter Form angenommen unter der Voraussetzung, daß sich die geeignete Weise der Geschäftsführung, sowie die Beziehungen der beiden Wissenscentren später in erwünschter Uebereinstimmung von selber herausstellen würden. Man spricht bereits davon, daß Washington eine high grade University erhalten soll, die nach dem Chicagoer Muster und in enger Wechselwirkung mit dieser entwickelt, denselben hohen Rang wie ihr Vorbild einnehmen würde. Mit zwei so großartigen, systematisch ausgebauten Hochschulen bekämen die Baptisten mit einem Schlage die führende Stellung in dem Unterrichtswesen des ganzen Landes. Daß ein Mann aber zwei Anstalten vorsteht, die mehr als 1000 englische Meilen von einander entfernt sind, das ist etwas ganz Ungewöhnliches, ist in der Geschichte noch nicht dagewesen, indessen der Mensch des 19. Jahrhunderts kennt keine Schranken. Uebrigens ist das Columbian College bereits über 50 Jahre alt, allerdings war seine Bedeutung mit Ausnahme der Jurisprudenz fast verschwindend. Die juristische Fakultät nahm in der That einen ziemlich hohen Rang ein, und so werden die Baptisten immerhin ein Fundament vorfinden, auf dem sie weiter bauen können, während die anderen Konfessionen, die Colleges in Washington errichteten, von vorn anfangen mußten. Ein ungeheurer Vorteil für die Law school ist die unmittelbare Nachbarschaft des höchsten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, sowie die täglichen Kämpfe, die um die höchsten Rechtsfragen in den Gesetze schaffenden Volksvertretungen auf dem Kapitol ausgefochten werden. Von den Jüngern der genannten Schule kann das so packende Wort gelten, das Tacitus von den jungen Rednern gebraucht: In proelio pugnare discebant. Auch geben fast alle Mitglieder der Supreme bench Vorlesungen das ganze Jahr hindurch. Es war nun schon lange das Ideal Harpers, mit der Chicagoer Hochschule eine juristische Fakultät zu vereinigen, die auf denselben Grundsätzen fußte und namentlich dieselbe Strenge im Examen anwendete, wie die bereits bestehenden Fakultäten. Eine hervorragende Stellung in dem neuen Unternehmen ist Dr. Ernst Freundt, zuletzt in Heidelberg, zugedacht, der früher einst in Newyork praktizierte und als Lektor im Columbian College gewirkt hatte. Nach des Präsidenten Ausspruch ist Freundt „die erste Autorität in Amerika über Römisches Civilrecht“. Es steht zu erwarten, daß der Professor im Oktober seine Vorlesungen über Allgemeine Jurisprudenz und Verwaltungsrecht beginnt. In dem Columbian College sind gegenwärtig an 1000 Studenten, davon über die Hälfte Juristen, 110 Professoren und Dozenten: der letzte Präsident war Welling, das Eigentum des

College wird auf 3 Millionen Mark geschätzt. Es besteht seit 1821. Etwas Näheres über die Art der Vereinigung steht noch nicht fest, wahrscheinlich wird es eine Affiliation werden, wie sie das Des Moines College, das Kenwood Institute, die Harvard School, die Milwaukee Academy und die Morgan Park School mit der Centralanstalt in Chicago verbindet und zu organischen Teilen derselben gemacht hat. Abgesehen von Kleinigkeiten sind die erwähnten Institute sämtlich unter der unmittelbaren Leitung des Board of Trustees der Hochschule von Chicago.

Chicago, Herbst 1894.

Die Universität von Kalifornien.

Von den 460 Universitäten und Colleges der Vereinigten Staaten entfällt kaum $^1/_{10}$ auf die weiten Gebiete westlich vom Mississippi. An der pacifischen Küste sind die wichtigsten, von Norden beginnend, die Staatsuniversität von Washington in Seattle, am malerischen, inselbekränzten Pugetsunde gelegen; die Puget Sound University in Tacoma, ein recht dürftiges Methodisten-Institut, bei dem die herrliche Aussicht auf den mit ewigem Schnee bedeckten Tacoma oder Mount Rainier das beste ist; die Staatsuniversität von Oregon, dem „Amphibienstaate", so wegen seiner Feuchtigkeit genannt, in Portland, unweit des Columbiathales, jenes Schauplatzes der epischen Begebenheiten, die in Irving's Astoria verewigt sind; die Universität von Berkeley, die von Stanford und die katholische University of the Pacific in der lieblichen Gartenstadt, wo ewiger Frühling herrscht, in San José. Da die Kulturübertragung immer zuerst die Küsten ergreift, wie denn z. B. das so viel entferntere Südafrika viel zivilisierter ist als der Europa nähere Sudan, so ist auch an den pazifischen Gestaden Bildung, Wohlstand und Kunstsinn weit entwickelter als in dem weiten Gebiete der Felsengebirge und dem westlichen Missouri- und Mississippibecken, obwohl dies Gebiet dem ursprünglichen Herd amerikanischer Zivilisation in Massachusetts und Ohio so viel näher liegt. Mit dem Süden andererseits verglichen, ist die nordpazifische Kultur unvergleichlich viel jünger als die von Peru und Chile, hat indessen beide Staaten beträchtlich überholt. In Washington und Oregon datiert moderne Kultur kaum länger als zwanzig Jahre, in Kalifornien, wo ihr die mexikanische voraufging, ist sie ein halbes Jahrhundert alt. Schon

1849, noch während das Goldfieber auf seiner Höhe war, redete man von der Notwendigkeit einer Hochschule. Aus den verschiedenen Anläufen, die darauf von Zeit zu Zeit mit immer größerer Bestimmtheit auftauchten, ist denn 1868 die Staatsuniversität von Kalifornien entstanden. Sie wird auch nach ihrer Lokation Universität von Berkeley genannt. Zeitungen im Osten der Union meinen in der Regel, dies seien zwei verschiedene Institute, jene Zeitungen bringen es indessen auch fertig, Berkeley mit Stanford zu verwechseln oder zu identifizieren. Ueberhaupt scheint es, daß man in New-York und Boston schier weniger vom wilden Westen weiß als in Hamburg und Berlin.

Berkeley liegt an der nordöstlichen Verengung der Goldenen Bai, San Franzisko schräg gegenüber. Ueberragt wird es im Osten von den Ausläufern des felsigen, doppelgipfligen Monte Diablo, von dem General Fremont 1846 zum ersten Male auf die schimmernde Bucht hinabschaute und dem „Goldenen Thore" seinen Namen gab, nicht dem edlen Metalle zu Liebe, das damals noch unentdeckt in Kalifornien ruhte, sondern der prächtigen goldenen Naturschönheit halber. Am Berge sich anschmiegend, rings von schönem Hochwald umgeben, liegt die Universität von Berkeley in ruhiger, beschaulicher Einsamkeit, von der lärmenden Welt abgeschlossen und nur mit sich selber beschäftigt, wie ein Kloster des Schwarzwalds. Dr. Guthe von Ann Arbor hat in den Münchner Internationalen Universitätsberichten Chicago die ohne Zweifel schönste Universität Amerikas genannt, aber ich bin überzeugt, daß, wer nach Stanford und Berkeley kommt und den Blick auf das Meer und die Berge gerichtet, in den leuchtenden Farben des Südens schwelgt, er würde wohl darüber einen Zweifel hegen, welcher von den beiden kalifornischen Universitäten die Palme gebühre, aber gar keinen darüber, daß Chicagos düstere Gebäude und aschgraue, monotone Umgebung nicht die mindeste Aussicht bei einem Schönheitswettkampf haben. Nach meiner Ansicht kann mit Berkeley sich überhaupt blos Zürich und Konstantinopel vergleichen.

Die Universität ist zum größeren Teil aus Staatsmitteln, zum kleineren aus stets fortdauernden privaten Schenkungen aufgebaut. Das Gesetz weist $^1/_{64}$ alles öffentlichen Landes dem öffentlichen Unterricht zu, davon ward der 1862 abgetrennte „Morris grant" für Berkeley ausgeschieden. Alles Land ist aber in Kalifornien seit fünf Jahren bis auf die Hälfte, ja ein Drittel des früheren Wertes herabgesunken, infolge dessen laboriert die Anstalt an schweren Geldnöten, dergestalt, daß nicht blos die Besetzung wichtiger Lehrstühle unterbleiben mußte, sondern sogar mehrere Vorlesungen in großen Zelten gehalten werden, weil die nötigen Zimmer mangeln. Aus dem gleichen Grunde der lange währenden Geschäftsdepression hat sich auch die private Freigebigkeit bedenklich verringert. Vor einem Monat jedoch hat Frau Phebe Hearst, die Frau des steinreichen Silberminenbesitzers und Demokratenführers R. W. Hearst,

der den „Examiner“ von San Franzisko und das verbreitetste Blatt der Union, das „Morning Journal“ von New-York eignet, eine Million für neue Gebäude ausgeworfen.*) Es sollte gleich hier gesagt werden, daß die Familie Hearst katholisch ist und daß, wie in ganz Kalifornien, so in Berkeley das katholische Element zwar nicht den überwiegenden, aber doch einen schwer in die Wage fallenden Einfluß hat. Verwaltet wird die Universität von ungefähr 15 Regenten, meist Geschäftsleuten und Advokaten; von diesem Rate ist pflichtmäßig der Präsident der Universität ein Mitglied und der Gouverneur des Staates der Vorsitzende. Unter dem jetzigen demokratischen Gouverneur, dem energischen Budd, sind die Sitzungen nichts weniger als eintönig, vielmehr äußerst stürmisch und gelegentlich bis fast zu Faustkämpfen sich erhitzend. Erst letzten Monat deutete Budd unverblümt an, daß er Unterschleifen und Durchstechereien von seiten einiger Regenten bei einem Baukontrakt auf die Spur gekommen. Die einzelnen Regenten begünstigen ihre besonderen Schützlinge, einerlei, ob diese für eine Stellung taugen oder nicht, und politischen Umtrieben und Ränken ist Thür und Thor geöffnet. Es ist ein Unglück für ein großes Institut des Lernens wie Berkeley, von einer derartigen Gesellschaft von Demagogen regiert zu sein. Natürlich hat solches Getreibe auch auf die ganze Stimmung und gesellschaftliche Lebensführung der Professoren bedeutenden Einfluß. Der einzige aber, der sich dem Uebelstande mit Erfolg entgegenstemmen könnte, der Präsident der Universität, Martin Kellogg, ist ein schwacher Greis, dem niemand eine energische Handlung zutraut. Wenden wir uns von der unerquicklichen Verwaltung zu der Universität selber, so sehen wir uns ernstem Streben und achtunggebietenden Leistungen gegenüber. Schon die Gebäude machen einen vortrefflichen Eindruck. Von edlem Stile und durch sehr weite Zwischenräume getrennt. Mehr ein Lustgarten, eine königliche Sommerresidenz. So denkt man sich den idealen Fürstenhof von Ferrara. Durch die hohen Bäume schimmert die blaue Salzflut, in weiter Ferne winkt das Goldene Thor. In der Mitte der weiten Lichtung steht der zierliche Rundbau der wertvollen Bücherei, zur Linken die landwirtschaftlichen Gebäude, zur äußersten Rechten, ganz in Grün versteckt, das astronomische Laboratorium, im Hintergrund chemische und physikalische Arbeitsstätten, vor der Bibliothek die Vorlesehallen der philosophischen Fakultät. Die amerikanische Eigenheit, statt eines einheitlichen Komplexes eine Universität zu einem ganzen Rattenkönig mehr oder minder hochstehender getrennter Institute zu gestalten, ist bei Berkeley besonders deutlich ausgeprägt. So gehören dazu erstlich Law und Medicine Colleges in San Franzisko als affiliierte Anstalten,

*) Ein Schweizer Baumeister errang in der später dafür ausgeschriebenen Konkurrenz den Preis.

ferner, wie erwähnt, ein landwirtschaftliches Institut, weiter die weltberühmte Sternwarte auf Mount Hamilton, weiter einige Dinge, mit denen bei uns eine Universität nichts zu thun hat, als da sind pharmazeutische, zahnärztliche und tierärztliche Anstalten in San Franzisko, die Mark Hopkins'sche Kunstschule ebendort, und eine militärwissenschaftliche und technische Abteilung; dazu kommen noch naturwissenschaftliche Sommerkurse bei Monterey. Eine sehr wichtige Stellung nehmen endlich in einem Minenstaat wie Kalifornien die Abteilungen für Minenwesen und Metallurgie, für Eisenbahnen und Zivilingenieure und für Elektrotechnik ein. All diesen weitverzweigten Departements mit ihren vielfältigen Bezügen zum praktischen Leben gerecht zu werden, ist hier schwer möglich. Wir wollen uns begnügen, drei Punkte zu genauerer Besprechung herauszugreifen, die landwirtschaftliche Anstalt, die Sternwarte und die Orientalistik. An der Spitze des landwirtschaftlichen Institutes steht Prof. **Hilgard** aus Speyer, ein Vetter des berühmten Henry Villard, (ursprünglich auch Hilgard), der im Kriege 1870 Zeitungskorrespondent war und dann Präsident der Northern Pacific wurde. Hilgard ist ein ruhiger, blasser Mann mit feinem, schmalem Gesicht, das ein liebenswürdiger Humor durchzieht, ein Gelehrter von großem Wissen. Er hat nicht nur als Organisator und Lehrer große Verdienste, sondern auch als selbständiger Wissenschaftler, der neue Bahnen weist. Seine Hauptthätigkeit ist das Gebiet, das in Deutschland Liebig und Dünkelberg (Bonn) mit so großem Erfolge wissenschaftlich vertieft haben, die Kulturtechnik, namentlich hat Hilgard in seiner Arbeit über die Anbaufähigkeit arider Regionen und deren Einfluß auf die Universalgeschichte (gedruckt im Archiv für Physiologie 1892, vgl. auch Hilgards Aufsätze in der Berliner Nation 1895) einen wertvollen und originellen Beitrag geliefert.*) Bei seiner praktischen Lehrthätigkeit hat der Professor mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen, und hatte zu Zeiten den Widerstand des ganzen Staates Kalifornien gegen sich. Das landwirtschaftliche Institut veranstaltet nämlich Wandervorträge, durch die im ganzen Staate die Farmer belehrt werden sollen, wo Zuckerrüben zu bauen, wie ihr Wein zu ziehen, welche Dungstoffe zu verwenden ꝛc. Die Bauern aber denken, sie wüßten das bereits zehnmal besser als die gelehrten Professoren und eifern über das viele Geld, das so unnötig zum Fenster hinaus geworfen werde. Eine besondere Wut entfaltet Südkalifornien, das sich noch außerdem darüber ärgert, daß es nicht eine eigene Universität hat, und nicht ganz mit Unrecht behauptet, Berkeley sei zu fern (3—5½ Breitengrade), um wirklich von Nutzen zu sein.

*) Er wurde für die Wertschätzung des ariaden Gebietes von Süd-Afrika als epochemachend erkannt von **Rehbock**, der kulturtechnischen Autorität über unseren südwestafrikanischen Besitz, und noch früher von mir in der Einleitung zu meiner Geschichte Südafrikas".

Jakob Lick, ein Deutsch-Pennsylvanier, der einst in Chile als einfacher Zimmermann gearbeitet, dann in San Franzisko ein Vermögen erworben hatte, vermachte dieser Stadt ein prächtiges Kunst- und ethnologisches Museum, das im Golden Gate Park in egyptischem Stile sich erhebt, und eine große naturwissenschaftliche Sammlung, die in der Academy of Science aufgestellt ist; der Universität übermittelte er 700000 Dollars im Jahre 1875 für eine Sternwarte. Der Geber hat selbst für die letztere den 1400 m hohen Mount Hamilton ausgesucht, 110 km südöstlich von San Franzisko. Der Rancher (von rancho=Viehfarm) Morrow, der an dem genannten Berge eine Weide von 60000 Acres hat, größer als das Fürstentum Reuß, schenkte einiges Land dazu, und der Bundeskongreß gewährte 1892 weitere 680 Acres. Das Observatorium ist ein gewaltiges Gebäude, um das sich eine kleine Stadt von Professoren- und Arbeiterwohnungen gebildet hat. Das Hauptgebäude ist ideal eingerichtet und die Montierung des großen Teleskops ist wohl kaum zu übertreffen. Es ist der 36-Zöller, von Alvan Clark ausgeführt und wird blos von dem der Universität Chicago gehörigen Jerkes-Teleskope am See Geneva übertroffen. Der photographische Correktionsapparat, ebenfalls von Clark, mißt 33 Zoll. Das zweitwichtigste Rohr, ein Reflex-Teleskop von 3 Fuß, ward von einem Engländer 1895 gestiftet, Croßley in Halifax. Der übrigen großen Instrumente sind 11, darunter ein vierzölliger Kometensucher, zwei Spektroskope, ein horizontaler fünfzölliger Photo-Heliograph. Präsident der Sternwarte ist Edward Holden,*) der in seinen Mußestunden sich mit orientalischer Geschichte beschäftigt und letzthin eine nicht allzu günstig aufgenommene Geschichte der Moguls veröffentlicht hat. Professor Schäberle, der zweite an Rang, war im Sommer 1896 in Nordjapan, um die Sonnenfinsternis zu beobachten, leider mit sehr schlechtem Erfolg. Da bloß wenige Stunden von dem Beobachtungsorte entfernt klarer Himmel war, schlägt Schäberle vor, künftig eingeborene Photographen mitzunehmen, die in Japan in großer Vorzüglichkeit zu haben seien, und je 2—3 Stunden entfernt einen aufzustellen, um so ein totales Mißlingen wie heuer möglichst auszuschließen. Dies beiläufig. Im allgemeinen ist Mount Hamilton nicht gerade glücklich gewählt, denn er liegt zu nahe an der Küste und die Nebel dringen von der See her fast täglich zu seinem Gipfel. Das trockene Joachim-Thal mit seiner feinen, durchsichtigen Luft war weit besser geeignet, allein dies ist zu fern von San Franzisko, und Lick hatte die ausgesprochene Absicht, mit seiner Warte zur allgemeinen Belehrung des Publikums beizutragen, also in der Art der Berliner Urania. Seit ihrer Eröffnung im Jahre 1888 ist die Warte von 44000 Personen besucht worden. Die jährlichen Betriebskosten sind 20000 Dollars; davon werden, da die Lick'sche Schenkung fast ganz für

*) Wegen Unverträglichkeit später abgesetzt.

Bau ꝛc. aufgebraucht wurde, 17000 aus dem allgemeinen Universitätsfond bestritten. Die Lage der Gehälter ist unbefriedigend. Man kann überhaupt geradezu von einem Notstand sprechen. Es rächt sich hier wie so oft die Großmannssucht der Amerikaner, die in guten Zeiten darauf loswirtschaften, Riesenbauten hinstellen, alles in größtem Stile treiben und dann, wenn die Zeiten sich ändern, nicht aus noch ein wissen. In Stanford haben wir genau dieselbe Erscheinung. Von der Sternwarte getrennt, ist in Berkeley noch ein besonderes astronomisches Laboratorium für Lehrzwecke; ich nenne von dem dortigen Lehrpersonal den vortrefflichen und liebenswürdigen Professor Leuschner, einen noch sehr jungen Mann, der aber durch mehrere Kometenberechnungen bereits Ruf erworben hat. Er reist eben in Deutschland.

Ein Spezialität der Sternwarte sind die vortrefflichen Photographien, die namentlich auf Laien nie eines überwältigenden Eindrucks verfehlen. Viele Mondphotographien sind von dem Wiener Baron Albert von Rothschild, dem bekannten Amateur, künstlerisch vergrößert worden.

1872 schenkte Edward Tompkins der Universität einen Landkomplex für einen Stuhl für ostasiatische Sprachen und Litteratur. Das Land sollte solange behalten werden, bis es für 50000 Dollars verkauft werden könnte. Dies trat im Sommer 1895 ein, gerade als durch den Krieg in Korea und Mandschurei von neuem das Interesse auf Ostasien gelenkt wurde. In wie enger Verbindung die ostasiatische Küste zur westpazifischen steht und welchen Aufschwung die Beziehungen zu Ostasien gewonnen haben, ergiebt sich daraus, daß nicht weniger als sieben Dampferlinien von den Vereinigten Staaten nach Japan bestehen, davon zwei nach dem Kriege eröffnet wurden. Heuer wurde demgemäß John Fryer, Doktor der Rechte, mit der Vertretung des Chinesischen und Japanischen beauftragt. Derselbe ist lange Jahre in chinesischem Dienste thätig gewesen und besitzt eine wertvolle Bücherei chinesischer Werke, darunter die große Encyclopädie mit 1600 Bänden. Es mag hier bemerkt werden, daß, wie in Stanford, so auch in Berkeley ein halbes Dutzend Japaner studieren.

Zum Schluß noch einiges Persönliche aus den modernen Fächern. Großen Ruf in Amerika hat der Geolog und Biolog Joseph Le Comte, für den namentlich naturwissenschaftlich-philosophische Theorien viel Anziehungskraft haben. Bedeutenden Einfluß ferner hat der Geschichtsprofessor Bernhard Moses, ein ehrgeiziger, energischer Mann, den viele gern als Präsidenten der Universität sähen. Durch seine nationalökonomischen Studien und Vorträge greift Moses auch in das politische Leben ein. Er hat in Deutschland und Skandinavien zwei Jahre studiert. Letzten Sommer war er von der Universität von Chicago zu einem Vortragscyclus aufgefordert worden, den er mit bedeutendem Erfolg abhielt. Moses ist ein Mann von kantiger, oft schroffer Art, er gilt für einen den Fremden abgeneigten Nativisten. Weniger bedeutend ist der Deutschamerikaner

Plehn, ebenfalls, obwohl im geschichtlichen Departement, mehr Nationalökonom als Historiker, trocken, zugeknöpft, an den Scholarchen streifend. An der Spitze der deutschen Abteilung steht Albin Putzker, ein beweglicher, nervöser Böhme von vielfältigem Interesse und reger Schaffenslust, durch die Tretmühle einer pedantischen Pädagogik etwas verstimmt. Er hat die Errichtung des jüngst zustande gekommenen Goethe-Schiller-Monuments in San Franzisko angeregt und ist ein „prominentes" Mitglied in den Clubs von San Franzisko und Oakland. Ein edles Steckenpferd von ihm ist das Neugriechische, dessen Studium er in vielen Aufsätzen warm empfahl. Ueberhaupt ist er ein rasch auffassender Kopf für alles Linguistische und beherrscht eine stattliche Reihe von Sprachen, von dem Slavischen bis zum Spanischen. Als bedeutender Linguist, Botaniker und Entomolog verdient hier der 83jährige emeritierte Professor H. H. Behr aufgeführt zu werden, der noch in der Academy of Science thätig ist. Er übertrifft noch Putzker an Sprachkenntnis, denn zu dem Russischen und Polnischen fügt er noch Malayisch und australische Dialekte. Er bereiste 1846 Australien und Java, war ein Schützling Humboldts, ein Freund Virchows und ist vielleicht der bedeutendste Naturwissenschafter an der ganzen pazifischen Küste. Nach Kalifornien kam er 1851. Weiter nennen wir den deutschen Mechaniker und Elektrotechniker Hesse, den Physiologen Stralton, der eine psychologische Arbeit jüngst in seines Lehrers Wundt Studien veröffentlichte, den Geologen Lawson, den Palaeontologen Merriam, den Anglizisten Gayley, der soeben einjährigen Urlaub nach London bekam, um für die Mc. Millan eine Geschichte der englischen Litteratur zu schreiben.

Im Anschluß hieran will ich noch mit einigen Worten auf das Urlaubssystem eingehen. Man hat seit Jahren den Vorgang Harward's und Cornell's befolgt und das „Sabbatjahr" eingeführt, kraft dessen ein Professor nach 6jähriger Arbeit das siebente Jahr mit halbem Gehalte frei hat, allein bei der großen Entfernung Kaliforiens von Europa und den hohen Reisekosten hat das halbe Gehalt sich als ungenügend herausgestellt.

Bei dem College of Law und of Medicine sind wohl wenig Lehrer, deren Ruf über Kalifornien hinausgedrungen ist. In dem letztgenannten Departement finden wir mehrere Deutsche an führender Stelle. In der juristischen Fakultät lehren Slack, Bonté und Warren Olney, in der medizinischen Williamson Anatomie, D'Ancona Physiologie, Spener und Kugeler Pathologie, Lengfeld medizinische Chemie, Dodge und Berndt Therapeutik, Mc Lean Chirurgie, von Hoffmann und Cole Gynäkologie. Das medizinische Kolleg besteht schon ein Menschenalter und gilt für das beste des ganzen Westens. Es ist 1873 mit der Staatsuniversität verschmolzen worden.

Die Zahl der Studenten ist in den letzten Jahren rasch gestiegen: sie beträgt in Berkeley 1336 und in San Franzisko 717, davon ¼ weibliche, gegen die Gesamtzahl von 1100 in Stanford. Die Zahl der Professoren und Instruktoren der Staatsuniversität beläuft sich im Ganzen auf 94.

Stanford, Anfang 1897.

Kalifornische Zustände.

Goethe bemerkt in seinen Maximen, daß, obwohl von der Weltlitteratur nur der kleinste Teil erhalten, dennoch in den geringfügigen Bruchstücken unendliche Wiederholungen vorkommen, und Bastian klagt seinerseits, daß der Ueberblick menschlicher Zustände und Vorstellungen eine erschreckende Einförmigkeit zu Tage bringe. Die Wahrheit dieser Beobachtungen drängt sich nirgends mehr auf als in den Vereinigten Staaten. Trotz der Mannigfaltigkeit geschichtlicher Vorbedingungen, trotz der Verschiedenheit der Rassen überall dieselben politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände. Aus der Masse gleichgearteter Staaten ragen nur wenige durch ihre Individualität hervor. In Erziehungssachen ist Massachusetts maßgebend, in Politik Newyork und Ohio, im Geschäftsleben haben Newyork und Illinois die Führung. Der Süden scheidet sich zwar wesentlich vom Norden, aber jeder Staat des Südens hat die unterscheidenden Merkmale. Das ganze unermeßliche Gebiet westlich vom Mississippi weicht gleichfalls in seiner Eigenart beträchtlich von dem Rest der Union ab, allein die Geschichtslosigkeit, die ungefüge, ganz vom Osten der Republik abhängige Zivilisation ist dem gesamten Westen gemeinsam. Eine Sonderstellung in dieser gleichförmigen Masse nimmt nur Kalifornien ein. Kalifornien hat die bunteste Rassenmischung von allen Staaten der Union, es hat kommerzielle und Rassenprobleme, die ihm allein eigentümlich sind, es hat die besten Universitäten und Kunstinstitute westlich von Chicago, von allen Staaten westlich von Wisconsin und Texas hat es allein eine bedeutende Geschichte, es ist der wichtigste Vertreter der Republik in ihren Beziehungen zu den Ländern des großen Oceans, Australien, Ostasien und den Südseeinseln.

Von den Mexikanern durch zwei Menschenalter behauptet, von Russen, Franzosen und Engländern begehrt, ist Kalifornien 1846 den Yankees in die Hände gefallen. Ein halbes Jahrhundert hat ausgereicht, im wesentlichen

das Land zu amerikanisieren, indes hat auch der Einfluß anderer Nationen deutliche und weitreichende Spuren hinterlassen. Von San Francisco bis nach Juma haben sich die Nachkommen der Mexikaner ebenso unberührt erhalten, wie in Arizona und Südcolorado. Durch die übermächtig eindringende Flut fremder Siedler des Zusammenhanges mit ihrem Stammlande beraubt, wahrten sie doch ihren Platz wie Klippen in schäumender Brandung. Manche von ihnen haben Indianerblut in ihren Adern, aber viele leiten ihren Ursprung auf die ersten Familien Spaniens zurück, daher sie sich, obwohl in Wohlstand und Macht zurückgeblieben, doch den plebejischen Nordamerikanern überlegen dünken. Die Zähigkeit der Rasse zeigt sich darin, daß Kinder von Mischehen, selbst solchen mit Anglo-Amerikanern, eher das verderbte, mit Indianerworten versetzte Spanisch als Englisch erlernen. Gegenüber der allgemeinen Ansicht, daß wohl andere Völker, nie aber die Angelsachsen sich ihrer Eigenart begeben, muß diese Erscheinung besonders hervorgehoben werden; übrigens verlieren auch die Engländer in Pennsylvanien und in Südafrika gelegentlich ihre Sprache, für die sie deutsch oder holländisch eintauschen. Wie groß die Zahl der kalifornischen Mexikaner ist, läßt sich nicht bestimmen, da der Zensus sie unter den geborenen Amerikanern anführt. Am öffentlichen Leben beteiligen sie sich wenig, jedenfalls aber haben sie es aufgegeben, der Regierung zu widerstreben. Als Maximilian gegen Juarez focht, kam es noch vor, daß kalifornische Mexikaner bedeutende Summen an Juarez schickten; jetzt gehen ihre Interessen kaum noch über Kalifornien hinaus. Ursprünglich waren sie ausschließlich Viehzüchter in großem Stile, allein die ungeheuren Landschenkungen, die ihnen vor 1846 zu teil wurden, und deren Rechtstitel noch immer den Bundesgerichten der Vereinigten Staaten viel zu schaffen machen, sind nunmehr fast alle ihren Händen entglitten. Trägheit und Spielsucht veranlaßten gewöhnlich ihren Verkauf. Die geringeren Mexikaner tummeln sich jetzt als Cowboys auf den weiten Farmen oder leben in den Städten wie Monterey, San Barbara, San Diego als Fischer; Leute der besseren Stände nehmen auch wohl Aemter an, da sie die Handarbeit verachten.

Die Einwanderung von Kanadiern, Russen, Deutschen und Yankees begann schon in den dreißiger Jahren, um seit 1846 stärker einzusetzen. Das Goldfieber, das 1849 am heftigsten war, brachte ein Heer von unternehmenden Abenteurern ins Land, von denen indes die meisten, sofern sie nicht untergegangen, wieder wegzogen. Die Hauptmasse der Einwanderer kam erst, als die große Flut der Goldsucher verlaufen; 1880 war die Bevölkerung Kaliforniens auf 865 000 gestiegen, davon kaum die Hälfte in den Vereinigten Staaten geboren. Gegenwärtig (Anfang 1897) beläuft sich die Bevölkerung auf 1 700 000, und die Zahl der Ausländer ist auf weniger als ¼ gesunken. Zahlen allein erschöpfen allerdings keineswegs die ganze Fülle der eigenartigen

Verhältnisse; daß viele in der Union geborene Kinder von Ausländern, namentlich von Südeuropäern, oft nur unvollkommen das Englische aufnehmen, kann nicht im Zensus, muß aber bei einer Beurteilung nationaler Wechselwirkungen berücksichtigt werden. Immerhin kann darüber keine Unklarheit bestehen, daß auch in Kalifornien der Geist des Nordamerikanertumes im wesentlichen zur Herrschaft sich durchgerungen hat. Man kann daraus die Folgerung ziehen, daß Rasse, Mannesthat und politisches Geschick zuletzt doch immer sich mächtiger erweisen als die Förderung oder Hemmung durch materielle Bedingungen. Die Entdeckung von Diamanten und Gold in Südafrika, Australien und Kalifornien wird als epochemachend gepriesen, in Wahrheit aber hat sie an den staatlichen Geschicken dieser Länder und ihrem Rassenbestande so gut wie nichts verändert. In den zwei Jahren, die zwischen der Annexion Kaliforniens durch die Vereinigten Staaten und Sutter's Goldfunden verstrichen, hat sich die Bevölkerung durch Zuwanderung mehr als verdoppelt und in den drei letzten Jahrzehnten nach dem Schwinden des Goldfiebers mehr als verdreifacht. Die endgültige Wirkung des edlen Metalls auf die Beschaffenheit der kalifornischen Gesellschaft war mithin sehr gering.

Von maßgebender Bedeutung ist dagegen für Kalifornien die Nähe des Meeres gewesen. In der Zeit der potamischen Kultur geht die Bevölkerungszunahme und Zivilisation den Flußläufen entlang, der thalassischen den Meeresküsten nach. Auch die Eisenbahn hat dies Gesetz noch nicht umzustoßen vermocht. Der große und stellenweise sehr fruchtbare Nachbar Kaliforniens, das Territorium Arizona, hat erst 85 000 Einwohner und Nevada gar erst 65 000, noch nicht $^1/_{25}$ der kalifornischen Bevölkerung, obwohl jene beiden Territorien schon ein Menschenalter lang des Vorteils einer Ueberlandbahn genießen. Ebenso zeigt die Meeresküste ihre wohlthuende Wirkung durch die Blüte der kalifornischen Geisteskultur. Wie das Kapland mehr von europäischer Bildung durchdrungen ist als der Europa viel nähere Sudan, und Shanghai als das nähere Turkestan, so ist auch die pacifische Küste auf allen Gebieten viel weiter fortgeschritten als die den östlichen Kulturausgangspunkten doch näher liegenden Staaten des Missouribeckens und der Felsengebirge. Die Wildheit des Westens, die sich ohnehin bald zur Legende verflüchtigen wird, ist weit mehr in Colorado und Idaho zu finden als an den Gestaden Kaliforniens. Der rege überseeische Verkehr, die fortwährende Einwirkung fremder Zivilisationen hat mit stets wachsender Macht die Kulturentwickelung an jenen Gestaden gefördert. Viel haben auch zu diesem Ergebnis die europäischen Einwanderer beigetragen, die den alten und neuen Herren, Mexikanern und Nordamerikanern, sich gesellten. Ist die Thätigkeit der Ausländer auch nicht immer günstig gewesen, um sittliche Zustände hervorzurufen, so haben sie doch

wenigstens die Grundgedanken europäischen Wesens erfolgreich vermittelt und allein durch die Fülle der Gegensätze neues Leben geschaffen.

Den ersten Platz unter den Einwanderern nehmen in Kalifornien die Iren mit 73 000 Seelen ein. Gleich den Armeniern und Parsi bringen die Iren erst außerhalb ihres Vaterlandes ihre Fähigkeiten zur rechten Geltung und haben denn auch an der pacifischen Küste einen maßgebenden politischen Einfluß gewonnen, der allerdings wie sonst in der Union eher geeignet ist, Korruption und unfeine Sitten zu verbreiten, als das Gemeinwohl zu fördern. Wenn die Irländer nicht Politiker oder Schenkwirte sind, so erwerben sie als Maurer, Fuhrleute, Straßenarbeiter und Tagelöhner ihr Brot. Die Zahl der in Deutschland geborenen Kalifornier wird auf 71 000 angegeben; die Gesamtmenge des deutschen Elementes dürfte 200 000 erreichen. In fast allen Berufszweigen sind unsere Landsleute zu finden, auf dem Lande als Farmer, Winzer, Holzhacker und Feldarbeiter, in der Stadt als Handwerker, Wirte, Brauer, Aerzte, Lehrer und Kaufleute. Von ihrer politischen Bedeutung zeugen manche deutsche Namen im Staatskongreß, der Aachener Adolph Sutro, der bis 1896 Bürgermeister von San Francisco war, und der Einfluß der Spreckels. Man kann aber nicht sagen, daß ein derartiger Einfluß wie in Illinois und Newyork sich von dem gemein-amerikanischen abhebe oder sich gar ihm entgegenstelle. Wie die Söhne von Sutro und Spreckels bereits kein Deutsch mehr verstehen, so haben auch die Väter keine anderen als rein amerikanische Interessen, und man kann nicht selten einflußreiche Deutsche, wie jüngst den Präsidenten des Mechanischen Instituts, Denicke, für Beschränkung der Einwanderung und hohen Schutzzoll sprechen hören. Für Engländer und Schotten ist es mir nicht gelungen, neuere Schätzungen zu erhalten; ihre Zahl mag 40 000 betragen. Sie wenden sich überwiegend dem Handel und der Industrie, namentlich auch dem Bergbau zu; neuerdings haben sich auch mehrere große britische Ackerkolonien aufgethan. Ein beträchtlicher Teil der Aerzte, Pfarrer und höheren Lehrer stammt aus Großbritannien. Franzosen, darunter viele Kanadier, giebt es 12 000; sie haben seit dem letzten Zensus, dem von 1890, nicht zugenommen. Die Italiener sind seit jenem Jahre um 25 pCt. stärker geworden; sie zählen 20 000. Wie in ganz Europa und seit einigen Jahren in Südafrika sind die Italiener auch in den Vereinigten Staaten die beliebtesten Eisenbahnarbeiter; an der pacifischen Küste werden sie sogar den Chinesen vorgezogen; sonst beschäftigen sie sich als Fischer, Maurer, Obsthändler, Winzer, Speisewirte; die unwissenden Süditaliener, die meist nach kurzer Zeit wieder in die Heimat zurückkehren, bringen es selten über den Schuhwichser und Handlanger hinaus. Die Franzosen werden Farmer, Goldgräber, Winzer, Köche, Apotheker und Kaufleute. Portugiesen, deren Zahl in der ganzen Union letzthin auf 85 000

gestiegen ist, sind 15 000 in Kalifornien, viele davon aus den Azoren. Es sind meist fleißige Landleute, die durch ihre Sparsamkeit und Betriebsamkeit, sowie den engen Zusammenhalt unter einander es bald zu geordnetem Wohlstand bringen, während ihre Vettern, die trägen Mexikaner, verarmen. Außerhalb des Hauses, wo Leidenschaft und Eifersucht oft zu blutigen Auftritten führen, sind es ruhige Leute; gleich allen Südeuropäern nehmen sie an den öffentlichen Geschicken ihrer neuen Heimat nur wenig teil. Skandinavier belaufen sich auf 66 000; sie gehen gewöhnlich aufs Land und bequemen sich rasch den ungewohnten Verhältnissen an. Die Dänen halten sich, obwohl ihr Haß gegen die Deutschen gelegentlich auch in der Ferne noch andauert, doch nicht selten zu unseren Volksgenossen. Schließlich ist hier der östlichen Einwanderer zu gedenken. In ihren Ausgangspunkten hat sich die große Völkerwanderung nach Amerika immer mehr ostwärts verschoben. Nachdem die Spanier Mexiko, die Franzosen Kanada besiedelt, ergriff die Bewegung Holland und Großbritannien; seit der Mitte unseres Jahrhunderts sandte Deutschland die stärkste Schar der Siedler; Skandinavien und Italien folgten: in der jüngsten Zeit aber wird die Slavenwelt erregt, und Armenier und Syrier ziehen in hellen Haufen übers Meer. In Kalifornien stoßen nun die von Osten kommenden Vertreter ältester asiatischer Zivilisation, in der Begleitung von Europäern, Yankees und Kanadiern an die pacifische Küste geworfen, mit den von Westen über das Stille Meer ansegelnden Asiaten, Chinesen und Japanern, zusammen, so im Bilde den Kreislauf der Kultur vollendend. Gegenüber den griechischen und armenischen Kirchen erheben sich die Tempel der Taoisten, Buddhisten und der Jünger des Konfucius.

Die Armenier haben ihre Hauptstützpunkte in San Francisko und Fresno sie sind insgemein als Unruhstifter berüchtigt. Die Russen, die, von Alaska kommend, in den dreißiger Jahren eine Niederlassung in Nordkalifornien gründeten, aber wieder aufgaben, besitzen eine prächtige Kirche in San Francisco; die russische Regierung hat sie gebaut und unterhält auf ihre Kosten einen Popen dort. Von den Russen, die in San Francisko ihre Geschäfte betreiben, waren mehrere früher im alaskischen Pelzhandel thätig; andere sind von der sibirischen Küste, noch andere von Petersburg herüber gekommen. Auch Deutschrussen, deren Hauptmasse nach Nebraska, Cansas und Westkanada zog, sind an vielen Orten Kaliforniens anzutreffen. Ebenso ist die Zahl der Polen und Tschechen im Wachsen. Am Russenfluß in Nordkalifornien hat sich eine umfangreiche Slowaken-Kolonie angesiedelt. Im Anschluß an die Slawen ist eine beträchtiche Zahl osteuropäischer Juden, die sich dann als Hausierer, Krämer und Großkaufleute in die Höhe arbeiten, nach der Küste des Stillen Meeres gelangt, doch werden sie überschattet von der Menge ihrer westlichen Volksgenossen, die in allen Städten der Küste eine

bedeutende, oft maßgebende Rolle spielen. An der Spitze der letzteren stehen Sutro, der durch die Comstock-Mine in Nevada die Grundlage zu seinem Vermögen schuf, und Sloß, der Gründer der mächtigen Handelsgesellschaft von Alaska. Die Zahl der kalifornischen Juden soll nicht unter 30 000 sein. Die Menge der Syrer, lauter Christen, die sich ausschließlich als Hausierer durchschlagen, und der Griechen, die sich jüngst durch ein Fest zu Ehren der kretensischen Bewegung bemerkbar machten, wird einige Hundert nicht übersteigen.

Schwarze giebt es wenig in Kalifornien, doch ist die Zahl der Mulatten nicht unbeträchtlich. Die Indianer, Abkömmlinge der Diggers, Piute und anderer unkriegerischer Stämme besitzen noch zwei Reservationen, eine in Round-Valley im Norden und eine im Südosten des Goldstaates; auch trifft man allenthalben zivilisierte Rothäute mehr oder minder reinen Blutes in europäischer Kleidung. Sie werden den Zustrom moderner Kultur ebensowenig überdauern wie die Kanakas von den Sandwichsinseln, die sich hie und da in Kalifornien angesiedelt haben.

Bis vor kurzem bildeten die Ostasiaten den zahlreichsten Bestandteil des ausländischen Elementes in Kalifornien. Die Chinesen zählten 71 000 im Jahre 1890 und machten ³/₄ von der chinesischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus, aber seitdem ist ihre Kopfzahl im Goldstaate um 40 000 gesunken, während sich die der Europäer um 50 000 hob. Viele Chinesen sind nach dem Osten weiter gezogen, nach Colorado, Chicago und Newyork, viele auch sind wegen der schlechten Zeiten in Amerika nach dem Himmlischen Reiche zurückgekehrt. Kalifornien aber bleibt der Ruhm, die Geburtsstätte einer neuen Aera für China gewesen zu sein. Hier wurden zuerst größere Massen der Chinesen mit der Kultur der Kaukasier bekannt, von der sie dann den Millionen ihrer Landsleute daheim erzählten; erst später begannen die Erfahrungen in Australien, dann Hongkong und Shanghai auf sie zu wirken. Auch ist bis jetzt Kalifornien das einzige Land, wo bedeutendere Mengen der Chinesen längere Zeit mit den Weißen auf gleichem Fuße lebten, so daß für die unermeßliche Perspektive künftigen ausgedehnten Verkehrs mit der mongolischen Rasse hier wichtige Aufschlüsse gewonnen werden können. Der Ostamerikaner und Europäer werden selten verstehen, was eigentlich die Bürger an der pacifischen Küste so sehr gegen die armen Zopfträger aufbringe; wer dagegen das Treiben der Chinesen länger aus der Nähe betrachtet hat, gelangt selbst unfehlbar dazu, es für verderblich zu erklären. So viel ist nun allerdings sicher wahr: unschuldige, unterdrückte Märtyrer sind die Söhne des Himmlischen Reiches in Kalifornien nicht, sondern meist höchst anmaßende, lasterhafte und rachgierige Gesellen, die gar nicht davor zurückscheuen, einen Weißen vor den Kopf zu stoßen oder gar mit der Waffe ihn anzufallen.

Andererseits ist der Fleiß, die Verschwiegenheit und die gastliche, oft gutmütige, wenn auch fast immer leicht gönnerhafte Art der Chinesen hervorzuheben. Zugleich muß dem Vorurteil entgegengetreten werden, das gäng und gäbe ist, als ob der Mongole unter keinen Umständen je seine nationalen Merkmale aufgäbe oder gar die der Weißen annähme. In Kalifornien giebt es Chinesen, die auf ihren Zopf verzichtet und unsere Kleidung angezogen haben; solche, die hier geboren sind und dadurch amerikanisches Bürgerrecht erlangt haben, kennen oft bloß das Englische, das sie freilich gleich dem Neger mit eigentümlichen Verrenkungen sprechen. Auch weiß ich von Fällen, in denen Mexikaner und Deutsche Chinesinnen geheiratet haben. Derartige Mischehen sind übrigens auch in China selbst nicht ganz selten. Das chinesische Element hat seinerseits auf das kaukasische zurück gewirkt. Die seltsamen Gewohnheiten der Bezopften, ihre prunkvollen Feste, ihr Gottesdienst konnten nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit ihrer täglichen Umgebung zu erregen. Mancher Arzt und Geistliche studierte ihre Philosophie, und jede kalifornische Hausfrau weiß von ihren Gebräuchen zu erzählen. Verderblich wurde ihr Beispiel des Opiumrauchens, das erstaunlich viele Amerikaner, Männer wie Frauen und selbst Kinder, nachgeahmt haben. Wenig erbaulich ist ebenso das Treiben der sechs geheimen Gesellschaften, die, allem Gesetz der Weißen offen trotzend, fortwährend einander mit gehässigen Umtrieben, mit Mord und Totschlag befehden. Die ohnehin herzlich schlechte Polizei der Amerikaner ist diesen Zuständen gegenüber völlig machtlos. Als im Januar 1897 das Haupt der Ah-Jup-Gesellschaft meuchlings erschossen wurde und in San Francisco grenzenlose Bestürzung und Verwirrung herrschte, zumal neue Meuchelmörder, die jede Gesellschaft so leicht dingt, wie ein altitalienischer Edelmann seine Bravos, von Norden und Süden anrückten, und die Gegner des Erschossenen, die Si-Jup, sogar dem chinesischen Konsul in offenen Anschlägen den Tod androhten, weil er sich eingemischt; als die Bundesbehörden der Vereinigten Staaten ohnmächtig diesen Schlag ins Gesicht entgegennahmen, da mußte der Kaiser von China helfen, indem er auf die Meldung des Gesandten von Washington aus sofort die Verwandten der kalifornischen Uebelthäter in Canton ins Gefängnis warf. Dieser gesetzlose Zustand, dazu die Sittenlosigkeit der meisten Chinesen erbittert natürlich die Amerikaner. Der Hauptvorwurf gegen die gelben Leute ist indeß bisher immer ihre Konkurrenz, ihre billige Arbeit gewesen. Im Grunde ist es schwer, sich vorzustellen, weshalb eigentlich billige Löhne solch ein Nachteil in einem Lande sein sollen, wo man Orangen und Trauben schon zu pflücken versäumte, weil der Erntelohn den Nutzen an den Früchten verschlungen hätte. Auf der anderen Seite kann man sich wohl in die bitteren Gefühle eines Weißen hinein denken, der gerade für den Asiaten arbeiten muß, der ihn in seinem Verdienst geschmälert. Denn

wie in Australien, so ereignet es sich auch in Kalifornien, daß Weiße in des Chinesen Dienste stehen. Derartigen Betrachtungen ist nun entgegen zu setzen, daß zur Zeit an der pacifischen Küste der gelbe Mann, weit entfernt davon, ein billiger Arbeiter zu sein, vielmehr teurer ist als der Weiße. Der Farmer giebt seinem weißen Feldarbeiter nur 60 Mark monatlich und oft nur bis 40, aber seinem gelben Koch nicht unter 140 Mark. Schweigsamer Gehorsam und Mäßigkeit machen eben den Chinesen wertvoller als den polternden, dem Trunk ergebenen Weißen. Während also als das Ideal der Zukunft gepriesen wird, daß alle körperliche Arbeit von Negern und Mongolen verrichtet werde, und der Weiße nur den beaufsichtigenden Herrn spiele, zeigt die Erfahrung, daß der Chinese eine gefährliche Neigung hat, selber zum Herrn auszuwachsen. Das zeigt sich auch daran, daß bereits viele Chinesen selber ausgedehnte Ländereien besitzen und auf eigene Faust Goldminen ausbeuten.

Seit einem halben Menschenalter hat die Unrast der Auswanderung auch die Japaner ergriffen und seit drei Jahren etwa ihr Hinausstreben nach überseeischen Ländern größere Ausdehnung gewonnen. Sie schwärmen nach der ostasiatischen Küste von Wladiwostok bis nach Singapur, drängen sich nach Australien, der Südsee und Amerika. Meist kehren sie in die Heimat zurück, doch fehlt es nicht an Anzeichen, daß auch dauernde Siedelungen über See von ihnen ins Auge gefaßt werden. Von den 60 000 Japanern,*) die außerhalb ihrer Heimat leben, weilen 27 000 auf den überwiegend von amerikanischem Geiste erfüllten Sandwichsinseln und 10 000 in Kalifornien, wo 1890 ihrer erst 1200 waren. Sie passen sich rasch in Sitte, Sprache und Tracht der neuen Umgebung an, sind aufmerksam, anstellig und leicht zu leiten. Vor den Chinesen, denen sie im Krieg daheim den Meister gezeigt, stehen sie hier in der Fremde zurück, doch wird es nicht lange dauern, bis sie sich ebenso sicher fühlen, wie ihre Nebenbuhler. Vorläufig begnügen sie sich mit vier- und fünffach geringerem Lohne als die Chinesen und suchen so deren Stellung zu untergraben. Viele strebsame, junge Japaner kommen lediglich aus Wissensdurst herüber, die Errungenschaften der Westvölker zu erforschen, und scheuen zu dem Zwecke selbst niedrige Arbeit nicht. Dem Durchschnittsamerikaner sind die Mikadoleute natürlich als unterbietende, billige Konkurrenten verhaßt, und er wirft sie mit Italienern und Polen in einen Topf. Ich darf nicht verschweigen, daß, während viele Japaner durch Bescheidenheit und Kenntnisse einen guten Eindruck machen, solche, die länger in Kalifornien gewesen, oft durch ungebührliche Anmaßung auffallen. Ihren Lebensunterhalt erwerben die meisten als Diener, Köche, Fischer und Feldarbeiter; in San Francisco betreiben mehrere Kaufleute ein blühendes Geschäft mit Thee,

*) Jetzt etwa 90 000.

Seide und Porzellanwaren; auch giebt es vereinzelte japanische Studenten, Aerzte und Journalisten.

II.

Die wichtigsten Faktoren im amerikanischen öffentlichen Leben sind Kirche und Politik. Entsprechend der Vielheit der Rassen ist auch das kirchliche Leben ein sehr buntes in Kalifornien. Die größte Macht hat die römische Kirche. Sie hat die Unterstützung des zahlreichen südeuropäischen Elementes, der Iren und vieler Deutschen; außerdem giebt ihre Geschlossenheit ihr ein Uebergewicht über die zerrissenen protestantischen Sekten. Allenthalben in Südkalifornien findet man noch die spanischen Missionen mit ihren anmutigen, maurischen Gebäuden, und ihr Einfluß ist nicht erloschen, wenn auch die Missions-Indianer, die einst nach Zehntausenden zählten, sich verlaufen haben. In den Städten erheben sich prachtvolle, moderne Kathedralen. Wenn der geistvolle Führer des französischen Neu-Katholizismus, der vielseitige Vicomte de Vogué, wenn der Papst selbst erklärt hat, daß in Amerika Rom seine schönste Zukunft sehe, so ist Kalifornien schon jetzt ein Bollwerk für den künftigen Kolossalbau. Vorfechter der Katholiken ist hier der wehrhafte, skrupellose Vater Yorke. Es hat nicht ausbleiben können, daß solche Uebermacht auch lebhafte Gegnerschaft erregte. Daher ist die American Protection Association (A. P. A.), die jedem Katholiken das Stimmrecht rauben will, und die sich einer Anhängerschaft in den Vereinigten Staaten von 4 Millionen Wählern rühmt, in Kalifornien besonders stark entwickelt. In der protestantischen Kirche zeigt sich dieselbe Verschiedenheit der Bekenntnisse, die sonst in der Union herrscht: Presbyterianer, englische Hochkirche, Baptisten, Methodisten, Unitarianer, Congregationalisten haben ihre Gemeinden; die Adventisten des siebenten Tages, die den Samstag statt des Sonntags heilig halten und den jüngsten Tag nahe glauben, sind im Wachsen; deutsche Lutheraner und Methodisten besitzen bedeutenden Anhang; die Heilsarmee durchzieht lärmend die Straßen, und aufregende „Revivals" finden ein günstiges Feld. Stark ist indessen auch die Stellung der nüchternen Rationalisten, deren Häupter zur Zeit die Professoren Jordan und Howison sind. Als Gegengewicht gegen den extremen Rationalismus und Atheismus haben Spiritismus und Theosophie an der ganzen pacifischen Küste eine ungewöhnliche Blüte entfaltet. Die „Kreuzfahrer", die jüngst unter Madame Blavatsky's Nachfolgerin einen Kreuzzug um die Welt unternahmen, haben überall einen warmen Empfang genossen und gegenüber dem malerischen San Diego ein Theosophenheim gegründet, umrauscht von den Wogen der unfruchtbaren Salzflut.

Politisch verteilt sich die kalifornische Bevölkerung zu ungefähr gleichen Hälften in Demokraten, untermengt mit den Populisten, und Republikaner. Zur Zeit des Bürgerkrieges trat Kalifornien auf die Seite des Nordens, allein die Freunde des Südens, in denen der Enthusiasmus für die Konföderation noch nicht erloschen ist, haben ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Schar aufzuweisen. Die Staatsämter und die Delegation nach Washington sind in der Regel überwiegend mit Demokraten besetzt; bei der letzten Präsidentenwahl dagegen trugen die Republikaner, wenn auch mit knapper Mehrheit den Sieg davon. Die Ausländer unterstützten dabei kräftig die republikanische Sache, doch offenbarten sich auch namentlich viele Deutsche als Silberleute vom reinsten Wasser. Jedenfalls aber konnte sich der Goldstaat zu seiner Parteinahme für Mac Kinley Glück wünschen, denn ihm allein westlich von allen Staaten am Mississippi fiel die Auszeichnung zu, im Cabinet vertreten zu sein. Richter Mac Kenna wird der erste Mann des fernen Westens sein, der ein Minister-Portefeuille erlangt hat. Der ungewöhnliche Eifer, mit dem Kalifornien und Nachbarstaaten sich an den Bundeswahlen beteiligten, zeigte übrigens, daß die von Zeit zu Zeit auftauchende Prophezeiung von einer Trennung des Westens und Ostens vorläufig keine Aussicht auf Erfüllung hat. Es ist ja nicht zu leugnen, daß im ganzen Westen eine bittere Mißstimmung gegen Wallstreet und die Monopole des Ostens, daß ein bewußter Gegensatz gegen die angeblich verengländerten und verweichlichten Männer der Ostküste besteht; allein die Gleichheit aller kirchlichen und politischen Einrichtungen, der unaufhörliche Zustrom von Ostleuten, die die Tradition frisch erhalten, ist zu bedeutend, um ernstlich an die nahe Möglichkeit einer Trennung glauben zu lassen. Ebenso wird das Bestreben vieler Politiker von Los Angeles und Fresno, den Süden Kaliforniens von Norden loszureißen und als besonderen Staat zu konstituieren, nur vorübergehend sein. Man hat ja ähnliche Bewegungen z. B. in der Kapkolonie gesehen, wo in den sechziger Jahren eine mächtige Partei auf eine Spaltung zwischen der Gegend von Kapstadt und dem Osten der Kolonie hinwirkte, ohne daß die Sache ein dauerndes Ergebnis gehabt hätte.

Der jetzige Gouverneur Kaliforniens, der Demokrat Budd, ist ein tüchtiger, rechtlicher Mann und allgemein beliebt. Ebenso ist Phelan, Bürgermeister von San Francisco, der durch ein vereinigtes demokratisches und unparteiisches (non partisan) Ticket erwählt wurde, als ein vorurteilsloser, für das Gemeinwohl sorgender Mann zu rühmen. Weniger Gutes kann man dem Staatskongreß und den Stadtverwaltungen nachsagen. Fast keine Woche vergeht, in der nicht ein Skandal, eine Bestechungsgeschichte, ein Unterschleif ans Licht käme. Auch bricht sich die Civildienstreform, die im Osten so erstaunliche Triumphe feierte, hier nur mühsam Bahn. Das politische

Protektionswesen erstreckt sich bis auf die Schule und öffentliche Arbeiter. Kein Straßenfeger wird angestellt ohne die Empfehlung eines politischen Freundes. Einem hervorragenden Gelehrten würde es schwer werden, eine Berufung zu einer Universität zu erhalten oder zu behaupten ohne politischen Anhang. Auch im Geschäftsleben spielt die Parteistellung eine verderbliche Rolle.

Das Hauptblatt der Republikaner ist das „Chronicle“, sein Besitzer, Michael de Young, ein Sohn des grünen Erins, der gern für einen Franzosen gelten möchte und jedes Jahr Paris besucht. In der Konvention von St. Louis kandidierte er erfolglos für das Amt des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten; dann bewarb er sich um den Gesandschaftsposten in Berlin. Seine Zeitung ist jedenfalls die lesbarste des ganzen Westens. Hauptvertreter der Demokraten ist der „Examiner“, der seinem Besitzer, Hearst, dem Silberminen-Millionär, so manche neue Millionen eingebracht hat. Hearst ist zugleich Eigentümer des „Journal von Newyork“, das mit einer Abonnentenzahl von 400 000*) sich der weitesten Verbreitung unter allen amerikanischen Blättern rühmt, und hat so den Vorteil, jeden bedeutenden Aufsatz, jedes Interview, sowie Eigenberichte seiner hochbezahlten Spezialisten immer gleich doppelt verwenden zu können. Der „Examiner“ beleuchtet namentlich lokale Verhältnisse, oft mit treffendem, wiewohl zu breit getretenem Witze und entzückendem Humor. Im übrigen ist er ein Typus der amerikanischen Sensationsjournalistik. Eine Boxerei und eine Ehescheidung sind ihm weit wichtiger als der Zusammenbruch Griechenlands. Andere englische Blätter von Belang, der „Call“, der dem freigebigen John D. Spreckels schon eine Million gekostet hat, und das besonnene, maßvolle „Bulletin“ sind republikanisch. Parteilos, aber mit scharfer Lauge alle Mißstände behandelnd, ist der wöchentlich erscheinende „Argonaut“. Alle die genannten Blätter kommen in San Francisco heraus. Aus anderen Städten ist höchstens noch der vortrefflich geleitete „Oakland Enquirer“ zu erwähnen. Von deutschen Organen ist vielleicht das verbreitetste das sozialistische „Tageblatt“; den besten Nachrichtendienst von allen deutschen Zeitungen des Westens und die meisten selbständigen Aufsätze hat der „San Francisco Demokrat“; am schwächsten ist die republikanische Richtung vertreten, deren Gedanken die „Abendpost“ verficht. Die in anderen Sprachen gedruckten Journale beschäftigen sich wenig mit amerikanischer Politik; ihr Augenmerk geht mehr darauf, ausführlichere Berichte aus der Heimat zu bringen und den nationalen Zusammenhalt der zerstreuten Auswanderer zu stärken. Den größten Leserkreis haben wohl die italienischen Tagesblätter „L'Italia“ und „La voce del popolo“; vorzüglich geschrieben ist

*) Jetzt über 1 Million.

der schon 1832 gegründete, ebenfalls täglich erscheinende „Franco-Californien“; die Spanier und Mexikaner haben „El Commercio“, der wöchentlich, und die bis nach Chile verbreitete „Revista pacifica“, die monatlich herauskommt; dänisch verfaßt ist der „Skandinavier“. Alle diese Publikationen werden in San Francisco gedruckt. Ueber die slawischen Blätter muß ich bekennen, nicht unterrichtet zu sein. Doch soll eine tschechische und eine polnische Zeitung bestehen. Die Portugiesen haben seit einem Jahre den „Arauto“ (Herold), der in Haywards, einem aufblühenden Städtchen in der Grafschaft Alameda, erscheint; er ist achtseitig und dem Format nach die umfangreichste portugiesische Zeitung nicht nur Amerikas, sondern der ganzen Erde; er bringt Einzelberichte von Brasilien, von Hawai, wo 9000 Portugiesen arbeiten, von Angola in Westafrika, von Lissabon. Die chinesischen Blätter sind mehr Annoncenmagazine als Nachrichtenvermittler; japanische Zeitungen giebt es drei, davon eine halb in englischer Sprache gedruckt. Allen diesen fremdsprachigen Organen ist ein großes Interesse für die kolonialen Unternehmungen der heimischen Regierungen gemeinsam. Der „Commercio“ giebt spaltenlange Briefe aus Manila wieder und verteidigt Spaniens Vorgehen in Kuba; die französischen und italienischen Blätter begeistern sich für Siam und Abessynien, und die japanischen jubeln über die Fortschritte japanischer Kolonisation in Formosa und Mexiko. Vielfach ist das Nationalgefühl durch den Aufenthalt in der Fremde nur geschärft und bis zum Chauvinismus gesteigert. Der Kreis freilich, der diese Zeitungen bezieht, legt schon durch das Festhalten an der Muttersprache einen Protest ein gegen die Verhältnisse und Anschauungen seiner neuen Umgebungen; man muß sich daher hüten, nach der fremdsprachigen Tageslitteratur allein das ausländische Element zu beurteilen. Auch bei den Deutschen kann man auf Männer stoßen, die in kolonialen und Flottenfragen so entschiedene Ansichten hegen, wie nur der glühendste „Afrikaner“ daheim im Reiche; indeß, die Hauptmasse unserer Landsleute geht ganz in den Interessen und Gesinnungen des Amerikanertums auf.

Das kalifornische Schulwesen darf nach westlichen Begriffen einen hohen Rang beanspruchen, wenn es auch, mit unseren Augen betrachtet, noch sehr im Argen liegt. Gegenwärtig leidet es vor allem an Geldmangel. Im ganzen Westen werden von jeder Geviertmeile (640 Morgen) Regierungsland $^1/_{64}$ oder 10 Morgen für Erziehungszwecke zurückgehalten. Die Einkünfte von den Schulländereien, die allerdings noch durch Kommunalsteuern vergrößert werden, sind nun in den letzten Jahren durch den Niedergang der Landwirtschaft beträchtlich gesunken. Außerdem sind die Gehälter der Elementarlehrer übertrieben hoch; ein Monatsgehalt von 300—350 Mark ist nicht ungewöhnlich. So kommt es, daß an vielen Orten zu wenig Schulen sind. Häufig liegt allerdings der Fehler an den Eltern, die das Gesetz des Schulzwanges unge-

strafe mißachten und, obwohl sie keinen Zent zu bezahlen brauchen, doch ihre Kinder nicht zur Schule schicken. So wachsen in San Francisko 20000 Kinder, ein volles Drittel der schulpflichtigen Jugend, ohne allen Unterricht heran. Es ist in den Vereinigten Staaten zur Mode geworden, gegen die Unbildung der Einwanderer zu eifern, allein während beispielsweise deutsche Väter eine gute Schulbildung in Deutschland genossen haben, ist es nichts Seltenes, daß ihre Kinder im Westen verwildern und weder Lesen noch Schreiben lernen. Der Rückgang beschränkt sich aber nicht auf die Einwanderer, sondern ist bei den Amerikanern selbst ebenso deutlich bemerkbar. Am auffallendsten ist der Rückschritt in geographischen Kenntnissen. Die Pioniere, die von Virginien oder Missouri aus den ganzen Erdteil durchquerten, sie wissen etwas von Land und Leuten, aber ihre in Kalifornien geborenen Kinder haben nur zu oft von der Erdkunde ihres eigenen Vaterlandes keine Ahnung und kennen nichts als die Grafschaft, in der sie wohnen. Ebenso geht es in der Geschichte und sonst. Gewiß, es giebt Amerikaner, die sich ebenso leicht zu einem Ausflug nach Europa entschließen, wie ein Berliner zu einem solchen nach Potsdam, aber im allgemeinen ist, nachdem einmal die große Wanderzeit vorbei, der Amerikaner sehr seßhaft und provinzial beschränkt. Schon der nächste Staat kümmert ihn wenig; das Ausland existiert nicht für ihn. Der Eifer, etwas zu lernen, ist meist vorhanden, aber er äußert sich stoßweise, nicht in ruhiger Folge. Hat ein Kind das Alphabet gerade bemeistert, so erfordern es oft die Verhältnisse der Eltern, daß es schon anfange, mit zu verdienen; fünf- oder sechzehnjährig geht es dann, nachdem es alles wieder vergessen, von neuem zur Schule, mit den Geheimnissen der Schrift zu ringen. Wo Tagesunterricht nicht möglich, geht, wie im Osten, die Regierung mit der anerkennenswerten Einrichtung der Abendschulen vor. Präsident Garfield hat als schon erwachsener Junge in einer solchen Abendschule Schreiben gelernt. Einem Senator von Idaho, der eben gewählt wurde, sagte man nach, daß er noch nicht schreiben könne; die Geschichte wurde widerrufen, aber daß sie geglaubt wurde und der Widerruf nötig war, zeigt, daß ihre Möglichkeit nicht so entfernt lag. Wie im Transvaal und anderen Grenzländern ist es eben noch immer im amerikanischen Westen mehr die Schule des rauhen Lebens als Stubenunterricht, wodurch tüchtige Menschen erzogen werden. So steht auch ein westlicher Landschullehrer, der im eigenen Wagen oder zu Pferde dahinsprengt, zweifelsohne an Wissen unter unseren Elementarlehrern, aber an selbgewisser Lebensführung und nutzbarer Erfahrung ist er ihnen weit überlegen. Uebrigens wird kaum ein Drittel der Volksschulen von Männern versehen; die sonderbare Sitte der Yankees und Engländer, selbst schon erwachsene Knaben durch Mädchen und Frauen unterrichten zu lassen, blüht auch an der pazifischen Küste und führt mitunter zu seltsamen Verwicklungen.

Besser als um die Volksschulen ist es um die Mittel- und Hochschulen Kaliforniens bestellt. Immerhin ist das Studentenmaterial, das sie liefern, durchaus minderwertig, und es ist darum anzuerkennen, daß trotz so mißlicher Vorbedingungen die Universitäten Kaliforniens so gute Erfolge aufzuweisen haben. In einigen Zweigen können ihre Leistungen sich geradezu mit denen der besten deutschen Universitäten messen. Die Staatsuniversität, in dem reizenden Berkeley am Nordostende der Goldenen Bay errichtet, vielleicht die malerischste Universität der Erde, hat ihren Besuch von 400 Studenten in sieben Jahren auf 1500 wachsen sehen. Ihr Gesamtvermögen beträgt 33 Millionen Mark; dazu erhält sie zugleich 0,2 pro mille alles steuerbaren Einkommens. An dem Historiker Moses, dem Geologen Leconte, dem Kenner moderner Sprachen Putzker hat sie Männer, deren Ruf über den Westen der Vereinigten Staaten hinausgeht. Von Hilgard, dem ausgezeichneten Direktor der landwirtschaftlichen Abteilung der Universität, wurden Aufsätze, die für die Kenntnis vieler Regionen epochemachend waren, in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften gedruckt. Ein eigener Lehrstuhl besteht für ostasiatische Sprachen. Die weltberühmte Sternwarte auf dem ragenden Mount Hamilton, die der Deutsch-Pennsylvanier Jakob Lick gestiftet, gehört ebenfalls der Staatsuniversität, und Barnard, der „Kometensucher“, der vor einigen Jahren von Kalifornien nach Chicago berufen wurde, und der jetzige Direktor der Sternwarte, Holden, der auch mehrere Werke über orientalische Geschichte geschrieben hat, sind in Europa gut bekannt. Der Zudrang zu der Universität ist denn auch so stark, daß im letzten Winter mehrere Vorlesungen in Zelten gehalten werden mußten, weil keine Säle mehr verfügbar waren. Eine zweite Universität, deren Anforderungen noch etwas strenger sind als die der Staatsanstalt, hat aus privaten Mitteln der ehemalige Gouverneur Kaliforniens, Bundessenator Leland Stanford begründet. Sie wurde auf dem großen Gute Stanford's, dem entzückenden Palo Alto, nach einer riesigen Sequoia, einer alten Landmarke der Mexikaner so benannt, in maurischem Stile gebaut und 1891 eröffnet. Die Schenkung Stanford's, aus Ländereien und Bahnaktien bestehend, ist jetzt etwa 35 Millionen Mark wert; nach des Stifters Tode fügte seine Wittwe noch ihren Palast in San Francisco, der einschließlich seiner Sammlungen und Kunstwerke auf 6 Millionen geschätzt wird, der ursprünglichen Schenkung hinzu.*) Die Zahl der Studenten ist 1100; wie in der Staatsuniversität sind alle Kurse frei. Präsident ist Starr Jordan, der beste Ichthyologe der Vereinigten Staaten nach Theodore Gill und ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller und beliebter Wanderredner. Nächst dem Gouverneur ist er wohl die bekannteste Gestalt

*) Und später noch an 20 Millionen Dollars.

in Kalifornien. Seine Heimat war eine Farm im Staate Newyork. Durch seinen Einfluß ist die naturwissenschaftliche Abteilung der Universität am weitesten entwickelt worden; namentlich ist Biologie, durch eine Seestation unterstützt, gut vertreten. Die Station ist nach dem Beispiel Neapels im Pacific Grove nahe der alten mexikanischen Hauptstadt des Goldstaates Monterey, angelegt, und während der Sommerferien wird dort im Freien eine Reihe von Kursen abgehalten. Sprachen werden in Palo Alto gleichfalls gut gepflegt, namentlich das Deutsche, das von Goebel und Renndorff vorgetragen wird. Der Anstoß, den diese beiden, für ihr Fach begeisterten Männer dem Studium des Deutschen in Kalifornien gegeben haben, ist außerordentlich. Auch für das Englische ist merkwürdiger Weise die Hauptkraft ein Deutscher, E. Flügel, ein Sproß der weitbekannten sächsischen Gelehrtenfamilie. Medizinische und theologische Fakultät fehlen. Mit der Universität ist ein prächtiges, von dem Leipziger Schlobach geleitetes Museum verknüpft, wo unschätzbare Kunstwerke aus Ostasien, eine reiche Sammlung antiker Vasen und anderer Altertümer, eine ethnologische Sammlung indianischer Merkwürdigkeiten und eine wertvolle Gallerie moderner Gemälde sich befinden.

In San Francisco ist im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe hervorragender Sammlungen und wissenschaftlicher Institute entstanden. Mark Hopkins, einer der Millionäre der Südpacificbahn, hat in seinem geräumigen gothischen Hause eine Kunstschule eingerichtet und diese nebst seiner Gemäldegalerie der Stadt vermacht. Sutro hat durch Aufkauf von Klosterbibliotheken, kostbaren, meist hebräischen Handschriften und zahlreichen ersten Drucken eine bedeutende Bücherei zusammengebracht, die er ebenfalls der Stadt zu hinterlassen gedenkt. Reichhaltige Sammlungen aus allen Gebieten der Industrie, Kunst und Naturgeschichte sind in dem prunkvoll ausgestatteten, in ägyptischem Stil gehaltenen Parkmuseum aufgespeichert. Der Freigebigkeit von James Lick verdankt die Akademie der Wissenschaften ihr Daheim, mit der ein naturhistorisches Museum verbunden ist. Präsident der Akademie ist Starr Jordan, Vize-Präsident der Sachse Behr, einst ein Schützling Alexander v. Humboldt's und durch Forschungen in Australien und Java vorteilhaft bekannt.

Kunst und Litteratur erfreuen sich hoher Blüte in Kalifornien. Die leuchtenden Farben des Südens, die strahlende Schönheit des Landes, die Romantik seiner Geschichte eröffnen in jedem Gemüt die Liebe und das Verständnis für künstlerische Gestaltung des Lebens. Auch wirken noch die mexikanischen Ueberlieferungen fort, deren Einfluß in Architektur und Malerei, wenn auch nicht überwiegend, doch immer deutlich wahrnehmbar ist. Dazu haben viele der begabtesten amerikanischen Künstler und Schriftsteller die Gestade Kaliforniens zum zeitweiligen oder dauernden Aufenthalt erkoren. Das

ganze öffentliche und gesellige Leben ist freier an dieser sonnigen, gottgesegneten Küste und in den wilden Canyons der himmelragenden Sierra. Noch tanzt die Jugend den Fandango auf dem Markte von San Diego und San Barbara, freudiger sprüht die Freude und anmutiger lächelt die Liebe als im kalten Osten, dessen Prüderie man hier nicht kennt. Die fortwährende Bewegung in freier Luft, die ein mildes Klima das ganze Jahr hindurch ermöglicht, entwickelt besser Gestalt und Sinne der Menschen. Haben doch sorgfältige Messungen ergeben, daß die Kalifornier näher dem antiken Schönheitsideal stehen, als alle übrigen Amerikaner. Oft freilich artet die ungebundene Freiheit in Zügellosigkeit und Verbrechen aus — ein reicher Stoff für den Dichter, den Darsteller menschlicher Schuld und Verzweiflung.

Den glücklichsten Ausdruck hat der leichte Frohsinn und die erfindungsreiche Gestaltungskraft der Kalifornier in der Baukunst gefunden. Ihr Vorzug zeigt sich nicht sowohl in der Schöpfung eines neuen Stils, die über die Kräfte des Einzelstaates hinausgeht, als in der bewunderungswürdigen Anpassung der Bauten an die Erfordernisse des Klimas und ferner in einer Mannigfaltigkeit des Stiles, die außer in Konstantinopel nirgends ihresgleichen hat. Keine Stadt hat in ihren Wohnhäusern einen solchen durchgehenden Wechsel der Bauart aufzuweisen, wie Oakland und San Francisco. An architektonischer Größe kann sich keine Straße San Franciscos mit der Wiener Ringstraße messen, aber in der bunten Mannigfaltigkeit des Stiles nimmt sich das ganze Gebiet von Nob-Hill (aus Nabob, nach anderen von Noble abgeleitet) bis nahe ans ganze Thor wie eine einzige, beständig sich verändernde Ringstraße aus. Von „Himmelskratzern“ haben glücklicherweise die kalifornischen Städte kaum zu leiden, zum Teil, weil man sich vor Erdbeben fürchtet; doch sind in jüngster Zeit in Los Angeles und in San Francisco einige 10—16 stöckige Kolosse errichtet worden, so daß auch hier bald der Yankee-Vergleich mit der unteren Kinnlade eines Leviathans auf das Städteprofil angewendet werden kann.

Die Malerei hat sich bislang fast ausschließlich mit Landschaft und historischen Vorwürfen beschäftigt. Die Talente, die sich hier bildeten, und in deren Reihe mancher deutscher Name steht, sind in den ganzen Vereinigten Staaten und manche auch in Europa wohlbekannt. Die Methode ihrer Kunstübung ist durchaus von östlichen Mustern abhängig. Keith, Williams, Peck, Hilt, Nahl, Bierstadt, Toby Rosenthal, Peixotto werden am lautesten gerühmt; des leichtherzigen Südseemalers Tavernier, der einige Jahre hier weilte, wird ebenfalls noch oft gedacht. Einen weiten Platz im kalifornischen Kunstleben beansprucht ferner das Theater. In San Francisco allein sind elf Schauburgen, und der Besuch ist zahlreicher als irgend sonst in der Union, wie denn hier nicht bloß die Wohlhabenden eifrig gehen, sondern auch der Hand-

werker und Fabrikarbeiter sich auf nichts mehr freut, als seinem Mädchen ein lebhaftes Stück zu zeigen. Entsprechend dem weit verbreiteten Bedürfnis nach Kunstgenüssen ist auch der Stand der Musik ungewöhnlich hoch und zwar nicht zum mindesten durch das Verdienst der Deutschen.

Wie sich die alexandrinische, die syrische, die byzantinische Kolonial-litteratur der Griechen wesentlich in Sprache, Gehalt und Auffassung von der attischen unterscheidet, das arabische Schrifttum der Malayen, Inder und Sudanesen von dem Vorderasiens, so hat man auch begonnen, von einer englischen Koloniallitteratur in Australien, Indien, Südafrika und Amerika zu reden. Rudyard Kipling, Olive Schreiner, ein Schwarm australischer Poeten und eine vielreihige Phalanx amerikanischer Schriftsteller scheinen die Vorläufer eigenartiger Litteraturen zu sein. Der Unterschied jedoch des amerikanischen Schrifttums vom britischen, der naturgemäß aus dem Unterschied der beiderseitigen Zustände und Anschauungen hervorging, flacht sich bereits im Osten der Vereinigten Staaten mehr und mehr ab, in demselben Maße, wie durch das Eindringen europäischer Art und Gesinnung die Abweichungen der alt- und neuweltlichen Kulturen verschwinden. Nur im Westen der Union behaupten sich zur Zeit noch Sonderzustände, die sich denn in einer Sonderlitteratur spiegeln. Dabei hilft nicht selten der Gebrauch von Minen- und Cowboyausdrücken, die ausgiebige Verwendung mundartlicher Vulgarismen und volkstümlicher Bilder, die Ortsfarbe zu verstärken. Welche Kluft den Dialekt des Westens von dem Englisch eines Macaulay trenne, merkt man am besten aus jenem Zwiegespräch in Mark Twain's „Roughing it" zwischen einem Pfarrer und einem Bergmann, den der Geistliche nach jedem Satze fragen muß, what do J understand you to say?, da ihm, dem gepeinigten Zuhörer, alle seine Worte wie chinesisch klangen. Außer der Eigenheit der Sprache, die keineswegs in allen westlichen Schöpfungen auftritt, verleiht die Neuheit der Stoffe, der Reiz jungfräulichen Bodens, die Anziehung bisher nicht berührter Probleme dem westlichen Schrifttum eine besondere Frische und drückt ihm den charakteristischen Stempel auf. Hier heißt es doch einmal nicht: Schon die alten Griechen und Römer — oder: Schon Marco Polo und Ibn Batuta — keine Schlösser winken von den Felszacken der Sierra und keine verwitterten Rathäuser erzählen von den Unbilden gewaltthätiger Statthalter; blos die mexikanischen Missionen zeugen von dem Treiben lebenslustiger Padres, die wie patriarchalische Fürsten im goldenen Zeitalter unter den Tausenden ihrer Indianer walteten. Der glänzendste Darsteller dieser überraschenden Welt des Westens ist Mark Twain, der seine besten Mannesjahre in Nevada und Kalifornien verbracht hat. Er ist der Jean Paul Amerikas; obwohl durch weltweite Wanderungen sein Gesichtskreis unendlich größer geworden ist als der des deutschen Humoristen, der übrigens von seiner engen

Laube in Hof aus alle Länder und Völker mit ins Bereich seiner Dichtung zog, ist doch Mark Twain's Blick vorwiegend auf das Kleine, Niedere, auf das Sonderbare und Komische, im beschränkten Raume gerichtet; wie Jean Paul liebt er das Uebertriebene, Barocke, Absurde und gefällt sich wie er in der Schilderung von Sonderlingen, die ihr sprudelnder Humor leicht mit ihren ärmlichen äußeren Verhältnissen aussöhnt. Nur hat der markige Amerikaner nicht die zerfließende Gefühlsseligkeit des Deutschen, der aber für nationale Größe Donnerworte fand, wie sie Twain fehlen. Noch höheren Ruhmes genossen einst die kalifornischen Skizzen Bret Harte's, und viele seiner Charaktere sind in der That meisterhaft gezeichnet. Ein anderer kalifornischer Humorist von Belang war ein Lieutenant der Bundesarmee, der in den fünfziger Jahren unter dem Namen Phoenix schrieb. Die Bedeutung der kalifornischen Litteratur der Gegenwart zeigt sich darin, daß in San Francisco eine eigene, höchst gediegene, litterarische Monatsschrift entstehen konnte, die nicht nur im ganzen Westen keine Rivalin hat, sondern die auch mit den Newyorker und den europäischen Magazinen in Wettbewerb treten kann. Das „Overland Monthly" behandelt ausschließlich geographische, politische und gesellige Verhältnisse der pacifischen Küste, des Stillen Meeres und Ostasiens, wo der Herausgeber, Rounseveld Wildman, lange Jahre als Konsul gewesen ist, und bringt von Zeit zu Zeit Romane und Novellen, die sich auf eben dasselbe Gebiet beziehen. Auch eine deutsche Monatsschrift, deren Verdienst allerdings geringer, die „Germania", hat sich mehrere Jahre durch gehalten. Sie wurde von dem wohlmeinenden Thüringer Glauch verständig geleitet, ist aber anfangs 1897 eingegangen, teils wegen mangelnder Unterstützung, teils weil der Besitzer, ein Plattdeutscher, das Direktorat einer Goldmine dem Verlegerhandwerk vorzog.

Die Rückwirkung gegen das nüchterne Geschäftsleben, gegen die unaufhörliche Anspannung aller Kräfte äußert sich in Amerika vorzüglich in religiöser Aufregung und in dem die Spannung lösenden Humor. Neuerdings kommt als Erholung Musik und Dichtkunst hinzu. In Massachusetts, so haben die zahlenverehrenden Yankees berechnet, werden jährlich 33 000 Verse gedruckt, ungefähr ebenso viel in Ohio; der Präriestaat Jowa brüstet sich mit hundert Dichtern; Kalifornien aber wimmelt vollends von Poeten, deren Zahl an der Goldenen Bai allein Hundert übersteigt, während fast jedes Landstädtchen einen Lokalbarden in seinen Mauern hegt. Der genialste der englisch schreibenden Dichter ist Joaquin Miller, der die Leiden und Thaten der Pioniere, Züge gegen die Indianer, kühne Jagden und Abenteuer und die Schönheit seiner geliebten pacifischen Küste besingt. In seinen Versen hört man das Brausen der Gebirgstobel und spürt die Salzluft der Meereswogen; der Freiheit tönt sein mannhaft Lied gegen Monopol und Unterdrückung von innen, gegen die-

jenigen der Briten von außen, doch auch für Scherz und grimmen Humor ermangelt seine Leier nicht mitfühlender Saiten. Der „Sänger der Sierra", wie er gewöhnlich genannt wird, ist in seiner äußeren Erscheinung ganz der Typus des alten, wettergebräunten Goldgräbers, mit einem weithin wallenden Silberbart wie ein Richter in Israel, und wie kein Prophet etwas in seinem Vaterlande gilt, so wird auch Miller, der einsam in einer Blockhütte in den Bergen hoch über der Goldenen Bai haust, wegen seiner seltsamen Erscheinung und Gewohnheiten für einen „crank" (Narren) gehalten.

Auf die deutschen Dichter Kaliforniens, von denen ich Theodor Kirchhoff und Julius Goebel mit ihren reizvollen Naturschilderungen und gedankenreichen Oden, den schon erwähnten Glauch, Hedwig Vogel mit ihren leidenschaftsprühenden Liebesgedichten, Rudolf Thoman, der wie der arme Günther sich nicht zu zähmen wußte und im Elend verkam, und Friedrich Karl Castelhun nenne, lassen sich unsere Beobachtungen von eigenartigen Koloniallitteraturen nur mit großer Einschränkung anwenden. Stoff und Auffassung sind gewiß häufig derart, wie sie auf dem Reichsboden daheim nicht hätten aufkommen können, aber Sprache und Form ist völlig von heimischen Mustern abhängig, namentlich den Meistern der Romantik, deren Formen indessen oft glücklich weiter gebildet werden, während das jüngste Deutschland an den Ufern des Stillen Meeres noch kein Echo gefunden hat. Der bedeutendste der Reihe ist Castelhun, dessen Mahnung: „Pflegt die deutsche Sprache, hegt das deutsche Wort" u. s. w. über die ganzen Vereinigten Staaten gedrungen ist und über den Atlantischen Ozean hinaus dem nationalgesinnten Rheinhessen Anhänger erworben hat, wie denn jene Worte als Motto über dem Eingang einer Grazer Schule stehen. Castelhun, dessen extremen politischen Ansichten wir allerdings nicht folgen können, ist wohl der erste deutsch-amerikanische Dichter überhaupt. Alle Saiten weiß er anzuschlagen, die der Begeisterung, der Entrüstung, der Trauer, des Spottes, der Liebe und des Hasses, frohen Scherzes und eindringlicher Belehrung. Mit stürmender Kraft verbindet er eine seltene Formenreinheit, die auch die heiße, jäh lodernde Glut seines mitunter ungerechten Zornes klassisch erscheinen läßt, und der Mannigfaltigkeit der Versarten geht die geistvolle Vielseitigkeit des Inhaltes ebenbürtig zur Seite. Aus den krystallklaren Reimen Kirchhoffs leuchtet eine sonnigere Heiterkeit, der Cincinnatier Dichter Brühl ist größer in seinen gewaltigen Urwald- und Hochgebirgsbildern, der Missourier Ries gewandter, seine Liebesempfindungen, in deren Ausmalung er jedoch einseitig aufgeht, in knappe Sonette zu zwängen; aber kein überseeischer Deutscher hat es wie Castelhun verstanden, gährende Gedanken zu dem Ausdrucke allgemein giltiger Wahrheit zu vertiefen und durch edelklare Form ihnen das Gepräge der Vollendung zu geben.

III.

Der Kontrast zwischen Fort- und Rückschritt, hervorragender Fähigkeit und Unbildung, dessen wir bei dem kalifornischen Schulwesen zu gedenken hatten, zeigt sich auch im Erwerbsleben. Von jeher waren es neben Abenteurern und Verbrechern gerade die unternehmendsten und thatkräftigsten Leute, die sich zu dem weiten Zug nach dem fernen Westen entschlossen, und ihre Energie war es denn auch, der der Staat seine Blüte verdankt. Allein der Nachwuchs hat, teils durch die allgemeine Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse in den Vereinigten Staaten entmutigt, teils vielleicht durch das halbtropische Klima verweichlicht, den großen Erwartungen keineswegs entsprochen, die von der Zukunft des Goldstaates gehegt wurden. In mancher Beziehung hatte Kalifornien bereits in den achtziger Jahren seinen Höhepunkt überschritten, doch ist es nicht unmöglich, daß die Erschließung der südlichen Grafschaften, die erst seit einem Jahrzehnte eifriger betrieben wird, und die nach Los Angeles und der Mojave-Wüste sich richtende Einwanderung wenigstens in der Südhälfte des Staates eine neue Blütezeit heraufführen wird.

Der Rückschritt ist am handgreiflichsten in dem wichtigsten Produktionszweige Kaliforniens, im Ackerbau. Während 34 Millionen Zentner Weizen im Jahre 1880 geerntet wurden, brachte 1896 nur 17 Millionen, und der Wert der Weizenausfuhr, der noch 1891 fast 28 Millionen Dollars erreichte, war 1894 auf $6^1/_2$ Millionen gesunken, um allerdings zwei Jahre später, als wegen der Mißernte in Australien und Indien der Getreidepreis gestiegen, sich wieder auf 13,7 Millionen Dollars zu erheben. Das Nachlassen der Weizenproduktion ward wesentlich durch einen rücksichtslosen Raubbau verschuldet, der selbst das reichste Land aussaugt und hier in der That, ohne je sich mit Dünger aufzuhalten, den Boden dermaßen ausgebeutet hat, daß er jetzt schon nur die Hälfte des ehemaligen Ertrages liefert. Natürlich ist der Wert des Landes infolgedessen um die Hälfte zurückgegangen, und 95 Prozent der Farmer, die diese Erscheinung dem Entwerten des Silbers zuschreiben, sind in Schulden geraten. Viel hat freilich dazu der ungewöhnlich hohe Zinsfuß beigetragen, der die Landleute zwingt, auf Hypotheken 8 bis 9 Prozent jährliche Interessen zu zahlen. Gesetzt daher, ein Bauer besitze 10 000 Dollars und kaufe ein Gut für 20 000. Für die Hypothek, die er auf die Hälfte aufnimmt, hat er in zehn Jahren 8000 Dollars zu zahlen. Die ersten fünf Jahre entledigt er sich glücklich seiner Verpflichtungen, aber seit dem Preisfall von 1891 muß er die Zinsen auflaufen lassen. Das Gut ist gegenwärtig nur noch 10 000 Dollars wert; folglich ist der arme Bauer, statt sich eines ruhigen Alters zu erfreuen, bankerott und hat noch mit mindestens 4000 Dollars Schulden zu kämpfen. Von der gedachten Steigerung des

Weizenpreises aber konnten die wenigsten Farmer Nutzen ziehen, weil sie, bei den Krämern und sonst in der Kreide, sofort ihre Ernte verkaufen mußten, falls sie nicht schon vorher das Getreide auf dem Halme veräußert hatten. Also selbst in dem geräumigen amerikanischen Westen die gleichen unseligen Zustände wie in Deutschland! So ist es gekommen, daß an vielen Orten Kaliforniens die Leute vom Ackerbau zur Viehzucht zurückkehrten, zumal der Preis für Ackerland noch immer unvernünftig hoch ist. Ein Morgen kostet im Durchschnitt etwa 3—400 Mark, während Viehweide leicht für 30 Mark zu haben ist. Auch die Obstkultur, die der Stolz Kaliforniens ist, bringt entfernt nicht mehr den Nutzen wie in früherer Zeit, obwohl sie an Ausdehnung in den letzten Jahren noch gewonnen hat; höchstens haben Orangen bessere Aussicht, weil durch zwei harte Fröste der Orangenbau Floridas auf lange zerstört ist, dergestalt, daß bereits Orangen von hier nach Florida ausgeführt werden und in Newyork allein den Markt behaupten. Wein ist jüngst beträchtlich in die Höhe gegangen, von 7 Cents die Gallone (= 4 Liter) auf 25 Cents oder beiläufig 25 Pfennige der Liter; der Aufschwung ist zum Teil größerer Nachfrage im Osten und in Europa, zum Teil lediglich den Verwüstungen der Reblaus, zu nicht geringem Maße endlich dem Aufkommen eines Trusts zuzuschreiben. Die Kultur der Reben, deren es 22 Millionen Stöcke in Kalifornien giebt, ist namentlich von Pfälzern, Franzosen und Tessinern gefördert worden. Bevor die Phyloxera erschien, prophezeite der Ungar Arpad Haraszthy, Vorsitzender der Weingesellschaft in San Franzisco, daß das Ende unseres Jahrhunderts 5 Millionen Hektoliter kalifornischer Weinernte verzeichnen würde; allein statt 1 Million im Jahre 1890 sind im letzten Jahre noch nicht $^3/_4$ Million Hektoliter gekeltert worden, etwa $^1/_8$ der deutschen Ernte. Die Hauptsorten sind Riesling, Zinfandel, Malvasier, Chasselus, Frontignan, Mataro, Verdelho, Traminer, Trousseau, Burger, Cabernet Sauvignon, Muskateller, Sauterne; ihr Geschmack ist wesentlich von dem verschieden, den sie in der heimischen Erde erlangen; außer einer herbkräftigen Frische, die sie der Unberührtheit des kalifornischen Bodens verdanken, haben sie durchgehends einen größeren Gehalt von Alkohol als in der Heimat und einen stärkeren Zusatz von Tanninsäure.

Seit einigen Jahren beginnt die Zuckerrübe sich in Kalifornien auszudehnen. Angesichts der ungeheuren Summe von 430 Millionen Mark,*) die die Amerikaner jährlich dem Auslande für Zucker zahlen, und in Erwartung des hohen Schutzzolles, den Mac Kinley auf fremden Zucker vermutlich legen wird, versprechen die Kalifornier sich von ihrer Rübenkultur goldene Berge. Gegenwärtig wird in der Union die Kultur nur noch in Nebraska und

*) Jetzt noch keine 200 Millionen.

Louisiana betrieben. Der Führer der neuen Bewegung ist der hawaiische Zuckerkönig, der Mecklenburger Klaus Spreckels, der bei Salinas unweit Monterey und Watsonville bei Santa Cruz bedeutende Raffinerieen angelegt und die umwohnenden Farmer zum Rübenbau aufgefordert hat. Der Durchschnittsertrag von einem Acker soll 12 Tonnen Rüben betragen, so daß ein ansehnlicher Nutzen erzielt werden kann. Andere Raffinerieen sind in Alvarado am Südende der Goldenen Bai und in Chino am Nordrande der Coloradowüste. Die kalifornische Gesamtrübenernte wird für 1897 auf 46 Millionen Pfund geschätzt, und es kann kein Zweifel sein, daß diese Ziffer sich bald beträchtlich erhöhen wird.

Die Viehzucht hat zwar nicht mehr die Ausdehnung wie zur mexikanischen Zeit, ist aber noch immer bedeutend. Im wesentlichen deckt sie nur den Bedarf des Inlandes, doch werden Rinder nach Mexiko ausgeführt, und die Schafzucht, die im Gebirge im Schwange ist, liefert Wolle für den Export. Seit 1885 hat man auch versucht, Strauße vom Kapland einzuführen. Die erste Straußenfarm hatte Herr Zimmermann bei San Louis Obispo; jetzt giebt es im ganzen drei Farmen mit zusammen 340 Vögeln, alle in der Nähe von Los Angeles. Pferde wurden zuerst von den Spaniern eingeführt; der andalusische Stock wurde dann mit englischem und kanadischem Blut gekreuzt. Später wurden auch Tiere von Kentucky und Ohio an die Küste gebracht. Das wertvollste Gestüte ist auf dem Rancho von Stanford bei Palo Alto, von wo das auf 600 Mark geschätzte Rennpferd Electioneer stammte; ferner wird die Zucht von den Spreckels und den Crockers gefördert. Der Preis kalifornischer Durchschnittspferde ist seit einigen Jahren unglaublich gesunken, so daß man ein brauchbares Reitpferd für 50 Mark, ein Wagenpferd für 90 Mark erstehen kann.

Das Vorkommen von Gold war schon den amerikanischen Vätern bekannt, und man erzählt noch in San Louis Obispo von einem Priester, der sein Missionswerk aufgab und sich mit 1½ Millionen Mark nach Spanien zurückzog. Aufmerksam wurde indeß die Außenwelt erst, als auf dem Gute des Deutschen Sutter, der, so sagen die Historiker, König von Kalifornien hätte werden können, wenn er nur gewollt, im Januar 1848 Gold entdeckt wurde. Seitdem ist Gold im Werte von 5½ Milliarden Mark aus kalifornischem Boden geschürft worden. Die Ausbeute von 1853 erreichte den Höhepunkt mit 280 Millionen; danach fiel sie beständig bis zum Jahre 1889, in dem sie auf 47 Millionen sank. Gegenwärtig ist das Alluvialgold so ziemlich ausgewaschen, und die Zeit, wo man mit einer Pfanne und einer Hacke ausziehen konnte, um ein Vermögen zu erwerben, ist so gut wie vorüber; Goldgraben ist eine Industrie geworden, zu deren Erfolg Wissenschaft und Kapital nötig sind. Von der Oberfläche ist man jetzt in das Innere der

Erde gegangen und teuft Bohrlöcher, die bis 700 Meter in die Tiefe führen. Der Vorgang der Bergwerke von Witwatersrand ist hierbei vielfach bestimmend gewesen. Namentlich hat seit dem Flibustierzuge ins Transvaal das ganze westamerikanische Minenwesen einen plötzlichen Aufschwung erfahren; denn die Ingenieure, die bisher am Rande oder in Rhodesia thätig gewesen, wie Hammond, Batters und Hamilton Smith, wandten sich, nachdem ihnen Südafrika verleidet war, nach Kalifornien, der Heimat der beiden Erstgenannten, und manche Kapitalisten, denen ihre südafrikanischen Anlagen nicht mehr genügten oder nicht mehr sicher genug zu sein schienen, darunter Cecil Rhodes selber, warfen ihre Augen auf die neu erschlossenen Minen in Alaska, in dem kanadischen Rußland, in Colorado und die an der pacifischen Küste. So hat die Exploration Company von London, hinter der die Rothschilds stehen, in dem einen Jahre nach Jamesons Ritte 230 Millionen Mark auf den Ankauf von Minen in Montana, Mexiko, Arizona, Oregon und Kalifornien verwandt. Verlassene Minenstädte der Grafschaften Calaveras, die einst Mark Twain durchstreift, Mariposa, in der das sturzbachdurchrauschte, schluchtenreiche Josemite liegt, Amador, Placer und Tuolumne blühten wieder auf, und neue Niederlassungen entstanden; im Süden aber, bei San Diego und in der Mojavewüste bei Randsburg entstanden zur selben Zeit neue Minenplätze, wo früher niemand an Gold gedacht. So ist die kalifornische Goldausbeute 1896 wieder auf 60 Millionen Mark gestiegen, fast 1/8 der ganzen Ausbeute der Vereinigten Staaten, und eine weitere Verbesserung scheint sicher bevorzustehen. Von anderen Mineralschätzen verdient noch Silber Beachtung, das ebenfalls schon in den Zeiten der spanischen Herrschaft gegraben wurde, sowie Petroleum, von dem ergiebige Quellen bei Los Angeles und Livermore (südöstlich von Oakland) angebohrt wurden. Auch hat man bei Livermore, bei Monterey, in der Grafschaft Humboldt und San Louis Obispo Steinkohle gefunden, doch bis jetzt, da diese meist minderwertig, noch wenig ausgebeutet.

Die übrigen Industrien, die sich auf Schiffbau, Gerbereien, Tabak, Distillerien, auf die Verfertigung von Papier, Drahtwaren, Glas, Schuhen und Hausgerät erstrecken, haben im Jahre 1896 Erzeugnisse im Werte von 198 Millionen Mark geliefert. Andere Zweige blühten vor der Vollendung der Ueberlandbahnen, sind aber jetzt, seitdem wie im Bankwesen, so in der Industrie der Osten die Alleinherrschaft an sich gebracht hat, verfallen.

Der Handel Kaliforniens war in den ersten Jahrzehnten nach der amerikanischen Besitzergreifung gewaltig gestiegen. Er betrug 1860 etwas über 41 Millionen Mark, 1870 fast 120, ein Jahrzehnt später 151 Millionen und 1890 über 340 Millionen. Im nächsten Jahre hatte er die höchste Ziffer mit 416 Millionen zu verzeichnen; dann sank er beständig, bis er 1894 auf

zwei Drittel zurückgegangen war. Ein kleiner Aufschwung erfolgte das Jahr darauf; 1896 verzeichnete 324 Millionen Mark, aber die ersten Monate von 1897 scheinen einen Rücktritt anzudeuten. Der Hauptverkehr ist mit Großbritannien, Ostasien, Australien, Mittelamerika und Hawaii. Der Handel mit Deutschland bewertet sich nur auf 4½ Millionen Mark. Infolge der Mißernten der letzten Jahre in Indien ist auch dies Land ein Abnehmer kalifornischen Getreides geworden; desgleichen hat sich eine beträchtliche Ausfuhr von Getreide und Maschinen nach Südafrika entwickelt. Bei dem ganzen Außenhandel ist jedoch immer zu bedenken, daß die Hälfte davon nur Transithandel ist und daher in demselben Maße zurückgeht wie andere, namentlich nördlichere Häfen erstarken und den Transitverkehr an sich ziehen. So hat bereits das gewaltig aufstrebende Tacoma am Pugetsunde drei Viertel von dem ganzen amerikanischen Theehandel, der früher ausschließlich über San Francisco ging, an sich gerissen, und nicht minder macht sich der Wettbewerb von Portland, Seattle und Vancouver fühlbar. Giebt es doch nicht weniger als sechs Dampferlinien von Amerikas Westküste nach Ostasien; davon aber laufen vier nördlich von Kalifornien. Wenn die drei mexikanischen Ueberlandbahnen, an denen mit großem Eifer gebaut wird, fertig sind, wird auch Mexiko bemüht sein, von den Schätzen des Orients einen Teil zu erhalten und den Durchgangsverkehr nach San Blas und Tehuantepec abzuleiten. Möglich wäre allerdings, daß das Erwachen Chinas und die rasche Entwicklung Japans und Sibiriens allen westamerikanischen Häfen genug zu thun gäbe, und so auch Kaliforniens Handel weitere Absatzgebiete gewönne. Auch spricht man schon davon, zwei neue Linien nach Yokohama und Shanghai und eine nach Wladiwostok von kalifornischen Häfen aus einzurichten. Die Ausgangspunkte werden wahrscheinlich San Diego und San Francisco sein; die eine Linie soll von einer japanischen Gesellschaft, der Toyo Kisen Kaisha, gebaut werden. Im Zusammenhang hiermit beabsichtigt man, da das Monopol der übermächtigen Southern Pacific auch auf den ostasiatischen Transitverkehr drückt, zu den vorhandenen fünf Ueberlandbahnen ein sechstes System zu eröffnen, das den Osten der Vereinigten Staaten mit San Diego und Oakland verbinden soll. Unter der Leitung von Klaus Spreckel ist das Unternehmen bereits so weit gediehen, daß für Ende 1897 die Eröffnung jenes Systems in Aussicht steht.

San Francisco, Januar 1897.

Ein Paradies des Huronensee.

Einst stand eine Schar Indianer am Nordufer des gewaltigen „Wassers der Wunder", des Huronensees, und schaute eifrig nach Sonnenaufgang. Grimme Kälte hatte den See in Bande geschlagen. Es war im Mond des großen Manitou im Februar, funkelndes Eis starrte, soweit das Auge reichte, nur an einer Stelle im Süden war der See noch offen. Da deuchte es den Spähern, als ob ein Fels plötzlich auftauche, dann eine Fläche, nein, ein ganzes Land — gleich einer riesigen Schildkröte hob sich das entzückende Eiland, hob sich Mackinac aus der geheimnisvollen grünschimmernden Tiefe. Auf dem heiligen Eiland war Michabu, der Gott der Gewässer geboren, und Gitschemanitou erkor es zu seiner Wohnung. Er lud seine Kinder, die Chippewa, ein, im Frühling im leichten Canoe anzufahren am blühenden Strande und auf der Insel festliche Tage fröhlich zu verbringen. Verehrend naheten ihm die Indianer und opferten dem großen Gotte Früchte und Tabak. Andere Geister wohnten am steilen Südabhang der Insel, sie trieben ihr ausgelassenes Wesen in der großen Grotte, von wo der gefährliche Weg aus der Oberwelt tief ins Innere der Erde führt.

Also die Sage; und fürwahr, Mackinac ist geeignet, wie wenig andere Orte der nahrungssprossenden Erde, Göttern zum Wohnsitz zu dienen, zauberhaft schön ist der Anblick der Insel, und Märchen und Sagen finden von selber sich ein. Durch die lange Fahrt auf den Seeen, das Funkeln der Sterne, den prächtigen Sonnenaufgang, waren wir ohnedies halb in Träume gewiegt und poetische Trunkenheit umfing uns; beim Anblicke aber und Betreten Mackinacs, glaubten wir ganz ins Feenland einzugehen. Unsere Gesellschaft hatte von Cleveland aus den Erie gekreuzt, war über Detroit um die Engen von St. Clair in den Huronensee eingefahren und hatte früh Morgens St. Ignace am nördlichen Festlande erreicht. Dichter Nebel bedeckte die weite Fläche, in der Frühsonne wachsendem Glanze unstät schimmernd und flickernd. Bald verschwand die alte Kirche des Städtchens, verschwanden die niedrigen Höhen unseren Blicken. Es war im Hochsommer, die Luft wohlig warm, von zahlreichen Möven belebt, Taucherenten tummelten sich auf dem Wasser, majestätisch schnitt das Schiff durch die Wellen, von Hunderten von Vergnügungsreisenden erfüllt, darunter so manchem jungen, glücklichen Paare, das seine Flitterwochen auf dem reizenden Eiland zu verleben hoffte, alle in gehobener Stimmung in der freudigen Erwartung des ersehnten Zieles. Jeder Atemzug fachte die Lebenslust von neuem an. Ein sanfter Zephyr bewegte leise die Wellen, weich und wonnig war uns allen zu Mute, wie wir so durch den glänzenden Nebel dahin segelten. So muß es Hüon zu Mute gewesen sein, als er unter Oberon's Schutz mit der Geliebten dahinfuhr.

Plötzlich, wie von Geisterhand berührt, zerreißt der Nebel, das reine Blau des Himmels leuchtet hervor, am Achterbord hebt sich ein Jauchzen und Rufen, wir eilen hinüber und sehen zur Linken waldige Höhen aus dem Wasser steigen, steil zur Küste abfallend, von einem Kranze freundlicher Villen gekrönt. Im Vordergrund ein felsiges Vorgebirge mit dräuenden Klippen und dunkeln Cypressen, in der Ferne bald sanft bald schroff ansteigende Berge. In der That, die Insel gleicht einer gewaltigen Taube, die mit ausgespannten Schwingen von dem glitzernden Seespiegel auffliegen will, die Halbinsel links ihr einer Flügel, vorn die Kuppe ihr Rücken, und im Hintergrunde der jäh abstürzende Fels mit dem vorbelagerten Waldessaum ihr Kopf. Wir kreuzen ein weit vorspringendes Kap und blicken in eine kleine, äußerst malerische Bucht, an der sich das Städtchen amphitheatralisch aufbaut. Die Sonne hat unterdessen völlig gesiegt, und der Nebel ist in alle Windgegenden zerstäubt, der See hat ihn verschluckt. Ein weiß-glänzender sonniger Strand breitet sich vor uns, niedliche gelbe und rote Häuser winken herüber, überall lugen grüne Zweige hervor. Im Hintergrund hebt sich beherrschend das weißgraue Fort, umrahmt von dunklen Wellen, die ganze Gegend vom herrlichen Himmelsblau und goldiger Sonne umgossen und überstrahlt. Im Innern der Insel, vom Wasser zurück, zeigt sich auf einer großen Terrasse das Grand Hotel mit seinen Riesenräumen, seine gigantische Vorhalle, griechischen Stils; es stellt das Eindringen der Weißen und europäischen Wesens in diese einst unberührte Wildnis anschaulichst vor Augen. Ich finde in einem der niedlichen Häuser am Strande behagliche Unterkunft; die Wirtschaft wird von Französinnen geführt, deren Vater aus Montreal, Canada, einwanderte. Sie sprechen gut englisch, haben aber ihre Muttersprache daneben bewahrt. Freilich ist es kein elegantes Pariser Französisch, sondern ein schlechtes Patois. Nun können die Streifereien in der romantischen Insel beginnen.

Mishinimackina nannten die Chippewa diese ihnen heilige Stätte. „Die große Schildkröte“ soll das ungefüge Wort den einen bedeuten (das wäre eigentlich: Mishimickniack) und Longfellow hat in seinem Hiawata die Deutung aufgenommen: „Insel der Riesengeister“ erklären die anderen, „Insel der tanzenden Feen“ dritte. Der zuverlässigste Führer in diesen schwierigen Fragen, Kapitän Kelton, giebt in seinem gründlichen Buche „Indian Names“ die Deutung „Der große hängende Boden“. Eine natürliche Felsenbrücke, die wir später zusammen besuchen werden, ist das hervorstechendste Merkmal der Insel, und da Wilde ein besonders scharfes Auge für die Natur haben und stets bezeichnende Namen für deren eigentümliche Bildungen finden, eine Tugend, die auch von Türken und schweifenden Arabern, von Tartaren und den Massai in Zentral-Afrika gerühmt wird: wie sollte da dem Adlerauge

der Rothäute jener so auffallende Bogen entgangen sein, den die Schiffer weit draußen auf dem See schon stundenweit voraus sehen? Indes fügt Kelton zu, daß die Erklärung „Schildkröte" besser zu den Sagen der Indianer stimme. Denen zufolge hätte ein Manitou, ein Gott selber, die Gestalt eines solchen Tieres angenommen und es erinnere das an einen asiatischen Mythus, der eine ungeheure Schildkröte zur Grundlage der Welt mache. Vielleicht ist jedoch diese Erklärung erst aus einer mißverstandenen Etymologie hervorgegangen und so erst der Doppelsinn entstanden. Wissen wir doch aus dem klassischen Altertum, wie erpicht die Leute aufs Etymologisieren waren und nach dem leersten Wortklang haschten: Kam lucus nicht von lucendo, so ward er sicher so geheißen: a non lucendo. Doch hinaus ins sonnige Freie! Zum Städtchen hinaus, zu den prangenden Wiesen und den duftspendenden Sträuchern und blühenden Bäumen und zum Fort hinan, das Stadt und Bucht beherrscht. Es ist alles friedlich da oben, einige müßige Wachleute sitzen da, die Füße, wie das ein freier Bürger sich gönnen darf, auf dem Tisch, müde und verdrossen in die herrliche Gegend hinausstarrend. Ein alter eisgrauer Major mit martialischem Schnurrbart, aber freundlichen Augen und herzlicher Rede, kommandiert da oben, und zehrt von dem Ruhme der Schlachten, die er mit durchgefochten in dem großen, dem furchtbaren Kriege, als edles Bürgerblut in Strömen floß. Das waren Tage, da verlohnte es sich zu leben, Tage wilder Aufregung, kriegerischer Jugendlust, Tage des Sieges und Nächte des Jubels, Triumphzüge durch eroberte Städte, weite Märsche durch Wälder und Prärien, reißende Flüsse und zackige Felsenschluchten, oft aber auch Tage der Mühen und der Verzweiflung, Nächte des Hungers, der Kälte, Ueberfall beim Biwak, Flucht und Zerstreuung, bis endlich der Friede wieder ins erschöpfte Land einzog und die meisten die Waffen wieder mit dem Pfluge vertauschten. Vielleicht war der Alte noch gegen einige Indianerstämme zu Felde, auf kurzen Streifereien, jetzt aber pflegt er der Ruhe auf dem meerentstiegenen, weltentrückten Eiland, wo süßer Friede segnend waltet, und sinnet behaglich nach, das kurze Pfeifchen schmauchend, über längst verrauschte Freuden, und verblaßte, halb vergessene Leiden. Bekannte vom Schiff kommen herauf, meist in fröhlicher Unterhaltung, sonnig und sommerlich gestimmt; einige Bewohner der vielen zierlichen Villen, die rings wie leuchtend weiße Flecken in dem grünen Teppich eingewebt sind, erscheinen vor den geräumigen Veranden und beginnen ihren Morgenstieg zum Fort. Drunten in der Bucht schaukeln leichte Boote, die Segel von einer mäßigen Brise geschwellt, von Zeit zu Zeit fahren elegante Phaetons vorüber, oder zeigen junge Fante auf edlen Kentucky-Pferden oder kleinen schmucken Texas-Ponies ihre Reitkünste. Alles strebt nach dem Walde, nach dem National-Park, wie es hier heißt, denn hier hat Senats-Beschluß einen

Yellowstone en Miniature geschaffen, hat die gesamten Waldungen der Insel zum unantastbaren Nationaleigentum erklärt. Ein sehr verdienstliches Gesetz! Unterdeß verwandelt sich die Szene im Hofe des Fort. Ein kurzes Signal, die Wache wird neu aufgezogen, ein schallender Trommelwirbel, einige Neugierige sammeln sich, die Kommandoworte schallen, die neuen Mannschaften ziehen ohne sonderliche Feierlichkeit ein, der greise Major kehrt in sein Haus zurück und Alltagsruhe breitet sich wieder über der Festung. Nicht immer war es so friedlich dort oben. Nachdem 1678 das erste Schiff der Bleichgesichter auf die grünen Wasser der Seen sich gewagt, von dem kühnen La Salle gebaut, da dauerte es nicht lange und Streit entbrannte zwischen Weißen und Indianern, und zwischen den Weißen untereinander. Die Franzosen werden von den Irokesen geschlagen; da wird Mackinac ein Mittelpunkt der französischen Streitkräfte, mit wechselndem Glück wogt der Kampf gegen die Engländer; die Franzosen erringen Vorteile; Cadillac, der nachmalige Gründer von Detroit, errichtet das Fort an der Meerenge; zwei Menschenalter später jedoch geht dasselbe an die Briten über. Unaufhörlich wüten die Kämpfe, noch ein ganzes Jahrhundert um die Perle des Huronensees, denn die Schönheit erregt die Eifersucht der Starken, jeder will sie besitzen, und keiner sie lassen, und so wurden so manches unselige Mal die Gewässer gerötet vom Blute der Erschlagenen und erschallte die Totenklage um die Krieger, die gefallen in der Blüte ihrer Jugend. 1763 war die berühmte Verschwörung des Pontiac, des großen Häuptlings der Chippewa, eines Freundes der Franzosen. Beim Ballspiel läßt wie zufällig eine Schar Indianer den Ball innerhalb der Pallisaden des Forts fallen, das damals von englischen Truppen besetzt war; die Spieler stürzten dem Balle nach und, ihre Waffen den squaws entreißend, die jene unter ihren Tüchern verborgen hielten, metzelten sie die englische Besatzung nieder. Allein im nächsten Jahre wird von neuem die britische Flagge gehißt, um wiederum 1795 und endgiltig 1812 zu verschwinden. Seitdem weht das amerikanische Sternenbanner vom Fort; auch diesmal bewährte sich das Sprichwort: Wenn zwei sich streiten, gewinnt der Dritte.

Zuerst hatte Ehrgeiz und Lust an Abenteuern die Weißen nach der schaumgeborenen Insel geführt. Da war La Salle, der Erforscher des Mississippi, von dem selbst seine Feinde sagten, daß ihn keiner an ritterlichem Sinn und kühnem Wagemut übertreffe; war ein Berg in seinem Wege, er überstieg ihn, ein Panther, er erschlug ihn; ein Neider, ein Mißtrauischer, er achtete ihn nicht, und nur die Hand des Mörders konnte in den entlegenen Savannen von Texas den Helden fällen. Da war weiter Henry de Tony, der Ritter mit dem eisernen Arm, ein französischer Götz von Berlichingen, dem in Sizilien die Hand abgeschossen war, was ihn jedoch nicht hinderte, in den amerikanischen Wildnissen neue Abenteuer zu suchen. Mit jenen Söhnen

des Krieges, welche die wilde Aufregung der Jagd und der männermordenden Feldschlacht liebten, waren indeß zugleich die Händler gekommen und mit ihnen Habsucht und Brotneid; die Händler waren es zumeist, welche den ewigen Zwist zwischen den Weißen schürten. Vater Allouez, der 1669 in jenen Breiten weilte, erzählte folgende hierfür bezeichnende Geschichte der Indianer. Die Eingeborenen behaupten, sagt er, einer ihrer Götter, der große Hase, der die Erde schuf, habe auf Mackinac seine Heimat. Dort erfand er die Fischnetze, indem er beobachtete, wie eine Spinne ihr Netz für Fliegen ausspannte. Als dieser Gott nun einst auf die Biberjagd ging und den Fluß hinaufstieg (den Sault River) und an die erste Barre kam, ging er stracks über sie weg — denn er war in Eile — und zertrat sie mit seinen Füßen in Stücke; als er aber zur zweiten Barre gelangte, brach er diese gänzlich aus dem Flußbett heraus. Deshalb sind bei der ersten (wo jetzt Sault Ste. Marie liegt, zwischen Huronen- und Obersee) brausende Fälle und schäumende Wasser. Als nun die Biber einen so mächtigen Jäger sahen, dessen Schritt acht Meilen lang war, da wurden sie von großer Angst erfüllt und flüchteten sich in einen anderen See und dann die Flüsse hinab und wieder in einen See und kamen so schließlich an der Nordsee an; in der Absicht nach Frankreich zu gehen (!), als sie aber fanden, daß das Wasser salzig war, verloren sie den Mut und gaben ihren Plan auf und breiteten sich an den Flüssen und Seen unseres Landes (Amerikas) aus. Deshalb giebt es keine Biber in Frankreich, und die Franzosen kommen hierher, um ihr Fell zu erbeuten.

Es ist bekannt, von welcher Wichtigkeit später das Pelzgeschäft für die Hudson Bay Company wurde. Die größte Gesellschaft aber, die sich damit befaßt hat, wurde von einem Deutschen gegründet, von Johann Jakob Astor, dem Ahnherrn der Millionären-Dynastie, deren jüngster Sproß, William Waldorf Astor, in Londoner Klubs jetzt weilt, von heißem Verlangen nach den Ehren eines englischen Peers erfüllt, deutscher Art und deutsche Abkunft vergessend. Astor kam 1784 nach New York, war Bäcker, Spielwaaren-Verkäufer, Hausierer, bis er endlich in Pelzen Glück hatte und eine Gesellschaft mit einer Million Dollars Kapital gründen konnte. Er kaufte die britische Pelzgesellschaft in Mackinac auf und verlegte ebendorthin den Sitz seiner eigenen. Ein Versuch Astors, seine Unternehmungen bis an die Ufer des Stillen Meeres auszudehnen und eine Station am Columbia-Fluß zu gründen, scheiterte, da die amerikanische Regierung ihn nicht gegen die Angriffe der Engländer schützte, welche denn auch jenes Gebiet annektierten; so blieb Mackinac für ein Menschenalter der Mittelpunkt von Astors Thätigkeit und er gewann dort den Grund zu seinem fürstlichen Vermögen. Washington Irving hat in seiner „Astoria“ eine packende Schilderung von dem bunten

Leben und Treiben gegeben, wie es sich damals auf der Insel entwickelte, und auch die Rechnungen der Gesellschaft bestätigen, daß es manchmal hoch herging. In einem Jahre ist u. a. verzeichnet: 31 Gallonen (G. = 4 Liter), Teneriffa-Wein, 4½ Portwein, 10 Madeira, 70 Rotwein, 9 Branntwein; Mehl nur . . . 1 Barrel.

Man kann die Sehenswürdigkeiten Mackinacs leicht in einem halben Tage besuchen, wenn es auch nicht möglich ist, ihre Schönheit in Wochen völlig auszukosten. Eine anmutige, schattige Straße führt durch hoch sich wölbenden Laubwald zum „Zuckerhut." Der Name ist äußerst treffend. Es ist ein Riesenfels, einsam aufragend über die Wälder, die zu seinen Füßen wie seine Unterthanen sich schmiegen; auf drei Seiten fast senkrecht, ja gelegentlich überhängend, auf der vierten mit etwa 60 Grad Steigung, stellt er einen Kegel dar mit etwas seitlich geneigter Spitze. An seiner Nordseite ist eine kleine seltsame Aushöhlung, in der mehrere Menschen zugleich Platz finden können, und deren Ursprung schwer zu erklären ist, etwa 20 Fuß über dem Boden beginnend. Der Fels besteht aus Muschelkalk und Thon, mit krystallinischen Lagen, die nach jeder nur denkbaren Richtung hin regellos auseinander gesprengt sind. Ich versuchte den Anstieg, er ist nicht übermäßig beschwerlich. Wilder Wein und Zwergcedernwurzeln geben überall einen guten, wenn auch oft nur fingerbreiten Halt; Schwierigkeit besteht nur für ungeübte Augen. Wer lange nicht im Hochgebirge herumgeklettert ist, den erfaßt leicht ein jäher Schwindel, wenn er am steilen Abhang klebt. Der Fels ist 134 Fuß über dem Boden und wie ich halben Wegs war und herunterschaute, flimmerten mir die Augen, die Knieen begannen unwillkürlich zu zittern, und ich wäre nahezu umgekehrt. Ein Weilchen schloß ich die Augen und sah dann nur immer gerade vor mir hin auf die Wurzeln und scharfkantigen Risse in dem Gestein und kam denn auch glücklich auf die Spitze. Diese ist so schmal, daß man kaum Fuß fassen kann, auch brauste der Wind so gewaltig in der Höhe, daß es nicht zu wagen war, sich aufrecht zu stellen. Dennoch war der Lohn herrlich, die Aussicht von da droben auf Wälder, Küste, Meer und Hafen entzückend. Es ist was köstliches, wie der kreisende Falke hinab auf die Erde blicken zu können, man fühlt sich wie Polykrates auf seiner Herrscherzinne in Samos: Alles scheint einem unterthänig. Die meisten freilich, die hierher kommen, sehen sich lieber den Fels von unten an und sagen, wie einst ein Nürnberger vor einer schwierigen Hochalpenspitze: Der Berg da kann sich als gestiegen betrachten. Ein Maler, der unten auf einer Bank saß, den Fels in Wasserfarben nachzubilden, war herzugekommen und drückte mir feierlich die Hand, wie ich wieder festen Boden erreicht hatte, und so schlossen wir bald Bekanntschaft. Er zeigte seine Skizze, die recht hübsch zu werden versprach. Er war aus Chicago, war indeß wenig

zufrieden mit den dortigen Zuständen. Es geschähe in der Stadt nichts für Kunst, ja freilich, wenn die Bilder und Büsten von außen kämen, von München, von Paris, dafür sei immer Geld da. Allerdings seltsam genug in einem Lande, wo doch der Schutzzoll Orgien feiert und alles Heimische aufs ängstlichste geschützt wird. Dazu haben doch die New Yorker und Bostoner begonnen, auch von Werken des Tages Ausstellungen zu machen. Nützt alles nichts. Da war ein begabter Chicagoer Künstler, der lebte in Paris und hatte sich bereits einen Namen gemacht, verkaufte seine Bilder regelmäßig und zu hohen Preisen. Schließlich dachte er: Geht es mir hier so gut im Ausland, wie viel besser werde ich erst in der Heimat fortkommen! Gesagt, gethan, schnürte sein Bündel und ging nach Chicago. Was für eine Enttäuschung wartete aber da seiner! Als ob er ausgewechselt sei, kein Mensch schien ihn zu kennen; kein Mensch verlangte nach seinen Bildern. Freilich waren auch harte Zeiten. Da übermannte ihn die Galle, von der Luft konnte er doch auch nicht leben, schnürte wieder sein Bündel und kehrte wieder nach Paris zurück. So geschehen letzten Frühling. Nun, die Zukunft wird wohl auch hier Wandel schaffen.

Eine weitere Viertelstunde durch den schattenden Wald — allerdings war der Schatten kaum mehr nötig, denn der Himmel hatte sich umzogen — brachte mich nach dem Arch Rock, dem Felsenbogen. Wie eine Porta Triumphalis sieht er aus, durch welche ein siegreiches Heer seinen Einzug hält. Eine graue Riesenpforte, mit zackigen zerklüfteten gelben Felsblöcken gekrönt, von der tief unter ihr versinkenden Küste auf kühnen, gigantischen Pfeilern aufgebaut, von wilden Büschen und krausem Unterholz umsäumt. Durch das weite Thor schimmert das blaue Meer mit dem grünlich-gelben Uferstreifen, gegen das in der Ferne verdämmernde Festland zu in weiß-hellblauen Schichten verlaufend. Hier an dieser Götterwarte, wohnte der erhabene Gitsche Manitu, hier stand er in prachtvoller Würde auf dem Bogen, junge Paare bewillkommend.

Liebe Kinder, hier erschien ich,
Froh mit Euch in Fried' zu leben,
Euch zu lehren Lieb' und Leben.
Lauscht der Weisheit guten Worten,
Wenn ein junger Häuptling freiet,
Maid mit dunklem Augenpaar,
Soll er hier sie vor mir bringen,
Rosen und Guirland geschmückt.
Süße Musik soll ertönen,
Weit und fern von dieser Insel,

Die im Wasser schlummernd liegt,
In dem dunkel-grünen Wasser,
Ströme süßer Musik sollen sie begrüßen,
Weil die Wellen dieses Sees der Wunder,
Zu dem Zauberthor sie tragen,
Wo mein Segen sie erwartet.
Und so lang sie so mir dienen,
Wohne ich auf diesem Eiland,
Segnend Jüngling stets und Jungfrau,
Die in Eh'glück sich vereinen.

Noch ist das Eiland ein zauberisches Paradies, ein wundersam Eden für Liebende, wie Wight an der englischen und Helgoland an der deutschen Küste. Helgoland, Heiligenland, Insel des rechtwaltenden Gottes Forseti, erinnert das nicht an die Heiligkeit und Gottgeweihtheit von Mackinac? Ueberhaupt, haben wir nicht in der alten Welt ähnliche Sagen, wie die vom Huronensee? Selige Inseln, auf denen die Götter hausen wie die Wohnung Kalypsos, fern im Westmeer, in ewigem Frühling prangend, wie Ceylon, der Aufenthalt Adams, Buddhas und Christi? Keine aber ähnlicher als Delos, der Geburtsplatz des Sonnen-Gottes Apollo, wie Mackinac des Michabo, der, so heißt es, „eine neue Welt schuf“; Apollon, dem Bogenspanner heilig, wie die amerikanische Insel dem Manitu, eine Stätte reiner Festfreude und herrlicher Chöre den Bewohnern Athens und der Cycladen, wie Mackinac den Indianern, ein Hauptstapel und Handelsplatz zur Zeit des Pericles und des Eubulos, wie das Schildkrötenland anfang dieses Jahrhunderts. Endlich aus der Tiefe der Fluten gestiegen, als die übrige Welt schon fertig war, um dem Gott des Gesanges eine würdige Geburtsstätte zu bereiten: so der Chippewa heilige Insel, die schaumgeborene Wiege des Schöpfers der Welt, und die geheimnisvolle Stätte himmlischer Gesänge. Uebrigens haben auch die Fiji-Leute eine Insel, die der Flut spät entstiegen, die dem Gotte Maui heilig und die von Menschen deshalb nicht bewohnt wird. Und ähnliches finden wir auch in der Sagengeschichte anderer Völker.

Der Himmel hatte sich unterdessen verdunkelt, schwere Wolken zogen herauf; Gewitterschwüle durchdrang die Luft. Ich arbeitete mich durch das urwaldartige, vielverschlungene Unterholz, das selten von Menschenschritten in seiner Ruhe gestört wird, zum schmalen Strande hinab, von dort aus sollte man auf das Felsenthor sehen, oder besser noch, in den See hinausrudern, um der ganzen Großheit dieses Wunderanblickes recht froh zu werden. Von der Landseite sieht das Thor fast unbedeutend aus, man ahnt nicht, auf was für übermächtigen Pfeilern es ruht.

Der Wind hatte umgeschlagen, der Südsturm jagte über die weitflutende Fläche, mächtig dahinbrausend, tief aufwühlend die schäumenden Wogen; wie im Weltmeer brandeten und rollten und zerschellten die Wellen an den Uferfelsen. In Ermangelung eines Bootes schwamm ich hinaus in den hochgehenden See und sah den Riesenbogen in vollem Glanze, mit Prometheustrotz aufragend gen Himmel, von mächtigen Tannen und grünen Cedern als Schildwachen umstanden, im Hintergrund dunkle Wälder. Zur Linken „Robinsons Thorheit", eine steile Klippe, von der ein Liebender hinabgestürzt sein soll, jäh abfallend zum See, von Fels zu Fels, wirres Grün und wölbende Bäume, Eichen und Buchen, Cedern und Cypressen. Doch jetzt war von dem heiter bunten Farbenspiel wenig zu sehen. Streifende Regenwolken berührten die Gipfel der Bäume, graue Nebelluft verschlang das liebliche Grün, immer mächtiger hob sich der Wind und immer schneller zuckten die Blitze, und nun begann das große Schauspiel. Der erste Donner krachte, schwere Tropfen fielen, wilder heult der Sturm, Blitzeszucken, die Wolken zerreißen und zur Erde strömt die volle Wucht des befruchtenden Gewitterregens. Hui, das war ein Fest für die Himmlischen, ein Wettrennen für die schnellsten Rosse der Luft, ein Gesamtaufruhr der Natur, wild und hinreißend schön. Mit Adlersfittigen fliegen die eilenden Segler der Lüfte, das letzte Blau hat sich versteckt, Grauwolken verdecken den Himmel, bald zu schweren Haufen geballt, in dunkel drohender Wetternacht, bald zerrissen zu langen weißlichen Streifen, im Nu vom Winde gepackt und in Stücke zerstoben. Der Sturm peitscht die zerflatternden Schaumkämme der empörten Wogen, unaufhörlich folgen die Blitze, die Bäume ächzen, es wallen die Wogen, der Fels scheint zu beben. Hoch spritzet der Gischt der wütenden Flut empor an den unbezwinglichen Uferblöcken, am festen Riesenthor, pocht mit ungestümer Faust an der heiligen Wohnung Manitu's. Sie ringen, sie jauchzen, Aeolos kampffrohe Söhne, ihr Schlachtruf ertönt, wie in wildem Jubel, die Blitze leuchten, und zornig stampfen die Donnerrosse auf dem Himmelsfeld. Nicht lange dauert die Wut der entfesselten Winde. Auch sie sind eifersüchtig auf das liebliche Eiland, nicht duldet ein Bruder lange die Oberherrschaft des Anderen, sie entzweien sich gar rasch, ihre Macht wird geteilt und ist bald gebrochen. Langsamer und ferner erdröhnt der Donner, die trübe Decke der Wolken teilt sich und bald blinkt wieder freundliches Blau hervor. Die Umrisse der Küste werden wieder deutlich und erscheinen scharf umrissen, das Grün glänzt und schimmert, vom köstlichen Naß des Himmels erfrischt, von der Sonne hell beschienen, erstrahlt von neuem wie verklärt die Pracht des wogenden Grüns der Bäume. Und sieh, auf dem See, da spannt sich ein Regenbogen in überirdischer Großheit, ein voller Halbkreis, dem blaugrünen Wasser entschwebt er und in gewaltiger Spannung überbrückt er die

Meerenge und festigt sich drüben auf dem kleinen, unbewohnten Round Island. Der Kampf ist aus und in der Natur herrscht wieder Friede.

Gehen wir näher an „Robinson's Thorheit" heran! Ein jäh abstürzender hoher Fels, ganz von Wurzeln und Farrenkräutern und Gebüsch überkleidet, sein Fuß von den rauschenden Wellen des Sees bespült. Unglückliche Liebe soll hier ein herbes Ende gefunden haben, halb klingt's wie Wahrheit, was darüber im Volksmunde geht, halb wie Sage.

Ende des vorigen Jahrhunders lebte auf dem nördlichen Festlande Peezhicki „der Büffel", der grimme Häuptling der Chippewa, der Kinder des Kranichs. Er hatte eine Tochter, Wintemoyeh, sein einzig Kind, schön wie ein Sonnenschein. Er hatte sie einem grausamen Krieger eines benachbarten Stammes bestimmt, aus der Verbindung und Freundschaft der beiden Stämme Vorteil für sich erhoffend. Das Mädchen aber liebte einen englischen Offizier, Robinson, von dem ihr Vater nichts wissen wollte. Sie entfloh und man feierte die Hochzeit auf dem Feen Eiland. Als die Gesellschaft am muntersten war, krach, da fiel ein Schuß, er war für den Briten bestimmt, verfehlte aber seines Zieles und traf einen von dessen Kameraden. Ein Zweikampf, ein erbitterter, zwischen dem Offizier und dem Indianer-Häuptling folgte, der Alte ward auf die hohe Klippe zurückgedrängt und war gerade daran hinunterzustürzen, da sprang die Tochter, die mit angstvoller Spannung dem Kampfe folgte, dazwischen, um den Vater vor dem grauenvollen Schicksal zu bewahren; der aber mit seiner letzten Anstrengung erfaßt die Tochter und beide verschwinden im Abgrund. Wir wandeln weiter zum Westen, zum Feenbogen. Dieser ist gleich dem Felsenthor eine natürliche Höhle, die durch Erosion entstanden ist. In vorhistorischer Zeit war die ganze Insel außer der höchsten Spitze, dem sogenannten Pyramiden-Felsen, von Wasser bedeckt, an höher gelegenen Punkten, die aus Thonerde bestehen, der oberen Hederberg-schichte zugehörig, finden sich noch heutzutage viele Fossile. Die Insel hat sich später gehoben und das Wasser ist zurückgegangen, eine Erscheinung, die wohl schwerlich mit der obenangeführten Sage in Verbindung zu bringen. Auf Erosion weisen auch die Höhlen hin, welche eine der Eigentümlichkeiten der „Königin der Inseln" bilden. Außerordentlich malerisch ist ferner die ebenfalls im Westen sich erhebende Riesensteige, weiter die Teufelsküche und der Mädchensprung, nach einer unglücklichen Maid benannt, deren Geliebter in der Schlacht gefallen, und die in rührenden Liedern ihre Klagen verhauchte und zuletzt, wie einst Philomele in einen Vogel verwandelt ward. Jedem Stein und jedem Baum haften hier Sagen an; von dieser Wiese ging Mudjikewis aus, seinen Moccasins nach, die ihm den Weg zum Ende der Welt zeigten, am steinernen Canoe starb die Tochter Chebiabos, am Tage ihrer Hochzeit, an jenem Baum stand der Wigwam Bokweba's, der Manitu

mit Listen besiegte. Es ist nur zu verwundern, wie so viel starke Helden und blühende Jungfrauen auf der einst einsamen Insel weilen konnten. Jetzt steigt kein Rauch mehr auf durch die Rehfell-behangene Thür des engen Wigwams, kein Canoe durchfurcht mehr die grünen Fluten des Sees, was übrig ist von den Kindern Manitus, sind hundert wenig stattliche Rothäute, die am Ostrande des Michigan unter der Hut eines deutschen Franziskaners stehen und die seit 60 Jahren schon zum Christentum übergetreten sind.

Chicago, Sommer 1894.

Europa und Nordamerika.

Gehoben durch das übersprudelnde Selbstgefühl, das allen Bewohnern von Kolonien zu eignen pflegt, gedachten einst die Bürger der Union, daß ihr Land das wichtigste der Welt werden würde. Die Wahrscheinlichkeit hierfür wird zwar immer geringer, denn „old, effete Europe“ hat eine jugendliche Kraft und Fruchtbarkeit entwickelt, gegen die selbst die Vereinigten Staaten nicht aufkommen können. Der europäische Einfluß wird täglich größer dort drüben, während das Ideal einer rein amerikanischen Kultur täglich an Anhängern verliert. Trotzdem macht es schon die stets wachsende Zahl der nordamerikanischen Bevölkerung gewiß, daß in immer steigendem Maße mit den transatlantischen Verhältnissen gerechnet werden muß.

Wenn aber auch Bevölkerung, Handel, Industrie, Landwirtschaft, Schulwesen, Heer und Flotte der Vereinigten Staaten absolut durchweg gewachsen sind, in mancher Beziehung ist Europa doch noch erheblicher fortgeschritten. Das soll im folgenden näher ausgeführt werden. Die Zahlen sind meist aus May, Die Wirtschaft 1901 und The Worlds Commerce, Washington 1900.

Im Jahre 1860 betrug die von Europa verwandte Dampfkraft insgesamt 6,1 Millionen in Pferdekräften und die Nordamerikas 3,5, also über die Hälfte. Das hat sich zu seinen Ungunsten geändert. Schon 1895 hatte

Europa	36,6 Millionen
Union	16,9 „

Ebenso kam um 1860 die amerikanische Handelsflotte gleich nach der englischen, jetzt steht sie erst an fünfter Stelle. Um 1885 besaßen die Ver-

einigten Staaten mehr Kilometer von Eisenbahnen als die ganze übrige Erde zusammengenommen. Jetzt haben die

Vereinigten Staaten ungefähr	292 000 km
Die übrige Erde ungefähr .	400 000 „
Europa ungefähr	250 000 „

Zurückgegangen ist auch, relativ wie zumeist auch absolut, die Ausbeute edler Metalle in der Union. Während Nordamerika zur Zeit der kalifornischen Hochbewegung über $^3/_4$ der Weltausbeute an Gold — z. B. 1853 über eine Milliarde Mark — lieferte, gewinnt man jetzt, trotz der Ergiebigkeit Alaskas, aus sämtlichen Goldbergwerken der Union nur $^1/_4$ der Weltproduktion. Nicht minder ist, seit dem großen Preissturze des Silbers, die Ausbeute amerikanischen Silbers im letzten Jahrzehnt geringer geworden.

Im Handel ist eine absteigende und eine aufsteigende Tendenz wahrnehmbar. Die Ausfuhr nimmt bedeutend zu, die Einfuhr aber ist, außer der von Asien und Afrika, im Sinken.

Ausfuhr von den Vereinigten Staaten nach:

	1890 Mill. Doll.	1899 Mill. Doll.
Europa . .	683	959
Nordamerika	96	168
Südamerika	35	37
Asien . . .	23	54
Afrika . .	4	38

Einfuhr nach den Vereinigten Staaten aus:

	1890 Mill. Doll.	1899 Mill. Doll.
Europa . .	475	403
Nordamerika	151	123
Südamerika	101	92
Asien . . .	68	137
Afrika . .	3	33

Die Zunahme der Einfuhr aus Asien kommt namentlich auf Rechnung von China und Japan, die aus Afrika auf Aegypten und Transvaal.

In manchen Dingen ist ein unbedingter Fortschritt der Vereinigten Staaten gegenüber Europa zu verzeichnen. So namentlich in finanzieller Beziehung, wie denn Newyork verhältnismäßig mehr an Börseneinfluß gewachsen ist als irgend ein europäischer Platz, in einigen Industrieprodukten — Petroleum, Roheisen, Kohle — im Getreidebau, wie denn Chicago die

Weltbörse für Körnerfrüchte darstellt, im Unterrichtswesen — 450 bis 460 colleges und universities sind jetzt im Lande — und namentlich auch in der Zahl der Bevölkerung.

	1890	1900
Europa hatte . .	357 Mill. Seelen	384—385
Vereinigte Staaten	62 „ „	76 1/4

Mithin hat sich die Bevölkerung Europas um etwa 8 Prozent, die der Union um 22 Prozent in einem Jahrzehnt vermehrt. Trotzdem ist die rasche Zunahme der Yankees während der letzten zehn Jahre ein Rückschritt gegen früher. Denn das Wachstum der Bevölkerung betrug in den früheren Dezennien: 35 Proz., 35 Proz., 22 Proz. (durch den Bürgerkrieg), 30 Proz., 23 Proz., jetzt 22 Proz., sodaß eine ständige Abnahme in der Schnelligkeit des Wachstums zu beobachten ist. Auch ist bekannt, daß in den Neu-Englandstaaten die Geburten schon hinter den Todesfällen zurückbleiben. Alle Wahrscheinlichkeit spricht daher dafür, daß der Vorsprung, den die Union zeitweilig erreicht hat, und der jetzt schon vielfach von Europa wieder eingeholt worden ist, niemals der Union eine dauernde Ueberlegenheit zu geben vermögen werde.

Frankfurt, Dezember 1900.

Deutsche Einwanderung in Amerika.

Verschwenderisch streut die Natur ihre Gaben aus, Millionen Blüten zeitigt der Frühling und Millionen gehen zu grunde, Millionen sterben alljährlich, alltäglich in der Tierwelt, ohne ihre Leben genutzt, ohne es genossen zu haben. Gleiche Gesetze scheinen im Völkerleben vorzuherrschen. Von den glänzenden, jugendfrohen Hoffnungen der germanischen Völkerwanderung, wie viel ist übrig geblieben? Die Gothen wurden aufgesogen von südlicher Sonnenglut und römischer Kultur, die Vandalen verdarben in Afrika, die Langobarden wurden zu Italienern, in Frankreich und Spanien und Illyrien gewannen die einheimischen Elemente die Oberhand über die Germanenstämme, und im Osten wurden Slaven und Ungarn übermächtig. Mit nordischem Blute gekräftigt, gewann das erschlaffte Südeuropa neues Leben und brachte im Rahmen der germanischen Lebensverfassung neue nationale Staaten hervor.

Dann teilten sich die Wege, die Schicksale der einzelnen Stämme werden verschieden. Die Angelsachsen verlieren fast keinen Mann, aber die Normannen gehen zu tausenden unter in den neuen Staaten, die sie selber gegründet: in Frankreich, Süd-Italien, Griechenland, Rußland und im Orient. Die Deutschen behaupten ihre Sitze und erweitern sie nach Osten, nach dem baltischen Meere, nach der Weichsel zu, in Siebenbürgen, Böhmen und Ungarn; dagegen verlieren sie ihre Außenposten in Burgund und Italien, sowie auch in Skandinavien.

Dieser Zustand dauert bis zum Anbruch der Neuzeit. Mit der Entdeckung neuer Welten beginnt von neuem eine starke Völkerwanderung, zuerst von Westeuropa, dann auch von Deutschland, und seit einem Menschenalter von Osteuropa gleichermaßen aus. Die deutsche überseeische Auswanderung beginnt gegen 1700 und richtet sich vorzugsweise nach Nordamerika, seit einem halben Jahrhundert auch nach den anderen Erdteilen, jedoch immer dergestalt, daß der Zustrom nach den Vereinigten Staaten bei weitem stärker ist, als der nach allen anderen Ländern zusammen genommen. Seit den Versuchen der Welser, jener reichen Augsburger Handelsherrn, in Venezuela, waren genug Deutsche nach Amerika gekommen und hatten öfters, wie der Frankfurter Jakob Leisler, Gouverneur von New-York, Einfluß und Ansehen erlangt, indessen eine geschlossene Auswanderung wird erst durch die Verwüstung Deutschlands, namentlich der Pfalz, durch die Franzosen hervorgerufen, vielfach aber auch durch religiöse Wirren mit veranlaßt. Die deutsche Einwanderung nach Nordamerika verläuft in drei große Perioden. Zuerst eine Frühzeit bis 1832, die Epoche der politischen Flüchtlinge bis 1850, schließlich die Gegenwart. Die Frühzeit ist Art und Zahl nach ungleichmäßig, zersplittert, schwankend in Absichten und Ergebnissen: die meisten Siedler kamen aus Südwestdeutschland, besonders der Pfalz. Die politischen Revolutionen in Deutschland lieferten den Vereinigten Staaten die besten Bürger, unternehmend, thatkräftig, gehoben von hohen Idealen und weitgreifenden Plänen, markig, anspornend, rastlos vorwärts dringend; sie kamen aus allen Gegenden Deutschlands, doch überwiegend aus dem Westen. In der Gegenwart endlich ist es zumeist die Hoffnung auf wirtschaftlichen Aufschwung, welche zum Auswandern treibt; die Bewegung ist an Gehalt geringer, aber an Zahl weitaus stärker als die frühere, und zieht ihre Kräfte ebenfalls aus ganz Deutschland und Oesterreich, doch vorzugsweise aus dem Osten.

Das Ergebnis der zweihundertjährigen Wanderungen ist eine bemerkbare Germanisierung Amerikas, ohne daß es zu gelingen scheint, die deutsche Sprache dauernd zu erhalten. In Kanada sind gegenwärtig 400 000 Deutsche, in den Vereinigten Staaten ungefähr 10 Millionen. Die Einwanderung nach der Union in den einzelnen Epochen verhielt sich wie folgt:

1820 waren an 600 000 Deutsche in den Vereinigten Staaten.

1820 — 30	wanderten	ein	8,000	
„ — 40	„	„	152,000	587,000
„ — 50	„	„	435,000	
„ — 60	„	„	952,000	4,126,000
„ — 70	„	„	822,000	
„ — 80	„	„	626,000	
„ — 90	„	„	1,336,000	
„ 91/94	„	„	390,000	

Zusammen also weit über 5 Millionen, dazu die Vermehrung in Amerika selbst, sodaß 10 Millionen nicht zu hoch gegriffen ist. Es wäre vielmehr viel zu niedrig, zumal bei der Stärke deutscher Familien, allein man muß Tausende, die seitdem sich verenglischt haben, in Abschlag bringen.

Von bedeutenden Männern der Frühzeit ist zu nennen Peter Minnewitt aus Wesel, der die nahezu unabhängige Kolonie Neu-Amsterdam sechs Jahre lang mit Geschick leitete; durch seine Vermittelung ward der Strich erworben, auf dem sich nun New York erhebt. Weiter Jakob Leisler, Gouverneur ebendort, ungerecht hingerichtet 1694, Pastorius aus Frankfurt, Gründer von Germantown bei Philadelphia 1683, die Pfarrer Kochenthal und Mühlenberg, Zinzendorf und andere Herrenhuter, die alle in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Siedlungen in Pennsylvanien stifteten. In dem Unabhängigkeitskampf zeichneten sich vor allen die Generäle von Steuben und Kalb aus, nicht minder Herckheimer und der jüngere Mühlenberg. Steuben hatte unter Friedrich dem Großen das Kriegshandwerk gelernt. Er war in der amerikanischen Armee der erste nach Washington und seinem Genie, der durch ihn eingeführten gründlichen Zucht und Organisation des Heeres ist zu einem großen Teile der Sieg der Kolonien zuzuschreiben. Mit den Napoleonischen Kriegen läßt die Einwanderung bedeutend nach; die Befürchtung, die 1755 ein Engländer aussprach, daß die Deutschen bald imstande sein würden, Amerika „Gesetze und Sprache“ zu geben, ward nicht verwirklicht. Jedoch ist einiger religiöser Stiftungen zu gedenken. Fürst Demetrius Augustin Gallitzin, ursprünglich Protestant — eine Fürstin jenes Hauses war die bekannte Freundin Goethe's — war nebst seiner Mutter, einer Freundin der noch bekannteren Gräfin von Droste-Vischering, zur katholischen Kirche übergetreten. Er gründete 1798 Loretto in Pennsylvanien und wandelte die Wildnis in einen Rosengarten. „Vater Schmidt“ — so nannte sich der Fürst — hatte die Freude, die deutschen Städtchen Münster, St. Augustin und Gallitzin vierzig Jahre lang in hoher Blüte zu sehen. Der Maulbronner Johann Georg Rapp wollte eine ideale Gemeinde nach dem Vorbilde des

Urchristentums errichten und versuchte solches ebenfalls in Pennsylvanien, wo er 1804 Harmonie bei Pittsburg anlegte. Die sozialistische Musterwirtschaft hatte großen finanziellen Erfolg. Als Rapp 1847 starb, schätzte man den Reichtum der nunmehr in Ewermy angesiedelten Gemeinde auf 20 Millionen Dollars. Trotzdem ist sie gegenwärtig im Aussterben, sehr natürlich, da das Heiraten verboten wurde. Eine andere kommunistische Ansiedlung ist Zoar, 1817 von Württembergern am Ohio angelegt.

Der mächtige Anstoß zu der zweiten Auswanderungsflut ging von den politischen Bewegungen aus, die infolge des Hambacher Festes und des Frankfurter Attentates Südwestdeutschland erschütterten. Noch stärker schwoll die Flut an, als vor der 1849 beginnenden Reaktion Tausende über's Meer flüchteten. Da die Scharen jener Einwanderer meist aus den gebildeten Kreisen sich rekrutierten, gewannen die deutschen politischen Flüchtlinge nicht nur sehr bald die Oberhand gegen das ältere deutsche Element, das sich ihnen eigensinnig widersetzte, sondern wurden in vieler Hinsicht tonangebend in ganz Amerika. Die Studenten und Doktoren, die Gelehrten und Schriftsteller von Frankfurt, von Hessen, vom Rheine stürzten sich mit großem Eifer in das öffentliche Leben, fochten die Schlachten mit im mexikanischen, im Rebellenkriege, machten weite Züge nach den Felsengebirgen, nach Kalifornien, errangen Ansehen und Einfluß bei den Wahlen. Viele von den 1848ern und einige selbst von den 1833ern leben noch, durch Beispiel und Wort und That noch in der Gegenwart zündend und wirkend. Gustav Körner von Frankfurt ward Gouverneur von Illinois, der Pfälzer Jakob Müller, später General-Konsul in Frankfurt, Vice-Gouverneur von Ohio, Karl Schurz, bei Düsseldorf geboren, Senator und Minister; alle diese sind noch am Leben und unermüdlich wirkend. Körner, der 1833 auswanderte, hat vor kurzem eine eingehende Schilderung des neuen Kursus im Anschluß an das Buch von Hans Blum gegeben, Müller schreibt hie und da über innere Fragen Amerikas, Schurz ward vor einiger Zeit wiedergewählt zum Präsidenten der Zivilreform-Gesellschaft, die dem Raubsystem bei der Vergebung der Aemter ein Ende machen will. Im Rebellenkriege fochten die Generäle Sigel, Schurz, Schimmelpfennig, Weber, Stahel, Buhlen, Moor, Wengelin, Osterhaus, v. Steinwehe, Kauz, Weitzel, Willich, Blenker und andere deutsche Führer. Kalifornien ward eröffnet durch den Badenser Sutter, die Felsengebirge und Texas erforscht durch den Frankfurter Lindheimer, den Thüringer Wislicenus, den Marienwerderer Hermann von Ehrenberg. Zu jener Zeit ereignete sich auch die massenhafte Besiedelung der Mississippi- und Seestaaten durch die Deutschen. In Milwaukee ist das Deutschtum stärker als alle anderen Elemente zusammen, in Chikago, wo man fast ½ Million Deutsche zählt, wahrscheinlich stärker als das englische Element.

Die dritte Epoche ist vielleicht zu kennzeichnen durch den wachsenden Einfluß deutscher Technik und Wissenschaft, sowie deutschen Handels und Kapitals. Röbling hatte schon durch den kühnen Kanal-Aquadukt über den Alleghanyfluß bei Pittsburg (1844), sowie die schöne Monongatele-Hängebrücke, die in acht Spannungen 500 Meter lang bei Pittsburg den Ohio überschreitet, seinen Ruf begründet, aber seine Hauptschöpfungen, die Hängebrücke über den Niagara und die über den East River bei Brooklyn, ein wahres Weltwunder, fallen in die letzte Epoche. Die Millionen von Papst, dem größten Brauer, von Hegeler, dem größten Zinkfabrikanten der Erde, von Sutro, dem neuen Bürgermeister von San Francisko, von einer ganzen Reihe von Bankiers und Brauern wurden im letzten Menschenalter erworben. Während in der Frühzeit das Deutschtum sich fast ausschließlich ruhigem Landbau zugewandt, wenig bekümmert um die Außenwelt, während für die politische Periode die Lust am öffentlichen Leben bezeichnend ist und ein großartig idealer Zug sich bemerkbar macht, ist das Deutsch-Amerikanertum der Gegenwart hauptsächlich mit dem Begründen einer materiellen Macht beschäftigt. Hand in Hand damit geht ein Befördern der Wissenschaft, namentlich insofern diese materielle Gedeihen fördern kann und ein ruhig genießendes Behagen an allen Zweigen der Kunst, insofern diese die Fülle des Familienlebens, den Glanz der Geselligkeit und heitere Lebensfreude zu steigern geeignet sind. Besonders beliebt sind Musik und Malerei, auch wird viel Fürsorge auf die künstlerische Ausstattung eines gemütlichen Heims gelegt.

Die Verbindung mit dem Mutterlande ist beständig im Steigen. Die Pennsylvanier der ersten Periode hatten gelegentlich dessen ganz vergessen, sie wunderten sich, wenn ein Fremder geläufig deutsch sprach, da sie von Deutschland nichts mehr wußten. In der politischen Periode war der Wechselverkehr lebhaft, jedoch die europäische Kenntnis von amerikanischen Zuständen noch immer recht unklar und oft verkehrt. Erst in der Gegenwart beginnt infolge gesteigerter Verkehrsmittel, wissenschaftlicher Reisen, gegenseitiger Besuche, infolge endlich des überall wachsenden Interesses an überseeischen Ländern, an dem Deutschtum im Ausland eine genaue und klare Anschauung im Mutterland Platz zu greifen. Auf der anderen Seite verfolgen die Deutsch-Amerikaner mit Eifer die Vorgänge im Reichstage. Die Wechselwirkung ist gegenwärtig fruchtbarer und tiefgreifender denn je zuvor; was für Ergebnisse sie zeitigen wird, muß die Zukunft lehren.

Tokio, Februar 1896.

Deutschtum in Amerika.

Der große germanische Dichter hat im „König Lear" an die tiefsten Saiten unserer Seele gerührt. Er behandelt immer elementare Vorgänge, darin wurzelt seine Größe. Kein Geflimmer, kein Geflunker: Leidenschaften, erhaben und schroff wie der Granit des Urgebirges. Im Lear kommt zu dem Elementaren das Dämonische. Es handelt sich um die jähen Klüfte, die, meist verborgen, infolge eines ungeheuren Ereignisses plötzlich aufgedeckt werden, die Klüfte im Verhältnis zwischen Kind und Eltern. Kein erschütternderes Lied, als das vom Zorn des Vaters gegen die eigenen Kinder, das Lied von Verstoßung und Wiederfinden. Und mit der Entfremdung der Töchter verbindet sich für Lear der Verlust der Herrschaft, der Sturz von hohem Throne.

Auch Deutschland war einst herrschgewaltig und war von blühenden Kindern umringt. Sie erwuchsen ihm auf allen Seiten: wo der Föhn weht, jenseits der Alpen; wo im Winter das Weltmeer friert, an den baltischen Küsten; weit drunten an der Donau, als Vormacht gegen den Orient, in Siebenbürgen; endlich an den Mündungen von Rhein und Schelde, wo der Blick sich weitet zu überseeischen Fernen. Das war nur der Vorfrühling deutschen Volkstums, der herrliche Früchte getragen hat. Sie dauern bis in die Gegenwart. Und ein köstlicher Nachfrühling folgte. Neue wunderbare Blüten erschlossen sich. Deutsche Gemeinwesen sproßten empor über dem Ozean, in Neu-Amsterdam und Delaware, in Pennsylvanien und Kalifornien, in Las Minas und Santa Catarina do Sul. Deutsche Kaufleute gründeten ein Reich in Venezuela, deutsche Soldaten ließen sich am Kap nieder, der deutsche Adel besiedelte Texas. Und in jüngster Zeit eroberte das Reich weite, fruchtbare Gefilde, im dunklen Erdteil, im Kaiserreich der Mitte, auf den lachenden Eilanden der Südsee. An Kindern war kein Mangel, aber der Kaiser der deutschen Nation war lange Zeit allzu hohen Mutes. Er verstieß die einen und ward selber von den anderen verstoßen und geschmäht. Die Kinder wuchsen und gediehen weiter, aber der Kaiser verkam in Gram und Elend. Ja, auch einige der Kinder, denen die väterliche Fürsorge fehlte, verdarben.

Noch immer ist die alte böse Meinung nicht abgethan, als seien Auswanderer entartete, untaugliche Söhne des Vaterlandes, das froh sein müsse, sich ihrer zu entledigen. Oder auch ein von der Heydt verbietet die Auswanderung. Einem Hannoveraner, der sich um die Regelung der Auswanderung bemühte, erwiderte noch kürzlich ein vielvermögender Geheimrat des Auswärtigen Amts: Aber wir wollen gar keine Auswanderung! Dann sollte man auch die Kriminalpolizei abschaffen, denn wir wollen keinen Mord und keine Diebstähle. Der haltlosen, unlogischen Gebahrung unserer Behörden

steht der Zorn der Ausgewanderten gegenüber. Weil ihnen Galgen und Blei und Ketten drohten, entrannen unsere 48 er nach der Schweiz und nach Amerika; weil heimische Zustände ihnen unleidlich wurden, gingen Millionen darnach in die Vereinigten Staaten und nach Brasilien. Und nicht viel milder ist die Stimmung der wirtschaftlich Enterbten. Wie oft hört man draußen: Und das Land soll ich ehren und lieben, das mir keine Existenzmittel bot, mir nicht einmal Brot gab?

Die Flut der Perserkriege und innerer Parteiwirren durchtobte die griechischen Gauen. Köstliche Perlen warf die Flut an den Strand des Mittelmeeres. Kolonien erhoben sich an der Chalkidike, an den Gestaden des Pontus, an den Küsten Siziliens und Unteritaliens. Oefter waren die die Kolonisten in heftigem Kampf gegen die Mutterländer, als in Freundschaft vereint. Aber überallhin verbrachten sie hellenische Künste und Wissenschaft, hellenische Lebensanschauung und Gesittung. Deutschland warf 1848 Scharen seiner edelsten Söhne, die — von Ausnahmen abgesehen — das Höchste wollten, Einheit und Kraft für die Heimat, und die es blos in den Mitteln versahen, warf sie nach der großen transatlantischen Republik, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Aber wie die Griechensiedelungen untergingen, im Osten durch die Osmanen, im Westen durch die Römer und Normannen, so wurden auch die deutschen Kolonien in Amerika von Holländern und Angelsachsen umflutet und unterwühlt. Werden unsere Volksgenossen jenseits des Meeres in allem das Schicksal der Hellenen teilen?

Zunächst schien es, als ob den Deutschamerikanern ein hoher Aufschwung beschieden sei. Die Unterhandlungen, die zwischen der schwedischen Kolonie Delaware (sie war auf Veranlassung von Oxenstjerna angelegt) und den Holländern am Hudson behufs Vereinigung geführt wurden, erfolgten in deutscher Sprache, die demgemäß einen bedeutsamen Anlauf that, um zur lingua franca auszuwachsen. Zwei Deutsche, Minnewit von Wesel und Leisler von Frankfurt, wurden Statthalter. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts befürchteten bereits die Angelsachsen, Amerika möchte in Sitte und Sprache deutsch werden. Und noch ein Jahrhundert später glaubten die Texasansiedler und glaubte Franz von Löher an die Möglichkeit deutscher Staatenbildung in Nordamerika. Die Sache war möglich. Allein sie scheiterte an dem Mangel an Rückhalt, an der Schwäche des Vaterlandes und an der eigenen Zaghaftigkeit. Ein Mann hat da namentlich viel zu verantworten, der an der Spitze Pennsylvaniens stand: Mühlenberg, Prediger und General, Volkstribun und Statthalter. Niemand war besser geeignet als er, Zweifelnde aufzuklären, Schwankende fortzureißen und seinem Volkstum zum Sieg zu verhelfen. Die Frage war 1806 dem pennsylvanischen Kongreß vorgelegt worden: was soll in Zukunft die Staatssprache Pennsylvaniens sein? deutsch oder englisch? Die

Stimmen waren gleich. Der Vorsitzende hatte zu entscheiden. Und wie entschied der Deutsche, in dessen Hand das Schicksal solch folgenreichen Spruch gelegt? Mühlenberg warf sein Wort in die Schale zu gunsten des Englischen. Der Spruch ward der Wendepunkt im Deutschtum Amerikas. Viele haben den Spruch verteidigt, so Karl Schurz. Es wäre so ein unnützer und verderblicher Konflikt vermieden worden. Aber eventus stultorum magister! Nur Thoren und Schwache meinen, weil etwas geschehen, habe es geschehen müssen. Das ist Quietismus des Orients, nicht germanische Sebstbestimmung, ist Kismet, aber nicht wägende und wagende Mannesthat. Nein! es hat nicht so kommen müssen, und es war kein Vorteil für unser Volkstum, daß es den Yankees gebrochen ausgeliefert wurde. Gewiß, so ein Wolkenbruch sich ergießt und der schwellende Gebirgstobel seine Ufer zu überschreiten und einen blühenden Garten zu verwüsten droht, da wäre es Wahnsinn für den Gärtner, sich dem Strom entgegenzustemmen und ihn durch Erde, Sandsäcke, Holz, Felsblöcke einzudämmen, wenn er dadurch nur seinen eigenen Untergang heraufbeschwört. Ja, wenn! Es kommt eben auf den Versuch an. Und daß der Versuch in Pennsylvanien gelohnt hätte, ist dadurch erwiesen, daß trotz Mühlenberg dennoch über eine Million Menschen dort noch heutigen Tages deutsch sprechen. Sogar Iren haben das Deutsche als Muttersprache aufgenommen, und ich habe selbst auf Kuba pennsylvanische Neger getroffen, die richtiges Pfälzerisch redeten.

Die Statistik lehrt, daß ungefähr 22 Millionen der Unionsbürger deutschen Blutes sind. Nimmt man die Gesamtzahl der jetzigen Bevölkerung zu etwa 78 Millionen und zieht davon 9 Millionen Neger ab, so ergiebt sich, daß unsere Volksgenossen ein Drittel der weißen Gesamtbevölkerung ausmachen. Von dieser gewaltigen Anzahl ist aber über die Hälfte bereits völlig yankeesiert. Nur etwa 10 Millionen verstehen noch einigermaßen Deutsch. Vielleicht 5—6 Millionen können es auch so ziemlich selbst sprechen. Und ich glaube nicht, daß mehr als 3 oder höchstens 3½ Millionen auch thatsächlich im häuslichen Leben in der Regel sich des Deutschen bedienen. Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, daß diese Zahlen nur auf Schätzungen beruhen, aber es scheint, als ob der persönliche Eindruck bei einer ganzen Reihe von Beobachtern ungefähr zu denselben Schätzungen geführt habe. Das Ergebnis ist keineswegs trostreich. Und es wird noch betrüblicher, wenn die Zeugnisse wahr sind, die man tagtäglich in der Presse oder mündlich vernehmen kann, des Inhalts, daß die Durchschnittsziffer der deutsch Redenden beständig fällt, daß unser Volkstum unaufhaltsam sinkt und dem Untergang geweiht ist. Namentlich darüber herrscht keine Stimmenverschiedenheit, daß in dem zweiten oder ganz sicher im dritten Geschlecht die Nachfahren der Einwanderer in Sprache und Sitte richtige Yankees werden.

Sind diese Zeugnisse aber wahr?

Nein, sie sind nicht gerechtfertigt. Es sind das Dinge und Verhältnisse, bei denen man nicht sagen kann: ich kann beweisen, es ist so oder so; es ist eine Lage, die nicht von den „petits habiles“, wie sie der geniale Vicomte de Vogüe nennt, entschieden und geklärt werden kann, sondern die nur im Hinblick auf die großen Epochen der Menschheit zu verstehen ist. Selbst der Führer der Alldeutschen, Hasse, verzweifelte an der Zukunft deutschen Volkstums in der neuen Welt. Selbst Prinz Heinrich glaubte entsprechend zu handeln, als er den Newyorker Deutschen empfahl, mit deutschem Pflichtgefühl ebenso gute Bürger der Union zu werden, als sie Bürger eines deutschen Staates gewesen wären. Die Reise des Prinzen ist une trouvaille, ist ein wunderbarer Gedanke, ist ein prächtiger Kitt zwischen dem Reich und dem mächtigsten Staat der Zukunft. Aber eines darf nicht übersehen werden. Friede und Freundschaft ist gut. Verbindung zwischen Amerika und Deutschland ist köstlich. Das ritterliche Element der Generale des Sezessionskrieges, wie des trefflichen Helden, der Prinz Heinrich über Chattanooga belehrt, es kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Nichts ist eigenartiger und bewundernswerter, als der Versuch der Yankees, eine neue, frische, besondere, eine durch und durch originale Rechtsform und Kultur zu erschaffen. Da alles in der Welt Nachahmung und Tradition und Fortführung bestehender Einrichtungen ist, da ist es weiß Gott erfrischend, einem großen Volke zu begegnen, das sich den Teufel schiert um bisherige Abmachungen und Verträge und Sitten und Gebräuche, und das den Anspruch aufstellt, selbst und nach eigener Wahl sein Leben zu ordnen und seine Geschicke zu bestimmen. Indessen, was war der Erfolg solcher Eigenmächtigkeit? Neue Schöpfung, sie wäre willkommen gewesen. Was aber haben wir erlebt und erschaut? Die Europäisierung Amerikas. Es kann kein Zweifel mehr darüber sein, daß auch die hochgewaltige Union der gangbaren Weltpolitik sich gebeugt hat, daß sie ihre Tradition zu verleugnen, die europäische Anschauung von Gewalt und Recht sich anzueignen, in den Ring der Mächtigen einzutreten kein Bedenken trug. Das Hochziel der Union war ideal, ihr thatsächliches Wirken ist real.

Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, ich kann meine Anschauung nicht beweisen. Aber die Zukunft, so vertraue ich, wird mir Recht geben. Auch die Vereinigten Staaten werden mit der Nationalitätenfrage zu rechnen haben. Regierungen, die kommen und vergehen; aber was bleibt und dauert, das ist das Volkstum. Und das amerikanische Volkstum, das wird kein einheitliches sein. Es wird zerrissen und zerklüftet. Die Frage des Volkstums ist die Feuerprobe für Nordamerika. Mit elementarer Macht wird sich die Nationalitätenfrage offenbaren. Vor 1840 glaubte man allgemein,

daß Böhmen deutsch würde. Palacky schrieb den ersten Band seiner böhmischen Geschichte deutsch. Tschechisch war blos die Sprache der Hausknechte. Und in einem halben Jahrhunderte sind die Tschechen nicht nur in ihren alten Besitz wieder eingetreten, sondern haben auch die Deutschen auf das schwerste bedrängt. Aehnlich, glaube ich, wird mit elementarer Macht das deutsche Element in Amerika sich offenbaren und wird einer glänzenden Zukunft entgegengehen.

Zu wirken, ist bereits etwas. Dessen bewußt zu sein, ist mehr. Prinz Heinrich hat das Bewußtsein unseres Wertes in Amerika gehoben. Hoffen wir, daß die Zukunft diesem volklichen Selbstbewußtsein eine greifbare Grundlage liefere und daß den noch ungeborenen Geschlechtern der Glanz erstrahlen werde, der den jetzigen noch versagt ist. Dann wird die Sage von König Lear eine hehre Auferstehung feiern, dann wird der große Zorn, der solange die Glieder derselben Sippe trennte, ausgelöscht und abgethan sein, dann wird Alldeutschland ein heiliges Ostarafest der Versöhnung feiern.

Lübeck, 3. März 1902.

Asien.

Die Lage im fernen Osten.

In dem letzten halben Jahrhundert hat die europäische Kultur mehr neues Gebiet erobert, als in den früheren Jahrtausenden zusammengenommen. In den vierziger Jahren ward das ungeheure Thal des Mississippi erschlossen, in den fünfziger Jahren Australien besiedelt, das nächste Jahrzehnt sah das Verschwinden der großen amerikanischen Wüste, wie auf den älteren Karten die Länder der Felsengebirge bezeichnet wurden, von 1870—85 ward Mittelafrika für die Großmächte gewonnen, in den nächsten zehn Jahren das südafrikanische Staatensystem erweitert und abgeschlossen und durch die Entdeckung der Johannisburger Goldfelder einer glänzenden Entwickelung entgegengeführt. Auf der ganzen Erde ist, abgesehen von den wertlosen Polargegenden und dem Sudan, nur noch China, das den europäischen Einflüssen bis jetzt widerstanden: der Fortschritt des Westens in China wird das Merkmal der nun anhebenden Zeit sein.

Während einer viermonatlichen Reise in der Südmandschurei und Korea hatte ich jüngst Gelegenheit, Beobachtungen über die politische Lage jener Länder anzustellen, die bei der neuesten Entwickelung des fernen Ostens die Hauptrolle gespielt haben; zugleich konnte ich in das Verhalten der japanischen Armee in den Okkupationsgebieten einen guten Einblick gewinnen. Wenn es nun auch unmöglich ist, sich in so kurzer Zeit ein abschließendes Urteil in so sehr verwickelten Fragen zu bilden, und es noch mißlicher ist, auf Grund solches unvollkommenen Urteils die Zukunft des chinesischen Kulturkreises zu besprechen, so tröste ich mich mit dem Bewußtsein, daß selbst langjährige Kenner dieses Kreises vor schweren Irrtümern nicht bewahrt geblieben sind.

* * *

Die gegenwärtigen Verhältnisse Chinas gleichen den Verhältnissen des römischen Reiches nach der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern. Die Völker des Mittelmeeres, die verschiedenen Rassen angehörten und verschiedene Sprachen redeten, waren durch Rom seit Jahrhunderten zu einer Kultureinheit zusammengefaßt worden, allein das weite Reich war im Verfall, auf dem Palatin herrschten seit 200 Jahren illyrische und afrikanische Kaiser, Soldatenwillkür riß ein, einzelne, wie namentlich die „Praefecti praetorii“ bereicherten sich, während die Masse des Volks durch drückende Abgaben und

Erpressungen der Statthalter verarmte; wir hören von Eunuchen- und Weiberwirtschaft, Mütter der Kaiser gewinnen überwiegenden Einfluß, wie Mammäa und Placidia, aller Ehrgeiz, alle Tugend ist geschwunden, der Stern des Imperiums ist unweigerlich im Sinken. Einmal ist das ewige Rom schon von den Germanen erobert worden, es hat Germanenführer in seinen Diensten, im Süden, im Norden und Osten bröckeln einzelne Teile des Weltreiches ab, da naht der furchtbare Sturm der hunnisch-tatarischen Reiterscharen, noch einmal für den Augenblick beschworen durch den letzten Römer Aetius und seine germanischen Freunde, aber durch seine Folgen dennoch verhängnisvoll; das Römerreich stürzt in Trümmer, aber die Beute fällt nicht den Tataren, sondern den Nord-Ariern anheim. Im äußersten Osten hat seit vielen Jahrhunderten die chinesische Kultur eine allmächtige Stellung behauptet, obwohl ihre Träger verschiedenen Rassen und Sprachgruppen angehören, jedoch das Reich, von dem diese Kultur ausging, ist im Verfall. Seit 2½ Jahrhunderten sitzen nordische Barbaren, die Mandschu, auf dem Throne von Peking, das Nationalgefühl der Chinesen ist verloren, Mißverwaltung, Palastwirtschaft, Bestechlichkeit verderben das Land, die Hauptstadt ist einmal schon von westlichen Eroberern genommen worden, im Norden, im Westen und Süden mußten wichtige Gebiete abgetreten werden, noch einmal zwar ward das Kaisertum durch Li-Hung-Chang und seine angelsächsischen Freunde gerettet, aber nun kamen die Japaner, deren leitende Rasse tatarischer Abkunft ist, und erschütterten das Riesenreich von Grund aus, ohne es jedoch mit diesem ersten Ansturm zu fällen.

Ist der Vergleich soweit richtig, so muß es auch gestattet sein, daraus die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Die nächste und wichtigste Folgerung ist, daß Roms, so auch Chinas gänzlicher Zusammenbruch zwar durch künstliche Mittel eine Zeit lang hinausgeschoben, indessen auf die Dauer nicht verhütet werden kann. Aus den Trümmern werden sich nationale Bildungen loslösen; die Gelehrten der Thibetaner, Mongolen und Mandschu werden noch lange die chinesischen Zeichen verstehen, wie die mittelalterlichen Mönche lateinisch, aber jeder politische Zusammenhang wird zerreißen. Die Oberherrschaft aber über die Trümmer wird wiederum wohl kaum den stürmenden Tataren, sondern überwiegend den Nord-Ariern zufallen.*)

China hat seine politische Rolle völlig ausgespielt. Man kann einen Leichnam galvanisch erregen, man kann ihn sorglich mit Spezereien herrichten und ihm den Anschein des Lebens geben, aber eins kann alle Wissenschaft nicht, ihn ins wirkliche Leben zurückrufen. China als Nation ist schon lange tot

*) Das war die rasch fertige Ansicht eines Neulings; ich habe sie, wie aus späteren Aufsätzen deutlich wird, in der Folge zu Gunsten der Chinesen geändert.

und als Staat führt es lediglich ein Scheinleben, und weder Europäern noch Japanern wird es gelingen, das Reich der Mitte in alter Kraft wiederherzustellen, ein neues China aus dem zum Grabe sinkenden zu schaffen, weder Westleute noch Kinder der aufgehenden Sonne werden je ein allmächtiges Militärreich oder einen allen Wettbewerb niederschlagenden Industriestaat aus jenem Schattenbilde eines Weltreiches hervorzuzaubern imstande sein. Es wäre das erste Mal in der Weltgeschichte, daß die große Uhr der Zeiten rückwärts ginge. Haben die Macedonier eine große Militärmacht aus Persien gebildet oder die Vandalen aus Nordafrika oder die Moguls aus Indien? Erobervölker haben immer nur so viel Macht besessen, als ihnen eigene nationale Kraft zur Seite stand; besaßen die bezwungenen Völker kriegerischen Sinn, so wendeten sie sich gegen die Eroberer, wie Europa gegen Napoleon, Ungarn gegen die Türken, waren sie aber unkriegerisch, so haben sie nie auf die Dauer das Erobererreich gestärkt. Die Chinesen gehören gegenwärtig zu den dem Kriege abholden Völkern, sie haben kein Bürgerheer, sondern wie Rom in der ausgehenden Kaiserzeit bloß Soldtruppen, die der Bürger verachtet; sie verpfändeten, um sich finanziell zu retten, ihre Einkünfte an die Fremden, wie Honorius dem Alarich ein Jahrgeld zahlte, um nur umso sicherer alle ihre Schätze an die Fremden zu verlieren. Daß in China das Waffenhandwerk nicht geehrt wird, ist entscheidend: die Chinesen der Gegenwart sind unkriegerisch. Wie sie dies geworden, ist geschichtlich leicht zu erklären; sie teilen übrigens dies Schicksal mit den Nachkommen der Reiter Dschingiskhans, der Wagenkämpfer des Mahabharata und der kühnen koreanischen Seeräuber, denn Hindu, Mongolen und Koreaner haben gleichfalls ihren Ruf der Tapferkeit längst eingebüßt.

Alle Zeichen treffen zu. Eine Nation, die sich nicht mehr verteidigen kann, hat nach dem strengen Gesetze der Geschichte ihr Lebensrecht verwirkt. Eine Nation vollends, die mit sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen. Die Cantonesen sprechen offen die Hoffnung aus, der Mandschukaiser möchte besiegt und verjagt werden und chinesische Firmen in Shanghai verkauften fortwährend Kriegsmaterial an die Feinde ihres Landes; ohnehin bricht fast alle Jahre in irgend einem Teile des unbehilflichen Reiches ein mehr oder minder gefährlicher Aufstand aus, die Empörung der Taiping konnte sogar bloß mit ausländischer Hilfe unterdrückt werden. Man dachte allgemein und denkt noch jetzt vielfach, durch den ungeheuren Stoß, den jetzt das Land erlitten, werde China aufgerüttelt werden, werde sich aufraffen und mit einem Male alle alten Schäden abstellen. Eitele Erwartung! So ungeheuer war der Stoß gar nicht, drang kaum durch die Haut des Riesen, Peking war nicht belagert, geschweige denn erobert, weite Volksschichten erfuhren gar nichts vom ganzen Kriege, die Betroffenen hielten die Sache für eine Art Mißverständnis, der

Abzug der Japaner aus der Liaotong-Provinz sieht ja ohnehin naturgemäß wie eine Niederlage aus und in Tientsin verkaufen die Hausierer bereits Bilder, auf denen die japanischen Bevollmächtigten kniefällig um Frieden flehen. Aehnlich melden die Blätter von Shanghai und anderswo, daß die alten Quengeleien und Chikaniererein der Beamten wieder ebenso zahlreich auftreten wie zuvor. Die Selbstgefälligkeit und der Hochmut der Himmlischen ist genau auf derselben Höhe geblieben, wie vor dem Kriege, westlichen Fortschritt aber lieben sie, so wie ein Kranker den verabscheuten Trank liebt, der ihm mit Gewalt eingeflößt wird.

Dies ungefähr sind die Merkmale der in China bestehenden öffentlichen Zustände. Sehr verschieden von dem öffentlichen Charakter des zerfallenen Kaiserreiches ist freilich der private Charakter der Chinesen, und es ist zu bedauern, daß selbst ein so scharfer Beurteiler, wie Herr von Brandt, einer Vermengung dieser beiden Dinge nicht völlig entkommen ist. Es scheint in der That kein Zweifel zu sein, daß der Chinese nicht nur ein sehr gewiegter, sondern auch ein ehrlicher und zuverlässiger Geschäftsmann ist. Alle Europäer in Ostasien loben ungemein ihre bezopften Diener. Der Fleiß, die Genügsamkeit und die Ausdauer des Kuli flößen den europäischen anspruchsvollen Arbeitern in Australien und Kalifornien Schrecken ein. Ein Grundzug der Himmlischen ist treue Kindespflicht, sie machen die weite Reise von New York nach Canton, um die von ihrer Mutter dort in ihrer Abwesenheit ausgesuchte Braut heimzuführen. Unbestritten ist das Festhalten an seiner Eigenart, sein Zurückstreben nach seinem Vaterlande, bei den Gebildeten auch strenges Beobachten des Anstandes, der Ehrerbietung, eine würdige Lebensführung. Und doch können all diese Eigenschaften den Verfall des Reiches nicht aufhalten. Die Phönizier waren unternehmender in ihren Handelsfahrten als alle Völker des Altertums, sicher hundertmal mehr als Assyrier und Perser und Makedoner, und doch fielen sie diesen Mächten der Reihe nach anheim. Was hat Kaufmannstüchtigkeit und Zuverlässigkeit mit dem Fortschritt oder Niedergang des Reiches zu thun? Wenn irgend etwas, so verrät überwiegender Geschäftssinn bloß Schwächung des Gefühls für die Oeffentlichkeit. Wo sind die nationalen Staaten der Juden, Armenier und Perser, wo die Weltmachtpolitik der Holländer, ja der Amerikaner? Herr von Brandt vergleicht seiner Zuverlässigkeit halber den Chinesen dem Alttürken. Sehr schön, wenn auch der Osmane noch für seine Kriegshelden sich begeistert; allein gehört denn unsere Sympathie dem Alttürken? Er ist sicherlich ein Muster häuslicher Tugenden, ist weit solider, charakterfester, ehrenwerter, als der leichtfertige, unzuverlässige, schwatzhafte Grieche, aber wer könnte darüber im Unklaren sein, auf wessen Seite der Fortschritt ist? In der Türkei Chikanen, Bedrückung, Fanatismus, im sonnigen Hellas Freiheit und Leben, und wenn die Staatsfinanzen des letzteren

auch zehnmal schon Schiffsbruch gelitten hätten. Wie der Osmane ist der Chinese ceremoniös, verbirgt seine Frauen, liebt häusliches Behagen, verehrt die Weisen und bestraft grausam, die er haßt, und seine Herrschaft ist wie die des Osmanen dem Untergang geweiht. Dabei hat er noch nicht einmal die guten Eigenschaften der Eroberer am Goldenen Horne, weder ihre Gastlichkeit noch ritterlichen Sinn. Nur in einem gleichen sie ihnen auf verhängnisvolle Weise, in der Sucht nach Narkotika und sinnlichen Ausschweifungen. Die chinesischen Jungen sehen alle frisch, lebhaft und unternehmend aus und thun thatsächlich fast alle Arbeit, sobald sie aber in den Kreis der Männer aufgenommen sind und das Opiumrauchen begonnen haben, verändern sich ihre Züge sehr rasch, das Gesicht erschlafft, die Augen werden blöde, und müßig verbringen die so Entarteten ihre Tage. Auch stehen die meisten Chinesen sehr spät auf, eine Angewohnheit, der gelegentlich ihr außerordentliches Unglück im letzten Kriege zugemessen ward. Was nun das Etikettenwesen, die Anstandsregeln und die Höflichkeit betrifft, worin sich die Chinesen den barbarischen Westleuten so überlegen fühlen, so kann ich darin nur byzantische Verknöcherung finden, die auf derselben Stufe steht wie barbarische Halbbildung. Das Alter der Kultur kehrt wieder zur Kindheit zurück. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, anzunehmen, daß verwickelte Ceremonien und umständliche Kleidung Zeichen hoher Bildung seien; nun, ich habe Stämme in der Nähe des Kilimandjaro gesehen, die fünf Stunden für ihre Zöpfe brauchten, und die umständliche Begrüßung der Massai, wie der meisten wilden Völker, ist ja bekannt genug. Gerade weil die Chinesen in solchen Kleinigkeiten sich verloren, ging ihnen das Gefühl für höhere, wichtigere Fragen abhanden. Man muß übrigens beachten, daß die Art der Chinesen je nach ihrer Heimatzugehörigkeit sich ändert, und darf nicht von einem besonderen Typus auf alle schließen. Die Kulis der Vereinigten Staaten, Australiens und Südafrika's sind meist Cantonesen, rachsüchtig, tückisch, verschlagen, kriechend, zähe, schmutzig, lasterhaft, regsam und klug. Die genannten Länder, die zudem fast nie einen Chinesen höherer Klasse sahen, beurteilen alle Himmlischen nach den geschilderten Eigenschaften. Herr v. Brandt dagegen hat den Nordchinesen im Auge, in dessen Adern zum Teil Mandschublut fließt. Der Nordchinese ist ein aufgeweckter, munterer, oft gutherziger, zuweilen sogar feineren Gefühlen, wie Heimweh zugänglicher Geselle, in den Städten leicht hochmütig und gewaltthätig, auf dem Lande unwissend und konservativ. Bei allen Himmlischen aber ist Folgendes ein schicksalsschwerer Mangel. So klug sie im einzelnen sind, so verkehrt behandeln sie ihre öffentlichen Angelegenheiten. Der übertriebene Familiensinn läßt keinen Raum für Staatssinn, für Gemeinsinn, die Chinesen haben Kopf, aber kein Herz. Hier ist die Brücke zwischen dem Einzelcharakter und den öffentlichen Zuständen des Reiches der Mitte. Die Chinesen be-

trachten alles verstandesmäßig, sie behandeln Staatsangelegenheiten wie ein Handelsgeschäft, machen aus der Verwaltung eine Rechenmaschine. Auch die Schwärmer für kommunistische Utopien, die ihre Verwaltungsleute aus dem Destillierkolben der Examen rein präparieren, können an China sehen, wozu es führt, bloß nach Kenntnissen zu messen. Und doch haben die Chinesen theoretisch das Ideal des hehren Plato verwirklicht: der Weiseste, nach ihrem Sinne der Weiseste, herrscht, der Unweise, der Ungelehrte gehorcht; im übrigen alle Einrichtungen so republikanisch, wie nur möglich.

Hundert Gründe können vorgebracht werden und sind vorgebracht worden für die den Meisten so erstaunliche, vollkommene Niederlage des himmlischen Reiches, aber hier, in dem greisenhaften Grundsatze, theoretische litterarische Kenntnisse zu dem Prüfstein praktischer Verwaltungsbeamten, thatkräftiger Generäle zu machen, hier liegt die Wurzel alles Uebels, hier ist der zureichende Grund für Chinas Niederlagen in der Vergangenheit und für seinen unabwendbaren Zusammenbruch in der Zukunft. Es wird sich kein Solon finden, der, nach der Niederlage seine Volksgenossen zu besseren Thaten anzuregen, ihnen zuriefe: Jeder einzelne von euch wandelt in den Pfaden des Fuchses, seid ihr aber Alle zusammen, herrscht Unsinn unumschränkt; nein, Jahrhunderte durchdauernder Unsinn kann nicht eher verschwinden, bis das ganze Gebäude, das er errichtet, zusammenstürzt. Es ist nur gerecht, zu erwähnen, daß selbst unter den nüchternen Chinesen es noch in der Gegenwart Männer von Herz und Vaterlandsliebe giebt, wie Admiral Ting, wie General Song, wie manche Censoren, allein selbst Aetius konnte Roms Fall nicht lange aufhalten.

* * *

Um über die Koreaner ein sicheres Urteil zu gewinnen, wäre es nötig, ihre Abstammung zu kennen. Ich habe 11 verschiedene Theorien gehört, in denen 19 verschiedene Völker mit den Koreanern verknüpft wurden. Wahrscheinlich kommt eine Rasse von Indien, eine andere ist den Berbern Nordafrika's verwandt, eine dritte brach ein von der hohen Tartarei, außerdem ist chinesisches Blut im Norden deutlich erkennbar. General Greathouse, Ratgeber des Königs, sagte mir: Kein Volk des Ostens ist uns Kaukasiern im Denken und Fühlen verwandter als die Koreaner. Mir scheint, daß in der That die koreanische Art von der Eigenart aller Nachbarvölker abweicht; die gemeinsame Kultur bloß, die im frühen Mittelalter durch die Koreaner den Japanern vermittelt ward, läßt Aehnlichkeiten zwischen diesen beiden Nationen hervortreten, Aehnlichkeiten, die so wenig einen nationalen und politischen Gegensatz verhindern können, wie die gemeinsame katholische Religion und lateinische Schriftsprache den hundertjährigen Krieg zwischen England und dem Frankreich der Valois.

Korea habe ich von Ping-Yang bis Fusan der Länge nach durchritten; es ist ein wunderschönes, von der Natur reich gesegnetes und für den Handel vortrefflich gelegenes Land. Von Gensan nach Japan, von Chemulpo nach Japan, Tientsin und Shanghai ist in jedem einzelnen Falle gleichermaßen 300 Seemeilen, kein Ort der Halbinsel ist weiter als vier Tagereisen von der See entfernt, fast überall führen schiffbare Ströme, wie der Jalu, der Tatong, der Han, der in Fusan fließende Fluß, weit ins Land hinein. Die Rasse ist wohlgebaut, kräftig, zwar langsam, aber mit gesundem Verstand ausgerüstet, sie ist ferner einheitlich in ihren Sitten und Anschauungen und durch die geographische Lage in ihrer einheitlichen Entwickelung während zweier Jahrtausende begünstigt, wie denn in der Neuzeit über 200 Jahre kein Feind das Land betrat. Die Schattenseiten der Rasse sind Unwissenheit, Schwerfälligkeit, Hang zu Ausschweifungen und zur Grausamkeit, Mangel an Selbstvertrauen.

Außerdem wurden durch die elende Mißverwaltung Arbeitsscheu, Nepotismus, Weichlichkeit und Feigheit erzeugt. Die wichtige Frage ist nun; Ist diese Rasse bildungsfähig? Es ist schwer, bei der Antwort ganz von den jetzigen erbärmlichen Zuständen abzusehen, daher dann die erobernden Inselleute, das Auge völlig von diesen Zuständen erfüllt, die Koreaner verachten und an ihrem Fortschritt verzweifeln. Ich halte die Rasse für zukunftsfähig, Sie haben eine feste Eigenart. Ihre gute, wenn auch nicht schnelle Auffassung wird von den europäischen Siedlern gerühmt. Ich habe einheimische Kunstwerke gesehen, die schöpferischen Geist und hohen Geschmack verraten, habe ihre unter Oberst Kusunose's Leitung ausgebildete Soldaten gesehen, die das Beste versprachen. Die nächste Frage ist: Wie lange wird es dauern, bis die neuen Ideen in Korea Einlaß gewinnen? Ein Einheimischer, der in London gewesen, fürchtete, nicht vor 100 Jahren, ein angesehener Richter wieder, in 10 Jahren. Koreaner der Hauptstadt hofften auf bloß 3 Jahre. Das Land ist in derselben Lage, in der Sizilien und Süditalien im Jahre 1860 waren, oder Ungarn 1848. Sizilien hat sich von der Bourbonen-Mißwirtschaft jetzt noch nicht erholt. Ungarn dagegen steht nach einem halben Jahrhundert in manchem über seinen europäischen Lehrmeistern. Korea gleicht eher Sizilien mit seiner Jahrtausende alten Kultur, seiner in Aberglauben versunkenen Kirche, seinem in Armut und Elend verkommenen Volke; ein halbes Jahrhundert wird sicher darüber hingehen, ehe die Koreaner gründlich aus dem Schlafe erwachen. Wird die Welt ihnen solange Zeit lassen? Die Westmächte hätten dies sicher nicht gethan, deshalb kam Japan zuvor, um die vorteilhafte Stellung der Vormundschaft für sich zu sichern. Wer wagt, gewinnt; der Erfolg der Japaner war verdient. Sie verdienen ihn jeden Tag mehr durch ihr ernstliches Bestreben, den knieschwachen Koreanern

auf die Beine zu helfen. Sie werden zwar immer aufgeregt, wenn man ihre Stellung in Korea mit der englischen in Aegypten vergleicht, allein der Vergleich ist durchaus angebracht, ja trotz der kleinen Anzahl von 4000 Mann, die die Japaner gegenwärtig in Korea halten, ist ihre Obherrschaft noch viel ungehinderter als die durch europäische Kollegen beengte Obherrschaft der Briten im Thale des Nils. Die Araber und Fellachen tragen in Kairo, was ihnen beliebt, aber die Japaner veranlassen Kleiderordnungen, den Gebrauch kürzerer Tabakspfeifen und vielleicht nächstens eine Reform der Haartracht. Darin spricht sich ein pedantischer, polizeilicher Ueberwachungsgeist aus, der sich auch sonst bei den Japanern unangenehm bemerkbar macht. Selbst nützliche Verordnungen, wie das längere Hinausrücken des gesetzlichen Heiratsalters, sollten die Vormünder lieber unterlassen, denn solche Dinge, die unmittelbar ins Privatleben eingreifen, sind immer gehässig und bringen den Japanern nur große Opposition, ohne ihre Macht irgend zu fördern. Das System, das sie bei diesen Erlassen befolgen, ähnelt dem ägyptischen. Sie bedienen sich militärischer, finanzieller, politischer Berater, die aus den Reihen der umsichtigsten Japaner ausgewählt, der koreanischen Regierung zur Seite stehen und diese thatsächlich leiten. Ueber die Tüchtigkeit dieser Berater ist kein Wort zu verlieren; Graf Inouye, Hoshi Toru, früherer Unterhauspräsident, und Oberst Kusunose sind anerkannt fähige Männer. Weiter haben es die Japaner verstanden, ein ihnen freundliches koreanisches Kabinett zu schaffen und haben denn auch eine Zeit lang die Gegenparteien lahm gelegt Auf Grund dieser Machtmittel haben nun die Japaner bereits eine Reihe nützlicher Reformen geschaffen. Um mit dem alten System zunächst äußerlich aufzuräumen, haben sie die acht Provinzen abgeschafft und dafür 20 neue Verwaltungskreise geschaffen, durch die die alten Familienzusammenhänge unterbrochen werden. Der Statthalter eines solchen Kreises soll 4500 Yen (9000 Mark) erhalten, eine für Ostasien sehr bedeutende Summe; früher erhielten derartige Beamte noch nicht ein Zehntel davon, erlangten aber durch Erpressungen das Dreifache. Dem soll jetzt durch auskömmlichen Gehalt vorgebeugt werden. Koreanische Soldaten werden nach dem Halb-Bataillonssystem gedrillt, 300 koreanische Studenten werden in Japan ausgebildet, das Verkehrswesen wird gefördert durch Brückenbau, die öffentliche Gesundheit durch Kanalisationen.

Der Schwierigkeiten, die sich den Reformversuchen entgegenstellen, sind es hauptsächlich zwei. Es fehlt den Koreanern erstlich das nötige Kapital an Einsicht und an Geld. Den nötigen Reformen bringen bloß wenige fortschrittliche Geister das richtige Verständnis entgegen, die aber als nötig erkannten Maßregeln auszuführen, dazu reicht der Staatsschatz nicht aus. Für das Jahr 1895 erwartet die Regierung eine Einnahme von 5—6 Millionen

Yen, davon ½ Million für die Zivilliste abgeht, das ist eine äußerst geringe Summe für ein Land von mindestens 12 Millionen Seelen. Das zweite Hindernis ist die Abneigung der Koreaner gegen die Japaner. Die Abneigung begründet sich vorzüglich auf das schreckliche Andenken, das Hideyoschis Raubscharen vor 300 Jahren hinterlassen haben, denn wenn es auch wunderlich klingt, daß nach so langer Zeit Kriegserinnerungen noch lebendig fortwirken, so muß man bedenken, daß im Lande des Morgenglanzes seit Hideyoschis nichts von besonderer Bedeutung vorgefallen war. Zu der alten Abneigung kommen jetzt neue Gegensätze. Die Koreaner fürchten, durch die aufgezwungene theoretische Unabhängigkeit gerade ihre praktische Unabhängigkeit zu verlieren. Die Japaner errichten Schulen, in denen ihre Sprache gelehrt wird, ihre Kaufleute kommen herüber, kaufen, wenn auch durch einen koreanischen Strohmann, Land und Häuser, und erweisen sich als gefährliche Wettbewerber. Wenn auch nicht Militär und Beamte, so zeigen doch die niederen japanischen Klassen offen ihre Verachtung vor den Koreanern. Alles das erbittert. Dazu glimmt der von den Tomakto geschürte Aufstand im Geheimen fort. Dann hetzen die ihrer Macht beraubten Ming und andere Adelsparteien. Die Tomakto sind national gesinnt und werden von Schwärmern geführt; wie aber dem Bundschuh einst, so haben sich ihnen Raub- und Mordgesellen angeschlossen, über die die Führer keine Gewalt haben. Der Adel aber ist verrottet und unfähig zu regieren; wieder in seine Vorrechte eingesetzt, würde er bloß die alten Mißbräuche fortsetzen. Korea, der eigenen Schwere ermangelnd, gleicht einem gefangenen Ballon. Wo eine Oeffnung sich in dem Behälter aufthut, da sucht der Ballon zu entweichen, bald hier, bald dort; ebenso suchte Korea zuerst seine Zuflucht bei China, als diese ihnen versperrt war, bei Japan, und jetzt bei Rußland oder einer der Westmächte, namentlich Amerika, von wo sie sich neuerdings mehrere Berater verschrieben haben.

* * *

Bei der dritten Macht, bei Japan, ist eine durchgehende Mischung der Kulturen: nüchterner Konfucianismus, phantasiereicher Buddhismus, tatarische staatsbildende Kraft, endlich die westliche Zivilisation haben gleichmäßig an ihrem Aufbau mitgeholfen. Die Japaner hatten und haben eine eigene Kultur, aber sie haben Fremden stets mit Ausnahme der Tokugawazeit bereitwillig ihr Land geöffnet und die fremden Einflüsse dann vielfach selbständig verarbeitet. Diese Selbständigkeit wird gewöhnlich ganz in Abrede gestellt, allein der Buddhismus ist in Japan wesentlich umgestaltet worden, die chinesische Kunst erfuhr dort eine schöpferische Neubildung und auch die modernen Ideen werden keineswegs ohne Kritik aufgenommen. Die Ansicht, daß die große

Wiedergeburt des Mikadoreiches auf oberflächlicher Aufnahme westlicher Anschauungen beruhe, ist unhaltbar; die neuen Gedanken haben nicht bloß die Haut berührt, sie sind bereits in Mark und Knochen übergegangen. Daß noch viel zu thun übrig, betonen die japanischen Vaterlandsfreunde selbst am eifrigsten. Weder in der Landesarmee noch in der Flotte der Japaner ist ein einziger Ausländer beschäftigt, sie bauen jetzt ihre Festungen selbst, bessern selbst ihre Kriegsschiffe aus, entwerfen und bauen selbst ihre Eisenbahnen, verwalten selbständig ihre Telegraphenlinien, ihre Banken, ihre Fabriken, ihre Hospitäler. Sie haben sich in Handel, Krieg und Diplomatie die fremden Ideen vollkommen zu eigen gemacht, hatten zu Hunderten europäische Sprachen gelernt und für alle offiziellen Angelegenheiten auch europäische Tracht angenommen. Daß in der Universität und auch in der Verwaltnng noch eine beträchtliche Zahl Ausländer belassen wurden, sticht vorteilhaft ab von dem Verfahren der Chinesen, die nach ein paar Jahren, oft nach ein paar Monaten denken, sie haben genug von den Westleuten gelernt und dieselben nach halb gethaner Arbeit nach Hause schicken. Die Armee ist in ausgezeichneter Zucht, hat das deutsche Vorbild nahezu erreicht, und ist in beständigem Fortschritt und Wachstum begriffen, die Soldaten haben sich in den Okkupationsländern musterhaft gehalten. In Port Arthur, Formosa und anderswo sind schlimme Dinge vorgefallen, allein sie waren eine Antwort auf chinesische Frevel, auch haben die Russen in Bulgarien viel ärger gehaust. Japan ist durch den glücklichen Krieg zur Großmacht geworden, es ist ehrgeizig und opferfreudig und hat seine überraschende Laufbahn erst begonnen; seine Macht wird in nächster Zukunft noch bedeutend steigen.

Mit diesem Spiegelbild der öffentlichen Entwickelung des Inselreiches haben Eindrücke über den Charakter einzelner Japaner wenig zu schaffen. Derartige Eindrücke sind naturgemäß verschieden je nach den Kreisen, die der Ausländer sieht, und je nach dem besonderen Verhältnis, das ihn an diese Kreise knüpft, verschieden nicht minder je nach der Art des Ausländers selber. Einem Süddeutschen kann ausnehmend gefallen, was einen Norddeutschen unangenehm berührt, ein Kaufmann mag billigen, was einen Offizier abstößt. Pfarrer Munzinger sagt in einer übrigens ausgezeichneten kleinen Schrift (Aus dem Lande der aufgehenden Sonne '92): „Die Höflichkeitsformen . . . sind stets angenehm und graziös.“ Nun, sklavische Geberden sind niemals angenehm und je eher die Japaner diese unwürdigen Formen abschaffen, umso besser. „Nicht leicht läßt er sich vom Zorn übermannen . . . Verdrießlichkeit, Launenhaftigkeit und Nervosität sind in seinem Charakter nicht vorhanden.“ Ich habe dutzende Male gerade das Gegenteil erlebt. „Seine Empfindungen spiegeln sich nicht auf seinem Gesicht.“ Für einen einigermaßen scharfen Beobachter deutlich genug. „Stets ist er liebenswürdig.“ Der Herr Pfarrer ist sehr

glücklich gewesen. Ebenso sind umgekehrt die ungünstigen Vorstellungen des, ich wiederhole es, meist vortrefflich urteilenden Pfarres, über den Bürgersinn der Japaner bedeutend einzuschränken. Eine sehr lehrreiche Zusammenstellung fremder Urteile über die Japaner hat Chamberlain in seinen „Things Japanese“ gegeben, ich verweise darauf, jedoch nicht ohne auf zwei weitere Fehlerquellen bei solchen Urteilen aufmerksam zu machen. Erstlich werden die Klassen nicht genügend auseinander gehalten. Die außerordentliche Verachtung, mit der das Militär auf Kaufleute und Handwerker herabblickt, ist zum Teil nur zu sehr gerechtfertigt. Die höhere Bildung und feinere Sitte ist in der That bei den Offizieren und Soldaten zu finden, zugleich auch die edleren Charaktere. Die Aushebung geschieht theoretisch im ganzen Volke, ist aber praktisch mehr oder minder auf die Samuraiklasse beschränkt. Die Träger dieser Klasse sind ritterlich, tollkühn, loyal, zuvorkommend, mit blindem Fanatismus ihren Daimyos und dem Kaiser ergeben, wißbegierig, scharfen Verstandes, gute Gesellschafter und eifrige Dialektiker. Unter den Offizieren trifft man die einzelnen europäischen Truppen wieder, den schneidigen, den wohlwollend väterlichen, den eleganten Stutzer, den herausfordernd rauhen, den gelehrten, den humoristischen und den in der Routine aufgehenden. Wenige Offiziere würden in einem Salon in Berlin oder Newyork eine besondere Figur machen, auch ist die Unterhaltung mit vielen nicht gerade anregend, doch das wird sich machen. Einige denken, die japanischen Schüler hätten ihre deutschen Lehrmeister bereits überholt, die meisten aber erwähnen das deutsche Vorbild mit bescheidener Dankbarkeit. Die Zucht nun, die das japanische Militär auszeichnet, geht den Durchschnitts-Studenten und Kaufleuten bedenklich ab. Man kann wohl von den Fähigkeiten der beiden letzteren eine hohe Meinung hegen, nicht aber von ihrem Benehmen und ihrem Charakter. Die meisten sind wetterwendisch, aufgeblasen und dünkelhaft, herausfordernde Chauvinisten, Besserwisser und Nörgler und von höchst unfeinen Sitten. Die Studenten, die ins Ausland gehen und die durchweg guten Familien angehören, müssen hier ausgenommen werden, dagegen haben sie sich gelegentlich ausländische Unsitten angewöhnt, die den im Lande Gebliebenen nicht eigen sind. Entgegengesetzt der gewöhnlichen Ansicht, haben die am Alten festhängenden Studenten, deren Ideal das ehemalige Haupt des Satzuma-Aufstandes ist, sehr strenge Anschauungen über den Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte. Fast ohne Ausnahme aber sind Studenten wie Kaufleute sehr arbeitssam und strebsam, Früh-Aufsteher, von sehr einfachen Lebensgewohnheiten und sehr mäßig.

Ferner sollten, was freilich nicht immer leicht, die einzelnen Rassentypen besser unterschieden werden. Wahrscheinlich sind z. B. viele Fehler der Japaner, so Unzuverlässigkeit, Rachsucht, die unausstehliche Unart, überall etwas auszusetzen, lärmende Anmaßung fast einzig dem malaiischen Blute zu-

zuschreiben, nicht den Nachkommen der Tartaren. Was würde man zu einem Beschreiber deutscher Art sagen, der einem Schwaben die Eigenschaften eines Berliners beimißt? Und doch geschieht das stets bei den Bausch- und Bogenurteilen über die Japaner. Freilich, bei der Politik kann man sich auf solche Einzelfragen nicht einlassen, man hat da lediglich mit dem Ganzen zu thun.

Tokio, 6. August 1895.

Ein halbes Jahr koreanischer Entwickelung.

Am 3. April wurde an der Westküste Koreas, südlich vom Tatongflusse, das letzte Gefecht gegen die Tonhaks geliefert; seitdem hat mit Ausnahme einer unbedeutenden Erhebung, die im August zwei Tagereisen nördlich von Söul stattfand, Ruhe im Lande geherrscht. Wenig berührt von den Schwankungen der äußeren Politik der Großmächte, die nur auf einen kleinen Kreis der Hauptstadt zurückwirkten, hat die innere Entwickelung der Halbinsel sich friedlich und im wesentlichen, von einer Kabinettskrisis abgesehen, auch stetig vollziehen können. Die Erwartung, daß russischer Einfluß sich stark geltend machen würde, hat sich nicht erfüllt, auch ist zur Zeit noch nicht ein russischer Kaufmann im Lande; dagegen hat der japanische Einfluß und daneben der amerikanische sich befestigt. — Für die Ausgestaltung der Reformen im Innern sind drei Faktoren entscheidend: der Hof, das Kabinett, die ausländischen Ratgeber. Am Hofe ist die größte Macht in den Händen der Königin, deren außerordentliche Gaben auch von ihren Feinden anerkannt werden. Die Königin hat es verstanden, das Verbannungsedikt, wodurch ihre Sippgenossen, die Ming, des Landes oder der Hauptstadt verwiesen wurden, unkräftig zu machen, dergestalt, daß Ming Jong Chan bereits aus Shanghai zurückgekehrt ist und auch die anderen Ming allmählich wieder Regierungsposten erhalten; nur Ming Jong-yik hält sich noch mißtrauisch in der Fremde auf. Die Königin hat weiter die Gunst der 1000 Mann starken Palastwache, deren ausländische Instrukteure, General Dye und ein anderer Amerikaner, ihr völlig ergeben sind, während ihr Versuch, auch die unter Oberstleutnant Kusunoje gedrillten neuen Regierungstruppen für sich zu gewinnen, ihr nicht geglückt scheint. Das Kabinett hat im Juli eine Neubildung durchgemacht. Kurz nach Johanni drang ein japanischer soshi (gedungener Mörder) in die Wohnung

Pak Jong-ho's ein, offenbar ein Attentat planend, ward jedoch entwaffnet. Am 6. Juli erließ der Hof den Haftbefehl gegen Pak, derselbe flüchtete jedoch rechtzeitig nach Chemulpo und entkam nach Japan, von wo er am 2. August nach Amerika sich einschiffte. Pak, ein verständiger, geistvoller Mann — ich besuchte ihn in Söul — konnte offenbar die von ihm 1884 beabsichtigte Entfernung der Königin nicht so bald vergessen machen; seine Freunde sagten, er habe die Reformen zu rasch einführen wollen, die Königin beschuldigte ihn, er habe nach ihrem Leben getrachtet — die übliche Anklage in Korea gegen unbequeme Personen. Die Erschütterung, welche Paks Flucht hervorrief, führte zur Bildung eines neuen Ministeriums, das Ende August zusammentrat. Dasselbe ist ein Koalitions-Ministerium, aus allen bestehenden Parteien zusammengeschweißt. Konservative, Unabhängige, Opportunisten und die sogenannte Englische-Sprachen-Partei, alle haben ihre Vertreter darin. Kim Koshu, konservativ, ist der Premier, Au Kaiju. Kriegsminister, ist Opportunist, Boku Teiyo, früher Premier, jetzt Minister des Innern, gehört keiner bestimmten Partei an; Chin Sokan, Finanzminister; Jo Kohan, Justizminister; Li Konyo, lange Jahre in Amerika, Anhänger des Englischen, Unterrichtsminister; Kim Kachin, Handel und Ackerbau. Der Finanzminister soll ein besonderer Günstling der Königin sein, während der Premier, dessen Fähigkeit viele anzweifeln, weder bei der Königin noch beim König besonders beliebt sei. Die Unabhängigen sind in kleineren Posten durch In Chiko und Tei Jeika vertreten. Der prinzipielle Unterschied zwischen den einzelnen Parteien ist schwer festzustellen, wenn ein solcher überhaupt besteht, denn in Korea wie großenteils auch noch in Japan gründen sich politische Parteien nicht so sehr auf Prinzipien wie auf Persönlichkeiten, die ihre eigenen ehrgeizigen Zwecke zu fördern suchen. Daher kann man auch nicht eigentlich von einer koreanischen Reaktions- oder Reformpartei, noch von einer japanfreundlichen und -feindlichen reden: gehörig behandelt, werden die Ming ebenso bereit für von Japanern vorgeschlagene Neuerungen sein, als irgend eine andere Adelssippe der politisch unreifen Halbinsel. Als drittes Element der Macht bezeichneten wir die fremden Ratgeber, da ist zunächst der Amerikaner Clarence Greathouse zu nennen, ein welterfahrener, vorurteilsloser Mann, der das volle Vertrauen des Königs genießt, dann der alte General Legendre, amerikanischer Bürger französischer Geburt, ein unklarer, phantastischer Kopf, den Japanern eher feindlich gesinnt, endlich sollen noch weitere zwei oder drei Amerikaner als Berater in nächster Zukunft angestellt werden. Zahlreicher und mächtiger sind die Japaner, die jedem Verwaltungszweige in Söul beigeordnet sind; so bestehen militärische Berater für Heer und die noch zu schaffende Flotte, von denen der genannte Kusunose der hervorragendste ist, eine Hilfsautorität für das Finanzministerium, Hoshi Toru, früher Vicepräsident des Reichstages in

Tokyo, Berater für Ackerbau, für Verkehr, für Unterricht. Das Verhältnis ist ähnlich wie in Aegypten, nur nehmen die koreanischen Beamten eine viel niedrigere Stellung ein als die häufig recht gebildeten arabischen Paschas. Namentlich Graf Inouye behandelte die Minister in Söul wenig besser als wie Schulbuben und gab ihnen förmlich Instruktionsstunden über das, was sie zu thun und zu lassen hätten. — Was haben nun die japanischen Ratgeber in dem halben Jahre an greifbaren Ergebnissen erreicht? Der „Daily News"-Berichterstatter, der nie in Korea war, sondern von der Hotelveranda in Yokohama seine von der deutschen Presse viel zu sehr beachteten Urteile abgiebt, und andere Gewährsmänner behaupten: Nichts. Man kann jedoch von einer so kurzen Zeitspanne nicht allzu viel erwarten. In Aegypten haben die Engländer, außer in den Finanzen, gar wenig Verbesserungen zuwege gebracht. Nichtsdestoweniger ist die Masse von Neuerungen in Korea recht bedeutend. Die alte Einteilung in acht Provinzen ist aufgehoben, um die alten Sippenverbände zu durchbrechen, und durch 22 neue Provinzen ersetzt. Eine neue Städte- und Dorfverwaltung ward im August eingeführt und dadurch erleichtert, daß ohnehin die alte koreanische Dorfverfassung der japanischen viel ähnlicher war als der chinesischen. Die politischen Vorrechte der herrschenden Adelsklasse, der Jang Pang, sind abgeschafft, was zunächst in dem Wegfall der besonderen Adelstracht zum Allen sichtbaren Ausdruck kam; der jetzige Kriegsminister, der Ackerbauminister und der Viceminister des Innern sind aus dem Volk hervorgegangen, plebejischer Abkunft, was früher nicht möglich gewesen wäre, und manche andere höhere Beamten stammen gleichfalls aus niederen Kreisen, während viele adlige Schmarotzer, die ehedem wie Drohnen von dem Fleiße anderer lebten, plötzlich sich mittellos sehen. Völlig umgestaltet ist weiter das Heer. Alle alten Soldaten, die sich, schlecht oder garnicht bezahlt, lungernd umhertrieben und zu einer wahren Landplage geworden waren, wurden im September sämtlich entlassen, dagegen soll das Eindrillen nach dem deutschen Halbbataillonssystem, das bei dem Söuler Bataillon Anfang des Jahres begonnen und schon im Sommer, wie sich aus einer Probeübung ergab, zu guten Ergebnissen geführt hatte, nun auch auf andere Garnisonen, zunächst Ping Jang, ausgedehnt werden. Die Aufgabe dieser neugeschulten Truppen wird sich zunächst darauf beschränken müssen, die Ruhe im Innern zu sichern, was gegenwärtig durch 4000 japanische Soldaten gethan wird, indessen lediglich auf der Hauptverkehrsstraße von Ping Jang über Söul nach Fusan, während der Osten und fast der ganze Norden der Halbinsel so gut wie außerhalb des japanischen Machtbereiches steht. Die Truppen werden später ohne Zweifel dazu benutzt werden, die Zentralgewalt namentlich im bisher fast unabhängigen Nordosten zu stärken, wie denn überhaupt die ganze gegenwärtige Entwickelung dazu angethan ist, die Dynastie oder besser den

dynastischen Gedanken zu erheben und im Verein mit dem bis jetzt unterdrückten Volke den Adel niederzuhalten, mit einem Worte, den aufgeklärten Absolutismus des 18. Jahrhunderts im Lande des Morgenglanzes einzuführen. Langsamere Fortschritte macht der öffentliche Verkehr. Die geplanten Eisenbahnen sind wieder aufgegeben worden, ebenso zeigte sich, daß Dampfer auf dem Natong, dem bedeutendsten Fluß Koreas, sich nicht bezahlt machten, doch sind zwei Linien kleiner Küstendampfer, von Chemulpo aus nördlich und südlich zu fahren, eröffnet worden, und demnächst soll auch ein neuer Hafen, Mok-pho an der Südwestküste, wo für 40 Schiffe Raum, aufgethan werden, vielversprechend, weil das Hinterland die Getreide oder Reiskammer Koreas ist. Ferner sind 24 Postämter mit vielen Zweigstellen errichtet worden, doch wird es noch erhebliche Zeit dauern, bis diese auch wirklich etwas zu thun haben. In der Hauptstadt werden täglich 60 Briefe ausgegeben, das macht uns lachen, aber bedeutet immerhin einen Fortschritt gegen die 6 Briefe am ersten und 9 am zweiten Tage, die nach der Eröffnung des Betriebes im August auszutragen waren. Die Marken sind schon vor mehreren Jahren in Amerika gefertigt worden. Ebenso ist hin und wieder von koreanischen Silbermünzen die Rede, zu deren Prägung schon vor Jahren ein schönes Gebäude bei Chemulpo aufgeführt wurde, ohne in der Folge benutzt zu werden. Das Unterrichtswesen hat nach zwei Seiten hin eine Förderung erfahren. Seit dem Frühling ist in den Städten des ganzen Landes eine Reihe von Elementarschulen mit japanischen Lehrern gegründet, desgleichen sind dreißig einheimische Privatanstalten in Staatsschulen mit neuem Lehrplan umgewandelt worden. In Söul soll eine höhere Schule errichtet werden, an der auch Kaukasier unterweisen. Auf der anderen Seite sind 300 junge Koreaner nach Tokio entsandt worden und 30 eigens auf Veranlassung und Kosten des Königs. Diese 30 sind Söhne der ersten Familien und sollen das Verwaltungsfach studieren unter dem ehrwürdigen Fukuzawa, dem Vater des japanischen Unterrichtswesens. Es liegt auf der Hand, was das für die zukünftige Verwaltung Koreas bedeutet. Ja, sogar zwei Frauen haben es gewagt, ihre Heimat zu verlassen und allein, als japanische Bäuerinnen verkleidet — im nationalen Kostüm fürchteten sie, ausgelacht zu werden — über See zu Fukuzawa zu fahren. Auch sonst übrigens sind Anzeichen von Frauenemanzipation wahrzunehmen. Im geraden Gegensatze zur althergebrachten strengen Abgeschlossenheit haben bei den zwei Festen, auf denen die Unabhängigkeit des Landes gefeiert ward, am 6. Juni und 6. September auch Gattinnen höherer Beamten Einlaß gefunden. Sehr im Argen liegt das Finanzwesen. Die 3 Millionen Yen, die die Schutzmacht im Frühling vorschoß, waren nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Sonst sind nur 800 000 Yen (gegenwärtig 1 Yen = 2,25 M.) von Steuern für das vor-

liegende Jahr zu erwarten. Dem stehen gegenüber an Ausgaben des Hofes 385 000 Yen, des Auswärtigen Amtes 35 000 Yen, Verwaltung des Innern 525 000 Yen, Finanzdepartement, Staatsschuldzinsen einschließend 1 695 000 Yen, Rechtspflege 42 000 Yen, Unterricht 70 000 Yen, Heer 322 000 Yen, Ackerbau und Handel 31 000 Yen, hauptstädtische Polizei 120 000 Yen. Zusammen: 3 245 000 Yen. Zu den Gläubigern Koreas gehören die Species-Bank von Yokohama, die 1. Nationalbank von Tokio, die amerikanische Gesandtschaft, die China Merchants' Steam Navigation Co. und eine chinesische Firma. Entsprechend dem verschwindend kleinen Budget der Halbinsel ist auch ihr Handel noch sehr gering. Gegenüber dem japanischen Handel von 231 Millionen Yen hatte Korea im Jahre 1894 nur einen von 8,6 Millionen aufzuweisen, der noch dazu bedenklich passiv war, denn 5,4 Millionen entfielen auf die Einfuhr und bloß 3,2 Millionen auf die Ausfuhr. Für 1895 wird die Summe wahrscheinlich noch erheblich geringer sein, was sich durch die Kriegsunruhen und ihre Nachwirkungen genügend erklärt. Eine beachtenswerte Erscheinung der letzten Monate ist, daß die Chinesen wieder in größeren Scharen nach Söul und den Hafenstädten zurückkehren und den japanischen Kaufleuten, die sich doch in weit vorteilhafterer Lage befinden und die für den Transport von Nagasaki weit weniger zu bezahlen haben, als die Zopfleute von Shanghai oder Canton, trotzdem einen Kunden nach dem andern wegnehmen. Das sollte namentlich auch von Denen bemerkt werden, die von einer zukünftigen Alleinherrschaft des japanischen Kaufmanns im Osten träumen. Ein weiteres Hindernis für größere japanische Unternehmungen ist der hohe Zinsfuß, der in Japan selbst nicht selten 12 Prozent, in Korea aber gar 18 Prozent beträgt. In der Rechtspflege ist noch kein Fortschritt von Belang zu verzeichnen, doch soll Ende des Jahres der neue, von Japanern ausgearbeitete Strafkodex fertig gestellt werden. Derselbe soll sehr einfach gefaßt sein, um leichtes Verständnis zu erzielen, und weniger als 100 Absätze enthalten. Eine wesentliche Veränderung, von der kaum im Auslande die Rede ist, die aber durchaus nicht unwichtig ist, hat auf religiösem Gebiete stattgefunden. Die Buddhisten, die sich zuvor in der Hauptstadt nicht sehen lassen durften und auch sonst weniger Rechte besaßen als ihre Mitbürger, sind in ihre vollen Rechte durch die Vormacht des Buddhismus, durch Japan, wieder eingesetzt. Den Japanern sind schließlich die Koreaner doch näher verwandt im Denken und Fühlen, als den Russen oder irgend einem anderen kaukasischen Volke. In gar vielem sind die Sitten ähnlich bei den Kindern des Morgenglanzes und denen der aufgehenden Sonne, leicht erlernen sie die beiderseitigen Sprachen, die zwar im Wortschatz völlig verschieden, aber im grammatischen Bau sich mehr ähneln, als irgend welche andere Zungen, und wenn es ganz unmöglich, sich zu verständigen, so geben immer die beiden Parteien bekannten

chinesischen Hieroglyphen ein bequemes Mittel ab. Allerdings hindert das alles nicht, daß der Koreaner seinen überseeischen Nachbar wesentlich mit Abneigung betrachtet. Was bis jetzt im Sinne von Reformen geleistet wurde ist in letzter Linie auf den Grafen Inouye zurückzuführen. Ein hervorragender Staatsmann, bloß mit Ito und Okuma im selben Atem zu nennen, feurig und energisch, hat es doch Inouye, vielleicht gerade wegen seines Uebereifers, nicht völlig verstanden, jene Abneigung zu besiegen. Seine Abberufung ist jedoch nicht so aufzufassen, als ob seine Sendung ein Mißerfolg gewesen. Er hatte bereits Anfang Juni Korea verlassen, kehrte aber am 20. Juli zurück, um das neue Kabinett einzurichten. Es heißt, er sei nunmehr — einen Monat darauf — endgiltig deshalb von Söul weggegangen, um in Tokio über die Lage Bericht zu erstatten. Dieser offiziöse Grund ist zu kindisch, um der Widerlegung zu bedürfen. Vielleicht ist dem ehrgeizigen Manne, dem ein Portefeuille in Itos Ministerium gewiß ist, der Wirkungskreis in Korea zu eng oder wenigstens augenblicklich zu einförmig, die stürmischen Wogen des politischen Lebens in Tokio mögen mehr Reiz für ihn haben. Soviel ist allerdings auf der anderen Seite sicher, daß Inouyes Nachfolger dessen völliger Widerpart in Wesen und Charakter ist. Vicomte Miura, der am 1. September in Söul einzog, ist ein buddhistischer Philosoph, der in weltabgewandter Spekulation zurückgezogen lebte, weitab vom Lärm der Welt und weiter noch von den Umtrieben der Diplomaten und den Geschäften am grünen Tische, aber unzweifelhaft ein Mann von unbeugsamem Charakter und festen Zielen, der nicht nur über die seinen Spott ergoß, die den diplomatischen Lehrling in den Formen der Staatskunst unterweisen wollten, sondern auch von seiten Inouyes jede Belehrung und jede Einmischung sich entschieden verbat.

Tokio, 1. Oktober 1895.

Die Ermordung der Königin von Korea.

Bei der Ermordung der koreanischen Königin waren nicht nur Soshi, sondern auch japanische Würdenträger, ja sogar der Gesandte, Vicomte Miura, beteiligt. Man wünscht dem Reich der Morgensonne alles Gute, weil es das

einzige fortschrittliche Land des ganzen Ostens ist, von Marokko bis an die taifun-gepeitschten Ufer des Stillen Meeres, aber man kann vor solchem Rückfall in die Barbarei nicht die Augen verschließen. Daß der in Söul akkreditierte Gesandte, daß ein Mann, dem die japanische wie die koreanische Regierung ihr Vertrauen schenkten, daß der quietistische Nirwana-Träumer, der für so weltabgewandt galt, daß seine Freunde ihn erst über das diplomatische Ceremoniell belehren wollten, daß Vicomte Miura zu einem Morde seine Zustimmung gab, das ist in der That eine jähe Ueberraschung. Man erinnert sich freilich jetzt, daß religiöse Fanatiker auch leicht zu politischen werden. Daß der Berater des koreanischen Kriegsministerums, Okamoto Ryonosake eine Hauptrolle bei dem Staatsstreiche spielte, konnte diejenigen, die seine Vergangenheit kannten, weniger Wunder nehmen. Okamoto begann mit einer glänzenden militärischen Karrière, in der er es bis zum Obersten brachte. Da brach 1878 eine Meuterei der Garde unter Tukeshoshi aus. Okamoto war in die Angelegenheit tief verwickelt, verlor sein Patent und wandte sich der Politik zu. Um die Gunst der Regierung wieder zu gewinnen, bildete er eine Soshi-Vereinigung, die das Kabinet Itos bei allen Unternehmungen zu unterstützen bereit war: die Vereinigung legte sich den hochtönenden Namen „Hokkaido Giyu Dantai" zu, verdolmetscht „Patriotenbund von Hokkaido" und machte es sich angeblich zur Aufgabe, die wüsten Striche von Hokkaido oder Jesso, der nördlichsten Insel Japans, zu kolonisieren. In Wirklichkeit diente der Bund gouvernementalen Zwecken und war so eifrig in der Förderung der damals von der Regierung eingebrachten Gesetze behufs Vergrößerung der Flotte, daß die Gesetzvorschläge — durchfielen. Jedoch die Dienste Okamotos waren nicht vergessen, und so erhielt er den wichtigen Posten eines Kriegrates in Söul. Er macht den Eindruck eines blasierten Snob.

Man muß es nun der Regierung in Tokio lassen, daß sie sofort energische und durchgreifende Maßregeln anordnete, um die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen und durch geeignete Persönlichkeiten zu ersetzen. Umgehend wurde Miura, der bloß 1½ Monate sein Amt bekleidet hatte, abberufen und Okamoto mit seinen Genossen vor Gericht nach Tokio geladen. Unter den letzteren befindet sich außer Mitgliedern der berüchtigten Soshi-Assoziation Genyosha von Fukuoka namentlich eine Anzahl Journalisten. So sind Korrespondenten des „Kokumin" und „Nippon" stark kompromittiert. In der Mandschurei sah ich öfters schwertumgürtete Journalisten und traf einen, der sich rühmte, zwei Chinesen erschlagen zu haben. Bisher war man so streitbare Journalisten nur von Amerika her gewöhnt, wo einer sogar einmal in den 50er Jahren ganz auf eigene Faust ein Revolutiönchen in Guatemala anstiftete und einige Monate an der Präsidentschaft dieser gewaltigen Republik sich erlabte.

Wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, soll nun Hoshi Toru*), der Mann mit dem unbeweglichen römischen Prätorengesichte, einst politischer Kondottiere, dann Abgeordneter, dann Vizepräsident des Abgeordnetenhauses Gesandter des Mikado in Korea werden. Der dritte binnen Jahresfrist! Einstweilen aber soll, ihm den Weg zu bereiten, Graf Inouye, der Löwenherzige und Feuerzüngige, zum vierten Male nach dem Lande der Morgenruhe reisen, das so heftig aus seiner Ruhe aufgeschreckt wurde und das vielleicht bald keines Gesandten mehr, sondern bloß noch eines Statthalters bedürfen wird. Denn daß nun die Russen den herrlichsten Vorwand von der Welt haben, die ganze koreanische Frage von Grund aus wieder aufzurühren, und es versuchen werden, den Japanern, die als Wölfe das Schaf beschützen wollten, die Oberherrschaft über Korea zu entreißen, haben die Politiker von Tokio sofort erkannt und bereits ertönt der Schlachtruf der Radikalen gegen — Graf Ito, der ebenso für die Missethaten seiner Beamten zur Verantwortung gezogen werden müsse wie einst — den hinkenden Vergleich hat der „Kokumin" auf dem Gewissen — wie Gladstone für Khartum.

Die Einzelheiten des Königinmordes werden erst ganz allmählich bekannt, und noch ist gar vieles in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Zu den Soshi, so verlautet jetzt, gesellten sich außer den Journalisten auch Kaufleute und Aerzte, sowie japanische Offiziere, welche letzteren von mehreren Koreanern, sowie dem amerikanischen und dem russischen Gesandten erkannt worden sind. Die Soshi hatten ihr Rendez-vous mit dem alten Tai-won-kun versäumt, weil sie in der Nacht den Weg nicht finden konnten. Die Soshi nahmen eine eigens dafür gestohlene Leiter und erkletterten die hohen Mauern des Palastes, schlossen die Schildwachen, die sich mucksten, in ein dunkeles Gelaß ein, öffneten dann das große Thor und ließen japanische Gendarmen, die japanische Besatzung und die koreanischen Kurentin**) ein. Da kam der Günstling der Königin, Kokeikun, an der Spitze der Palastwache und des treu gebliebenen Teils der Kurentin, den Eindringlingen entgegen, ein regelrechter Kampf entspann sich im Palasthofe und Kokeikun ward erschossen. Kurz darauf, es war um 6 Uhr morgens, erschienen der russische und der amerikanische Gesandte auf der Wahlstatt. Darnach, ungefähr um 7, drangen in einem anderen, mehr entlegenen Teile des Palastes, der aus Dutzenden von Einzelbauten besteht, die Soshi in die Frauenschlafgemächer und zerrten vier Frauen an den Haaren heraus ins Freie, erschlugen und verbrannten sie, darunter die Königin. Mit blutgeröteten Schwertern verließen sie öffentlich den Palast mit der Miene von Männern, die stolz auf ihre That sind. Einen

*) Ermordet 1901.

**) Die nach deutscher Art eingeübten Truppen.

Tag später nahm die Mutter der Königin Opium und tötete so sich selbst. Gegenwärtig fahndet man in Söul nach den Köpfen aller Freunde der Königin. Der Mikado aber hielt achtstündigen Kriegsrat in Tokio.

Numadsu, 25. Oktober 1895.

Japanische Finanzen.

Die Ausgaben Japans wachsen so schnell, daß selbst die Kriegsentschädigung, die doch 700 Millionen Mark betrug, eher verbraucht als bezahlt sein wird. Während die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des Inselreiches in dem unmittelbar dem Krieg voraufgehenden Jahre sich nur auf 87,98 Millionen Yen erhoben und in dem unmittelbar folgenden Jahre mit 87,76 Millionen Yen sogar noch unter dieser bescheidenen Summe blieben, sind die Ausgaben für 1897/98 auf 265,2 Millionen geschätzt worden. Davon machen die ordentlichen Ausgaben allerdings noch nicht die Hälfte aus, nämlich 123 Millionen gegen 142,2 außerordentliche, allein wie oft in Deutschland, so wird es auch im Mikadolande gehen, daß aus der Ausnahme unvermerkt eine Regel erwächst. Trotzdem behaupten die japanischen Volkswirte, daß die Nation, deren Hülfsquellen sich eben erstaunlich rasch entwickelt haben, keinesfalls stärker belastet sei als früher und jedesfalls ganz bedeutend weniger als zu der Tokugawa-Zeit. Erwägt man aber, daß zur selben Zeit trotz dieser angeblichen Minderbelastung die Staatsschuld, die im Jahre 1899 gerade 499 Millionen Yen betragen wird, erschreckend rasch anwächst, so kann man sich eines gewissen, leichten Schwindels ob all dieser märchenhaften Gründerherrlichkeit nicht ganz erwehren. Obwohl der Handel bedenklich passiv ist — die Unterbilanz betrug 54 Millionen Yen im vorigen Jahre und Januar-April 1897 bereits 12½ Millionen, — obwohl die größte Dampfergesellschaft des Landes, die Jusen Kaisha, mit 160 000 Yen Verlust ihr Jahr abschloß, obwohl Regierungsbonds keinen Markt im Inlande finden und für die wichtigsten Regierungsbauten kein Geld aufzutreiben ist, obwohl der Seidenhandel sich nur langsam von seinem Marasmus erholt und dem Theehandel durch den amerikanischen Zoll ein tötlicher Schlag droht: steigen doch fortwährend die Preise und scheint doch jedermann vollauf Geld zu haben. Das kann nicht mit richtigen Dingen zugehen.

Die ordentlichen Ausgaben für das Fiskaljahr, das am 31. März 1897 anhebt, verteilen sich, wie folgt (1 Yen = 2,02 Mark.):

Civilliste	3	Mill. Yen	
Auswärtiges Amt	1,5	„ „	(gegen 1,1 im Vorjahre — eine Zunahme von 38 %
Inneres	6,5	„ „	
Finanzen	41,7	„ „	
Krieg	29,1	„ „	
Flotte	9,9	„ „	
Justiz	3,6	„ „	
Kolonien	12,6	„ „	(dabei Zuschuß für Formosa)
Erziehung	2	„ „	
Handel u. Landwirtschaft . .	1,4	„ „	
Verkehr	11,7	„ „	
	122,984	Mill. Yen	

Ein eigentümliches Versteckspiel treibt das Budget bei Formosa. Das erste Jahr wurden die Aufwendungen für die Insel unter den Ausgaben des Kriegsministeriums gebucht, das zweite Jahr begab sich Formosa unter die Fittiche des Finanzministers, und diesmal verteilt man den unliebsamen Posten auf ein bestimmt umgrenztes Spezialkonto mit 10,5 Millionen und eine unauffindbare und ununterscheidbare Summe unter dem Guthaben des Kriegsministeriums.

Hiervon getrennt sind die außerordentlichen Ausgaben, die, wie schon bemerkt, zusammen 142,2 Millionen erfordern. Davon verschlingt die Armee 31,5 und die Flotte 66,9 Millionen, Verkehr 15 und die Kolonien 6,2 Millionen. Formosa erscheint unter einem eigenen Budget mit 4 Millionen, wozu noch ein supplementäres Budget mit 0,2 Millionen für Subsidien tritt. Natürlich beziehen sich auch viele Ausgaben des Unterrichts-, Handels-, Justiz- und namentlich Verkehrsministeriums auf Formosa, dessen eigentliche Kosten so geflissentlich verschleiert werden. Schließlich haben wir eines Nachtragsbudgets zu gedenken, worin die Budgetüberschreitungen des Vorjahres zusammengefaßt sind. Der Hauptposten ist außer der kleinen Rechnung für das Begräbnis der Kaiserin-Mutter von 0 ,7 Millionen Yen, die Auslage, die die großen Ueberschwemmungen und Erdbeben des letzten Jahres verursacht haben und die sich auf 7,2 Millionen beläuft.

Wie werden nun diese bedeutenden Mehrausgaben ausgeglichen? Zunächst durch eine regelmäßige, von selbst fortschreitende Zunahme der ordentlichen Einkünfte, sodann durch ein Tabakmonopol und neue Steuern, von denen die auf Sakè (Reisschnaps), Registrationen und Verkaufsabschlüsse die wichtigsten

sind. Die ordentlichen Einnahmen sind für das Jahr 1897/98 mit 129,5 Millionen festgesetzt. Der Voranschlag erwartet außerdem von der

Registrationssteuer	6,8 Mill. Yen	
Handelssteuer	7,6 „ „	
Sakè	9,3 „ „	(wird nach der Ansicht kompetenter Kenner noch bedeutend mehr ergeben)
Tabakmonopol	10,3 „ „	
	34,0 Mill. Yen.	

Unter den neuen Einnahmen befinden sich gleichermaßen die Zölle und andere Einkünfte von Formosa, von denen man 8,1 Millionen (gegen 6,7 im Vorjahr) erhoffte, aber höchst wahrscheinlich eine starke Enttäuschung erleben wird. Besonderes Interesse bietet die Landtaxe, die 38½ Millionen Yen einbringt. Sie wird von den Nationalökonomen mit Vorliebe benutzt, um zu zeigen, daß die gegenwärtige Belastung des Volkes sehr leicht sei, und man kann nicht leugnen, daß, die Untersätze einmal zugegeben, — doch ist sehr möglich, daß in ihnen eine Fehlerquelle verborgen — man den Schlußfolgerungen sich nicht leicht wird entziehen können. Die gegenwärtige Taxe entspricht etwa 4 Millionen Koku Reis. Das Koku Reis gleich 180 Pfund gleich etwa 19 Mark ist die traditionelle Werteinheit Japans. Unter dem 5. Toguwa, dem Shogun Tsnuayoshi (1680 bis 1709) sei nun aber die Reichseinnahme 30 Millionen Koku gewesen, wovon 23 Millionen den Feudalherren abgeliefert wurden, 3 Millionen an Klöster und Tempel, 3 850 000 an das Bakufu (Regierung des Schoguns) in Jedo und der Rest, 150 000 Koku, an den Kaiser in Kioto abgingen. Infolgedessen sei die jetzige Besteuerung der Landwirtschaft 7½ Mal geringer als vor 200 Jahren. Dem ist zu erwidern, daß in einer Zeit, wo noch keine Geldwirtschaft herrschte und kein Handel von nennenswerter Ausdehnung bestand, das Koku eben viel weniger wert war als jetzt. Bedenkt man ferner, daß der gegenwärtige Jahresgesamtertrag der Landwirtschaft in Japan (wobei Seide mit 81 Millionen Yen mitgerechnet ist) bloß 627 Millionen Yen beträgt, so wird eine Besteuerung, die 28½ Millionen oder fast 14 % beträgt, ganz ungeheuer erscheinen. Es wird nun zwar versichert, daß aus irgend einem seltsamen Grunde die Regierung immer in ihren Schätzungen von dem Werte eines Grundstücks bloß die Hälfte annimmt, auch ist von der Gesamtlandtaxe die Steuer auf Baugrund mit 3,5 Millionen abzuziehen, so daß für die Steuer auf Ackerland bloß 35 Millionen übrig bleiben; aber auch dann stellen 5,6 % eine enorme Steuer dar.

Unsere Skizze vollständig zu machen, tragen wir noch den Posten für den Staatsschuldendienst mit 29 Millionen nach. Schließlich sei hier ein

Stück Zukunftsmusik angedeutet mit einer Hindeutung auf spätere Budgets, in deren einstweiliger Ausmalung die Japaner sich bereits gefallen. Sie erwarten z. B. von dem Jahr 1902/3 eine Einnahme von 154 Millionen. Ein bischen voreilig. Eh bien, nous verrons.

* * *

Bevor ich mit der Darstellung der schwierigen Finanzlage in Japan fortfahre, sei mir gestattet darauf hinzuweisen, daß bereits jetzt sich zeigt, wie gerechtfertigt mein Mißtrauen gegen das formosanische Budget war. Jüngsten Nachrichten aus Formosa zufolge, soll schon jetzt sich herausgestellt haben, daß statt eines erwarteten Ertrages von 4 ½ Millionen Yen das Opiummonopol nur wenig mehr als 2 Millionen abwerfen wird. So werden die Japaner voraussichtlich noch Jahre lang in Formosa bedeutend zuzahlen müssen, und ihre Aussicht, das in die Insel gesteckte Kapital, das ich mit Einschluß der Kriegskosten nicht unter 70 Millionen Yen veranschlagen möchte — also mehr als der Gesamtzuschuß der letzten 13 Jahre zu den deutschen Kolonien —, je verzinst zu sehen, wird immer geringer.

Ich gehe zur Betrachtung der geplanten produktiven Auslagen der Regierung über. Seit drei Jahren ist schon die Rede davon, neben der Universität, die seit fast einem Menschenalter in Tokio besteht, eine zweite in der alten Reichshauptstadt Kioto (oder jetzt offiziell Saikio — westliche Residenz, dagegen Tokio = östliche Residenz) zu errichten. Obwohl nun noch kein einziges Gebäude aufgeführt ist, hat man doch kürzlich die neue Universität theoretisch wenigstens feierlich eröffnet. Die Ausgaben für das neue Institut, die über einen Zeitraum von 5 Jahren sich verteilen sollen, sind auf die mesquine Summe von 729 000 Yen festgesetzt worden. Wo da die Honorare herkommen sollen, ist nicht einzusehen. Für eine kaiserliche Bücherei sind 320 000 Yen eingestellt. Bedeutende Aufwendungen sind für öffentliche Arbeiten zur Hebung des Verkehrs in Aussicht genommen. Für Kabel und Telegraphen 1 559 000 Yen. Wie das ausreichen soll, ist unerfindlich, da allein das von Nagasaki nach Kilung auf Nordformosa gelegte Kabel 3,3 Millionen gekostet haben soll. Weiter sind bestimmt für

Telephone	12,8 Millionen Yen	zur Ausdehnung des Systems bis 1903,
Verbesserung von Staats-Eisenbahnen	26,6 „ „	namentlich zweiter Schienenstrang bei der Hauptbahn des Landes auf dem Tokaido (Tokio-Kobe),

Ausdehnung von Staats-Eisenbahnen	68	Millionen Yen	bis zum Jahre 1905, besonders im Norden auszuführen,
Jesso-Eisenbahn	18,8	„ „	Jesso ist japanische Kolonie,
Hafen in Otara	2,2	„ „	bis 1907 auszuführen,
Flußkorrektionen	18	„ „	bis 1905 auszuführen,
Eisengießerei	4	„ „	ursprünglich 10 Millionen geplant,
Bauten in der medizinischen Fakultät in Tokio . .	464 000	„	
Pariser Weltausstellung .	881 000	„	von 1897—1902, bereits als ungenügend von der Presse bekämpft,
Tabaksmonopol	8,2 Millionen	„	davon 3 Millionen allein für Auskauf von Magazinen,
Neue Konsulatsgebäude in Tientsin und Amoy . .	80 000	„	unzulänglich, seitdem noch vier neue Konsulate genehmigt sind,
Subvention der Schiffahrt	1,2 Millionen	„	
Subvention des Theehandels	0,4	„ „	

Die der Schiffahrt gewährte Regierungsunterstützung ist einer der unsichersten Posten. Die Jusen-Kaisha, die bekanntlich ihr letztes Jahr mit einem Defizit von 163 000 Yen abschloß und trotzdem eine Dividende von 10 % verteilte, sodaß sie im ganzen um annähernd $^{1}/_{2}$ Millionen Yen ärmer geworden ist. rechnete stark darauf, eine sehr beträchtliche Subvention zu erhalten und hat den Nießbrauch einer solchen für das jetzt begonnene Finanzjahr auf 3 $^{1}/_{2}$ Millionen geschätzt. Nun müssen aber die zu subventionierenden Schiffe nicht bloß mindestens 6000 Tonnen*) haben, sondern auch eine Reihe anderer Bedingungen erfüllen, die das Examen der in Betracht kommenden Fahrzeuge sehr peinlich machen. Seit das Subventionsgesetz durchging — vor über fünfviertel Jahren —, ist erst ein Schiff für tauglich befunden worden, und dies gehörte nicht zur Jusen-Kaisha. Diese auch in Japan Aufsehen erregende Thatsache zu erklären, ist sehr mißlich, doch will ich eine Hypothese versuchen. Wer mit Offizieren und Beamten des Morgensonnenlandes verkehrt hat, wird zu seinem Erstaunen gefunden haben, daß diese keineswegs zu den konser-

*) Jetzt bloß 1000.

vativen Stützen des Reiches, sondern in der Regel zu linksstehenden, zu radikalen Parteien gehören und jeden Anschein sorgfältig zu vermeiden suchen, als lobten sie etwa aus Servilität eine Regierungsmaßregel. So ist der „Nippon", die geistvollste, aber auch radikalste und gelegentlich sogar monarchiefeindliche Zeitung Japans, das Leibblatt vieler Offiziere, selbst, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, von Generalen. Nun aber gehört fast die Hälfte der Jusen-Kaisha-Aktien (ich glaube ungefähr 70 000) „dem kaiserlichen Haushalt". Es wäre denkbar, daß die Prüfungsbeamten, um sich nicht dem Vorwurf der Bestechlichkeit oder Servilität auszusetzen, bei den Dampfern der Jusen-Kaisha besonders scharf und unbarmherzig vorgehen.

Da gerade von japanischen Rhedereien gesprochen wird, will ich gleich hier eine Notiz über Herrn Asano einschieben, der ja in Hamburg seinerzeit ziemliches Interesse erregt hat. Irgend etwas scheint bei Asano und seiner Gesellschaft nicht zu klappen, denn man hört immer bloß Worte und sieht keine Thaten. Daß er Schiffe bauen läßt, ist ja nun wohl ziemlich sicher, aber die kann er immer wieder zu gutem Preise los werden. Daß er ferner sich nunmehr endgültig für San Francisco entschieden, darf man ihm wohl auch glauben, doch erwarten die San Franciscoer selber, „Oberst" Crocker, Direktor der Oriental and Occidental Company, an der Spitze, die Eröffnung der neuen Linie nicht vor 18 Monaten. Ungünstigen Eindruck mußte auch die letzthin vorgenommene Reduktion des Kapitals der Toyo Kisen Kaisha um 1 Million Yen machen. Herr Asano, der auch in Formosa ausgedehnte Geschäfte zu betreiben begonnen und sich stark im Häuserbau engagiert hat, vertritt übrigens ein löbliches Prinzip: er will das drohende Monopol der Jusen-Kaisha brechen. Soviel ich höre, ist Herr Asano zwar wohlhabend, doch ist er in der Hauptsache auf die Hülfe noch wohlhabenderer Freunde angewiesen, von denen der reiche Besitzer der einträglichen Papiermühlen von Oji (bei Tokio), Herr Okawa, den ersten Platz einnimmt.

Jedoch kehren wir zu den Finanzen zurück. Die Toyo Kisen Kaisha erwartet einen Regierungszuschuß von wenigstens 1 Million Yen zu erhalten. Davon ist aber im Budget nichts zu sehen. Gleichfalls vermissen wir im Budget gänzlich die Subvention, die der in Formosa zu bauenden Bahn versprochen wurde und die zwischen einem Minimum von 176 000 und einem Maximum von 900 000 schwanken darf. Letztere Summe entspricht der Garantie für 6 % von dem 15 Millionen betragenden Kapital der Bahngesellschaft. Diese Subvention ist allerdings nur zu zahlen, wenn die Gesellschaft selber das nötige Geld nicht auftreiben kann, das ist aber außerordentlich wahrscheinlich, wie denn auch für 1897/98 bereits das Minimum von 176 000 Yen fällig wurde, was Mehrforderungen nicht ausschließt. Weitere Posten sind:

Regierungssubvention an Banken	2	Millionen Yen	bis 1907
„ an städtische Wasserwerke	4,4	„ „	von 1891—1905
Vermessungen . . .	0,5	„ „	in fünf Städten
Hafenwerke in Osaka, Nagasaki, Hakodate .	5,7	„ „	während 4—6 Jahre
Gestüte	348 000 Yen.		

Alle diese produktiven außerordentlichen Regierungsauslagen, bei denen wir die kleineren Posten für Modellformen, Versuchsstationen ꝛc. natürlich nicht berücksichtigten, ergaben eine Gesamtsumme von 190 Millionen, die in einem Zeitraum von durchschnittlich sechs Jahren (1897 bis 1903) zur Verwendung gelangen. Die unproduktiven außerordentlichen Auslagen, die sich vorzüglich auf die Ausdehnung von Heer und Flotte und Festungen beziehen, betragen nach den neuesten Angaben zusammen 325 Millionen Yen, deren letzter Rin ($^1/_5$ Pfg.) etwa um 1904 verbraucht sein wird. Es ist jedoch nicht überflüssig zu bemerken, daß alle die Zahlen, die inbetreff der Landesverteidigung in die Oeffentlichkeit gelangen, fortwährend schwanken; für das einzelne Budgetjahr müssen sie ja notwendig dem Parlament vorgelegt werden, allein von der Gesamtunternehmung der Heeres- und Flottenexpansion sind weder die Gesamtkosten noch ist das Jahr genau bekannt, in dem alle Pläne ausgeführt sein sollen. Es ist im Grunde auch gar nicht zu erwarten, daß der japanische Generalstab seine Geheimnisse so leichtlich jedermann preisgebe. Man muß daher alle Angaben hierüber in englischen und anderen Blättern mit Vorsicht aufnehmen. Doch betrachten wir die erwähnte Summe als authentisch, addieren die produktiven außerordentlichen Ausgaben und erinnern uns, daß Formosa noch für längere Zeit einen beträchtlichen Jahreszuschuß erhalten muß, der von Seiten der Regierung allerhöchstens auf 6 Millionen für 6—7 Jahre, also sagen wir 40 Millionen geschätzt wird, so erhalten wir an außerordentlichen Gesamtausgaben bis zum Jahr 1903/4:

Landesverteidigung	325	Millionen Yen
Produktive Ausgaben . . .	190	„ „
Formosa	40	„ „
	555	Millionen Yen

Also eine Summe von praeter propter zweihundert Millionen Mark jährlich über das gewöhnliche Budget hinaus!

Von der Regierung wird nun, wie aus der „Japan Mail“, dem bedeutendsten, ziemlich regierungsfreundlichen englischen Blatte des Mikadoreiches ersichtlich, das außerordentliche „Haben“ folgendermaßen angegeben:

Kriegsentschädigung	261 Millionen Yen
Public Undertakings Loan	135 „ „
Eisenbahnanleihe	80 „ „
Budget-Ueberschuß	44 „ „
Außerordentliche Einkünfte bis 1904 .	18 „ „
	538 Millionen Yen

Wir haben also ein Defizit von 27 Millionen, an dem eingestandenermaßen das unglückselige Formosa Schuld ist.

Dabei ist noch geschickt verhehlt, daß bereits 6,4 Millionen vor der Kriegsentschädigung für Formosa verbraucht worden sind. Vor allem aber müssen wir uns wundern, wie man die große „Anleihe zur Ausführung von öffentlichen Arbeiten“, durch die hauptsächlich die restierenden Kriegskosten bezahlt werden sollten und die keineswegs geglückt ist, da bis jetzt kaum 40 Millionen davon durch das überdies fast nur durch die Bank von Japan repräsentierte Publikum aufgenommen worden sind, ohne weiteres unter „Haben“ placieren konnte.

Unser Eindruck von dem ganzen Budget ist der, daß neben anderen Errungenschaften des Westens die Japaner auch das gelernt haben, bei dem Aufstellen einer mißlichen Bilanz mehr oder weniger geschickt die Karten zu mischen und die einzelnen Posten je nach besserer Verwendbarkeit da oder dorthin zu schieben. Darüber kann gar kein Zweifel sein: wie jeder einzelne Beamte und die meisten Kaufleute, so lebt gegenwärtig das ganze japanische Volk über seine Mittel. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß es die Gründerepoche siegreich überstehen wird, aber kein europäischer Aktionär darf sich wundern, wenn dieser Sieg erst durch einen großen, in zwei oder drei Jahren erfolgenden Krach*) erkauft wird.

Tokio, Mai 1897.

* * *

Meine Voraussage, daß die Staatsschuld Japans, weit entfernt, stetig zu bleiben oder gar, wie von der Regierung gehofft wurde, mit dem Beginn des neuen Jahres wieder abzunehmen, vielmehr noch steigen wird, hat bereits eine bedeutsame Bestätigung erfahren. Es heißt, das neue, jetzt abzuwickelnde Budget für 1898/99 mache dem Matsukata-Kabinett — eigentlich könnten wir sagen: Okuma-Kabinett, denn der Minister des Auswärtigen, Okuma, ist die eigentliche Seele und der alle an Geistesmacht überragende Führer des Ministeriums — viel Kopfzerbrechen; die Mehrforderungen der einzelnen Departementschefs seien ganz ungeheuer, und jeder einzelne dieser Herren sei

*) Ein Bank-Krach ist 1901 eingetreten.

von solchem Einfluß und so unbeugsamer Willenskraft, daß sie auch nicht einen Rin (gleich 1/5 Pf.) von ihren Forderungen nachlassen würden. Namentlich verlange das Ministerium des Innern und des allerdings der Ausdehnung dringend bedürftigen Unterrichts außergewöhnliche Bewilligungen in der Höhe von 30 Millionen Yen.

Trotz der ungemeinen Geldknappheit, die seit einiger Zeit den hiesigen Markt beherrscht, ist der Handel noch immer in geradezu phänomenalem Wachstum begriffen. Der Außenhandel Japans betrug 1894 beiläufig 229 1/2 Million Yen, 260 im Jahre 1895 und 289 Millionen im letzten Jahre.*) Nach bisherigen Ergebnissen sieht es schier danach aus, als ob heuer eine neue Zunahme von nicht weniger als 35% zu erwarten sei, nämlich eine Gesamtsumme von 387 Millionen. Der Außenhandel betrug:

1. Jan.—31. Mai**)	1894	1895	1896	1897	
Export	41,3	49,3	46,4	64	Millionen Yen
Import	46,4	49	66,2	82,6	„ „

Beunruhigend ist dabei für die Japaner das rapide Ansteigen der passiven Bilanz, da doch bis vor dem Kriege der Handel mit fast ununterbrochener Regelmäßigkeit stark aktiv gewesen war. Im Mai betrug der Waarenverkehr mit

	Export:	Import
China	2 Millionen Yen	3,3 Millionen Yen
Sibirien	378 000 „	1 700 „
Großbritannien	0,7 Millionen „	5,2 Millionen „
Deutschland	0,2 „ „	1,6 „ „
Frankreich	1,2 „ „	0,4 „ „
Ver. Staaten	6 „ „	2,6 „ „
Kanada	0,1 „ „	3,7 „ „

Für Amerika, namentlich Kanada, ist zu bemerken, daß die auffällig hohe Ziffer einen guten Teil Transithandel einschließt. Von besonderem Belang ist die beständig und rasch zunehmende Ziffer für Deutschland. Von 9 Millionen vor wenigen Jahren hat sich unser Verkehr mit Japan 1896 über 15 Millionen erhoben und verspricht heuer auf mindestens 20 Millionen†) anzuwachsen, sodaß er ungefähr 2/5 unseres Verkehrs mit China ausmachen würde. Der japanische Gesamt-Außenhandel für Monat Mai betrug übrigens 34,9 Millionen Yen.

---

*) Und 498 Millionen für 1901.

**) Der Handel ist immer am stärksten in der zweiten Hälfte des Jahres.

†) 1901 waren es 27 Millionen Yen.

Der Preis der Lebensmittel in Japan ist noch immer im Steigen begriffen. Früher hatte das Währungs-Untersuchungskomité die Preise zusammenzustellen, seit 1887 hat die Nippon Ginko (Bank von Japan) diese Aufgabe übernommen. Das jüngste Ergebnis dieser Statistiken ist, daß, die Preise von 1887 im Mittel gleich 100 gesetzt, der Durchschnitt seit dem genannten Jahr bis 1895, unmittelbar nach dem Krieg, auf 135 wuchs und im Mai 1897 eine weitere Steigerung auf 161 erfahren hat.

Man sollte denken, der Mißerfolg der Jusen Kaisha mit ihren Ueberseelinien, der ihr 163000 Yen reines Defizit im letzten Jahre brachte, und die Mühe, welche die Toyo Kisen Kaisha hat, um Kapital zu finden, infolgedessen Herr Asano das Aktienkapital bereits um 1 Million Yen reduziert hat, man sollte denken, sage ich, daß die Schwierigkeit, mit den erfahrenen europäischen Rhedern zu konkurrieren, die Japaner etwas zurückhaltender gemacht hätte. Allein weit entfernt! Der ungestüme Unternehmungstrieb muß seinen Lauf haben. Die Hakodate-Gesellschaft ward im vorigen Jahre gegründet und lief bis jetzt die Westhäfen Navogetsa, Niigata, Aómori, die Häfen von Jesso und Süd-Sachalin, endlich Wladiwostok an. Nun aber streckt man die Hände nach höheren Zielen und will eine regelmäßige Verbindung*) zwischen dem Reich des Mikado und Europa einrichten.

Tokio, Juli 1897.

Das japanische Kabinett von 1898.

Am 10. Januar hat Marquis Ito wieder den Posten des Premierministers in Japan übernommen. Was eigentlich den Sturz des Matsukata-Kabinetts herbeigeführt, ist mit einem Worte schwer zu sagen: eine ganze Reihe verschiedenster Ursachen hat die Unzufriedenheit hervorgerufen, welcher zuletzt Matsukata und sein Anhang erlag. Er wollte über den Parteien ein unverantwortliches Regiment führen, während die öffentliche Meinung in Japan immer stärker verlangt, daß ein Ministerium sich einer bestimmten Partei oder einem Bund von Parteien anzuschließen habe, also mit Hilfe einer Reichstags-Majorität regiere; zweitens sind nachgerade die finanziellen

*) Aus dieser zweiten Linie nach Europa, die bis nach Petersburg laufen sollte, ist nichts geworden.

Schwierigkeiten Japans derart gestiegen, daß eine ernstliche Krisis zu drohen scheint; weiter war die öffentliche Meinung erregt über die Unthätigkeit, welcher sich die Regierung nach der Besetzung Kiaotschaus und Port Arthurs hingab, wie denn begreiflicherweise diese beiden Ereignisse völlig den politischen Hoffnungen der japanischen Jingos zuwiderliefen; endlich hat die Mißverwaltung in Formosa und namentlich die Absetzung des obersten Richters der Insel, Takano's, selbst die loyalsten Unterthanen des Mikado mit großer Entrüstung erfüllt. Takano war nämlich aus irgend einem Grund dem Matsukata-Kabinett mißliebig geworden und daher seines Postens enthoben worden. Da aber in Japan wie bei uns kein Richter absetzbar ist, außer wegen krimineller Vergehen, so erklärte Takano mit einer Energie, die man dem schmächtigen, nervösen Mann nicht zugetraut hätte, die Absetzung sei ungesetzlich, reiste von Tokio, wo er auf Urlaub gewesen, wieder nach Taipeh und nahm dort wie sonst seinen Richterstuhl ein. Die Polizei forderte ihn auf, sich zu entfernen; der Oberrichter weigerte sich und wurde schließlich mit Gewalt aus dem Saale befördert. Takano legte schriftlich Beschwerde beim Justizministerium ein, und als dies erfolglos blieb, wandte er sich an den Mikado selbst. Das Land aber jauchzte dem charakterfesten Manne Beifall, und Vicomte Tani, der Führer der Radikalen im Herrenhause, brachte sofort in der ersten Sitzung (24. Dezember) eine Interpellation über den Vorfall ein. Am selben Tage beschloß der japanische Reichstag ein Mißtrauensvotum gegen das Kabinett und ward prompt aufgelöst — zum vierten Male in seinem achtjährigen Bestehen.

Das schließliche Ergebnis des Konfliktes war, daß Matsukata, nachdem er sich $1\frac{1}{2}$ Jahre seiner Amtsgewalt erfreut, nebst seinen Kollegen sich zurückzog und Ito zum dritten Male die Leitung des Kabinetts übernahm. Sein Busenfreund, Graf Inouye, der als Gesandter damals in Korea war, ein energischer Staatsmann und gewiegter Spekulant, reicher Mäcen, Gelegenheitsdichter und Besitzer eines der schönsten Privat-Paläste Tokios, ist Finanzminister geworden. Das Portefeuille des Auswärtigen ward dem früheren Gesandten in Petersburg, Baron Nischi, anvertraut, und es ist sicher nicht zufällig, daß gerade ein Mann, der mit den Plänen und Hoffnungen der Russen die beste Bekanntschaft hat, zu diesem wichtigen Amte erkoren wurde. Minister des Innern ist Vicomte Joshikawa geworden, der als tüchtiger Verwaltungsbeamter bekannt ist. Den Unterricht hat Marquis Saionji übernommen, ein Daimyo von imponierender Würde, der dabei Humor liebt und für westliche Zivilisation schwärmt. Er ist früher Gesandter in Paris und Berlin (1889—1892) gewesen und hat schon zweimal Ministerposten bekleidet. An die Spitze der Justiz trat Herr Sone Arasuke. Zuerst Kompagnieführer im Revolutionskrieg 1868, dann zu militärischen Studien 1872 nach Frank-

reich entsandt, ist später Herr Sone zum Verwaltungsfach übergetreten, ward Gouverneur eines Ken (Provinz) und 1885 vortragender Rat im Gesetzgebungsbureau. Dann war er erster Sekretär und Vizepräsident des Reichstages und ward 1893 Gesandter in Paris, wo er übrigens keine besonderen Spuren diplomatischer Begabung an den Tag legte.

Ein sehr tüchtiges Mitglied des neuen Kabinetts ist Baron Ito Mijosi. Er ist erst 41 Jahre alt. Er hat den Marquis Ito bei verschiedenen Missionen, z. B. nach Rußland (1882) und China (1885) begleitet und brachte 1895 das Friedensinstrument zum Unterzeichnen nach Tschifu. Er wird neben Prinz Konoje für den begabtesten Führer der jungen Generation gehalten. Baron Sujematsu Kentscho, der Verkehrsminister geworden ist, war früher Redakteur an der offiziösen „Nitschi Nitschi“, hat sich viel mit französischer und englischer Geschichte beschäftigt, war zeitweilig vortragender Rat im Unterrichtsdepartement und ist einer der dreißig Hakase (Ehrendoktor und zwar der Litteratur, wo er diesen Rang bloß mit fünf anderen teilt), die es in Japan giebt. Er ist ein Mann von Charakterstärke und großer persönlicher Liebenswürdigkeit.

Das Portefeuille des Kriegsministers hat Vicomte Katsura erhalten. Zuerst that sich Katsura, kaum zwanzigjährig, in dem Restaurationskriege hervor, machte dann als Zuschauer den Krieg 1870/71 mit und studierte eine Zeit lang auf eigene Kosten in Berlin, kehrte 1875 als Militärattaché dorthin zurück und sah ein drittes Mal Europa in Begleitung Oyama's 1882. Er versteht nach Prinz Konoje am besten deutsch von allen japanischen offiziellen Persönlichkeiten. Er ist von kräftig untersetzter Statur, sehr einfach in seinem Wesen, voll von neuen Ideen, von hervorragender Arbeitslust und -kraft. Er gewann im Dezember 1894 den großen Sieg von Haitscheng und hielt gegen eine achtfache Uebermacht diesen Platz zwei Monate lang unter den schwierigsten Umständen.

Bei der Zusammensetzung des Kabinetts ist bezeichnend, daß je ein Minister ein besonders genauer Kenner je einer europäischen Großmacht ist, während Amerika überhaupt keiner Beachtung für würdig galt. Die Kunde vom Zarenreich vertritt Nischi, Katsura weiß ausgezeichnet in deutschen Verhältnissen Bescheid, Saionsi's Sympathien gehen nach Frankreich, wie er denn die Sprache Talleyrand's vorzüglich beherrscht, nicht aber trotz seines dreijährigen Aufenthalts in Berlin die Goethe's; Sujematsu und Jnouje verstehen englisch, und Ito ist fast gleichmäßig mit allen Weltmächten und ihren Staatsmännern vertraut.

Das Geschick des Landes wird im allgemeinen in tüchtigen und erfahrenen Händen liegen, nur über das zukünftige Gebahren des Finanz-

ministers können Zweifel bestehen. Graf Inouje ist ein schlauer Fuchs und soll selbst öfters durch erfolgreiche Spekulationen Erfolge errungen haben. Gerade die Finanzen sind aber jetzt der kitzlige Punkt Japans.

Frankfurt, Februar 1898.

Gefechte der 3. japanischen Division in der Mandschurei.

General Katsura, dessen Gastfreundschaft ich in Gaiping genießen durfte, beorderte den Stabshauptmann Kothima, einen Schüler General Meckel's, mir einen Ueberblick über die Bewegungen der 3. Division seit dem Ueberschreiten der koreanischen Nordgrenze zu geben. Ein japanischer Dolmetsch, der englisch verstand, übersetzte die Ausführungen des Hauptmanns. Die Croquis wurden gemeinschaftlich angefertigt, zu der Schlacht von Haitscheng lieferte der General selbst eine kleine Zeichnung. Bei der Bearbeitung des so zur Verfügung gestellten Stoffes habe ich die übliche chinesische Aussprache bei Stadt- und Provinznamen beibehalten, bei den Dörfern jedoch, die auf unseren Karten doch nicht verzeichnet sind, die japanische Aussprache gewählt, weil durch das in vier Jahren zu erwartende japanische Generalstabswerk das Publikum doch mit dieser allein bekannt werden wird.

Am 25. Oktober 1894 überschritt General Katsura den Jalu und nahm Chiroen, etwa zwei Tagereisen von der Mündung des Flusses aufwärts. Die Aufgabe der 3. Division war, die Liaotung-Halbinsel in westnordwestlicher Richtung zu queren und so die Einnahme Mukden's und den Marsch gegen Peking vorzubereiten. Das Unternehmen war kühn, denn in der Front und in jeder Flanke der Division waren feindliche Heerkörper, von dem jeder allein an Masse der Division überlegen war. Das südmandschurische Bergland, Jahrhunderte lang eine unbewohnte Oedgrenze zwischen dem himmlischen Reiche und dem Land des Morgenglanzes, ähnlich wie zwischen Sueben und Semnonen zur Zeit Cäsars, ist erst vor einem halben Menschenalter besiedelt worden und liefert kaum der spärlichen einheimischen Bevölkerung, die meist aus Shantung, der Heimat des Confucius, herübergekommen ist, die nötigen Nahrungsmittel. So waren die Japaner ganz auf Magazinverpflegung angewiesen, die durch ein wirksames, ganz nach den Angaben General Meckel's eingerichtetes Transportwesen wesentlich erleichtert wurde. Zudem waren damals Höhen und Thäler der mandschurischen Kette, die in Erhebung, Bodengestalt,

spärlichem Baumwuchs auffallend der Rauhen Alp ähnelt, mit tiefem Schnee bedeckt.

Am 26. Oktober ward das Gebirgsstädtchen Antung erobert. Dann teilte sich die Division. Die 5. Brigade unter Generalmajor Osako vertrieb die chinesischen Truppen aus Taikosan und verfolgte sie weiter gegen Shugan, während die 10. Brigade unter Generalmajor Totsumi ebendorthin über Hushan heranzog. Nachdem die Division wieder vereinigt war, wurde am 17. November Shugan erobert und durch ein Bataillon gesichert. Ein zweites Bataillon ward in Taikosan und Taitomiso verteilt und am 9. Dezember die Verfolgung des Feindes aufgenommen. Anfänglich hatten die chinesischen Streitkräfte, als Katsura's Frontvorstoß sie traf, südwestlich nach Port Arthur sich zurückziehen wollen, allein die zweite Armee unter Marschall Oyama landete an der Südküste des „Schwertes des Regenten" und nahm Port Arthur am 21. November. So blieben den Chinesen nur die westliche Rückzugslinie nach Niuchwang und die nordwestliche nach Mukden. General Katsura verfolgte sie zunächst bis Haitscheng, ungefähr auf der Mitte der Straße nach Mukden, seine linke Flanke durch Oyama gedeckt, die rechte erst einen Monat später durch General Oku mit der 5. Division gesichert.

Nach dem Grundsatze des Getrennt-Marschierens, Vereint-Schlagens ward wiederum eine Teilung vorgenommen. Die nach Nordwest führende Mukdener Straße nahm Katsura selbst mit dem Kerne, auf der westlichen, der Pekinger Straße, marschierte Oberst Sato, die schwer gangbaren nördlichen Gebirgspfade fielen Generalmajor Osako zu. Jeder Teil mußte so ziemlich auf eigene Verantwortung handeln, da drei Tage lang jede Fühlung unmöglich war. Früh am 12. Dezember kamen Osako's Reiter ins Hauptquartier, 12 km vor Shimosan (japanisch Tabakonosho) und sofort beschloß der kommandierende General den Angriff. Um 9 Uhr stieß man auf Widerstand 8 km vor Shimosan, bei den Dörfern Hanokane und Nidogachi (chinesisch Bosángen und Shoki). Getötet und verwundet wurden auf feindlicher Seite 300, auf japanischer 14, und der Feind floh durch Shimosan gegen Haitscheng zu; ein kleiner Teil wandte sich gen Tasicho. Eine Kompagnie blieb in Shimosan; die Division rückte am folgenden Morgen nach Haitscheng gen Norden vor. Das Vorwärtskommen wurde aber immer schwieriger. Viele Pferde glitten aus und erlitten Knochenbrüche, Asche und Stroh half zwar etwas, aber von der Artillerie konnte doch bloß die Fuß- und Gebirgsartillerie verwendet werden. Manche Abteilungen der Division waren zudem erst am Morgen des 13. angekommen und alle Truppen hatten bei dem beschränkten Raume — Biwakholz fehlte —, wo je 15 Leute sich mit $4\frac{1}{2}$ Geviertmetern behelfen mußten, eine schlechte Nacht zugebracht. 2 km südlich Haitschengs hatten

die Chinesen auf einem mäßigen Hügel Verteidigungsstellung angenommen. Dagegen wurde die japanische Fußartillerie aufgefahren und Schützenlinien gebildet, worauf die Chinesen unter die Mauern Haitschengs zurückwichen. Dort war ihre Stellung sehr stark. Auf dem westlich der Stadt gelegenen Hügel hatten sie ihre Infanterie konzentriert, dem Riokosan und dem Tabakasan (san bedeutet Berg), unter den Stadtmauern war schwere Artillerie, auf dem östlich die Stadt beherrschenden Hügel Feldartillerie mit Hodgkinskanonen. Etwa 10 000 Chinesen standen gegen 8000 Japaner. Um 3 Uhr nachmittags eröffnete Generalmajor Oshima das Feuer auf die schweren Batterien mit der Fußartillerie. Sodann überschritt Oberstleutnant Aywara mit einem Bataillon den Niuchwangfluß, der so groß wie die Saale bei Halle, und führte Schützenlinien gegen den östlichen Hügel. Etwas später ging das Bataillon Naydo gegen den Rokosan vor und Oberstwachtmeister Tamura (der in Nancy studiert hat) suchte den Feind in der linken Flanke zu umgehen und zugleich die Rückzugslinie nach Niuchwang (Jinkau chinesisch) abzuschneiden. Die Chinesen wichen zuerst im Osten, dann ward die Garnison, die gar keinen Versuch machte, Haitscheng länger zu halten, und die Infanterie des Riokosan in die Flucht mit fortgerissen, nordwärts der Stadt Liaotung zu. Ein Teil floh nach dem eigentlichen Niuchwang, das von dem fälschlich so genannten Jinkau zu scheiden ist. Niuchwang liegt eine starke Tagereise westlich von Haitscheng. Jinkau, in unseren Karten und Büchern als Niuchwang bezeichnet, zwei kleine Tagereisen (an 65 km) südwestlich von Haitscheng, ersteres 70 km von der Mündung des Liaotungflusses aufwärts, Jinkau 13 km aufwärts.

Haitscheng, am Ende der mandschurischen Berge und am Anfang der großen, bis Peking reichenden Ebene gelegen, ist nicht ganz so groß wie Wesel, aber seine Mauern sind besonders stark. In der Gestalt eines Rechtecks, das meist fast gleichseitig ist, umgeben Mauern von 4—8 Manneshöhen alle chinesischen Städte; die vier Thore sind durch eine besondere Halbmondmauer verteidigt. Dies Umwallungssystem erwähnt der Araber Abu Hassan schon im 9. Jahrhundert als charakteristisch für China; von dort ging dann die Sitte auch nach Korea über. Gegen leichte Artillerie können die ungeheuren dicken Mauern immer noch mit Erfolg verteidigt werden, auch gewähren die engen Gassen bei einem Straßenkampf den Angegriffenen erhebliche Vorteile, allein die Chinesen machten fast nie auch nur den Versuch, einer Belagerung zu trotzen, nach der kleinsten Schlappe ließen sie Stadt und Mauern und Batterien und alles im Stich. Unbegreiflicherweise war das Ostthor von Haitscheng vollends sperrangelweit offen, und so bemächtigten sich die Japaner ohne Mühe der Stadt. In den Händen Katsura's ward nun Haitscheng der wichtigste Stützpunkt der japanischen Operationen im Norden und während 2½ Monaten überhaupt der äußerste Punkt, der von der Land-

armee erreicht wurde, und auch im März, dem letzten Kriegsmonat, ward dieser Punkt nur wenig überschritten. Der lange thatenlose Halt fällt der obersten Kriegsleitung zur Last, jedesfalls konnte die 3. Division, zumal durch Zurücklassen von Besatzungstruppen auf fast die Hälfte reduziert, nicht allein weiter vorrücken, sie hatte im Gegenteil alle Mühe, das Gewonnene zu behaupten, denn jede Seitendeckung fehlte und die Feinde machten die größten Anstrengungen, Haitscheng zurückzuerobern. Von Tientsin nahte die halbe Armee Li Hung Chang's zur Verstärkung. Das Korps in Liaotung erhielt Zuzug aus der Kirin und Heilangchiang (Amer) Provinz und von Südwesten, von Gaiping, marschierte General Tsong heran. Offenbar befürchtete Tsong zwischen Marschall Nodzu und General Nogi, die von Süden, von des Regenten Schwert her sich näherten, und Katsura erdrückt zu werden, und erstrebte daher eine Vereinigung mit den Mandschutruppen in Liaotung, womöglich, um ihrerseits die 3. japanische Division in die Mitte zu nehmen und aus Haitscheng zu vertreiben. Am 17. brach General Tsong gegen Koyatsai auf. Die 3. Division hörte davon durch chinesische Kundschafter in ihrem Solde und setzte sich ebenfalls, nur zwei Bataillone in Haitscheng zurücklassend, am 19. Dezember gegen das in der Ebene gelegene Kogatsai in Bewegung. Dieser Ort, 24 km von Haitscheng entfernt, war inzwischen von Tsong genommen und durch Schützengräben, Verhaue, Schießscharten in den Erdwällen zerstört worden. Ueber den Kanonen waren Dächer aufgespannt, sie vor Schnee zu schützen! Um 11 Uhr hatte sich die Division bei dem Dorfe Simokaka gesammelt. Hauptmann Ishida begann um Mittag den Angriff und stürmte in 40 Minuten das Dorf Bakendshi. Zu gleicher Zeit war die Reiterei, die von Haitscheng gerade westlich vorgegangen war, bei dem Flecken Roka angelangt, wo bloß eine chinesische Kavalleriepatrouille stand, und lieferte der bei Nichisoka stehenden Hauptmasse der feindlichen Kavallerie ein erfolgreiches Gefecht, durch das die nördliche Straße nach Haitscheng den Truppen Tsongs abgeschnitten wurde. Außerdem war am Abend des 18., des vorausgehenden Tages, Oberstleutnant Aywara in der Richtung von Niuchwang gesandt worden, um auch dorthin Tsong den Rückzug zu verlegen. Aywara und Major Fudimoto kamen denn auch bis Nichinidaiso, ganz nahe Niuchwang, als sie aber am Nachmittag des 19. den Kanonendonner im Südosten hörten, kehrten sie um und kamen noch rechtzeitig, um mit der Reserve den Rest der Schlacht auszukämpfen. Unterdeß hatten die chinesischen Batterien ein lebhaftes Feuer auf die japanische Linie von Simokaka bis Bakendshi unterhalten, ohne Schaden zu thun. Südlich von dieser Linie ging nun Generalmajor Osako gegen ein Wäldchen vor Kogatsai vor, wo nur wenige chinesische Vorposten standen, und schickte sich an, die feindliche Infanterie in Shoscho anzugreifen. Er hatte zunächst nur die zweite Batterie zur Verfügung, dann

aber fuhr die erste Batterie etwas nördlich davon auf, sodaß sie gerade vor die dritte Batterie geriet, die in der Folge über die Köpfe ihrer Kameraden weg schoß. Die Chinesen wehrten sich jedoch erbittert noch drei Stunden lang, die untergehende Sonne blendete die Japaner, von denen 400 getötet und verwundet wurden. Eine Kugel zerstörte ein Rad eines japanischen Geschützes und streckte zugleich 5 Kanoniere tot zu Boden; der Sechste hatte die Geistesgegenwart, das Geschütz in bessere Deckung zurückzuziehen. Es war dunkel, als die Japaner endlich in Kogatsai einzogen. Die Chinesen ließen es nicht zum Handgemenge kommen und zogen sich zurück. Sie hatten 4 Kanonen verloren, 300 Tote und 2 Gefangene. Auf dem Schlachtfeld wurden keine Feinde vorgefunden, sondern erst auf der Rückzugslinie, denn die Chinesen schafften ihre Toten und Verwundeten fort, ja, trugen sie auf den Schultern; ihr Gesamtverlust wird auf 2000 geschätzt, ihre Stärke auf 10 000, denen bloß 5 japanische Bataillone gegenüberstanden. 1500 in Bashendji befindliche Feinde wurden durch 500 Japaner überwältigt.

Der Vereinigung Tsongs mit den Generälen in Liaotung war zwar für den Augenblick vereitelt, indes seine Flucht wurde nicht verhindert. Seine Truppen erreichten teils Inkau, teils das östlich gelegene Shogemotui, teils sogar Niuchwang, wohin Tsong selber von Inkau, den Fluß hinauf, gelangte, die Stellung Katsura's in weitem Bogen umgehend. Dieser war inzwischen noch am Abend des Schlachttages, der der blutigste des ganzen Krieges für die Landarmee war, durch den Schnee die 24 km nach Haitscheng zurückmaschiert, ein Bataillon in Kogatsai belassend, um so einen sehr möglichen Ueberfall seines Hauptstützpunktes von Liaotung aus rechtzeitig die Spitze bieten zu können. Die Chinesen versuchten in der That, von dort aus Haitscheng wieder zu erobern, aber erst einen Monat später, am 17. Januar 1895. Die in Liaotung versammelte Macht war bedeutend. Die Provinzialtruppen von Shinking, der südlichen Mandschurei, befehligte General Ju, dessen Garnison Mukden war, die Kerntruppen General Chodchung, die von Heilungchiang General Ifatanga. Dazu waren von Hunan unter General Li (von Li Hung Chang verschieden) gestoßen. Bei den chinesischen Heerführern herrschte fortwährend Eifersucht und Uneinigkeit und sie konnten, selbst wenn ein gemeinsames Ziel vereinbart war, niemals über gemeinsame Maßregeln schlüssig werden und handelten, wie es jedem einzelnen gerade gut dünkte. Im Januar und Februar wurden diese vier Heerkörper weiter verstärkt durch chinesische Truppen, die von dem Kriegshafen Shanhaikwan entsendet wurden; dieselben landeten in einer offenen Rhede westlich von dem zugefrorenen Hafen Inkau. General Godaidjo (die chinesische Aussprache dieses Namens und folgender habe ich nicht erfahren) kam von Peking. General Roshoe von Kwangsi, dessen Truppen sich im Tonkinger Feldzuge so

gut gegen die Franzosen geschlagen. Die Gesamtmacht ward von 50—200 000 geschätzt. Dieser standen 8000 Mann in Haitscheng, etwa 12 000 in Gaiping gegenüber. Dorthin war nämlich im Januar General Nogi, gleich Katsura unter Marschall Nozus Oberbefehl, gekommmen und hatte die Schlacht von Gaiping gewonnen. Nogi schloß sich Oberst Sato an, den Katsura bei seinem Vormarsch gegen Shimosan auf der südlichsten Straße hatte marschieren lassen. Ferner nahte nun von der koreanischen Nordost=Grenze die 5. Division unter General Oku.

Fünfmal versuchten die Chinesen, das feste Haitscheng zurückzuerobern. Am 17. Januar zogen sie bis auf 2 km von Nordosten heran unter Itutama von der Amurprovinz, wurden aber nach kurzem Scharmützel zurückgeschlagen. Die Japaner konnten sie nicht weit verfolgen, weil sie ihren Stützpunkt nicht zu lange verlassen durften, so flohen denn auch die Chinesen nicht weit und erschienen bald wieder auf der Wahlstatt. Am 22. Januar erneuten sie den Angriff von Westen und Nordwesten, 40 000 an Zahl gegen 5000 Japaner. General Shüi, der bei Niuchwang stand, griff einmal sogar mit 3000 Mann Chinesen im Rücken der Japaner südlich von Haitscheng an: wäre dieser Ueberfall geglückt, so wäre die 3. Division von allen Seiten von überlegenen feindlichen Streitkräften umringt und abgeschnitten worden. Am 16. Februar neue Scharmützel im Nordwesten, am 22. Februar im Westen. Endlich war jedoch der Aufmarsch der Japaner soweit gediehen, daß man an weiteres Vordringen denken konnte. So bereitete General Katsura einen Hauptschlag vor. Am Abend des 27. Februar schickte er eine kleine Abteilung in nördlicher Richtung vor, er selbst brach um 2 Uhr nachts am 28. Februar auf und nahm Stellung vor dem Dorfe Nenguho. Zu gleicher Zeit ritt eine Schwadron westlich, die gegen Mittag, als von Niuchwang Heeresmassen anrückten, durch Infanterie von der kleinen Haitschenger Garnison verstärkt wurde. Um 7 Uhr morgens in der Dämmerung wurde zuerst Sensanrikjo durch Generalmajor Oshima, dann, bevor noch die Kunde davon laut wurde, Nenguho durch einen Teil der Brigade Osako überrumpelt. Die Chinesen, die überhaupt Langschläfer sind im Gegensatz zu den früh aufstehenden Japanern, lagen alle in ahnungslosem Schlummer und hatten meist nicht einmal Posten aufgestellt. Die Nacht war mondlos, so hatte der Anmarsch der Japaner im Schnee unbemerkt geschehen können. Nun ging Oberst Tsikamoto und Oberst Shibano, beide von der Brigade Osako, gegen das westlich gelegene Taisoton vor. Dort war aber der Feind durch die Flintenschüsse, die bei der Ueberrumpelung Nenguhos nicht hatten vermieden werden können, geweckt worden, auch war es inzwischen hell geworden. Angesichts des feindlichen Widerstandes ließ die Brigade einstweilen ihre Batterien spielen, zuwartend, wie die Dinge im Nordosten sich gestalteten. Mittlerweile hatte nämlich Major Nuito

die Chinesen von einem Hügel im Norden von Seusarikjo vertrieben und hatte dort eine Batterie in vorteilhafter Stellung auffahren lassen. Die Brigade Oshima rückte bis zu diesem Punkte nach und teilte sich dann. Die Majors Naitu und Judimoto (letzterer stand früher in München und in Potsdam) erstürmten den Flecken Nisitodjoshi im Norden, die übrigen wandten sich westlich und nahmen nach einigem Widerstande um 9 Uhr in Gemeinschaft mit einer von Süden kommenden Abteilung der Brigade Osako einen Hauptstützpunkt der Chinesen in dem Orte Shugám. Von da schwenkten sie nach Westsüdwesten gegen das stark verteidigte Taisoton, das nunmehr kurz nach 10½ den Japanern in die Hände fiel. Sobald die Nachricht hiervon eingelaufen, setzt sich General Katsura nordwärts in Bewegung, zog Osako's Brigade wieder an sich bei Shugan und nahm das hiervon nördlich gelegene Shogodai. Jetzt erscholl Kanonendonner von Osten her und Berichte kamen, daß erhebliche feindliche Massen von Nordosten her aus Liaotung im Anmarsch seien und schon über Tagako hinaus auf 6 km sich Haitscheng genähert hätten. Zu gleicher Zeit rückten, durch den Schlachtenlärm aufmerksam gemacht, chinesische Truppen von Westen her bis auf 4 km an Haitscheng heran, wagten es aber nicht, weiter vorzugehen, als, wie schon bemerkt, ⅔ der kleinen Besatzung, nämlich 2 Kompagnien auf der Straße sie angriffen, und zogen sich langsam wieder zurück. Gegen 2 Uhr nachmittags überschritt unterdessen die japanische Hauptmacht die Straße bei Nisitodjoshi und marschierte ostwärts gegen Seendai. Das Wetter, bisher schon umwölkt, wenn auch klar und still, ward schlimmer, ein schneidender Wind trieb den vorrückenden Japanern Schneewolken wie eine Legion Nadeln ins Gesicht. Schneeflocken im Auge froren augenblicklich dergestalt, daß es oft unmöglich war, die Augen sofort zu schließen. Trotz dieses Hindernisses ward sofort Seendai erobert und der kommandierende General blieb dort die Nacht, während Osako in dem von allen Einwohnern verlassenen Nisitodjoshi Quatier nahm. Von diesen Stellungen aus rückten sie am 1. März weiter nordwärts vor.

Die 3. Division gewann nun Fühlung mit der 5. Division unter Oku und bald darauf mit der 1. unter Jamadji. Ueber die gemeinschaftlichen Schlußoperationen nur wenige Worte noch! Nachdem die 3. Division am 2. März bis auf 1 km von Liaotung vorgerückt und diese Stadt die ganze Nacht beschossen, schwenkte sie südlich, Osako immer in der Vorhut, und ging von Nordnordwesten gegen Niuchwang vor, den Feinden so den Rückzug nach Shanhaikwan und Peking abschneidend. In Gemeinschaft mit der gesamten Division ward Niuchwang um 1 Uhr am 4. März genommen, der Straßenkampf war aber darnach noch sehr erbittert und dauerte bis 11 in der Nacht. Jedes Haus war eine kleine Festung und mußte einzeln erobert werden. Von da südlich bis Koyan, wo die Nachricht von der Kapitulation Jinkaus eintraf.

Die letzte große Aktion, an der die 3. Division teilnahm, war die blutige Schlacht bei Tiendhwangtai. Hiernach nahm die Division Quartiere in und um Kogatsai bis zum 21. April, dann nach 1½ Monate in Gaiping, bis endlich im Juni die Stunde der Heimkehr nahte.

Die Entwicklung Japans.

Nicht nur im staatlichen, sondern auch im wirtschaftlichen Leben äußert sich der Einfluß der Rasse. Wir beginnen daher unsere Darstellung der japanischen Entwicklung mit einem kurzen Ueberblick über die Elemente, aus denen das Volkstum des Mikadoreiches zusammengebraut ist. Die Unterlage lieferten tungusische und finnische Stämme, mithin Verwandte der Magyaren und der einst herrschgewaltigen Mandschu. Hierauf kam ein Stamm der Malayen, jener abenteuerlustigen Wikinger des fernen Ostens. Koreanische und chinesische Einwanderer vermittelten konfucianische und buddhistische Kultur. Aus diesen sehr verschiedenen Bestandteilen ist ein Volkstum erwachsen, das einerseits gleich dem Boden Japans vulkanische Ausbrüche und zerstörende Erdbeben zeitigt, dann aber wieder die konventionellen Formen ruhig starrer Würde aufweist, wie sie dem überwiegend einförmigen Boden Chinas anhaften. Das Beharren und die Konvention ist aber nur äußerer Schein, die innerste Natur des Japaners ist quecksilbrige Rührigkeit, nie rastende Thatenlust, sei es zum Guten, sei es zum Schlimmen, und, was dem Fremden am ersten und am meisten auffällt, eine ganz außerordentliche Anpassungskunst. Das Talent der Anpassung hilft den Söhnen der aufgehenden Sonne über eine Unmenge von Schwierigkeiten hinweg, an denen die Kraft anderer Völker, wie der Türken, der Tibeter, der Kurden erlahmt, allein dasselbe Talent dient auch dazu, um tiefgehende Schwächen zu verschleiern und allzu sorglos Vertrauende in der schnödesten Weise zu täuschen.

Das letzte Menschenalter war die Zeit europäischen Vordringens in allen bisher unerschlossenen Gegenden des Erdballs. Westliche Zivilisation hat die ödesten Wüsten von Australien, die fast unzugänglichen Dschungeln von Siam und Borneo und Adamaua entweder völlig in Beschlag genommen, oder doch wenigstens gestreift. Ueberall aber haben sich die Verkehrsmittel, die Industrie, das Kapital, die Kanonen und die Panzerschiffe des Westens unvergleichlich stärker erwiesen als die einheimischen Institutionen der von abendländischer

Thatkraft betroffenen Reiche. Die einzige Ausnahme von dieser allenthalben in Asien und Afrika zu beobachtenden Erscheinung macht das Land der aufgehenden Sonne. Hier haben sich einheimische Einrichtungen mit westlichen Neuerungen zu unlöslicher Einheit verschmolzen und haben so ein Gebilde erzeugt, wie es früher die ganze Weltgeschichte noch nicht gekannt hat. Es giebt einflußreiche Kreise, die noch jetzt die bereits vollzogene Verschmelzung gern wieder rückgängig machen, die dem Ideal der Westkultur ein neues, geläutertes Ideal einer Ostkultur gegenüberstellen möchten, aber das Rad der Zeit geht über diese Bestrebungen hin und zermalmt sie. Man kann jetzt schon die Japaner als ein halbeuropäisches Volk ansprechen, ja ich behaupte, daß der Unterschied zwischen einem Durchschnitts-Japaner und einem Spanier oder Sizilianer nicht so groß ist, wie zwischen einem Arbeiter einer Kruppschen Fabrik und dem einer sizilischen Schwefelgrube.

Ich möchte nun zunächst einiges über die staatlichen und finanziellen Grundlagen erwähnen, auf denen sich ja jedes Wirtschaftsleben aufbaut. Jedermann weiß, daß in dem letzten Jahrzehnt das Mikadoreich einen ungeheuren Aufschwung erlebt hat, nur darüber ist weniger Klarheit verbreitet, ob dieser Aufschwung ein echter, solider ist, und welche Dauer man sich von ihm versprechen kann. Die gediegensten Einrichtungen des ganzen Inselstaates sind zweifelsohne die militärischen. Das Wachstum des Heeres, das jetzt die Ziffer von 120 000 Mann in Friedenszeiten erreicht hat, und die Vergrößerung der Flotte, für die fortwährend, namentlich in Glasgow und Philadelphia, neue Bestellungen gemacht werden, endlich die Verstärkung der Küstenbefestigungen, wird sicher noch eine ziemliche Reihe von Jahren fortdauern. Diese Maßregeln, die Mittel der Landesverteidigung zu steigern, nehmen naturgemäß wichtige Zweige der Industrie in hohem Maße in Anspruch und gewährleisten denselben eine dauernde, wenn auch beschränkte Prosperität. Zugleich wird, wenigstens auf Jesso, der großen nördlichen Insel des Kaiserreichs, mit der Erhöhung der Garnisonen und der stärkeren Befestigung der Küsten eine ganz erhebliche Kolonisation verknüpft, die meist von der Regierung selbst geleitet und organisiert wird. Mit der Besiedlung Jessos aber geht ein wachsender Handel mit Sibirien und der Mandschurei Hand in Hand.

Die Organisation sowohl des Heeres als auch der Flotte ist vorzüglich und ist jedenfalls der der Nachbarn, Russen, Engländer und Amerikaner, überlegen. Weniger zuverlässig und feststehend sind die staatlichen Einrichtungen. Zwar ist auch hier alles ausgezeichnet, was das verwaltungstechnische Gebiet angeht, was eine nüchterne, rechnerische Anlage voraussetzt. Diese Vorzüge der Verwaltung beruhen zumteil noch auf der Fortdauer chinesischen Musters, dagegen ist das rein politische Leben mehrfachen Stürmen

ausgesetzt. Der japanische Staat ist ungefähr im 6. Jahrhundert n. Chr. entstanden, er setzte sich aus einer Reihe mehr oder weniger ausgedehnter Feudalstaaten zusammen, aus denen im Lauf der Jahrhunderte der Mikado und sein Hausmeier, der Schogun, den Einheitsstaat schufen. Im Jahre 1868 gelangte der Mikado zur Alleinherrschaft, und hiermit wurde die Grundlage zu einem Rechtsstaate mit zentralisierender Bureaukratie gelegt. Die sprachlichen, gewohnheitsrechtlichen, kommerziellen und sonstigen Unterschiede der einzelnen Gaue, die mit den früheren Feudalstaaten gleichbedeutend, bestehen zwar in der Gegenwart noch fort, indessen hat, begünstigt von dem alldurchdringenden Verkehr der Neuzeit, mit großer Kraft eine Nivellierungsarbeit eingesetzt, die jene Unterschiede zu verwischen trachtet. Zunächst wurde die politische Arbeit von dem selbstherrlichen Mikado allein mit Hilfe unverantwortlicher Ratgeber vollbracht. Dann bildete sich ein Kabinett aus, das allmählich den Herrscher entlastete und eine verantwortliche Regierung einleitete. Im Jahre 1889 wurde dem Lande eine Konstitution verliehen, und das Jahr darauf begannen die Tagungen des ersten japanischen Parlamentes. Das Wahlsystem Japans begünstigt überwiegend den Adel der Geburt, in zweiter Linie die Aristokratie des Geistes und in dritter die Plutokratie. Die Wahlbefähigung ist sehr beschränkt. In einer Handelsstadt wie Yokohama ist bloß ein Bürger von 200 zum Wählen berechtigt. Die Zahl der Abgeordneten des Unterhauses beträgt beiläufig 800, die des nach preußischem Muster eingerichteten Herrenhauses bewegt sich in der Höhe von 100. Gleich nach dem ersten Zusammentritt der gesetzgebenden Körperschaften des Kaiserreichs begannen heftige Reibereien mit der Regierung, die bis zum heutigen Tag, bald vermindert, bald gesteigert, fortdauern. Entsprechend dem jähen Wechsel, der dem japanischen Volkscharakter eigentümlich ist, waren auch die Wandlungen der mit dem parlamentarischen System entstehenden Parteien ebenso häufig wie unvorhergesehen. Es handelt sich bei den ewigen Schwankungen, denen das japanische Parteileben ausgesetzt ist, in der Regel keineswegs um Prinzipienfragen, sondern lediglich um Persönlichkeiten. Das einzige Prinzip, das etwa in Frage käme, ist das Ringen nach weiterer Demokratisierung des Staatslebens. Der von Ito, Mazukata, Yamagata und Genossen aufgestellte Grundsatz nähert sich außerordentlich den in Deutschland herrschenden Gepflogenheiten, insofern die Berufung der Minister als ein souveränes Recht der Krone gilt, auf das die Volksvertretung keinen Einfluß irgendwelcher Art auszuüben berechtigt sei. Der gegenteilige Grundsatz, den Okuma und die Staatsmänner der jüngeren Schule vertreten, erstrebt eine Abhängigkeit des Ministeriums von dem in der Parlamentszusammensetzung sich offenbarenden Ergebnis der Wahlen in der Weise, wie es in Großbritannien und Frankreich üblich ist. Bis jetzt haben die Anhänger der freien Verfügung der Krone

einigermaßen die Oberhand behauptet, doch scheint es kaum einem Zweifel unterworfen, daß der Sieg der Gegner nicht mehr viele Jahre auf sich wird warten lassen. Im übrigen gleicht das politische Leben des Inselreiches einem Kartenspiel: die Karten werden zwar fortwährend gemischt und kommen stets in andere Hände, aber dieselben Buben und Damen kommen immer wieder zum Vorschein. Seit über einem halben Menschenalter sind es dieselben Staatsmänner, von denen die Geschicke des Landes gelenkt werden. Dabei ist noch besonders auffallend, daß dieselbe Persönlichkeit mit den allerverschiedenartigsten Aemtern der Reihe nach betraut wird, gleich als ob ihre individuelle Fähigkeit unerschöpflich wäre und für jeden Beruf gleich geeignet. Ein Herr, der gestern Finanzminister war, wird heute Kriegsminister, tritt morgen an die Spitze des Unterrichts und erhält übermorgen das Portefeuille des Ackerbaues. Es liegt auf der Hand, daß ein derartiger Wechsel nicht zum Besten der betreffenden Abteilungen gereichen kann. Außerdem ist der Wechsel meist übertrieben rasch. Innerhalb fünf Jahren sah einmal das Kaiserreich nicht weniger als vier Ministerpräsidenten, innerhalb zwei Jahren hatte Formosa drei verschiedene Statthalter. Das einzige Departement, das verhältnismäßig gute Beständigkeit aufweist, ist das der äußeren Politik, in der die Japaner mit der äußersten Vorsicht, ja oft mit übergroßer Langsamkeit vorgehen. Es kommt sogar nicht selten vor, daß bei besonders schwierigen Angelegenheiten Führer der eben gestürzten Parteien zu den Beratungen des am Steuer befindlichen Kabinetts zugezogen werden, um alle vorhandenen Kapazitäten auszunutzen und nur ja keinen Mißgriff zu begehen. Das Getriebe der inneren Politik entbehrt hingegen einer derartigen Beständigkeit und Solidarität, und es fehlt dann nicht an gefährlichen Stürmen, auch kann, während die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wohl ausnahmslos von gemeineren, selbstsüchtigen Interessen unberührt bleibt, die innere Politik von dem Vorwurf der Korruption, der Interessen- und Nepotenwirtschaft nicht freigesprochen werden. Durch diese Verhältnisse wird namentlich auch das industrielle und kommerzielle Leben oft in Mitleidenschaft gezogen.

Es ist nun allerdings noch ein dritter Faktor zu berücksichtigen, der möglicherweise einmal den Ausschlag geben kann, nämlich das Volk und die öffentliche Meinung. Schon nach der Intervention von Schimonoseki war die öffentliche Meinung über die Nachgiebigkeit der Regierung derartig erregt, daß Aengstliche ein Ueberschäumen der gärenden Elemente besorgten. Eine Reihe von Offizieren beging sogar Selbstmord unter der ausdrücklichen Begründung, daß dies aus Verdruß über die schwächliche Haltung des Morgensonnenlandes gegenüber den brutalen Westmächten geschehe. Augenblicklich ist das Volk wiederum außerordentlich gegen Rußland erregt, und es ist nicht völlig ausgeschlossen, daß die Zurückhaltung der Reichsbehörden von einer tief-

gehenden allgemeinen Bewegung über den Haufen geworfen werde und selbst gegen den erklärten Willen der maßgebenden Männer ein Krieg mit Rußland ausbreche.

Bei der Finanzgebarung des Staates sind am deutlichsten jene beiden so verschiedenartigen Eigenschaften zu beobachten, die bei den Japanern wie gesonderte Ströme neben einander herlaufen, nämlich der an chinesische Muster sich anlehnende Geist der befriedigenden Regelmäßigkeit und kalkulatorischer Strenge, und auf der anderen Seite ein Geist der Unzuverlässigkeit, vertuschender Heuchelei, des Leichtsinns und abenteuerlicher Spekulation. Bis um Kriege von 1894 waren die Staatsfinanzen in bester Ordnung. Die Staatsschuld war überwiegend aus der Ablösung erwachsen, die dem Kleinadel für den bisher ihm von den Bauern geleisteten Zehnten regierungsseitig ausbezahlt worden war. Der Krieg erforderte ein im Inland aufgenommenes Anlehen von 300 Millionen Yen. Der Yen ist seit der Einführung der Goldwährung (1897) ungefähr 2,07 M., allein selbst zwei Jahre noch nach dem Kriege erhob sich die gesamte Staatsschuld auf nicht mehr als eine Milliarde. Seitdem ist nun eine recht erhebliche Aenderung eingetreten, und es hat sich die Lage der japanischen Finanzen ganz bedeutend verschlechtert. Das Budget, das vor dem Kriege noch keine 100 Millionen Yen erreichte, stieg bis auf 290 Millionen. Die Kriegsentschädigung von rund 345 Millionen Yen, die voll von China ausbezahlt worden ist, verschwand mit unheimlicher Geschwindigkeit in dem gähnenden Schlund des überschnell anwachsenden Militäretats. Formosa, auf dem sechs mehr oder minder schlimme Aufstände ausbrachen, hat bis zum heutigen Tage über 130 Millionen Ausgaben erfordert. Der Ehrgeiz, eigene Dampferlinien nach Australien (1895), Europa (1896) und Amerika (1898) einzurichten, zwingt zu jährlichen bedeutenden Subventionen, die den Dampfergesellschaften aus der Staatskasse zufließen. Für die Kolonisation in Jesso werden nicht minder beträchtliche Summen ausgegeben. Mehrere neue Eisenbahnen, die fast ganz, wie die Linie quer durch Nord-Hondo, oder teilweise strategischen Zwecken dienen, werden nur auf Staatskosten gebaut. So kam es, daß die Finanzen mehr und mehr in eine bedrohliche Enge gerieten. Man hat dem steigenden Geldbedürfnis zunächst durch erhöhte oder neue Steuern abhelfen wollen. Davon brachte die Steuer auf Sake (Reisschnaps) allein den hübschen Posten von 32 Millionen Yen, sodann aber vermehrte man die Staatsanleihen. Es heißt, daß die Goldwährung eigens nur deshalb eingeführt wurde, um das westliche Kapital, das sich bisher infolge des ungeheuren Schwankens der Silberpreise naturgemäß spröde verhalten hatte, dem Mikadoreiche geneigter zu machen. Der erste Erfolg war eine unmittelbar darauf abgeschlossene Anleihe in der Höhe von 40 Millionen Yen, welche die in Yokohama ansässigen Herren Samuel

& Co. für das Haus Rothschild den Japanern vermittelten. Eine weitere Anleihe wurde später auf dem Londoner Platze aufgenommen. Die Bedingungen waren noch verhältnismäßig günstig, obwohl bereits unter Pari. Sehr rasch wuchsen jedoch die japanischen Anforderungen in solchem Maße, daß selbst der starke britische Geldmarkt von seiner Willfährigkeit zurückging und der letzte Versuch einer Anleihe, der 1901 erfolgte, vollkommen scheiterte, und trotz aller Garantien, die die Kaiserliche Bank von Japan übernommen hatte, die Ratgeber des Mikado sich genötigt sahen, die Anleihe ganz und gar zurückzuziehen. Die Steuerbelastung, die aus jenen Mehrbedürfnissen hervorging, ist bereits so drückend geworden, daß eine radikale Zeitung, der Nippon, einmal eine Andeutung machte, für die er auch prompt suspendiert wurde, des Inhalts, daß es sich unter den Schogunen besser gelebt hätte, als unter dem strengen Regiment des Mikado.

Zu der privaten Geldgebarung und Verläßlichkeit übergehend, müssen wir vor allem bemerken, daß dieselbe nicht von Fall zu Fall, sondern auch von Stadt zu Stadt verschieden ist. Im übelsten Ansehen stehen die neugegründeten, von der Hefe des Volkes erfüllten, aber gerade für den Außenhandel wichtigen Hafenstädte, wie Kobe und Yokohama. Dagegen erfreuen sich die Kaufleute alter Handelsstädte, wie namentlich Osakas, die auf eine Tradition von mehreren Jahrhunderten zurückschauen, durchgehends eines gediegenen Renommees. Allein selbst in dem Horte kaufmännischer Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, selbst in Osaka ist kürzlich folgender Fall vorgekommen. Ein dortiges angesehenes Bankhaus hatte gegenüber der örtlichen Filiale der russisch-chinesischen Bank eine Bürgschaft geleistet. Die Bürgschaft verfiel, und die Russen forderten sie ein. Nun wollten aber die Japaner nicht zahlen und verfielen zur Beschönigung ihres allen Gesetzen und Gebräuchen Hohn sprechenden Vorgehens auf den unglaublichen Ausweg, zu behaupten, der Chef, der doch sonst immer verantwortlich zeichnete, habe für diesen speziellen Fall keine Instruktion gehabt. Kurz, man lehnte es ab, der Verbindlichkeit nachzukommen. Die ganze Bank- und Kaufmannswelt von Osaka verdammte den Schritt, aber es handelte sich um 230 000 Yen, und die Aktionäre billigten die Desavouierung des Direktors. Ein früherer Premierminister, Okuma, erklärte öffentlich, es könne wirklich niemand wundernehmen, wenn das fremde Kapital zögere, sich mit Japan zu befassen, da noch derartige Vorkommnisse möglich seien. Die Erfindungsgabe der Söhne der Morgensonne, wo immer es gilt, den Barbaren des Westens ein Schnippchen zu schlagen, ist ganz erstaunlich. In Yokohama hatte eine englische Firma einen erheblichen Posten Seide bestellt. Frist: drei Monate. In der Zwischenfrist stiegen die Preise, und der Banto, der einheimische Mittelsmann, weigerte sich, den Posten abzuliefern. Die Firma wurde klagfällig, und ein japanisches Gericht entschied zu ihren

Gunsten. Man sollte meinen, damit wäre die Sache beendet gewesen, allein weit gefehlt. Gegen den Gerichtsspruch konnte der Banto nichts machen, aber ein sinnreiches, viel wirksameres Mittel stand ihm zu Gebote. Er organisierte einen umfassenden Boykott gegen die Firma und erreichte dadurch, daß die in die Enge getriebenen Briten nach einigen Monaten von selber um Gnade flehten. Und der Gipfel war, daß die geschädigte Firma noch die Kosten des recht opulenten Versöhnungsmahles aufzubringen hatte.

Im großen ganzen ist Japan ein armes Land, vor fünf Jahren schätzte Graf Okuma den Gesamtwohlstand des Kaisertums auf $^1/_{30}$ von dem Großbritanniens. Fast $^7/_8$ des Landes ist von steinigen, unfruchtbaren Gebirgen eingenommen, und die bebaute Fläche bringt meist einen geringen Ertrag. Eine Ausnahme machen die von Theebau und Seidezucht okkupierten Gegenden. Bis vor einem Menschenalter war Japan fast ausschließlich auf Ackerbau gestellt. Selbst die Viehzucht spielte eine ganz unbedeutende Rolle, da die Japaner sehr wenig Fleisch genießen. Auch die Pferdezucht lag im argen, und die Jagd war und ist von wenig Belang. Seit der Restauration aber sind drei neue Erwerbsquellen hinzugekommen. Die großen Mineralschätze, die früher kaum ausgebeutet wurden, sind durch westliche Methoden erschlossen worden und haben Reichtümer geliefert, an die niemand im entferntesten gedacht hatte. Der Handel, ebenfalls erst durch die Berührung mit dem Westen zu voller Thätigkeit erwacht, hat die Erträge des Ackerbaues und der Minen zur Geltung gebracht und ausgedehntere Produktion verursacht. In jüngster Zeit endlich, seit etwa zehn bis fünfzehn Jahren, hat sich dennoch eine größere Industrie entfaltet, die sich, außer in dem überwiegend alte Traditionen fortsetzenden Kunstgewerbe, ausschließlich an westliche Vorbilder anlehnt. Von den Mineralien sind am wichtigsten die Steinkohlen, deren Hauptfundort bei Moji ist, in der Nähe der Straße von Schimonoseki. Japanische Kohle ist bereits, obwohl der Newcastle Kohle bedeutend nachstehend, ein Exportartikel von der größten Bedeutung. Die einzige Kohle, die ihr augenblicklich Konkurrenz machen könnte, ist die von Sachalin, während die chinesischen Kohlenfelder zwar umfangreicher sind als alle andern der Welt, aber zur Zeit außer den Minen von Kaiping noch zu wenig erschlossen sind. Gering ist die Ausbeute an Gold, belangreicher ist Silber und Blei, am wichtigsten aber sind die japanischen Kupferminen, deren es vier hervorragende giebt. Auch wird eine ziemliche Reihe von Edelsteinen gefunden. Sehr ergiebig ist das Vorkommen von Schwefel, da ja das halbe Inselreich von Norden bis Süden vulkanischer Natur ist. Im Liukiu-Archipele bestehen einige kegelförmig sich aufbauende Inseln so gut wie völlig aus reinem Schwefel, so das bei Okinawa belegene „Ioschima“, d. i. die Schwefelinsel, auch Nordformosa hat einige Stunden nordöstlich von der Mündung des

Taiwan-Flusses Schwefelgruben, wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann. Bei der Weltkonkurrenz der Standard Oil Co., des russischen Naphtas von Baku und des Langkatpetroleums von Borneo fällt es sehr ins Gewicht, daß auch das japanische Erdöl als Mitbewerber aufzutreten sich anschickt. Es giebt Vorkommen auf Kiuschu, im Innern von Hondo, und neuerdings sind Quellen auch auf Jesso angebohrt worden. Weiter im Norden hat man jüngst auch auf dem russischen Sachalin Quellen entdeckt, die reichhaltig sein sollen. Von besonderem Interesse ist das Petroleum von Jesso — südöstlich von Asahigawa im Mittelpunkt der Insel — weil sich dort Amerikaner an die Ausbeutung gemacht haben (seit Frühling 1901). Die Standard Company ist eifrig bestrebt, ihre Polypenarme auch über Japan auszustrecken.

Die vielversprechende Entwickelung der japanischen Minen ist nur durch den großen Aufschwung ermöglicht worden, den das Verkehrswesen im Inselreiche genommen hat. Zwar hatten schon die Schogune, wie alle despotischen Herrscher seit den Achämeniden und den Inka von Peru, eine vortreffliche Post eingerichtet, aber die Neuzeit brachte den Japanern Eisenbahn und Telegraph. Im Jahre 1873 wurde die erste Eisenbahn fertig, die von Yokohama nach dem westlich gelegenen Schizuoka (am Fujiyama) führt. Gegenwärtig giebt es beiläufig 5500 km von Bahnlinien, davon nicht ganz die Hälfte dem Staate gehört und der Rest Privatgesellschaften. Der Betrieb ist im allgemeinen recht gut. Nur verspäten sich nicht selten die Züge um halbe, ja ganze Tage. Die Wagen sind zwar nicht besonders bequem und für unseren Geschmack außerordentlich einfach und nüchtern, entsprechen aber vollkommen den Bedürfnissen des Landes. Die Beamten sind durchweg äußerst zuverlässig, redlich, weder für Bestechungen noch auch nur kleine Trinkgelder zugänglich und in der Regel höflich und zuvorkommend. Die Restaurationen sind bedeutend besser als z. B. die der englisch-indischen Bahn, denen auch sonst die japanischen mit Vorteil gegenübergestellt werden können. Dagegen ist weder Verpflegung noch der Betrieb so gut wie in Russisch-Asien, wo auch eine weitgehende, besonders im Güterverkehr sehr merkliche Korruption der Beamten vorherrscht. Der Aufschwung der Verkehrsmittel war von dem der Post begleitet.

Der Steigerung des Landverkehrs entspricht ein gleiches Wachstum seewärts. Der Handel Japans hat sich seit der Restauration im Werte ungefähr versechsfacht. Der Außenhandel betrug:

1868 60 Millionen Yen 1901 510 Millionen Yen.

Bei dieser Zusammenstellung ist zu beachten, daß der Wert des Yen fortwährend geschwankt hat. Er war in den Zeiten hoher Silberpreise gleich 6 Mark, seit dem furchtbaren Silbersturz von 1893 fiel er beständig, bis er zwei Jahre darauf einen Tiefstand erreichte, der im März noch unter 2 Mark

herunterging. Seit der Einführung der Goldwährung wurde, wie schon oben angedeutet, der Yen auf 2,07 Mark fixiert. Den Hauptanteil an dem Außenhandel hat Großbritannien, dann folgen die Vereinigten Staaten, China, in weiterem Abstande Deutschland und die anderen Staaten. Im Jahre 1900 gestaltete sich das Verhältnis folgendermaßen:

	Einfuhr nach Japan			Ausfuhr von Japan		
Großbritannien	71	Millionen	Yen	11	Millionen	Yen
Britisches Reich mit Kolonien	105	„	„	64	„	„
Vereinigte Staaten	61	„	„	50	„	„
China	28	„	„	30	„	„
Deutschland	27	„	„	3,4	„	„
Frankreich	8	„	„	18	„	„

Von Japan wird fast nur Thee, Seide und Gegenstände des Kunstgewerbes ausgeführt. Der Thee, der unserem Gaumen wenig zujagt, geht beinah ausschließlich nach den Vereinigten Staaten; ich könnte mir jedoch ganz gut denken, daß er, wenn nur mit zäher Energie eingeführt, auch in Deutschland einen ganz guten Absatz finden würde. Wenn man sich einmal an ihn gewöhnt hat, schmeckt er vorzüglich und ist namentlich nach körperlicher Anstrengung ein köstliches Erquickungsmittel. Es würde sich dabei um Millionen handeln; es käme eben auf einen Versuch an. Von der Ausfuhr nach Japan sind für uns am wichtigsten Maschinen und Eisenwaren. Es wurden von diesem Artikel aus Deutschland ausgeführt:

1898 3,5 Mill. Mark 1899 2,2 Mill. Mark 1900 3,1 Mill. Mark.

Von Stoffen und fertigen Gewändern führten wir aus:

	Flanell			Wolle		
1898	2,4	Millionen	Mark	2,8	Millionen	Mark.
1899	0,7	„	„	1,3	„	„
1900	1,7	„	„	1,9	„	„

Papier kam 1900 von Deutschland im Werte von 3 Millionen Mark, Eisen- und Stahlwaren erreichten $^1/_2$ Million, Eisenbahnschienen $^1/_4$ Million, Roheisen 1 Million, Lokomotiven $^1/_2$ Million. Von anderen deutschen Artikeln sind noch Baumwoll-, Satin- und Shirtingwaren, ferner Chemikalien, Musikinstrumente und Arzneimittel zu nennen.

Der Handel mit Deutschland hat in den letzten Jahren ungeheuer zugenommen. Vor dem Kriege betrug er nur beiläufig 22 Millionen Mark, im letzten Berichtsjahre war er schon auf 63 Millionen angeschwollen. Diese Thatsache ist um so mehr hervorzuheben, als unsere Staatsmänner und Volkswirtschaftler beständig auf China als unsern Hauptmarkt der Zukunft hin-

wiesen, während sie den Verkehr mit Japan beinahe zu einer quantité négligeable herabzudrücken suchten. Man weiß, daß bei den Gründen, die unsere Intervention von Schimonoseki veranlaßten, die Freundschaft für China und die Hoffnung auf wachsenden Gewinn aus dem chinesischen Geschäft eine nicht geringe Rolle spielte. Thatsächlich steht der Gesamthandel Japans von beiläufig 1150 Millionen Mark im Jahre 1901 gar nicht so sehr gegen den Außenhandel Chinas von rund 1400 Millionen Mark zurück. Ein anderer Grund, der zu Gunsten der Intervention geltend gemacht wurde, war die Besorgnis, daß die rührigen Japaner den europäischen und insbesondere den deutschen Kaufmann durch billige Arbeit unterbieten, ihn ernstlich schädigen und zuletzt gänzlich zurückdrängen möchten. Herr v. Brandt und andere Publizisten malten die Gefahr, die unserer wirtschaftlichen Zukunft von Japan her droht, in den düstersten Farben; so wurde viel Aufhebens gemacht von den japanischen Zündhölzern, die schon damals bis Singapore und Bombay vorgedrungen wären und das deutsche Fabrikat vom Markt entfernt hätten. Ich habe schon kurz nach dem Kriege darauf hingewiesen, daß steigender Nachfrage ein Steigen der Preise und der Arbeitslöhne zu folgen pflege; das ist völlig so eingetreten. Die japanischen Hungerlöhne, die uns beständig als Schreckbild vorgehalten wurden, sind bereits bis um 200 Prozent gewachsen, ja sogar die Epidemie der Arbeiterausstände hat sich bis nach dem Reich des Mikado verbreitet. Auch fehlte viel daran, daß die sanguinischen Hoffnungen der Japaner auf die Ausbreitung ihrer Industrie im Auslande erfüllt wurden. Gleich nach dem Kriege hieß es, in Shanghai seien Abmachungen perfekt geworden, denen zufolge in kürzester Frist sich Webereien mit nicht weniger als einer Million Spindeln in jenem Hafen erheben würden. Noch nicht die Hälfte der Million ist bis zum heutigen Tage erstellt worden. Ein wichtiges Argument kommt hier noch hinzu. Was Reuleaux einst von deutschen Fabrikaten sagte, „billig und schlecht“, das kann mit weit größerem Rechte auf die heutigen japanischen Sachen angewendet werden. Man kann zwar einen Koffer in Yokohama oder Nagasaki für einen Thaler kaufen, aber er ist morgen schon entzwei. Von sieben japanischen Schwefelhölzern zündet nur eines; dies haben die Kunden füglich denn auch gemerkt, und der Verbrauch jener Hölzchen, der einmal bis auf 13 Millionen Mark gestiegen war, ist letzthin stark zurückgegangen. Schließlich haben, wenn die Gesamtziffer des japanischen Außenhandels beständig im Wachsen begriffen ist, die westlichen Kaufleute vielleicht mehr Nutzen davon als die einheimischen. Eines allerdings ist in hohem Maße geeignet, die fremde Einfuhr nach dem Inselreiche zu erschweren, nämlich die Erhöhung der Zölle. Japan ist ein souveräner Staat und kann nach Belieben sich dem Freihandel oder einem Hochschutzzollsystem zuwenden. Seit einigen Jahren hat es unverkennbar die Bahn eines hohen

Zolltarifes eingeschlagen. Von seinem nationalen Standpunkt aus kann man das durchaus nicht ungerechtfertigt finden, jedenfalls hat sich die eigene Industrie darunter erstaunlich entwickelt. Selten trinkt noch jemand deutsches Bier, da die einheimischen Brauereien, deren es je eine in Sapporo, Sendai, Yokohama und Kobe, zwei in Osaka und drei in oder bei Tokio giebt, den Durstigen ein gutes und schmackhaftes Bräu liefern, dessen Preis sich fast um die Hälfte billiger stellt. Messer, Hausgeräte, Schuhwerk, Uhren, alle die kleinen Utensilien des täglichen Lebens, werden in befriedigender Qualität von den Japanern selbst hergestellt, auch macht sich bereits in schwierigeren Artikeln ihre Konkurrenz sehr bemerkbar. Es wird nicht lange dauern, so werden die deutschen Arzneien völlig vom dortigen Markte verdrängt und durch einheimische ersetzt. Man ist daran gegangen, selbst Lokomotiven, ja sogar ganze Schiffe, allerdings nur bis etwa 800 t, im Inland herzustellen, allein auch hier ist die Aufmerksamkeit auf zwei Hindernisse zu lenken, die sich einem allzu raschen Aufschwung japanischer Industrie entgegenstemmen. Das eine ist die mangelhafte Ausbildung und die minderwertige Anlage des japanischen Arbeiters. Derselbe ist ja wohl recht flink und begreift schnell, aber er ist fahrig, unzuverlässig, abenteuerlich und außerordentlich unstet, auch hat er zu wenig Achtung vor dem Wert der Zeit, vor dem von Instrumenten, sowie überhaupt vor dem ganzen Fabrikbetrieb, wie denn des Samurai Verachtung aller Arbeit noch in ihm spukt. Wenn er in Erregung gerät, so wirft er wohl im Zorn irgend ein kostbares Instrument zu Boden. Der amerikanische Besitzer einer Uhrenfabrik in Osaka sah eines Tags, wie einer seiner Arbeiter einen kostbaren, eben erst von Amerika eingeführten Apparat benutzte, um einen verbogenen Kupferheller gerade zu schlagen! Der Apparat, der über 1000 Mark gekostet, war unbrauchbar geworden; die betreffende Fabrik hat übrigens Bankerott gemacht. Das zweite Hindernis ist der Mangel an einheimischem Kapital. Ganz gewöhnlich bezahlt der Japaner 12 Prozent bei Darlehen, der Zinsfuß erhebt sich nicht selten bis auf 30 und 40 Prozent. Die zwei oder drei bedeutendsten einheimischen Banken fordern allerdings nur 7 ½ Prozent, aber geben auch nur Geld an die bewährtesten und sichersten Kunden. Die allgemeine Geldknappheit, die eigentlich immer in Japan bestanden hat, außer gerade in dem ersten Jahre nach dem Frieden von Schimonoseki, hat sich seit Sommer 1901 ganz besonders zugespitzt und ist einmal beinahe zu einer Panik geworden, da an 50 kleinere Banken zugleich fallierten, aber selbst wenn die japanische Industrie immer stärker anwächst, wie es zweifellos den Anschein hat, so braucht dies durchaus nicht ein Nachteil für uns zu sein, denn je leistungsfähiger und wohlhabender ein Volk wird, um so mächtiger schwellen auch seine Bedürfnisse an, je mehr die eigene Industrie erstarkt, um so mehr, schon allein an Maschinen und Maschinen-

bestandteilen, bezieht sie von der fremden. Allerdings fragt es sich noch bei dem Außenhandel, ob sein Nutzen mehr einheimischen oder auswärtigen Kaufleuten zu gute kommt. Die Frage ist in China sehr gerechtfertigt, wo in der That die chinesischen Groß- und Kleinhändler daran sind, die Europäer und Amerikaner immer mehr in ihrem Besitztum zu beschränken. Auch in Japan ist ein allmähliches Erstarken des einheimischen Elementes zu beobachten, allein bis jetzt hat der fremde Kaufmann und das fremde Kapital seinen Platz nicht nur zu behaupten, sondern auch beständig zu vergrößern verstanden, daher darf auch der deutsche Export auf einen auch späterhin erfolgreichen und aller Wahrscheinlichkeit nach stets wachsenden Verkehr mit Japan hoffen.

Hannover, März 1902.

Die russischen Pläne in Ostasien.

Das Prachtwerk des Fürsten Uchtomsky über die Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland (übersetzt von Dr. Brunnhofer, Brockhaus, Leipzig) liefert wertvolle Beiträge zu der Art des Vordringens der Russen in Ostasien. Der interessante Verfasser des Werkes, Fürst Uchtomsky, ist ein kleiner untersetzter Mann mit struppigem Barte und rauhen Zügen. Auf den ersten Anblick hin würde man weder auf den Fürsten noch den Gelehrten schließen. Nur die funkelnden Augen verraten die ungewöhnliche Regsamkeit und Energie des Mannes. Gegenwärtig ist der Fürst nicht bloß der Busenfreund des Zaren*), sondern auch der eifrigste Verfechter der Vergrößerung Rußlands. Daß seine Ansichten vom Zaren, wenn auch nicht ohne weiteres aufgenommen, so doch wenigstens geduldet und gelegentlich auch unterstützt werden, das verleiht dem vorliegenden Buch seinen größten Wert. Es ist eine politische Kundgebung. Daneben ist es auch ein Kunstwerk, das durch die Mannigfaltigkeit und Farbenpracht der behandelten Stoffe, durch die geschickte Darstellung und die vorzüglichen Bilder, endlich durch das dramatische Element vieler Auftritte und den großen Stil der Gesamtauffassung und Darstellung jeden Leser anziehen muß. Für uns kommt in erster Linie das Politische in Betracht. Der Verfasser wünscht, daß Rußland an Dschingis-Khan und Tamerlan anknüpfe und deren Erbschaft übernehme. Er

---

*) Letzthin jedoch als „zu liberal“ unbeliebt in Hofkreisen geworden.

spricht von der Weltmission Rußlands und erklärt, daß dessen Herrschaft über Asien von der Vorsehung gewollt sei. Die innere Begründung solcher Mission findet er darin, daß seine Landsleute die besten Kolonisten seien und den Asiaten am besten zu behandeln verständen. Das Zarenreich sei das freieste der Welt, da ja sonst überall Rassenstolz herrsche und selbst in Amerika Chinesentum und Buddhismus keinen Platz erlangen konnten, während in Rußland die weitestgehende Gleichberechtigung aller Rassen herrsche. Die auffallende Gegenüberstellung ist in der That nicht ungerechtfertigt. Ein indischer Rajah kann niemals britischer Reichsbeamter werden, aber irgend ein Armenier, Tartare oder Burjäte kann zu den höchsten Stellen im russischen Reich sich emporschwingen. Ein Georgier, Fürst Imeretinski, ist Statthalter von Warschau geworden, der berühmte General Bagration stammte aus einer alten armenischen Familie.

In dem Bestreben, geeigneten Boden für russische Entwürfe für Süd- und Ostasien überall zu erkennen oder neu zu schaffen, entdeckt Uchtomsky in Indien, Siam und China lauter politische Märtyrer, die von den Engländern Unbilden erlitten haben und deshalb mit den Russen sympathisieren sollen. Er weist darauf hin, daß buddhistische Pilgrime, die von russischem Gebiet zu den Lamas der Mongolei und Tibets wandern, in Mittelasien die Herrlichkeit des weißen Zaren verbreiten. Er wünscht, daß mehr russische Reisende Siam besuchen, um sich „geistig und praktisch“ mit ihm in nähere Beziehung zu setzen.

Die Franzosen begrüßt er als Helfer der russischen Pläne im fernen Osten, ohne jedoch dagegen blind zu sein, daß die Franzosen selber von Cochinchina und ihrem ganzen indochinesischen Reiche bis jetzt blutwenig gehabt. Tonking allein hat ihnen 700 Millionen Franken gekostet. Der Verfasser kann es sich nicht hier versagen, einen mißgünstigen Seitenblick auf die Deutschen zu werfen und seine französischen Freunde vor den deutschen Fremden-Legionären zu warnen. Wie könne man denen die wichtigsten strategischen Punkte anvertrauen, da doch Deutschland nach den ostasiatischen Besitzungen der Franzosen trachte? Der Verfasser empfiehlt, die ostasiatische Fremdenlegion lieber aus Tagalen, Birmanen, Japanern oder Zulus zu bilden.

Bewundernswert ist Uchtomskys ganz ungewöhnliche Vielseitigkeit. Er studiert und beschreibt alles mit gleicher Sorgfalt und gleichem Anteil; die Zähmung des Elephanten, japanische Kunst, siamesische Klowns, javanische Krokodiljagden, Hoffeste, Schauspiele, bildende Künste, den Handel Chinas und die vorgeschichtlichen Altertümer Sibiriens, den Charakter der Inder und die Geologie Australiens, die Vogelwelt einer Sundainsel und den letzten Krieg in Birma, ein Kosaken-Wettrennen und das ethnographische Museum von

Chaborowsk. Es kann nicht wundern, daß bei dem Entwurfe eines so gigantischen Gesamtbildes, daß bei diesem Trachten nach Allseitigkeit auch gelegentlich Irrtümer unterlaufen. Die Behauptung, daß Kaiser Commodus, der Sohn Mark Aurels, „aus den Kreisen der Gladiatoren zum Thron gelangt", ist Uebertreibung. Daß Jermak die Unterwerfung Sibiriens zur selben Zeit begonnen habe, wie die Portugiesen die Indiens, ist recht ungenau, da gut siebzig Jahre zwischen beiden Ereignissen liegen. Schlimmer ist, daß die Hunnen für Slawen erklärt werden und Attila für den ersten großen Slawenherrscher. Ein Tomsker Professor, Florinsky, hat freilich ebenfalls in Sibirien die Urheimat der Slawen erblicken wollen und hat drei dickleibige Bände über diese seine Theorie geschrieben, allein die absonderliche Behauptung gewinnt dadurch in nichts an Wahrheit. Höchstwahrscheinlich gehören die Hunnen mit den Türken zusammen und ganz sicher nicht zu den Indogermanen.

Derartige Mängel können jedoch dem großen bleibenden Werte der Uchtomskyschen Darstellung wenig anhaben. Besonders verdienstlich aber ist, daß der Verfasser der alten Hegelschen Idee von der geschichtslosen Verknöcherung Chinas ganz energisch entgegentritt. Ueberall ist Bewegung, sei's nun Fortschritt oder Verfall; und in China ist es auch nicht anders gewesen.

Frankfurt, März 1899.

Entwicklung und Ausbreitung der Chinesen.

Die Iren, die erst nach 400 n. Ch. mit der Schreibkunst bekannt wurden, wissen trotzdem in ihren Chroniken von irischen Königen zu erzählen, die zur Zeit Abrahams gelebt, und beschreiben deren Sinnesart und ihre Kriege auf das genaueste. Die byzantinischen Annalisten rücken die geschichtlichen Könige des 7. u. 6. Jahrhunderts v. Chr., die ihnen Berosos überliefert, wie durch täuschende Luftspiegelung in weite Ferne, hoch hinauf ins dritte Jahrtausend. Venedig will nach einer späten Sage kurz nach Troja und Frankfurt will, wie noch Lersner vor zweihundert Jahren im Eingang seiner Stadtgeschichte anführt, von Helenus, dem priesterlichen Sohne des Priamus, gegründet sein. Es kann nicht überraschen, daß auch die Chinesen ihrem Reiche, ihrer Kultur und ihren frühesten Wanderungen ein viel höheres Alter beimessen, als dies eine kritische

Sichtung der Quellen zugeben kann. Die nüchternen Chinesen haben nicht eine so blühende Phantasie entwickelt wie die Babylonier und Aegypter, die da ihren Götterkönigen in verschwenderischer Großmut zehntausende von Regierungsjahren verleihen, oder gar wie die Japaner, die Regierungen von 200 Milliarden Jahren aufzuweisen haben; sie begnügten sich mit einigen 3000 Jahren vor der Dynastie der Sui (um 600 n. Chr.). Allein auch diese Angabe ist völlig hinfällig. Gutschmid erinnert bereits bei der Kritik annalistischer Kniffe an jenen Engländer, der seinem Pferde den Schweif abschneiden wollte, dies jedoch, um dem Tier nicht zu wehe zu thun, ratenweise that. Aehnlich haben wir den Herabsetzungsprozeß für das Alter des chinesischen Reiches fortzuführen. Es ist gerade, als ob ein Dieb eine Summe Geldes gestohlen hätte und dann mit Rückgabe der Hälfte sich Verzeihung erkaufen will; nein, er muß alles wieder herausgeben. Der chauvinistische Enthusiasmus, der sich zu den 200 Milliarden verstieg, schien selbst der amtlichen japanischen Geschichtschreibung bedenklich; sie setzte den Regierungsanfang des ersten Mikado auf ein Jahr, das 660 v. Chr. entspricht; das Jahr ist aber genau so ungeschichtlich wie die 200 Millarden, da die authentische Geschichte Japans nicht vor 500 n. Chr. beginnt. Genau so suchten die chinesischen Annalisten durch die verhältnismäßige Bescheidenheit ihrer Zahlen Vertrauen zu erwecken, das sie dann auch in reichem Maße gefunden haben, allein die Thatsache bleibt bestehen, daß das erste authentische Geschichtswerk Chinas kurz nach 100 v. Chr. abgefaßt, und die ganze ältere Chronistik vernichtet worden ist. Wie man nun zuerst die Latinerkönige vor Aeneas abgestrichen, dann die ganze Reihe der Albanerkönige bis Romulus und zuletzt auch die ältesten römischen Herrscher bis Tarquinius Priskus der Traumwelt der Sage überantwortet hat, so muß man sich auch in der chinesischen Geschichte dazu entschließen, endlich einmal die letzten und entscheidenden Schritte zu thun.

Ein Volk, das zur Zeit Christi bereits eine unzerstörbare Eigenart und eine hohe ureigene Kultur besaß, mußte klärlich bereits eine Entwicklung von Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden, durchlebt haben. Zweifellos sind die Chinesen sehr alter Rasse. Ihre Anfänge sind jedoch völlig in Dunkel gehüllt. Terrien de la Couperie und Edkins wollen sie aus Assyrien herleiten. Das ist möglich. In allen maßgebenden Kreisen wird indessen diese Annahme für unbewiesen und unerweislich erachtet. Gewisse Anklänge im Kalenderwesen und sonst thun noch nicht dar, daß die chinesische Schrift oder gar das chinesische Volk unmittelbar aus Assyrien stammt. Man kann die Chinesen höchstens bis in das Tarimbecken zurückverfolgen; die Gegend am Lobnor hat einstweilen als ihre Urheimat zu gelten. Von da wanderten sie nach dem Kukunor und dem oberen Hoangho. Der gelbe Fluß bot ihnen hierauf eine bequeme Völkerstraße, der sie fortan folgten. So gelangten sie

nach Schansi, Schensi und Schantung. In Schensi wirkte der Urvater der Nation, Fohi. Dieser mythische Heros und seine nächsten Nachfolger wurden nur als Wang oder Prinzen bezeichnet. Erst Hwangti, der das Dezimalsystem in der Orts- und den 60jährigen Zyklus in der Zeiteinteilung eingeführt haben soll, war der „himmlische Kaiser". Sein Enkel sei der Gründer der Sternkunde gewesen. Also ganz wie in den Urweltsagen Vorderasiens, Aegyptens und Europas. Als Sohn des kaiserlichen Astronomen figuriert Yao, der seinen Großwesier adoptierte. Dieser ernannte seinerseits einen Mitregenten. Das tugendhafte Triumvirat, das an die Antonine erinnert, hatte temperenzlerische Neigungen und verbannte den Mann, der zuerst entdeckte, daß man aus Reis ein berauschend Getränke bereiten könne. Folgt eine lasterhafte Dynastie. Allgemeine Sittenverderbnis. Auf der Suche nach einem Minister findet man als den einzig ehrlichen Mann des ganzen Reiches einen Tagelöhner.

Erst mit der Tschau-Dynastie, von 1122 (?) — 255 v. Chr., betreten wir festeren Boden. Man spürt den Unterschied der Ueberlieferung schon daran, daß endlich einmal etwas sich ereignet. Bislang hörten wir bloß von guten und schlechten Eigenschaften, von nützlichen Erfindungen und philosophisch-moralischen Gedanken; jetzt endlich merken wir, daß die Chinesen in einer realen Welt standen, daß sie Schwierigkeiten an der Grenze hatten, und daß der Kaiser Zugeständnisse an seine Vasallen machen mußte; wir hören von Bürgerkriegen, welche die ganzen letzten vier Jahrhunderte der Dynastie hindurch getobt, und von Kämpfen gegen die Hiungnu im Norden und tibetanische Stämme im Westen. Um 500 wirkten Laotse und Konfutse, die ähnlich wie Plato und Aristoteles die Spekulation und das Wissen der Vergangenheit zusammenfaßten und Grundlagen für die Zukunft legten.

Die Chinesen hatten allmählich vom Hoangho sich bis zum Jangtse ausgebreitet. Ueberall hatten sie den erbitterten Widerstand der Eingeborenen zu bekämpfen. Im Norden saßen die Hu oder Jüan, später als Hiungnu (Hunnen) zusammengefaßt, von denen noch später die Tunghu oder östliche Barbaren wieder getrennt wurden. Die Hunnen gelten als die Vorfahren der Türken, die östlichen Eingeborenen aber sind die Tungusen. Von den Mongolen, über deren Rassenzugehörigkeit noch keine rechte Klarheit herrscht, war erst ein Jahrtausend später die Rede. Außer den Türkstämmen und den Tungusen kannten die Chinesen noch die Ainu, die damals vom Fujijama bis nach dem unteren Amur wohnten, und arktische Horden, mit denen sie aber nur in flüchtige Handelsverbindung traten. Das Gebiet der Nordstämme reichte um 300 v. Chr. bis in die Gegend des heutigen Peking und schloß das Ordosland im großen Knie des Hoangho ein. Im Westen saßen tibetanische Völker, wie die Sse, die Jue-tschi, die Sifan oder Westbarbaren. Wenn die Horden

gen Mitternacht zu durch den Sammelnamen Hu gekennzeichnet wurden, so verstand man unter Fan alle die gen Untergang. Die Eingeborenen aber, die gen Mittag wohnten, wurden als Miaotse zusammengefaßt. Der Name soll entweder ihre Sprache als ein unartikuliertes Miauen verhöhnen oder aber die „Sprößlinge“, die Erdentsprossenen bedeuten. Der Ursprung der Miaotse ist ein bislang ungelöstes Rätsel. Jedenfalls darf man nicht an einen einheitlichen Ursprung denken, denn es giebt dunkel- und hellhäutige, klein- und hochgewachsene Miaotse. Wie ja auch der Sammelname der Barbaren im alten Abendland ein buntes Gemisch verschiedenster Rassen umspannte. Vermutlich sind die Miaotse aus Hinterindien und den östlichen Hängen Tibets her die Thäler des Jangtse und des Sikiang hinabgestiegen. Inmitten all dieser wilden Stämme, die von Schrift und höherer Kultur keine Ahnung hatten, fühlte sich nun das Volk der schwarzen Haare, wie die Chinesen jener entlegenen Vergangenheit sich selbst gern nannten, unendlich gebildet und überlegen. Jahrhunderte lang von den Kulturzentren in Vorderasien und Indien abgetrennt, kannten die Chinesen keine andere Kultur als ihre eigene; sie war in ihren Augen nicht bloß die beste, sondern auch die einzige der Welt. So konnte es gar nicht ausbleiben, daß in dem Reich der Mitte ein Selbstbewußtsein gedieh, das wie eine undurchdringliche Hornhaut sich um den Menschen legte, und ein Bildungsdünkel großgezüchtet wurde, wie ihn strotzender und kräftiger die Geschichte nicht kennt. Auf eines zwar brauchte dies Reich Jahrhunderte hindurch nicht stolz zu sein, auf seine kriegerische Tüchtigkeit. Bei den Wanderungen durch die Hochländer des Kukunor und das Thal des oberen Hoangho, bei den Kämpfen der einzelnen chinesischen Teilreiche unter einander, da waren Helden erstanden von kühnem Sinne und mächtiger Faust, aber der Ruhm des geeinigten Reiches zerbrach in Stücke vor dem Ansturm der wehrhaften Hiungnu. Diese hatten unter eigenen Kaisern (Schanyu) eine gewaltige Herrschaft gegründet, die von Tschili und Kansu bis an den Amur und vom Sungari bis an den Balkaschsee reichte. Die Lebensführung und die Weltanschauung in diesem Reiche war durchaus nomadisch, doch bestand ein fester Zusammenschluß der einzelnen Teile und eine ganz bestimmte Verfassung, die eine patriarchalische Adelsherrschaft mit der Oberhoheit und Feldherrnschaft des Kaisers glücklich verband. Auch waren die Fürsten und Würdenträger der Hiungnu, wenn auch der Schrift unkundig, dennoch in diplomatischen Künsten nicht unerfahren. Zweifelsohne aber waren sie militärisch lange Zeit weit überlegen. Obwohl sie daher die kulturelle Ueberlegenheit Chinas anerkannten, fühlten sich doch die Schanyu gleichen Ranges mit den Himmelssöhnen. Es war ein Verhältnis wie zwischen Partherkönigen und Römerkaisern. Im Süden scheint dagegen niemals eine größere Staatsbildung von Belang bestanden zu haben. Im Westen bildeten sich von Zeit zu Zeit kleine König-

reiche, die auch mitunter für das alte China Bedeutung gewannen, namentlich insofern es sie gegen die Schanyu ausspielen konnte.

Seit 255 v. Chr. herrschten die Tsin. Sie waren erfolgreich nach außen und befestigten sich namentlich in Szetschwan. Sie wandelten aber auch das Reich im Innern um und änderten von Grund aus die Verfassung. Aus einem Feudalstaat schmiedeten sie (ähnlich wie Friedrich II. der Staufer aus seiner sizilischen Herrschaft) einen straff zentralisierten Beamten- und Militärstaat zurecht. Weil die Großen des Reiches ihre Ansprüche auf die Provinzialchroniken gründeten, deren auch Konfucius eine verfaßt hatte, so vernichtete Kaiser Tsin Chi die Chroniken, zerstörte alles alte Schrifttum und ließ die Schriftgelehrten als „Leute, die für jedes praktische Geschäft untauglich sind", teils töten, teils verbrennen. Das Ende der Dynastie war ein Zeitalter der Verwirrung, aus dem völlig neue Staatsgebilde hervorgingen. An den Grenzen des Reiches stifteten chinesische Abenteurer, ähnlich wie die deutschen Auswanderer des Interregnums, kleine Kolonialstaaten, die auf fremdrassiger Grundlage sich erhoben, die aber von chinesischer Kultur durchdrungen waren. So erhoben sich chinesisch-barbarische Herrschaften in Korea, Futschau, Kansu und Jünnan. Es ist Grund, anzunehmen, daß damals auch in Japan durch vertriebene chinesische Großen die ersten dauernden Staatsformen begründet wurden.

Hierauf bestiegen die Han den Thron (202 v. Chr. — 220 n. Chr.), die so kräftig und erfolgreich regierten, daß bis zum heutigen Tage die Chinesen sich am liebsten die „Söhne Han's" nennen. Die Schriftgelehrten kamen wieder zu Ehren, und die alte Litteratur wurde, sei es aus der Erinnerung, sei es (wie Aristoteles) aus verborgen gebliebenen Handschriften, wieder hergestellt. Das Reich aber wurde nach allen Seiten hin erweitert. Im Jahre 128 v. Chr. setzte man sich mit den Juetschi in Verbindung, die damals vom See Issykköl (im äußersten Südwestwinkel Sibiriens) bis nach Ferghana und Samarkand herrschten, um dieselben gegen die Hiungnu aufzuregen. Im Anschluß daran kam ein Karawanenverkehr zwischen China und Samarkand zustande.

Soweit wir in der geschichtlichen und selbst der vorgeschichtlichen Forschung zurückgehen können, finden wir, daß kein Volk und keine Kultur ganz vereinzelt dasteht, sondern mit der Umwelt in mehr oder weniger enger Wechselwirkung steht, von anderen Völkern und anderen Kulturen beeinflußt wird. Da ergeben sich denn oft die überraschendsten Aufschlüsse. Wer würde glauben, wenn nicht sichere Zeugnisse dafür zur Hand wären, daß unsere Hängematte aus den Bahamainseln und unser Wort Kutsche (wenn nicht auch die Sache) von den mittelasiatischen Kaotsche stammt? In Maschonaland hat man vorchristliche Goldminen und römische Kaisermünzen gefunden, unter mexikanischen Alter-

tümern Bilder des Elephanten, den die Azteken oder ihre Vorfahren doch bloß von Südasien her kennen konnten. Ebenso sind auch die Chinesen dem Einfluß fremder Kultur nie völlig entronnen. Tomaschek hat nachgewiesen, daß bereits im siebenten Jahrhundert v. Chr. ein reger Handelsverkehr zwischen China und dem Abendlande emporgeblüht war. Das Aufkommen starker Zwischenreiche, der Hiungnu und der Perser, scheint ähnlich dem Osmanenreiche, das die Zugänge zum Schwarzen und zum Roten Meer sperrte, jenen Verkehr lahmgelegt zu haben. Nun wurde 115 v. Chr. die Karawanenstraße nach Westen durch das thätige Eingreifen der Chinesen selber wieder eröffnet, und hinfort gingen Pferde und Straußeneier aus Afghanistan, gingen persische und syrische Waren und syrisches und griechisches Silber nach Ostasien. Zugleich aber strömten die Gedanken und Erfindungen des Westens nach dem fernen Osten. Durch die Hellenenreiche, die ähnlich neuzeitlichen Kolonien, wo ein Mann der herrschenden Rasse gegen tausend Unterworfene steht, nicht nur in den Thälern des Indus und Sarefschan sich ausgebreitet hatten, sondern die, wie Edmond Blanc dies jüngst entdeckt hat, sogar im Tarimbecken noch Einfluß ausübten, durch diese Zwittergebilde europäischer und mittelasiatischer Elemente wurden den Chinesen nicht bloß Zeuge und die Kenntnis des Weines vermittelt, sondern auch griechische Kunst und die Schriften des Buddhismus. Albrecht Weber hat dargethan, daß das indische Theater überwiegend von dem hellenischen abhängig ist, wie denn der indische Theatervorhang „der Grieche“ heißt*). Es wäre nicht unmöglich, daß auch das chinesische und japanische Theater, das eine der griechischen sehr ähnliche Bühne hat und das wie die griechische Schauburg keine Schauspielerinnen duldet, auf das gleiche Vorbild zurückginge. Für das berühmte Traubenornament Hirths und für gewisse ostasiatische Tempelstile, worauf zuerst der japanische Baron Hirai aufmerksam gemacht hat, wird eine derartige Beeinflussung ja als sicher angenommen. Durch den Buddhismus aber, der um 50 v. Chr. den Chinesen bekannt und seit etwa 70 n. Chr. durch die Regierung selbst gefördert wurde, ist vollends die Scheidewand zwischen Ostasien und der übrigen Welt niedergerissen worden, um nie wieder zu erstehen.

Im Süden drangen inzwischen die Chinesen unaufhaltsam vor. Allenthalben wurden die Miaotse bezwungen und entweder ausgerottet oder zur Annahme chinesischer Tracht, Sitte und Sprache genötigt. Bloß in unzugänglichen Gebirgen und an der ganzen Küste entlang hielten sich noch die Eingeborenen. Um die Zeit Christi waren die Eroberer ungefähr bis Hunan mit ihren Massesiedelungen vorgerückt. Auch hatten sie eine Handelskolonie

*) Durch Grünwedel ist jetzt der Einfluß der griechischen Kunst auf die buddhistische und damit die ostasiatische, ganz sicher gestellt.

oberhalb der Mündung des Westflusses, das heutige Kanton, gegründet, eine Kolonie, die privatem Unternehmungsgeist entsprang und die erst viel später dem Reiche einverleibt wurde. In ihren Kriegszügen aber wagten die Han sich bereits bis Annam und schlugen 50 n. Chr. die dortige Königin aufs Haupt.

Gegen die Einfälle der übermächtigen Hiungnu hatte das Reich in den letzten Jahrhunderten nicht weniger als drei riesige Mauern gebaut, die dennoch das Land nicht vor den Plünderungszügen der raub- und mordlustigen Barbaren schützen konnten. Endlich aber trat jetzt ein Wandel ein. Die große Hiungnuherrschaft zerfiel in eine südliche und nördliche Hälfte. Die Chinesen verbündeten sich mit den Südreichern, den Tungusen und tibetanischen Stämmen gegen die Nordreicher und brachten ihnen Niederlage auf Niederlage bei. Der Hauptschlag erfolgte 87 n. Chr. Das Nordreich ward zertrümmert; ein Teil erkannte die Oberhoheit des Himmelssohnes an und ließ sich auf chinesischem Gebiete, jenseits der Mauer nieder; der Rest floh nach Westen und setzte die Germanen gegen Rom in Bewegung. Die Chinesen aber zogen den Flüchtlingen nach und dehnten ihren Einfluß bis nach Kaschgar und Kokhand aus, ja der General Pantschao gelangte mit einem Heere bis nach dem Aralsee. Inzwischen hatten die Kuschan, die Nachfolger der Juetschi, Kaschmir an sich gebracht und näherten sich dem Gangesthale. Unter Kanischka (um 100 n. Chr.) geboten sie vom Vindhjagebirge und der Halbinsel Gudscherat bis nach Samarkand. So stellten sie ein wichtiges Verbindungsglied zwischen Indien und Persien, sowie zwischen Indien und den äußersten Vorposten der Chinesen dar. Kanischka, der ein eifriger Buddhist war und der das dritte buddhistische Konzil berief, ließ es gern zu, daß buddhistische Mönche durch sein Gebiet nach China zogen, um dort die Lehre Gautamas und buddhistische Baukunst zu verbreiten. In der späteren Periode der Kuschan hören wir von Beziehungen Indiens zu Armenien und Persien. Zugleich standen die Sassaniden in Berührung mit dem chinesischen Hofe, und es ist möglich, daß auch avestische Gedanken ihren Weg ins himmlische Reich fanden. Die Sache wird von den einen behauptet, von den anderen bestritten. Sicher ist, daß persische Mobeds in Nordchina und den Außenprovinzen mehrfach erwähnt werden. Am wichtigsten blieb immer das Einströmen buddhistischer Bücher und Götzenbilder. Als Verkehrsstraße dafür behauptete sich Jahrhunderte lang der langgedehnte, umständliche Weg, der von Kaschmir über Afghanistan und Turkestan nach der Hauptstadt Singanfu führte. Erst 399 n. Chr. wagte es ein chinesischer Buddhist, Fahien, von Südchina her unmittelbar nach Indien zu gelangen. Indem Fahien über Java zurückkehrte, wo er ebenfalls den Buddhismus studierte, erschloß er zugleich für seine Landsleute die Kenntnis Australasiens. Ein nicht unbeträchtlicher Handel bestand auch zwischen dem römischen Reiche

und China. Der Handel wurde zwar durch die Vermittelung der Parther und Sassaniden betrieben und nur ausnahmsweise kam es vor, daß römische Unterthanen, wie zur Zeit der Antonine eine Schaar syrischer Kaufleute, nach China selbst gelangten, auch erstreckte sich die Kunde der Chinesen kaum weiter als bis zur Ostküste des Mittelmeeres, trotzdem hat der Handel, wie Hirth und Nissen überzeugend nachgewiesen haben, einen recht erheblichen Einfluß auf die wirtschaftliche Lage beider Reiche ausgeübt.

Nach dem Sturz der Hiungnu waren die Tungusenstämme in der jetzigen Mandschurei und in Tschili zu machtvoller Stellung gelangt. Die Tungusen waren weit begabter und entwicklungsfähiger als die Hiungnu, allein sie hatten demokratische Grundsätze, dürsteten zu sehr nach Freiheit und individueller Bethätigung, und haben so, ihre Kraft zersplitternd, trotz ihrer Talente, es politisch nicht so weit gebracht, wie ihre türkischen Nebenbuhler. Sie gründeten eine ganze Reihe kleiner Staaten, die häufig mit einander in Fehde lagen, von Kiangsu (nördlich der Jangtse-Mündung) bis zum Pamir Am mächtigsten wurden die Toba (386—535). Bedeutend waren auch die Tukuhun, die zwischen Turkestan und Schansi ruhelos hin- und herzogen. Die Tukuhun trieben eifrigen Handel mit Iran, besonders um edle Pferde zu erlangen, und sie eroberten ein Stück von Tibet. Ueber zwei Jahrhunderte lang behaupteten die Tungusen Nordchina. Der Süden Chinas war unterdeß schwach und uneinig. Mitunter wechselten die Herrscher dort alljährlich. Von den Herrschersippen sind die Song und die Tschin erwähnenswert. Die Inder, welche seit ungefähr 100 n. Chr. Staaten in Kambodja gegründet hatten, die aber, wie aus Fahiens Reisebericht hervorgeht, vor 400 keine Verbindung von Belang mit dem himmlischen Reiche hatten, scheinen nach den Tschin ihr Nachbarreich benannt zu haben. Die indische Bezeichnung Maha-China (Groß-Tschin) ist dann von den Arabern übernommen und dem Abendlande vermittelt worden. Man hat dieser Ableitung entgegengehalten, daß die Tschin doch eine ganz unbedeutende Teildynastie waren, allein werden die Deutschen nicht noch jetzt von sämtlichen Slavenvölkern Njemez genannt nach einem Germanenstamm, der gänzlich und spurlos verschollen ist, und der nach allem, was wir wissen, nirgends und nie was Großes gethan hat?

Zur selben Zeit und unter denselben Verhältnissen und Begleiterscheinungen wie das chinesische, ward auch das römische Reich von Nordvölkern überflutet und zum Teil erobert. Viele der Eroberer, wie Vandalen, Heruler und Alanen sind später wie Spreu vom Wind verweht worden, und die Mehrheit der Uebrigen wurde von der erdrückenden Ueberzahl der Besiegten allmählich aufgesogen und in Sitte und Sprache entvolklicht. So die Goten in Spanien,

die Langobarden in Italien, die Franken in Gallien, die Ros in Rußland und die Normannen in Großbritannien. Ganz in derselben Weise wurden nicht bloß die Hunderttausende von Hiungnu, die sich unter chinesischen Schutz begaben, sondern auch die herrschgewaltigen Toba vollständig chinesiert. Wie rein und einheitlich die Rasse der Chinesen uranfänglich gewesen, wissen wir nicht; die ganze Zeit aber, während deren der helle Tag der Geschichte die Thaten der Chinesen beleuchtet, haben dieselben ununterbrochen sich mit fremden Rassen gemischt. Daraus erklären sich denn auch ohne weiteres die ungeheuren Unterschiede, die in Körperform, Charakter und Sprache der einzelnen Söhne Han's bestehen. So tief ist die Kluft zwischen den Ausdrucksweisen der verschiedenen Gegenden Chinas, daß man nicht mehr von Mundarten, sondern von fünf bis sechs Sprachen reden muß, die ebenso stark von einander abweichen, wie das Deutsche und Dänische, ja wie das Deutsche und Englische. Um so bewundernswerter ist freilich die granitene Festigkeit und elastische Zähigkeit einer Kultur und eines Schrifttums, wodurch solch bunte Gesellschaft unter einen Hut gebracht wird.

In der Mitte des sechsten Jahrhunderts erhob sich im nördlichen Mittelasien wiederum ein Weltreich. Die Stifter waren ein Türkvolk, das par excellence die Türken heißt. Das Reich dehnte sich von der Wolga bis zur Mandschurei, umfaßte den nördlichsten Teil Chinas und zu Zeiten sogar Korea. Durch die großen kök-türkischen Inschriften, die man in den letzten Jahren am Orkhon, am oberen Jenissei und allerneustens (diese aber noch nicht ediert) in Turkestan aufgedeckt hat, sowie durch die ausführlichen Chroniken der Sui und der Byzantiner sind wir über dies Reich und seine wichtige Vermittlerrolle gut unterrichtet.*) Die Türken trieben einen schwunghaften Handel zwischen Persien und Konstantinopel einerseits und Ostasien andrerseits; sie wurden mit dem Christentum bekannt und erlaubten manichäischen und nestorianischen Missionaren die Verkündigung ihrer Lehren und nicht minder den Durchzug nach China, wo in Singanfu ein Missionszentrum entstand; sie schickten häufig Gesandtschaften an den chinesischen Hof, die derselben Ehren wie der Himmelssohn selbst genossen. Ein frischer Zustrom westlicher Waren und westlicher Gedanken nach China erfolgte. Demzufolge wußte man in Ostasien auch wieder sehr genau Bescheid über die wirtschaftlichen und politischen Zustände in Turkestan und Iran, eine Kunde, die in den letzten Jahren recht schwach und trüb geworden war. Der Kenntnis der Chinesen vom Westen entsprach

*) Am besten orientiert J. Marquart, der die angezogenen armenischen arabischen, syrischen und persischen Quellen sämtlich im Urtext verglichen hat, während über die chinesischen Chroniken Hirth neue Aufschlüsse beisteuerte, in seiner „Chronologie der alttürkischen Inschriften Leipzig 1898“.

übrigens die Kenntnis der Griechenwelt vom himmlischen Reiche. Kapitän Gerini, der lange Jahre in Siam lebte und sich besonders mit historischer Erdkunde beschäftigte, hat es äußerst wahrscheinlich gemacht,*) daß schon Ptolemäus vom Jangtse gehört hatte. Sein sinus Theriodes wäre die Formosastraße und sein Kattigara eine Stadt in der Nähe des heutigen Hangtschou. Die Thinai oder Sinai des Ptolemäus gehen auf die Thsin, die 203 v. Chr. aufhörten. Die Nachrichten des Ptolemäus waren vermutlich durch Araber und Perser vermittelt. Später mögen auch Juden und nestorianische Christen neue Kunde gebracht haben. Von den jüdischen Kolonien in China lautet die Ueberlieferung, daß sie schon zur oder vor der Zeit Christi begründet worden seien. An der Ueberlieferung ist vielleicht nicht mehr als an der Behauptung der Wormser Juden, daß sie vor der Kreuzigung Christi, mithin unschuldig daran, nach Worms gekommen seien. Es sollen indeß hebräische Handschriften bestehen,**) deren Zahlen für den Auszug, die Richterzeit u. s. w. viel kleiner sind als in den orthodoxen Lesarten der Thora und die zum Teil den durch neueste Kritik mühsam erschlossenen Zahlen entsprechen. Die Sache klingt apokryph genug, jedenfalls aber verdient die ganze Ostwanderung der Juden einmal genau untersucht zu werden, wenn auch die schwer zugängliche und außerordentlich zerstreute Litteratur hierüber nicht dazu angethan ist, dem Forscher eine bequeme Königsstraße zum Ziel zu bahnen. Bemerkenswert ist, daß unter den Mongolen jüdische Handelsleute nach Ostasien kamen, und daß der erste Mensch, den Vasco da Gama auf seiner Entdeckungsfahrt in Indien antraf, ebenfalls ein Jünger Mosis war. Vielleicht den Juden folgend, scheinen die Christen frühzeitig eine Propaganda im Reich der Mitte erstrebt zu haben. Legenden zufolge, die um 500 entstanden sind, soll der heilige Thomas und soll Mani bis China gewandert sein. Nach dem späteren, wohl gnostisch beeinflußten Alexanderroman wäre auch der große Makedonier nach China gekommen. Bestimmte Kenntnis aber verrät Kosmas Indikopleustes um 530. Er lehrt, während Ptolemäus den indischen Ozean zum Binnenmeer macht, daß T z i n i t z a vom östlichen Ozean begrenzt werde. Er bestimmt sogar die Lage des Landes auffallend richtig. Nicht minder waren auf dem nördlichen Landwege ganz genaue Nachrichten über China nach dem Westen gedrungen. Theophylakt weiß von den Kämpfen der Sui, von der Stadt Singanfu, das er Chubdan nennt, und von Alexander dem Großen erbaut

---

*) North China Branch of the Royal Asiatic Society 1897; dazu Beil. z. Allg. Ztg. 1. 3. 1899 und meine Geschichte Formosas 48.

**) Ich habe selbst einen Auszug daraus in den Mitteilungen der Academy of Wisconsin 1893 gelesen. Auch giebt es eine nicht unerhebliche Missionarenlitteratur über die Frage.

sein läßt, und hat von dem chinesischen Wort für „Himmelssohn“ (tai-san) erfahren.

Die Sui (581—617) waren ein machtvolles Geschlecht. Sie machten China wieder einig und erhoben es auf die Höhe, die es zur Zeit der Han eingenommen. Gegen den Türkenkaiser Sibir konnten sie zwar nichts ausrichten, dagegen errangen sie Beute und Sieg in Siam und Tongking und eroberten mit Hilfe türkischer Soldhaufen Korea. Sie sandten auch die erste Expedition nach Formosa. Da aber von der Insel und ihrer wilden Bevölkerung nichts zu holen war, überließ man sie fast ein Jahrtausend hindurch wiederum sich selbst. Mit den viel ferner gelegenen Sundainseln dagegen, sowie mit Kambodscha und Malacka wurden Handelsverbindungen angeknüpft. Dort waren eben reiche und gebildete, teils brahmanistische, teils buddhistische Staaten emporgeblüht, die zu besuchen eine lange Reise verlohnte. Kultur nur zieht Kultur an. Desgleichen trat man mit Japan in Gesandtenverkehr und begann chinesische Bildung auf den Liukiu einzupflanzen.

Die kräftige Politik der Sui war durch die Tang (617—907) fortgesetzt, und die größte Zeit Chinas zog herauf. Es war das medizäische Alter der Litteratur. Die kaiserliche Bücherei brachte es auf 53915 jüngere und 28969 ältere Werke. Die chinesische Arzneikunde, von der auch wir laut Schlegel und Hirth noch viel lernen können, das Recht, das nach einem englischen Kenner logischer und erschöpfender ausgestaltet ist als irgend ein anderes Recht, die politische Geographie und das Verwaltungswesen, das auf eine Höhe kam, wie sie im Abendland erst der Hohenstaufen sizilische Mustermonarchie erreichte, Geschichte und Naturwissenschaft, alle Disziplinen erhielten grundlegende Bearbeitungen. Besonders blühte auch die schöne Litteratur und das theologische Schrifttum. Es drehte sich in der Theologie überwiegend um Schriften für oder gegen den Buddhismus, während der von Laotse ausgehende, aber allmählich immer mehr vergröberte und verballhornte Taoismus zu einer Pöbelreligion hinabsank. Der Buddhismus ward vielfach durch Inder, zum Teil aber auch durch chinesische Pilgrime gefördert. Anfang des sechsten Jahrhunderts gab es schon 3000 Inder in China und 13000 buddhistische Tempel. Unter dem Tang gewannen namentlich die Anhänger Bodhidharmas großen Einfluß. Von chinesischen Reisenden haben wir schon Fahsien erwähnt. Später reiste Sung-yu nach Ujjayni und Kandahar und kehrte mit reicher Ausbeute an Sanskrit-Handschriften zurück. Der berühmteste dieser Pilger war Hiuen-tsang, der seit 629 Fergana und Indien durchstreifte. Für die Bücher, die er mitbrachte, waren nicht weniger als zweiundzwanzig Lastpferde nötig. Eine ungeheure Uebersetzungslitteratur entwickelte sich. Durch die Transskriptionen aus dem Sanskrit erhielt die chinesische Schrift einen Zuwachs von mehreren tausend neuen Zeichen. Auch ward die indische Grammatik

und Lexikographie maßgebend für die Chinesen und wurden zur Verbesserung des Kalenders indische Astronomen herbeigezogen.*)

Nicht minder hatten die Tang Glück nach außen. Die Türken wurden zermalmt und um 650 alle Länder bis zum Kaspisee in engere oder losere Abhängigkeit von China gebracht. Tibet ward besiegt und eine japanische Flotte von 400 Dschunken zerstreut. Der bedeutendste Kaiser der Dynastie, Taitsong, war ein großer Anhänger des Konfucius, ließ jedoch zu, daß syrische Mönche in Singanfu das Evangelium predigten und daß in der Bucharei und Mongolei der Buddhismus beträchtlich zunahm.

Ganz neue Beziehungen und Entwicklungen brachten dem Reich der Mitte die Araber. Vermutlich sind schon bald nach der Zeit Christi arabische Schiffer bis nach China gelangt. Näheres wird dann über den Seeverkehr berichtet, der seit etwa 430, wohl unter Anregung der Sassaniden, von der Mündung des Schat-el-Arab nach China ging. Nachdem der Islam die Araber in Bewegung gesetzt hatte, erfolgten Berührungen auf dem Landwege. Die Sassaniden baten die Tang um Hilfe gegen die anstürmenden Muhammedaner, und der letzte Sassanidenprinz fand am Hofe der Tang eine Zuflucht. Als im Anfang des achten Jahrhunderts die Araber in Turkestan einfielen, sandten die Samarkander zu denselben Herrschern um Hilfe. Bald aber brachen raubende Scharen abbasidischer Araber in China selbst ein. Diese Vorgänge sind noch kaum erforscht und doch lassen sie an Großartigkeit des Kriegsschauplatzes, dramatischer Wucht und bunter Mannigfaltigkeit der Verhältnisse selbst die Züge Alexanders hinter sich. Unter Metschuë ward um 700 das riesige Türkenreich Sibirs wieder hergestellt; es erstreckte seine Macht von Fergana bis fast an die Thore von Peking und von Schansi bis an die obere Lena. Nun kamen auch arabische Heerhaufen bis nach Schansi und eine besonders wagemutige Araberschar gelangte bis Siam, dem dortigen Könige aus dem Stamme der Thai gegen seine chinesischen Feinde beizustehen. Ein koreanischer General im Dienste der Tang durchquerte Tibet und griff Streitkräfte der Abbasiden in Kaschmir an. Die Tang sanken zeitweilig so sehr, daß im Jahre 758 arabische Raubscharen ungestraft Kanton plündern konnten. Zu jener Zeit wimmelte die Formosastraße und der Golf von Tongking von persischen und arabischen Schiffen; dies war der Schauplatz und dies das Zeitalter seltsamer Wunder und Abenteuer, deren märchenhaft ausgeschmückte Erzählung einen ziemlichen Bestandteil von 1001 Nacht und

*) Auf diese Zeit möchte ich das Auftauchen der babylonisch-indischen Zahl 432.000 (ein Kalpa) für die Dauer der chinesischen Götterherrschaft und die endgiltige Fixierung der großen astronomischen Epochen zurückführen, aus denen Schlegel (in seiner übrigens monumentalen Ouranographie chinoise) und Reuleaux das Anfangsjahr 17.000 v. Chr. für die glaubwürdige chinesische Geschichte konstruieren.

dem ebenfalls arabischen, im zehnten Jahrhundert niedergeschriebenen „Buch der Wunder" ausmacht. Erinnert das phantastische Element jener arabisch-chinesischen Frühzeit an die Schiffersagen der Griechen, die in der Odyssee ihren Niederschlag fanden, so mag man die Handelsblüte mit dem Verkehrsaufschwung vergleichen, der in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts in den ostasiatischen Gewässern stattgefunden hat. Die zuerst Kommenden schöpfen eben immer den Rahm ab, so die Dichter und Märchenerzähler wie die nach Gewinn trachtenden Kaufleute. Im Laufe der Zeit bildeten sich mehrere Fremdenkolonien in den Häfen des himmlischen Reiches, die nach den rechtlichen Bedingungen der Extraterritorialität und der materiellen Art ihrer Lebensführung genau den neuzeitlichen europäischen Niederlassungen entsprechen. Die bedeutendste und volkreichste der arabischen Niederlassungen war Hangtschou (südlich der Yangtsee-Mündung), das nach dem Niedergang von Singanfu die Hauptstadt des Reiches geworden war. Die Kolonie zählte 120 000 Fremde, ward jedoch Ende des neunten Jahrhunderts durch einen Aufruhr fast gänzlich vertilgt. Wir besitzen über diese Dinge eine ausführliche Einzelschrift, die auch auf die geschichtlichen Ereignisse einiges neue Licht wirft, von Abu Said und eine kürzere, weniger wertvolle von einem gewissen Suleimann. Wie übrigens aus dem Buch der Wunder und den unlängst von Hirth übersetzten Aufzeichnungen chinesischer Zollinspektoren hervorgeht, waren das führende Element eigentlich die Perser, in deren Fußstapfen bloß, wie in Wissenschaft und Kunst, so auch im Handel die Araber traten.

Im Innern war die erste Reihe der Tang ebenso erfolgreich wie nach außen. Die weltberühmte Hanlin-Universität und die Staatszeitung (Pekinger Reichsanzeiger) wurden begründet, beides Stiftungen, die noch jetzt, nach 1170 Jahren, fortbestehen. Der Kompaß wurde erfunden. Es wurden Bücher aus Papierblättern gebunden und kurz darauf das Handdrucken erfunden, ein Druck ohne bewegliche Buchstaben. Die Porzellanbrennerei und andere Künste nahmen einen großen Aufschwung. In den einheimischen Chroniken werden gewohnheitsmäßig die meisten Erfindungen in graues Altertum zurückversetzt, thatsächlich aber sind die wichtigsten derselben erst seit der Tang-Epoche nachzuweisen. Die Erfindungen wurden dann von Persern und Arabern aufgenommen und dem Abendland übermittelt. So der Kompaß, der im europäischen Schrifttum zuerst in einem lateinischen Gedichte vom Jahre 1190 vorkommt — „so fest und unbeirrt wie jene Nadel die . . ." — und das Papier, das um 750 nach Samarkand kam, und dessen Bereitung später in Mabug (Hierapolis), wovon B o m b y c i n u s, seine Hauptstätte fand.

Die Bevölkerung Chinas war allmählich insofern einheitlicher geworden, als die Miaotse immer mehr verschwanden, von der übergewaltigen Zahl und Kultur der Söhne Hans zerrieben und aufgesogen. Die zusammenhängende

Masse rodender Siedler hatte sich nunmehr im Westen bis ins Herz von Szetschwen und im Süden bis über den Weißfluß hinausgeschoben und begann in der Halbinsel Leitschou, jenem winzigen Anhängsel des Elephantenleibes von China, und am Roten Flusse, wo Hanoi angelegt wurde, vorzudringen. In den folgenden Jahrhunderten gingen auch die wilden Stämme Leitschous und des Küstensaums von Fokien und Tschekiang in das Chinesentum auf, aber bis zum heutigen Tage behaupten sich Miaotse in den zerklüfteten, fieberschwangeren Hochthälern von Jünnan und Kweitschou. Die Gesamtbevölkerung des Reiches schwankte ungemein. Sie betrug im Jahre 703 über 37 Millionen, 754 fast 53 Millionen, aber 764 nicht ganz 17 Millionen. An dem furchtbaren Sinken der Volkszahl war die Zerrüttung des Reiches schuld, das von einem achtjährigen Bürgerkrieg zerfleischt war. Eine Zählung des Jahres 1022 zeigte dagegen über 100 Millionen Seelen. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts und 1578 rechnete man aber wiederum nur 61 Millionen. Wie Ebbe und Flut, so stieg und fiel die Menge der Bevölkerung. Auch Glück und Ende der Kaiserhäuser erinnert an den Wechsel der Gezeiten. Das Beachtenswerte dabei ist, daß selbst von den schwersten Schicksalsschlägen sich China doch immer wieder erholt hat und daß es in letzter Linie doch immer an Ausdehnung und Volkszahl gewachsen ist. Wir haben dasselbe Schauspiel an Rußland, am deutschen Reiche des Mittelalters, an der Türkei gehabt. Von Timur schienen die Osmanen völlig zermalmt. Ein halbes Jahrhundert darauf eroberten sie Konstantinopel. Nach langer Unthätigkeit rückten sie noch vor zweihundert Jahren vor Wien. Prinz Eugen nahm ihnen Belgrad und allgemein wurde die Türkei totgesagt und ihre Verteilung erörtert. Da zeigte sie wieder ihre Kraft am Pruth. In neuester Zeit erwartete man jeden Augenblick ihr Verscheiden, da warf sie mit leichter Mühe die Hellenen auf die Knie. Ebenso war Deutschland unter Ludwig dem Kind, am Ende des dreißigjährigen Krieges und nach Tilsit bereits einer Leiche ähnlich und hat sich doch jedesmal wieder zu machtvollem Leben aufgerafft. Wirklicher Niedergang tritt erst ein, wenn die Volkskraft erlischt, wenn die Geburten zurückgehen.

Einigkeit und Stärke hielten unter den Song (960—1279) in China wieder ihren Einzug. Die Verhältnisse festigten sich dergestalt, daß seit dem Antritt der Song, in länger als neunhundert Jahren, bloß vier Familien regiert haben, gegen sechs in den vorausgehenden 53 Jahren. Auszunehmen ist allerdings Nordchina, das längere Zeit unter die Faust der Tungusen geriet.

Die tungusischen Kitai oder Kathai, die republikanisch organisiert waren und unter einem Präsidenten lebten, behaupteten 120 Jahre lang die Mandschurei, Mongolei und Nordchina bis einschließlich Schantung. Von ihnen

stammt der Name, der für China im Abendlande von Marko Polo bis auf die portugiesischen Entdeckungen im Schwange war und der jetzt noch bei Russen und Arabern im Gebrauche ist. Die Kitai suchten im Jahre 1000 auch Japan zu erobern, wurden aber zurückgeschlagen. Der Sturz ihres mächtigen Reiches fiel in dasselbe Jahr wie die Schlacht bei Hastings und die Gründung des modernen britischen Reiches.

Gegen die immer von neuem anstürmenden Tungusen, unter denen die Niutsche (ihre Hauptstadt war Niutschwang) hervorragten, verbündeten sich die Chinesen mit den Mongolen. Es wiederholte sich, was die Sequaner durch Ariovist erlitten: Dschinghiskhan besiegte zwar die Niutsche, aber unterwarf auch China. Seine Nachfolger dehnten ihre Züge bis Birma, Siam und Tibet aus, schickten Flotten gegen Japan, die Liukiu und Formosa und planten eine Expedition gegen Java. Religiös waren die Mongolen sehr tolerant. Sie begünstigten den Zustrom jedweder Kultur, vielleicht weil ihnen an keiner recht gelegen. Buddhistische Mönche wurden im Hoflager zu Karakorum zugelassen, katholische und orientalische Griechen durften in Peking Missionen errichten, vor allem aber drang der Islam ein, durch Turkestan und über Südostasien. Seit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt nämlich die muhammedanische Propaganda auf den Sundainseln und in Cochinchina, von wo dann der Islam sich nach Jünnan und Quangtung verbreitete. Ob dagegen die von Turkestan ausziehenden Jünger des Propheten an der Gobi Halt gemacht oder bis Tschili gekommen, darüber ist man noch nicht einig. Ich möchte es für wahrscheinlicher halten, daß der nordchinesische Islam nicht auf südliche, sondern auf turkestanische Einwirkung zurückgeht. Die Gesamtzahl der chinesischen Muslimen, die bis jetzt in die Mandschurei gelangt sind — in Mukden sind drei Moscheen — wird gegenwärtig auf annähernd 30 bis 35 Millionen geschätzt*); in Tracht und Sprache sind sie, außer in Kaschgar, durchaus wie die anderen Bewohner des himmlischen Reiches. Arabisch wird nur ausnahmsweise von einigen besonders gelehrten Mollahs verstanden, was jedoch nicht verhinderte, daß eine sehr beträchtliche moslimische Litteratur (auf chinesisch) entstand, und was nicht ausschließt, daß arabisches oder persisches oder indisches Blut in den Adern vieler chinesischer Muselmänner rollt. Die Annahme, daß im Norden die Lehre des Propheten auf turkestanische Propaganda zurückgeht, bestätigt sich auch dadurch, daß sowohl die katholischen

---

*) Die Zahlen bei Hubert Jansen, Verbreitung des Islams in den verschiedensten Ländern der Erde, Berlin 1898, (vgl. Eckardt, deutsche Rundschau 1899, S. 65) sind nicht immer zuverlässig. Der Verfasser errechnet z. B. für Formosa 25 000 Muhammedaner, obwohl dort kein einziger ist. Das Beste über die Ausdehnung des Islams bleibt immer noch, was Dozy gesagt hat.

wie die syrischen Christen durch das nördliche Mittelasien nach Schansi und Tschili kamen. Die Erfolge der christlichen Missionen, über die jüngst von Brandt anregend und ausführlich gehandelt hat, wurden später wieder vernichtet, doch bleibt eine Spur wenigstens ihres Wirkens bis zum heutigen Tage in dem Alphabet der mongolischen Burjaten, das zwar wie das chinesische von oben nach unten, allein mit nestorianischen Buchstaben schreibt. Eine ganze, in Umfang und Bedeutung nicht unbeträchtliche Litteratur ist in dieser eigenthümlichen Schrift niedergelegt; neuerdings hat sich sogar in Tschita eine burjatische Zeitung aufgethan.

Wir sehen von neuem, wie die mannigfaltigsten auswärtigen Einflüsse in reicher Fülle nach China strömen. In den Anfängen des Reiches iranische, hellenische, syrische Kulturelemente; hierauf der Buddhismus aus Indien; dann sassanidische, manichäisch-nestorianische und arabische Einwirkungen; zuletzt römisch-katholische und in verstärktem Maße muslimische und, teils hinterindisch, teils australasiatisch gefärbt, buddhistische. Dem Zustrom fremder Bildung entspricht das Eindringen fremden Blutes. Zuerst Vermischung mit den Hu, den Sifan und den Miao, sodann ausgiebige Aufnahme der verschiedensten türkischen Rassensplitter; folgt das Aufsaugen der Tungusen (Siempi, Toba, Kitai, Niutsche), sowie indischer Einwanderer und vereinzelter Juden- und Araberniederlassungen; schließlich im Norden mongolisches und im Süden malayisches Blut, das mit chinesischem sich verband. Ein noch nicht befriedigend eingereihtes Element stellen dazu noch die Hakka dar, die ungefähr seit dem Ausgang der Mongolendynastie auftreten. Einige Schriftsteller wollen das kernhafte, zigeunerhaft*) wandernde Völkchen auf die Hakkakirghisen zurückführen, die am Nordrand des Tarimbeckens wohnten.

Auf die Mongolenherrschaft folgte das einheimische Haus der Ming (1368—1644). Unter ihm nahm die Expansion der Chinesen einen neuen Aufschwung. Die Liukiu und viele Staaten Inselasiens schickten Huldigungsadressen und Tribut. Das verlorene Tongking und Cochinchina wurde wiedergewonnen. Chinesische Kauffahrteiflotten und Kriegsdschunken gingen nach Kalkutta, errangen Einfluß auf Ceylon und eroberten um 1430 sogar Dschedda im Roten Meere. Der Verkehr mit Sansibar und Somaliland blühte mächtig auf. Von Sansibar hatten die Chinesen übrigens schon im achten Jahrhundert schwarze Sklaven bezogen. Chinesische Seeräuber und Kolonisten setzten sich in Annam, bei Manila und, nachdem es holländisch geworden, auf Java fest. Ein Drittel der Hakka wanderte nach Formosa aus.

---

*) Wenige Stunden von der Nordgrenze des chinesischen Reiches traf ich Zigeuner; ob aber solche schon bis ins eigentliche China vorgedrungen, konnte ich nicht erkunden.

Unter den Mandschu kam noch die Ausdehnung nach Norden und in Mittelasien dazu. Sachalin wurde kolonisiert und die Kosaken nach Jakutsk zurückgeworfen, ein Mandschuheer ging bis Khokand und Balkh. Tibet wurde zurückgewonnen und fester unter den Druck eines Residenten und einer Garnison gestellt, als dies je früher der Fall gewesen, Bhutan und Nepal erklärten sich für tributpflichtig, Cochinchina ward einverleibt und selbst die wilden Schanstämme, zwischen Salwen und Irawaddi erkannten die Oberhoheit Chinas an. Sogar vom östlichen Assam kamen vereinzelte Huldigungsgesandschaften. Der große Kanghi zertrümmerte das Kalmückenreich und eroberte Jarkand, Kaschgar und Ili; im Nordosten galt sein Machtgebot bis an den mittleren Aldan und die Gegend von Ochotsk. Auch gliederte er Formosa dem Reiche an. Wie gewaltig bis in die neueste Zeit die Herrschaft der Mandschu dastand, zeigt nichts deutlicher, als daß noch 1881 die Russen vor ihnen zurückwichen und das schon besetzte Ili (Sungarei) wieder herausgaben.

Neue Kultureinflüsse brachten nach China unter den Mandschu und bereits unter den letzten Ming die Europäer. Dieselben wurden lange durchaus freundlich aufgenommen. Gleichwie einst Marko Polo Statthalter einer Provinz geworden, so vertraute man unter Kanghi den deutschen Jesuiten wichtige Staatsangelegenheiten an und benutzte sie als Minister und Diplomaten. Sie vermaßen das ganze Reich mit Einschluß von Formosa und Sachalin, sie bauten Kanonen und erstellten astronomische Instrumente und Sternwarten; sie leiteten die Verhandlungen bei dem Vertrage von Nertchinsk und sonst. Der treuherzige Reisebericht des russischen Gesandten Isbrant Ides thut aufs deutlichste dar, wie offen und leicht damals der Verkehr der Fremden mit dem Bogdochan war. Portugiesen und Russen dienten zudem in den Mandschuheeren, und den Russen richtete man eine eigene Kirche in Peking ein. Erst seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als man erkannte, daß die Europäer immer gieriger und unaufhaltsamer vordrangen und daß ihre Missionen nur dazu dienten, der politischen Obherrschaft den Weg zu bahnen, da griffen die Mandschu, die inzwischen viel von ihrer Lebenskraft und Eigenart eingebüßt, zu den Ausschließungsmaßregeln zurück, die bislang in der chinesischen Geschichte nur einmal, nämlich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts angewandt worden waren. Man verbot Handel und Verkehr mit allen Ausländern, außer in Maimatschin (gegenüber von Kiachta) und Kanton, und der Himmelssohn zog sich in seinen Palast zurück und ward hinfort nicht mehr sichtbar, weder den Fremden noch seinem Volke, bis erst neuestens wieder das Diplomatenkorps und Prinz Heinrich den Zutritt der Fremden wenigstens zu dem Palaste erzwangen.

Als Langobarden und Gothen ihre Stammeseigenart verloren hatten, neigte sich ihre politische Macht zu Grabe. Ebenso erfolgte der Niedergang

der Mandschu, nachdem trotz ernstlicher Gegenbemühung ihr Volkstum verloren war. Sie besaßen in Asien noch Energie genug, um den Zopf im ganzen Reiche einzuführen, um den man in Ostasien ebenso hartnäckige Kämpfe führte wie in Europa. Wer nicht den Zopf annahm, wurde geköpft. So sehr erkannte man in derartigen Aeußerlichkeiten, wie der seit beiläufig 950 bestehenden Tracht, dem Einschnüren der Füße, das im elften Jahrhundert aufgekommen war, und dem Zopfe wesentliche Herrschaftsprärogative, daß man z. B. die Unterwerfung der Koxinganer in Formosa nur deshalb nicht annahm, weil sie die Fußverstümmelung und die Kleider- und Haartracht der Festland-Chinesen nicht haben wollten, und daß man Korea, das darin gleichfalls eigenem Kopf trotz weitgehenden chinesischen Einflusses nachging, niemals als zum Reich gehörig betrachtet hat. Zuerst kräftig vorgehend und bestimmend, wurden indessen sehr bald die Mandschu ihrerseits bestimmt und beeinflußt. Am Hofe und in den höheren Verwaltungszweigen hat sich zwar bis zum heutigen Tage das Mandschu unabhängig bewahrt, allein lediglich durch künstlichen Zwang: im Volke war die Sprache schon Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im Aussterben und hält sich heute nur noch in ganz vereinzelten Bezirken von Heilungtschiang (Amurprovinz). Die Chinesen haben nicht nur das Mandschuvolk aufgesogen, sondern haben bereits angefangen, den Amur zu überschreiten. Man findet sie in den Goldwäschereien der Seja, eines linken Nebenflusses des mittleren Amur, am Baikalsee und sogar in Krasnojarsk und Tomsk. Scharfe Beobachter, wie Graf Keyserling, erklären, daß sie bald westlich des Urals erscheinen werden, um den russischen Bauern und Krämern Konkurrenz zu machen. Noch stärker haben diese Chinesen sich im Osten und Süden ausgedehnt. Seit der Entdeckung von Gold in Australien haben sie sich so stark vermehrt, daß zuletzt, trotz der Yankeelehre von der Gleichberechtigung aller Menschenklassen, weitere Einwanderung von Gelbgesichtern verboten wurde. Aehnlich ging es den Chinesen in Australien, wo sie es rasch soweit brachten, daß nicht selten englische Arbeiter bei ihnen Dienste nahmen. In Hawaii machen die Chinesen einen sehr beträchtlichen Teil der Pflanzungsarbeiter und Kaufleute aus; sie wimmeln in Mexiko, in Westindien, wo sich z. B. auf Kuba mehrere an den Aufständen beteiligten, in ganz Mittel- und Südamerika. In Cochinchina soll ihre Zahl anderthalb Millionen erreichen, auf den Philippinen sind ihrer 200 000, auf den Sundainseln haben sie mehr als die Hälfte des Gesamteigentumes und erfüllen alle Erwerbszweige. Sie kommen als Kuli nach unseren ostafrikanischen Plantagen, nach Portugiesisch-Afrika, dem Transvaal und dem Kongostaate, sie haben Niederlassungen in Japan und Indien. Am auffallendsten ist aber, daß sie die Weißen allmählich wirtschaftlich aus den ostasiatischen Hafenstädten verdrängen. Wie die Japaner haben sie zwar nicht

die Staatsformen, wohl aber die technischen Errungenschaften des Westens aufgenommen und es gelernt, allein und ohne europäische Hilfe Dampfschiffe und Eisenbahnen zu bedienen und den Telegraph zu ihren Spekulationen zu benutzen. In Hongkong, Shanghai und Singapore haben sie die größte Masse des Grundbesitzes erworben und drängen allmählich die europäischen Kaufleute in die Enge. Es kommen zwar immer mehr Europäer und Amerikaner nach China, aber die Massenausdehnung der Chinesen ist viel rascher und bedeutender als die der Westländer in Ostasien. Was wollen die 20 oder 25 Tausend Weiße in ganz Ostasien (außer Philippinen und Sibirien) bedeuten gegen die Millionen Gelbgesichter, welche in den letzten Jahrzehnten die Grenze des eigentlichen China überschritten und die Nachbargebiete kolonisiert haben?

Wie früher die politische Expansion die bis an die Thore von Iran und Europa und Indien reichte, den Zustrom ausländischer Kultur und Rasse vermittelte, so konnte das auch bei der neuzeitlichen überseeischen Ausdehnung nicht ausbleiben. Ein genialer, jetzt vergessener Mann, der amerikanische Geologe Pumpelly, hat vor einem Menschenalter dargethan, daß namentlich durch die aus Kalifornien zurückkehrenden Chinesen Ideen übertragen wurden, die das Reich der Mitte von Haus aus aufwühlten. Auf christlich-westliche Gedanken ist der Aufstand, wie der Mikadomannen und der koreanischen Tonghak, so auch der chinesischen Taiping zurückzuführen. Einer Sindflut gleich ergießen sich vollends seit Schimonoseki westliche Industrie und Technik, Kunst und Wissenschaft, religiöse und militärische Anschauungen, strömen ausländische Sprachen und Eisenbahnschienen ins himmlische Reich. Arsenale und Pulvermagazine entstehen, man studiert die Philosophie Kants und Spencers und errichtet Telegraphen bis Kaschgar und Jünnan. Einheimische Diplomaten schreiben deutsche, englische und französische Berichte über die Lage Chinas, ein Zugeständnis an das Ausland, das früher unerhört war. Im Uebrigen wiederholt sich nur, was unter den Han und den Tang und den letzten Ming gethan, daß man ausländische Hilfe und ausländische Erfindungen rasch und ohne sonderliche Vorurteile aufnimmt, weil man im innersten Herzen ganz gewiß ist, daß das chinesische Ur- und Grundelement doch zuletzt sich wieder durchringen und alles Fremde ohne Rest aufsaugen wird. Ohne Besorgnis blickt man daher auch auf das fremde Blut, das durch die Mischung mit Lolo und Schan, mit Polynesiern und Malayen, mit Tibetanern und Annamiten mittelst vordringender oder in die Heimat mit Familie zurückkehrender chinesischer Kolonisten ins Land gebracht wird. Noch immer folgte auf die Verbreitung fremder Rasse und Kultur ein bedeutender Aufschwung der Chinesen.

Dieser flüchtige Ueberblick der chinesischen Geschichte will Zweierlei zeigen. Da das himmlische Reich seit mindestens zwei Jahrtausenden die

stärksten und mannigfaltigsten Einflüsse vom Auslande erhalten und sich für dieselben empfänglich erwiesen hat, so tritt dadurch die Entwickelungsfähigkeit Chinas in das hellste Licht. Da ferner die Söhne Hans an Zahl und Ausdehnung zugenommen haben und durch bäuerliche Kolonisation und überseeische Auswanderung unaufhörlich Neuland gewinnen und frische Gebiete ihrem Handel erschließen, so müssen sie das günstigste Vorurteil für ihre Volkskraft und Expansionsfähigkeit erwecken. Diese Doppelerkenntnis ist durchaus nicht neu. Die Jesuiten haben sie schon vor zweihundert Jahren besessen. Im letzten Menschenalter ist sie aber wieder verloren oder doch wenigstens verdunkelt worden. Die Rückschlüsse, die sich nun aus dieser Kenntnis ergeben, liegen auf der Hand. Wenn wirklich die Chinesen ein Volk darstellen, das nicht nur die Fähigkeit, sondern auch, wie die Erfahrung der letzten Jahrzehnte eindringlich lehrt, den Willen und die Kraft zu stets neuer Entwicklung und Ausdehnung besitzt, so müssen die oft geringgeschätzten Zopfträger nicht als ein sinkendes, nein als ein aufstrebendes, zukunftreiches Volk gelten, das noch eine höchst wichtige Rolle in der Weltgeschichte zu spielen berufen ist. Gegenwärtig sind sie gelähmt durch eine höchst elende Verwaltung, Beamtenkorruption und Planlosigkeit der Regierung, gelähmt auch durch das zeitweilige Schwinden kriegerischen Geistes. Allein haben denn nicht auch wir eine Epoche erlebt, da die Reichsarmee bei jedem schwachen Anstoße davonlief und das Gespötte Europas war, haben nicht auch wir ganz vor Kurzem die Zeiten des Bundestages gehabt, da Rückschrittlichkeit und Mattherzigkeit das Reich in Ohnmacht und Verwirrung stürzten? da das Wort des Fremden Alles galt und der Wunsch der deutschen Nation, trotz ihrer wachsenden Bildung und Volkszahl, nichts? Wie, wenn auch in China aus Schmach und Not ein neues Reich kraftvoll und sieghaft sich erhöbe?

Frankfurt, März 1899.

China in der Weltgeschichte.

I.

Als Columbus nach Westen fuhr, war die Herrschaft der Europäer auf etwa $^1/_{15}$ der Erde beschränkt; jetzt umfaßt sie, unmittelbar oder mittelbar, gut $^4/_5$. Bevor es aber den Europäern gelungen ist, den ganzen Erdball sich unterthan zu machen, haben sich zwei Kräfte erhoben, die dazu bestimmt

scheinen, den Siegesgang der Westmächte nicht nur zu hemmen, sondern ihn in Rückzug zu verwandeln. Das ist der Panislamismus und der chinesische Nationalismus. Da das Allmohamedanertum noch keine allgemein anerkannte Spitze gefunden hat, denn der Türkensultan wird weder von den Schiiten, noch von Marokko anerkannt, und dasselbe außerdem nicht auf einem einzigen Volkstum ruht, sondern von vielen Rassen getragen wird, so ist in der chinesischen Bewegung, die sich auf eine straffe Organisation und eine im wesentlichen einheitliche Nationalität stützt, der gefährlichste Feind abendländischer Macht zu erblicken.

Fürwahr, ein ungeheures Schauspiel, das vor unseren staunenden Blicken sich entrollt. Das Reich der Mitte, das vor wenigen Jahren von dem kleinen Japan so gründlich aufs Haupt geschlagen wurde, es erkühnt sich jetzt, der ganzen Welt zu trotzen. Die erbittertsten Feinde unter den Mächten und solche, die bisher lau oder gleichgiltig zu einander standen, sie haben sich zusammen verbunden, um den ostasiatischen Koloß zu bekämpfen. Der alte Dreibund von Deutschland, Rußland und Frankreich ist erneuert, um gemeinsame Interessen im fernen Osten wahrzunehmen; dazu stößt der einstige Gegner, England, dazu ferner die Teilhaber am europäischen Dreibund, Oesterreich und Italien, dazu endlich die Vereinigten Staaten von Amerika, die bisher jegliches Zusammengehen mit Fremden verschmähten, und, was am allersonderbarsten ist, Japan. Dasselbe Japan, das noch unlängst, unter Führung des genialen Prinzen Konoye, engste Freundschaft mit China und mit ihm vereint gemeinsame Verteidigung gegenüber europäischen Uebergriffen anstrebte. Es ist dies offenbar eine Lage, die in der ganzen Weltgeschichte noch nicht vorgekommen ist. Entfernte Aehnlichkeit damit hatte allerdings die Beschießung von Kagoshima im Jahre 1863, bei der französische, britische, amerikanische, russische und holländische Schiffe mitwirkten. Daß aber der Besiegte von Kagoshima, daß Japan sich nunmehr seinen ehemaligen Feinden bei der Beschießung von Taku angeschlossen hat, das ist vielleicht das Wunderbarste von den vielen Wundern, die wir jetzt erleben.

Das Eine ist jetzt schon gewiß, daß die Ereignisse in Tientsin und Peking an Bedeutung selbst den Burenkrieg übertreffen. Da Deutschland, das in Südafrika nicht oder nur wenig eingegriffen hat, in Ostasien eine der ersten Rollen zu spielen sich anschickt, so ist es von der äußersten Wichtigkeit, sich über die Lage in China klar zu werden. Auf dem Kongokongreß, in Schimonoseki und auch in der Samoafrage haben im wesentlichen die Diplomaten entschieden: jetzt ist der erste Fall, da wir mit kriegerischer That Weltpolitik treiben. Da wollen wir doch wissen, für was wir fechten. Nun ist hier die Aussicht auf die Zukunft völlig verrannt; aber auch eine Erkenntnis der chinesischen Gegenwart ist mißlich und fast unmöglich, weil die Entwickelung, die zu den

jetzigen Zuständen geführt hat, weil die Vergangenheit uns noch ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Nichts hat die Auffassung ostasiatischer Verhältnisse mehr gehindert und gestört, als das Dogma von dem hohen Alter der chinesischen Kultur und des chinesischen Staates. Das Dogma ist nicht nur den Abendländern, sondern auch den Chinesen selbst verderblich. Die Boxer sind überzeugt, daß die Bildung ihrer Heimat ein, ja mehrere Jahrtausende älter sei als die Europas:*) das wiegt sie in den Wahn einer unendlichen Ueberlegenheit, das hält sie von den Pfaden neuzeitlichen Fortschrittes zurück. Wir dagegen glauben, daß China schon seit Urzeiten dieselbe Kultur gehabt habe, verknöchert und altersschwach sei und daher nicht mehr in der Lage, sich erfolgreich gegen unseren Andrang zu wehren. Ich habe zwar schon einmal in (den Preußischen Jahrbüchern April 1899) den Werdegang der Chinesen und das vermeintliche Alter ihres Reiches besprochen, komme indeß darauf zurück, um meine Ansicht noch schärfer hervortreten zu lassen und sie zugleich durch neue Beweise zu stützen. Wenn es sich dann ergiebt, daß die ostasiatische Kultur jünger als die vorderasiatisch-europäische und daß China nicht am Ende, sondern vielmehr am Anfang seiner Blüte steht, so wird das gegenwärtige Auftauchen des Nationalismus notwendig in einem neuen und wahrscheinlich unerwarteten Lichte erscheinen.

---

*) Zu den Gesprächen mit Boxern, die in der deutschen Presse wiedergegeben waren, stehe hier eines aus dem „Matin“ vom 29. Juni:

— Voyez-vous, monsieur, la civilisation occidentale est une belle chose, mais c'est encore une chose neuve. Elle a tout le généreux et tout le pétillant des vins jeunes; elle n'a pas cette saveur onctueuse, ce parfum assagi des vins longuement mûris en bouteille. Nous autres, que vous qualifiez de sauvages, quand vous êtes de bonne humeur, et de barbares, quand vous êtes en colère, nous avons tout simplement une civilisation plus ancienne que la vôtre. Nous avons au moins mille ans de bouteille de plus que vous. . . Tous les alliages frelatés que vous possédez encore: agitation faite d'ambition, soif de dominer, faim de conquérir, nous les avons possédés comme vous, mais nous les avons dépouillés.

Nous aussi, nous avons connu les ardeurs de la croyance et les découragements du doute. Nous aussi, nous avons eu nos fanatiques, nos réformateurs et nos martyrs. Nous aussi, nous avons eu nos inventeurs: nous fabriquions déjà de la poudre quand vous tiriez encore des flèches, et nous imprimions déjà des livres quand vous écriviz encore sur des parchemins.

Auch der jüngste Weltgeschichtsschreiber, Graf Yorck von Wartenburg, sagt: „Mit China und Indien ist wohl die pazifische Welthälfte die älteste Kulturwelt gewesen, aber seit nunmehr viertausend Jahren steht im Vordergrunde die atlantische Welt“ (Weltgesch. in Umrissen 370).

Die Chinesen haben zweimal ein Schicksal erduldet, das durch einen unheilbaren Riß sie von der Vergangenheit schied. Im achten Jahrhundert ward ihre Hauptstadt von nördlichen Barbaren zerstört, die dann mehrere Jahrhunderte über das damalige China herrschten, und ein halbes Jahrtausend später wurden sämtliche Bücher von einem einheimischen Kaiser vernichtet. Diese Thatsachen allein machen alle Berichte über angebliche Ereignisse des zweiten und dritten Jahrtausends unglaubwürdig. Einheimische Gelehrte haben das selber anerkannt.*) Szema Kwang, der zuerst die Zeitrechnung der vaterländischen Geschichte festlegte, und zwar im 11. Jahr. nach Chr., beginnt mit 424 v. Chr. Offenbar wurden ihm darob Vorwürfe gemacht, denn später setzte er den Anfang in das Jahr 840 v. Chr. Konfuzius selber wußte von seiner engeren Heimat, vom Staate Su, kein früheres Datum, als das Jahr 722. Die so gewonnenen Ansätze werden teils bestärkt, teils noch weiter heruntergedrückt durch die einschneidende Kritik, die der Deutsche Faber an der Entwickelung der chinesischen Schrift geübt hat. Faber ist der Meinung, daß erst um 800 v. Chr. phonetische Schriftzeichen aufkamen, während der (allerdings gelegentlich phantastische) Engländer Kingsmill dafür hält, daß selbst zur Zeit des Konfuzius nur Ideogramme, nicht besser als die Quipos von Peru, im Schwange waren. Noch 541 v. Chr. schickte der Fürst von Tschau einen Gesandten zu einem benachbarten Duodezstaat, um dort ein Gedicht anzuhören und darüber zu berichten — ein ziemlich klarer Beweis dafür, daß die Schrift noch kaum entwickelt war. Wie bei den Druiden ging die Ueberlieferung mündlich vor sich. Welches Mißtrauen die ostasiatischen Philosophen selber gegen die Ueberlieferung hegten, das enthüllt ein Spruch des Mencius: „Besser kein Schu-king, als rückhaltslos daran glauben!“

Nachdem so die Schlacken weggeräumt, wird die Bahn für die Ueberzeugung frei, daß die chinesische Kultur, die mit dem Y-king und dem Schu-king beginnt, beides Darstellungen eines höchst dürftigen Urzustandes, erst um 500 mit Laotse und seinem jüngeren und weit geringeren Zeitgenossen Konfuzius einen höheren Anlauf nimmt, und erst im zweiten Jahrhundert, nachdem Wuti das Einheitsreich sicher begründet, festere Formen erhält. Der kulturelle Höhepunkt fällt hier mit dem politischen zusammen. Nach Faber vermehrte sich der Bestand chinesischer Zeichen in dem Zeitraume von 200 v. Chr. bis 100 n. Chr. von 3000 auf 9353, die bei weitem bedeutendste Zunahme, die auf diesem Gebiet je stattgefunden hat.*) Zugleich dehnt

*) Zum Folgenden vergl. Faber und Kingsmill im Journal China Branch Asiatic Society 1890 S. 152 ff.

*) Um 800 v. Chr. gab es 1000 Zeichen, um 200 v. Chr. 3000, um 100 n. Chr. 9353, um 1150 n. Chr. 29 000 um 1720 n. Chr. 44 000.

sich das Reich vom Yangtse bis nach Tonking aus und vom Stillen Meer bis zum Aralsee, zeitweilig sogar das Kaspische Meer berührend. In dieser Ausdehnung stößt das chinesische Imperium mit dem römischen zusammen.

Das verhältnismäßige späte Emporkommen der chinesischen Kultur erhellt auch aus der späten Erfindung der bedeutendsten Künste und Gewerbe.*) Zur Zeit des Konfuzius schrieb man noch auf Bambusstäbe und Seide und bediente sich harter Griffel; erst um 200 v. Chr. ward Papier und Pinsel erfunden, und noch später der Pinsel zu seiner jetzigen Gestalt vervollkommnet. Die ersten sicheren Nachrichten von ostasiatischer Malerei, die übrigens auf westliche Muster weisen, scheinen erst in die letzten Jahrhunderte v. Chr. zu fallen.**) Porzellan wurde zum ersten Male zur Zeit Christi in Honan angefertigt. Die Kunst des Glasschmelzens ward gegen 450 n. Chr. durch fremde Kaufleute aus dem Nordwesten eingeführt. Der Buchdruck ward gegen 600 n. Chr. erfunden und ein halbes Jahrtausend darnach besser ausgestaltet. Aehnlich die Entwickelung der Landwirtschaft und der Viehzucht. Die köstlichen Eigenschaften des Thees lernte man erst gegen 350 n. Chr. kennen, er ward damals einem kranken Kaiser als Arznei verordnet, und noch im sechsten Jahrhundert galt der Thee beim Volke als ein außergewöhnliches Labsal. Die Gewinnung von Wachs fällt gar erst in die Mongolenzeit.

Zur Zeit des Konfuzius wimmelte Nordchina noch von Wild. Allmählich wich das Wild zurück, und auf weiten Latifundien tummelten sich ein halbes Jahrtausend später Pferde, Rinder und Schafe. Dann kam auch die Schafzucht ganz ab, und Pferde wurden seltener, wurden zum Luxus- und Paradetier. Die großen Güter aber wurden zerspalten, dergestalt, daß jetzt bloß noch kleinste landwirtschaftliche Betriebe bestehen, bei denen durchschnittlich bloß 1¾ Acker auf die Familie kommt. Schweine-, Enten- und Fischzucht brachte erst die Mongolenzeit. Zuckerrohr, das aus Indien eingeführt wurde, ist zuerst gegen 550 n. Chr. angebaut worden, während Raffinerien erst um 840 entstanden. Baumwolle, die schon bald nach Alexander von Indien nach Hellas gedrungen war, wurde in China erst nach 1000 allgemeiner. Tabak, jetzt unentbehrlich, ist erst durch die Weißen von Amerika nach Ostasien gegebracht worden.

Nicht minder hat die wichtigste Entwickelung in Wissenschaft, Staat und Kirche erst nach Christus stattgefunden. Eine richtige Geschichtsschreibung beginnt zwar schon 90 v. Chr. Die Naturwissenschaften erreichen indessen ihre erste Blüte im achten Jahrhundert n. Chr. Die Ziffern werden in der

---

*) Plath, „Ueber die lange Dauer und die Entwickelung des chinesischen Reiches.“ München 1861.

**) Hirth, Beil. z. Allg. Ztg. Juni 1900.

Mongolenzeit aus Indien eingeführt. In derselben Epoche findet die Astronomie, deren Träger arabische Gelehrte, Einlaß und werden sprachliche Studien stärker begünstigt. Neue wissenschaftliche Anregung, besonders in der Sternkunde, bringen dann die Jesuiten. Daß der Konfuzianismus nicht vor 200 v. Chr. und der Buddhismus erst seit 65 n. Chr. zur Herrschaft kam, ist bekannt. Jedoch hatten die Buddhisten so manchen Schicksalswechsel zu durchdulden. Um 575 wurden ihnen, sowie den Taoisten, jede religiöse Thätigkeit verboten, und nach 845 brach eine Verfolgung der Buddhisten aus. Die Hierarchie der Taoisten bildete sich erst seit 1114 aus. Inzwischen hatte vom 7.*) bis zum 14. Jahrhundert das Christentum Einfluß. Im Staatswesen aber ist das jetzige System vollends nur wenige Jahrhunderte alt. Es handelte dabei sich vor allem um den Kampf zwischen Feudalismus und Kaisertum. Schihoangti zerbrach die sechs Herzogtümer der Tschau und legte die ersten Grundlagen zum zentralisierten Einheitsstaat, zum Imperium. Es fehlt indes nicht an Versuchen, den Feudalismus wieder herzustellen. Der erste Han mußte seine Generäle mit Fürstentümern abfinden. Die empörten sich, wurden besiegt und hingerichtet, die Lehen aber kaiserlichen Prinzen anvertraut. Später wurden die Lehen, unter Zurücksetzung entfernterer Glieder des Kaiserhauses, nur an Söhne oder Enkel des Monarchen gegeben, denen in der Folge kaiserliche Beamte zur Seite gestellt wurden. Ganz wie in der Ottonen- und Stauferzeit! Bei den Wirren der Türken- und Tungusen-einfälle wurde das System mehrfach gewechselt. Bald erhielten die kaiserlichen Verwandten volle Zivil- und Militärgewalt, bald hatten sie, wie unter der ersten Sung-Dynastie (420—480), ihre Gewalt nur dem Namen nach. Wenn die Herrscher Lehen austeilten, so wurden diese leicht erblich, wie bei uns in Schwaben, Sachsen, Brandenburg; wenn sie keine begaben, so standen sie allein, was z. B. bei den Sung zum Sturz der Dynastie führte. Das Dilemma wurde zuletzt so gelöst, daß unter den Tang (rund 600—900) die Herzogswürde aufhörte, erblich zu sein, und China allmählich zu einer zentralistischen Bureaukratie umgestaltet wurde. Zwar wurden kaiserliche Prinzen noch weiter verwandt, aber seit dem Beginn der Mandschu ist ihr Ansehen nur titular, auch trafen die Mandschu die wichtige Maßregel, daß Titel und Einkünfte kaiserlichen Prinzen mit jedem Geschlechte sich um einen Grad verringern. So kommt es, daß heutzutage Prinzen in den niedersten Berufen angetroffen werden.

Viele Sitten der Chinesen, die wir für besonders bezeichnend halten, sind gar nicht besonders alt. Ihre Tracht und das Einschnüren der Füße

*) Das erste Datum, 631, also noch vor dem Datum des Steines von Singanfu (635), für die Einführung des Christentums giebt eine chinesische Quelle bei Parker, J. R. A. S. 1890 S. 295.

stammt aus dem 9. oder (nach Anderen) dem 11. Jahrhundert. Stellen wurden anfänglich durch Gunst verliehen oder verkauft, erst um 1100 wurde das System der jetzigen Prüfungen eingerichtet. Der Zopf, ohne den wir uns den Bürger des himmlischen Reiches gar nicht denken können, ist durch die Mandschu zwangsweise eingeführt worden. Aehnlich könnte man für die Familie, für die Dorfverwaltung, für die Bodengesetzgebung,*) für Kriegswesen und Handel nachweisen, daß die bedeutungsvollste Entwickelung nach Christus einsetzt oder gar nur wenige Jahrhunderte vor der Gegenwart zurückliegt. Wenn vollends die Chinesen selber sich Söhne Han's nennen, nach jener gewaltigen Dynastie, die 220 n. Chr. vom Thron stieg, so zeigt das mit großer Klarheit, daß von einem Volkstum nach unserem Sinne, einem Volksbewußtsein der Chinesen vor den Han keine Rede sein kann. Ich möchte behaupten, daß erst seit 600 n. Chr. ein solches Bewußtsein sich merklicher rege.

Die Erkenntnis von dem späten Anfang der ostasiatischen Kultur ist die Grundbedingung für die richtige Beurteilung Chinas. Die zweite Stufe ist die Erkenntnis, daß China nicht seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden stillgestanden und verknöchert ist, sondern eine unablässige, niemals ruhende Entwickelung durchgemacht hat. Ich habe darüber im vorigen Jahre ausführlich gehandelt und habe hier nur nachzutragen, daß bereits der Münchener Akademiker Plath, dem wir das beste historische Werk über Ostasien, eine Geschichte der Mandschurei, verdanken, der Italiener Ferrari in seinem Werke „La Chine et l'Europe" und Fürst Uchtomsky oder vielmehr sein Sekretär Brunnhofer**) auf die Wichtigkeit einer derartigen Erkenntnis hingewiesen haben. Dazu ist drittens der Einfluß zu erwägen, den China auf die übrige Welt und den die Welt auf China gehabt hat.

Am Bosporus ist eine starke Oberströmung, die das überschüssige Wasser des Schwarzen Meeres in das Mittelländische Meer überführt; entgegengesetzt verläuft eine Unterströmung, die das salzreichere, schwerere Wasser des Mittelmeeres in den Euxinus bringt. Aehnlich giebt es in der Geschichte eine Oberströmung der Kulturausdehnung und eine Unterströmung des inneren Kulturgehaltes. Die geschichtlichen Sonderströmungen laufen gelegentlich in derselben Richtung, häufig aber auch entgegengesetzt. Wenn man bloß den inneren Kulturrückgang betrachtet, so wäre die Zeit von 600—900 eine Epoche bedenklichsten Rückschrittes; sobald man dagegen die äußere Ausbreitung der Kultur ins Auge faßt, so hätte man von einer Epoche größten Fortschrittes zu reden. Das Problem verwickelt sich dadurch, daß, während im Abendland die

*) Man kann das Nähere bei Plath a. O. nachlesen.

**) Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers. II. 262.

Kultur sinkt, verflacht und verödet, sie im Gegenteil in Ostasien und in den Ländern des Islams aufsteigt und sich vertieft.

Ich unterscheide vier Zeitalter der Weltgeschichte. Aelteste Bildungen am Euphrat und Nil. Hiernach die klassischen Kulturen von Indien, Iran, Griechenland und Rom und die Zivilisationen von Syrien und China. Die Zone der alten Weltkultur erstreckt sich von 25°—45° N. und vom Tajo bis zum Hoangho. In der Zeit von Cäsar bis zur Annahme des Christentums durch Rußland und Skandinavien dehnt sich jene Zone im Norden bis zu 60°, im Süden bis über den Aequator aus (Java, Sansibar). Der erweiterte Kulturgürtel zieht sich im vierten oder ozeanischen Zeitalter über die ganze Erde. China tritt zu Ende des zweiten Zeitalters auf die Bühne. Es gründet ein Imperium, dessen westliche Interessensphäre bis zum Kaspisee reicht. Wenige Jahre später gelangen römische Feldherren nach Adherbeidschan. Ein Verkehr zwischen den beiden Imperien entwickelt sich, zugleich ein noch regerer und für die Beteiligten bedeutungsvollerer Verkehr zwischen Indien und Iran einerseits und Ostasien andererseits. Die politischen Geschicke Europas, Persiens und des Pendschabs werden durch die chinesischen Generale beeinflußt, während der Seidenhandel die wirtschaftliche Lage Roms verändert. China erhält von den baktrischen Griechen künstlerische und kunstgewerbliche Anregungen,*) von Iran edle Rosse und mehrere Industrien, von Indien den Buddhismus, das Zuckerrohr und mathematische Kenntnisse, von Syrien das Christentum. Der einmal eingeleitete Verkehr ward dann von den Arabern und besonders wirkungsvoll von den Mongolen weitergeführt. Tausende von chinesischen Handwerkern wurden durch die Mongolen nach Baghdad verpflanzt und tausende von Christen, Juden und Mohamedanern kamen nach Ostasien. Der Gesichtskreis der Chinesen erweiterte sich, dank der vielseitigen Toleranz der Mongolen, ganz ungemein; er erstreckte sich bis auf Ostafrika, Marokko und Osteuropa. Jedoch der Glanz der Mongolen erblich. Unter den Ming schrumpfte das Reich zusammen und schloß sich gegen die Fremden ab. Das erste Anzeichen von Fremdenhaß war die Zerstörung der überaus zahlreichen Fremdenkolonie von Hangtschau am Ende des 9. Jahrhunderts. Die Ming trieben die Fremdenhetze im Großen. Sie vernichteten das Christentum und verboten allen auswärtigen Handel. Durch solche Ausschließlichkeit ging das Land wirtschaftlich zu grunde. Bürgerkrieg brach aus. Zuletzt bemächtigten sich die Mandschu der Herrschaft. Sie dehnten dieselbe bis nach Nepal, an der Schwelle von Britisch-Indien, und bis Fergana und zum Amur, an der

*) Vielleicht sogar das Porzellan. Der Brüsseler Rechtsanwalt Joris hat in seiner schönen Sammlung einen Porzellanteller, der von Kennern für altgriechisch gehalten wird.

Schwelle Russisch-Asiens aus. So kam Osten und Westen Eurasiens wieder in Berührung.

Zwei Jahrtausende lang, von Wuti und Sulla bis zum Anbruch ausgedehnter überseeischer Siedlung, waren die beiden Imperien an den Enden des eurasiatischen Festlands die maßgebenden Faktoren der Welt. Das römische Reich und seine Erben im Abendland, das chinesische Reich im fernen Osten waren die Träger der Kultur, während Araber und Mongolen im wesentlichen bloß vermittelten. Auch ist der Werdegang der beiden Imperien bemerkenswert gleichartig und verläuft des öftern parallel. Barbarische Nordstämme brechen in beide Reiche ein und werden allmählich von der höheren Kultur bezwungen. Im fünften Jahrhundert Zerfall und Verwirrung hüben wie drüben, darnach geordnete Doppelbildungen: halbbarbarische Reiche im Norden, Ausläufer der alten Imperien im Süden. Wiederum später Ueberwältigung Roms und Konstantinopels durch die „Franken", Chinas durch die Mongolen; zuletzt Auslösung selbständiger Nationen. Inzwischen Wechselwirkung der beiden Imperien durch die von Ostasien ausgehenden Hunnen, Türken, Avaren*) und Mongolen.

Auf dem Boden und an den Rändern des Römerreiches beginnen mit den Karolingern um 800 unabhängige Volkstümer zu entstehen. Die beiden Sprachen des Virdener Vertrages zeigen die Anfänge der bedeutsamen Entwickelung. Ein richtiges Nationalbewußtsein regt sich aber doch erst in der Zeit der Staufer. Genau so lösen sich in ungewissen Umrissen etwa im 9. Jahrhundert einzelne Volkheiten von dem ostasiatischen Hintergrunde los: Koreaner, Japaner, Siamesen gewinnen ein mehr oder weniger deutlich umschriebenes Sonderdasein. Ein lebhafteres Selbstbewußtsein ist jedoch nicht vor dem 12. Jahrhundert wahrzunehmen. Damals begann ein eigenes Schrifttum von Macht und Fülle wie bei Franzosen und Deutschen, so bei Koreanern und Japanern. Die nationale Bewegung ist durch Kreuzströmungen gestört und geschwächt, lange latent geblieben, um erst in der Neuzeit mit gesteigerter Kraft fortzufahren. In Europa wird sie durch den „Sturm und Drang" und heftiger durch Napoleon zu erhöhter Wirksamkeit angetrieben; in Ostasien war es der Anstoß der Westmächte, der die schlummernden Kräfte weckte. Der Anstoß riß Japan mit sich fort und bewirkte die Wiederaufrichtung des nationalen Kaisertums. Nicht minder erstreckte sich der Anstoß sofort auch auf China und erzeugte den Aufstand der

*) Daß die Hunnen dasselbe Volk wie die Hiungnu waren, wurde bis zur jüngsten Gegenwart bestritten, ist aber unlängst durch Hirth zur Gewißheit erhoben worden; daß die Avaren mit den Jwen-Jwen der chinesischen Quellen identisch, leugnet noch jetzt Parker.

Taiping, allein vorerst erwiesen sich die dynastisch-konservativen Truppen stärker als die der Volksrevolution, wie ja auch 1849 in Europa.

Der große Unterschied zwischen äußerstem Westen und äußerstem Osten war aber der, daß das Schwergewicht der Macht im Abendlande je länger, desto entscheidender nach dem Norden verlegt wurde, während in den Sonnenaufgangsländern es dauernd bei China verblieb. Es fehlte ja nicht an Versuchen der nördlichen Türken, Mongolen und Japaner, die Macht an sich zu reißen, allein diese Versuche sind sämtlich zuletzt gescheitert. Andere Unterschiede ergeben sich aus der sozialen Entwickelung. Im Römerreiche verwischten sich zunächst die Abstände zwischen Nobilität und Plebs, dann zwischen Römer und Nichtrömer, es galt bloß noch die Kluft zwischen Beamten und Nichtbeamten; hierauf aber wurden durch die Germanen neuerdings Standesabstufungen eingeführt, die sich bis jetzt behauptet haben. In China fand die gleiche Ueberbrückung der Klassen und Stände, die gleiche Annäherung und Ausgleichung zwischen Chinesen und Fremdvölkern innerhalb des Reiches statt: dann aber wurde dieser Vorgang, statt Rückwirkung hervorzurufen und sich ins Gegenteil zu verkehren, immer weiter fortgesetzt und führte zuletzt zum Staatssozialismus. Allerdings auch hier nicht etwa sofortige Verknöcherung, sondern stets flüssige Entwickelung, die schon allein durch den Gegensatz der herrschenden Rasse zum Volk vor dem Erstarren behütet wurde. Noch unter den Tang gab es Herzöge, noch unter den zweiten Sung, die 1279 gestürzt wurden, gab es Adlige und Nichtadlige, die im nördlichen Teilreiche sich durch besondere Tracht zu unterscheiden hatten. Die Mongolen brauchten nur zwei Examen zu bestehen, um eine Stelle zu erlangen, die Chinesen drei. Noch jetzt klafft ein jäher Abgrund zwischen der Bourgeosie, den leang, und der sogenannten natürlichen Familie, den tsien jin, Hausgesinde und Sklaven, und ist eine Heirat zwischen den beiderseitigen Ständen verboten. Im übrigen aber ist das Einzige, was eine soziale Gliederung bedingt, der Umstand, ob einer zur Beamtenschaft gehört oder nicht und welchen Rang er in der Beamtenhierachie einnimmt. Allein auch dies ist nicht von allzu großem Belang. Denn die Zahl der Reichsbeamten ist ungemein gering. Sie betrug in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr als 13 000. Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung liegt darin, daß das Volk in den unteren Kreisen sich selbst regiert, ähnlich wie bis vor kurzem der russische mir. Jedes Dorf bestellt, ohne Einmischung von oben, seine eigene Verwaltung, und selbst für eine Bevölkerung von 20 000 Seelen ist oft nur ein einziger kaiserlicher Beamter vorhanden. Und auch eine derartig weitgehende Demokratisierung hat den Chinesen noch nicht genügt. Ihre gefährlichsten Aufstände gingen aus dem Bestreben hervor, die noch vorhandenen Unterschiede gänzlich abzuschaffen, das Land zu „nationalisieren“, kurz, den reinen Staatssozialismus

durchzuführen. Dieser verflachende Radikalismus, dieser Mangel an fördernder, fruchtbarer Wechselwirkung der Stände, der in schneidendem Gegensatze zu der farbenprächtigen, thatenfrohen Lebensfülle des aristokratischen Japans steht, er ist vielleicht das wahre Geheimnis der jetzigen Schwäche Chinas, namentlich der militärischen und kulturell-schöpferischen Schwäche. Dagegen entspringt jener Gleichmäßigkeit der volklichen Gliederung eine bedeutende passive Widerstandsfähigkeit nach außen. Man kann die Chinesen nicht wie die Polen dadurch trennen, daß man die Bauern gegen den Adel aufhetzt. Und man kann sie ihres Volkstums nicht berauben. Denn so sehr auch die Chinesen durch sprachliche Klüfte und durch religiöse Spaltung geschieden werden, so steht ihnen doch stets ihr Volkstum in erster Linie. Es heißt, daß in den 18 Provinzen Chinas mehr als 18 Sprachen ertönen, die zum Teil mehr von einander abweichen als Englisch und Spanisch; es ist ferner bekannt, daß fünf Religionen im Lande walten, nämlich die Lehren des Laotse, des Konfuzius, Buddhas, Mohammeds und Christi, und man sollte meinen, daß derartige Abweichungen genügten, um das festeste Volkstum zu zerstören. Allein die verbindenden Elemente sind noch mächtiger. Kein Sprachenhader entsteht, weil dem Chinesen das gesprochene Wort gleichgiltig ist, weshalb es auch keine Redner bei ihnen giebt; das geschriebene Wort aber wird überall verstanden. Religionszwiste entbrennen nur selten, weil der Chinese nicht sonderlich religiös ist und dermaßen tolerant, daß er es ganz gut vereinigen kann, heute im Tempel der Taoisten, morgen in dem der Buddhisten Anbetung und Opfer zu zollen. Dazu kommt die Einheitlichkeit der Tracht und die Einerleiheit von Sitten und Anschauung, kommt endlich die lange Tradition gemeinsamer Erfahrungen. So ist ein Volk entstanden, wie es geschlossener und in sich gefesteter auf dem Erdenrund kein zweites giebt.

Was aber diesem merkwürdigen Volke erst seine weltgeschichtliche Bedeutung verleiht, das ist seine ungeheure Masse. Die beispiellose Vermehrung der Chinesen hängt unmittelbar mit ihren Sitten und Gesetzen zusammen. Der Chinese heiratet sehr jung, und nimmt, wenn er keinen Sohn bekommt, sofort eine zweite und, wenn nötig, eine dritte Frau. Er muß einen Stammhalter haben, der den Ahnendienst versieht. Der Hausherr ist sogar verpflichtet, für die rechtzeitige Verheiratung seiner Sklaven zu sorgen. Weiteren Vorschub thut der Volksvermehrung die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, vermutlich auch die Militärfreiheit. Es besteht kein Paßzwang, keine Beschränkung des Assoziationsrechtes, mithin keine Erwerbsverhinderung. Auch bestehen keine triftigen Gründe wie bei uns, in gewissen Fällen die Heirat zu beschränken oder ganz zu verbieten. Die Folge dieser Zustände war eine ungemessene Zunahme der Bevölkerung, die nur durch Kriege, Hungersnot und Ueberschwemmungen einigermaßen zurückgehalten wurde. Wir sind über

diese Zunahme durch mehrfache Statistiken unterrichtet, die jedoch erst kritisch zu sichten sind, bevor sie brauchbar werden;*) es ist nämlich garnichts Seltenes, daß eine Berechnung die doppelte Zahl einer gleichzeitigen Berechnung angiebt. Häufig entzogen sich die Leute dem Census, um nicht zum Kriegsdienst und zur Besteuerung herangezogen zu werden, oder es wurden Heimstätten statt Seelen gezählt oder aber die Zählung bezog sich bloß auf das halbe Reich, weil die andere Hälfte gegen die Regierung sich erhoben hatte. Immerhin geht das Eine mit Sicherheit aus allen Berechnungen hervor, daß gerade in den letzten zwei Jahrhunderten die Reichsbevölkerung phänomenal angeschwollen ist, und dies trotz des Taiping-Aufstandes, der 30 Millionen Leben gekostet haben soll. Von den zuverlässigeren Zählungen, die sich auf das eigentliche China beziehen, sind folgende bemerkenswert:

1579	60 1/2	Millionen
1753	103	"
1792	307	"
1812	362	"
1900	400—423?	"

Dazu die Nebenländer mit etwa 15 Millionen, wovon an 5/6, nämlich die meist chinesierten Bewohner der Mandschurei,**) ebenfalls den Zopfträgern zuzuteilen ist, und vielleicht 10 Millionen Chinesen des Auslands.†) Wie aus dem nationalen Erwachen des chinesischen Reiches, das mit den Taiping beginnt und jetzt in sein entscheidendes Stadium tritt, so geht aus dieser beständigen Bevölkerungszunahme mit zwingender Notwendigkeit hervor, daß China nicht im Sinken begriffen ist, sondern sich im Gegenteil einem Höhepunkte seiner Geschichte nähert.

II.

In der äußeren Politik hat China zweimal entscheidend auf das Abendland eingewirkt. Von den Chinesen zerschmettert, stürzten sich die Hunnen auf die Germanen und das Römerreich und leiteten dessen Umgestaltung ein.

*) Williams, Das Reich der Mitte. I. 195.

**) Die Mandschurei wird auf 5—23 Millionen Seelen geschätzt. Die amtliche Opisanie Mandschurij (1897) I. 214 ff. führt an, daß der Census von

1749	406 511	Seelen
1812	1 249 784	"
1842	1 665 542	"

ergeben hätte, schlägt aber die gegenwärtige Bevölkerung auf 12 Millionen an. Der Ansatz von 23 Millionen rührt von dem Engländer James her.

†) 2 1/2 Millionen auf Formosa, 3 Millionen in Siam, 1 1/2 Millionen in Annam u. s. w.

Von den Tang zurückgewiesen, wandten sich die Türken nach Vorderasien und besiedelten Adherbaidschan, Kleinasien und Bulgarien. Auch darf man wohl sagen, daß die Osmanen nur deswegen das Abendland angriffen, weil in dem fester gefügten China, der Türkstämme altem Jagd- und Beuterevier, ihnen keine Lorbeern winkten.*) Geringfügig waren dagegen bis zum Opiumkrieg die politischen Einwirkungen der Abendländer auf China. Portugiesen, Holländer und Russen waren zurückgewichen, erhaben thronte in selbstgewisser Unnahbarkeit der Bogdokhan in Peking. Sechzig Jahre sind erst verflossen, seitdem das himmliche Reich zum ersten Male die Uebermacht Europas fühlen lernte. Die kurze Zeit hat aber genügt, den Sohn des Himmels von seiner stolzen Höhe zum Abgrund der Verzweiflung zu erniedrigen, hat dazu genügt, die Dynastie ihres Stammlandes, sowie das Reich seines ganzen Nimbus zu berauben. Nur einmal in seiner ganzen Geschichte ist China völlig unterworfen worden, obwohl nicht einmal achtzig Jahr lang, von den Mongolen; jetzt droht ihm dasselbe Verhängnis in doppelt furchtbarer Gestalt. Zwar haben die Mächte sich gegen eine Teilung des Kaiserreiches ausgesprochen, allein auch die Yankees haben feierlichst versprochen, Kuba nicht anzugliedern, und die Engländer haben erst vorigen Oktober ausdrücklich erklärt, die Burenstaaten nicht annektieren zu wollen, und hatten schon nach einem halben Jahre ihres Versprechens vergessen. Die Absicht der Aufteilung hat sich bereits durch das 1898 erfolgte Abstecken von Einflußkreisen kundgegeben; ob freilich die Absicht ausführbar sei, das ist eine andere Frage. Jedenfalls aber ist die Lösung der Frage von ausschlaggebender Bedeutung für alle Weltmächte.

Japan fühlt sich durch die ungeahnte Krisis in seinen Grundfesten erschüttert. Sofort nach Schimonoseki erschollen Stimmen, die zur Freundschaft und zum Bündnis mit China rieten. Stutzige wurden auf das Vorbild von Preußen und Oesterreich nach 1866 verwiesen. Die Einmischung der Mächte diente als Brandfackel, Laue zu entflammen, Zögernde fortzureißen. „Wühlet Perlen aus dem Schlamm, schöpft Erhebung aus der Schmach!" rief der Führer der glühenden Nationalisten, Baron Tani. „Wir mußten das schon eroberte Schwert des Regenten (so heißt die Port Arthur-Halbinsel) den Europäern preisgeben, aber wir werden die Europäer aus Asien verjagen". Und ein japanischer Dithyrambus, den ich beim Lagerfeuer im mandschurischen Feldzug hörte: „Ich wende mich gen Norden und sehe russische Schiffe anbrausen auf dem breitströmenden Amur. Ich wende mich gen Süden und erschaue Panzer der Briten, ansegelnd vom ragenden Hongkong. Ich erblicke

*) Daß den Osmanen der Gedanke eines Chinazuges geläufig war, zeigt das Kitai-nameh, das Selim I. zur Eroberung Ostasiens anstacheln sollte.

sie und fordere sie zum Kampf, zum Kampf um die Weltherrschaft!" Phantastische Gedanken erfüllten die Gemüter der heißblütigen Patrioten: Dai Nippon sei dazu bestimmt, den Erdkreis zu reformieren, überallhin japanische Sitte und Sprache zu tragen, vor allem aber die Führerschaft Asiens zu erfechten. Eine panjapanische, eine panbuddhistische Partei that sich auf, und das Inselreich hallte wieder von dem Rufe: Asien für die Asiaten! Die Bewegung verstärkte sich beträchtlich durch das Vorgehen der Mächte in Kiautschau, Port Arthur und Wei-hai-wei. Auch kalte Köpfe, nüchterne Denker wurden für den asiatischen Vormachtsgedanken gewonnen. In den Vordergrund trat Prinz Konoye. In Bonn und Straßburg ausgebildet, trat der Prinz, ein Kuge (Verwandter des Mikado), sogleich nach seiner Rückkehr in die Politik ein und wurde in jugendlichem Alter (etwa 35jährig) Präsident des Herrenhauses. Kein unruhiger Schwarmgeist, sondern ein fester, kühl-überlegender Staatsmann. Wenige Monate nach Kiautschau, im Februar 1898 veröffentlichte er eine Flugschrift, die ungeheures Aufsehen erregte. Er that darin dar, daß die Entwürfe der Westmächte nun offenkundig zu Tage getreten, daß Asien in kurzer Frist ihnen gänzlich anheimfallen würde, wenn nicht ein Retter aufstünde. Dazu sei Japan ausersehen. Das Land der aufgehenden Sonne müsse mit dem Reich der Mitte ein Trutz- und Schutzbündnis schließen, um die gierigen Leute des Westens nach Europa und Amerika zurückzuwerfen. Im Juli 1899 ging ein japanisches Geschwader nach Taku, ein kaiserlicher Prinz, Komura, begab sich von da nach Peking, um einen Vertrag mit dem Nachbarreiche abzuschließen. Indes, die Japaner sind Sanguiniker. Was sie für möglich halten, das dünkt ihnen schon halb gethan. Aus Formosa hätten sie schon lernen können, daß das Zusammengehen mit den Chinesen sich in der Praxis gar anders macht als in der Theorie; fünf Aufstände, die seit ihrer Besitzergreifung dort ausbrachen, hätten ihnen zeigen müssen, daß ihre Liebe auf keine Gegenliebe stoße. Kurz, ihre Versuche sind völlig gescheitert. Wie völlig, das offenbart erst die Stellung, die sie bei den gegenwärtigen Wirren einnehmen. Statt dem Nachbarn gegen die rothaarigen Barbaren zu helfen, sehen sie sich veranlaßt, den Barbaren gegen China beizustehen; statt des Boxeraufstandes sich zu freuen, müssen sie Truppen nach Formosa senden, um gegen die dort sich erhebenden Boxer zu kämpfen.

Allem Anschein nach sind auch die Russen von der Empörung überrascht worden. Sie dachten so allmählich allein China zu verschlucken, und da ist es ihnen höchst unangenehm, daß auch noch andere Leute den großen Bissen mit ihnen teilen wollen und zu dem Ende scharenweise aus allen Weltgegenden heraneilen. Rußland that zwar immer, als ob es so vortrefflich mit allen Asiaten auskomme und auch mit den Zopfträgern aufs freundschaftlichste verkehre, allein auch die Kosaken sind an vielen Punkten von

den „Männern der harmonischen Faust“ angefallen worden. Auch Rußland muß jetzt mit seinem Busenfreunde Krieg führen. Zweifellos ist das Zarenreich dazu in der besten Verfassung, wenn auch die Mobilisation keineswegs so glatt vor sich geht, wie von unseren Strategen angenommen wurde. Unsere Strategen haben stets russisches Militär überschätzt, weil sie glaubten, daß alles genau so sei, wie es in den amtlichen Berichten und Statistiken verzeichnet ist. Es ist jedoch anzunehmen, daß trotzdem die Mandschurei mit verhältnismäßig leichter Mühe befriedet werden und daß auch die Mongolei und Ostturkestan den Russen anheimfallen wird. Auch ist es sehr möglich, daß sie bereits auf Kansu und Schansi ausgereifte Pläne hegen. Dagegen wird ihnen Tschili und Schensi wohl schwerlich zufallen, da die anderen Mächte in der Lage wären, scharfen Einspruch mit Waffengewalt zu unterstützen. Was würde nun die Folge einer russischen Besetzung der gedachten Länder sein? Man spricht immer von der Leichtigkeit, mit der Rußland seine neuen Unterthanen sich näher bringt. Durch die Möglichkeit, auch die höchsten Stellen zu erlangen, werde der Adel der Kaukasusstämme (Fürst Imeretinsky) und der Armenier (Bagration, Melikoff u. a.), durch den Grundsatz frère cochon würden niedere Völker zu ihnen herübergezogen. Ich kann nur sagen, daß ich bei meiner Reise durch Sibirien von einer derartigen Verschmelzung nichts bemerkt habe. Im Gegenteil, es kommt vor, das Russen burjatisiert und jakutisiert werden. Wie nun gar, wenn die Slaven auf das zähe, eisenköpfige Geschlecht des himmlischen Reiches stoßen? Der Russe ist in der Regel ein sympathischer Mensch und mir persönlich lieber als zehn Engländer, aber er ist auch weich und eindrucksfähig und gegen die steinerne Härte des Chinesen, der allein von den Völkern der Erde es fertig gebracht hat, sogar die Juden ohne Rest aufzusaugen, kommt er nicht auf, zumal da er ihm an Zahl bedenklich unterlegen. In ganz Ostsibirien giebt es kaum $^5/_4$ und in ganz Sibirien kaum $4\,^1/_4$ Millionen Slaven. Was heißen die gegen 50 Millionen Chinesen der Mandschurei und der Nordwestprovinzen? Wie noch alle Eroberer des himmlischen Reiches, so würden auch die östlichen Slaven chinesiert werden. Den Yankees fehlt es gewiß nicht an Selbstgefühl, ich habe aber einen verständigen Yankee getroffen, der behauptete: gebt den Celestials freien Zugang in die Union, und in hundert Jahren wird Amerika verchinest sein! Der Fall ist nun denkbar, daß eine derartige Erscheinung den Zaren ganz gelegen käme. Schon hat der Panslavismus begonnen, ihnen unbequem zu sein. Die Romanoff, die keine Slaven sind und die ebenso viel sich auf Deutsche und andere Fremdrassen wie auf die Slaven stützen, denken vor allem an ihre eigene Herrschaft. Alexander hat sich der Perser gegen die chauvinistischen Macedonier, die Römerkaiser der Germanen-Leibwache gegen Dolch und Gift der Römer bedient, wie jetzt die Habsburger

Polen und Tschechen gegen die Deutschen ausspielen; wäre es da so wunderbar, wenn die Zaren daran dächten, mit Hilfe gehorsamer chinesischer Unterthanen sich des volkstümlich revolutionären Allslaventums zu erwehren?

Die Vereinigten Staaten von Amerika beginnen nicht erst jetzt in China eine Rolle zu spielen. Sie haben zur Eröffnung des Landes und zur Niederwerfung der Taiping mit Rat und That mitgewirkt; sie dachten an den Erwerb Formosas und der Liukiu; sie schlugen vor, ganz Ostasien von Korea bis Singapur zu neutralisieren. Grant, der diesen Vorschlag machte, hegte dabei wahrscheinlich dieselben Absichten, wie jetzt Rußland, wenn es erklärt, es wolle kein japanisches und kein englisches, sondern ein chinesisches China. Wer einem Lande dessen Unabhängigkeit verbürgt oder gar erstreitet, wird dadurch dessen Beschützer. Dabei sind gerade in Nordamerika die Gelbgesichter den schlimmsten Unbilden ausgesetzt, das Ausdehnungsfieber hat aber einmal die Union erfaßt, und selbst ein Parteiumschwung bei den nächsten Wahlen würde unfähig sein, einmal Geschehenes ungeschehen zu machen und das rollende Rad aufzuhalten. Daran kann auch der ständige Mißerfolg auf den Philippinen nichts ändern, denn er wird durch den Erfolg in Westindien verdunkelt. Uebrigens sind gelegentlich die amerikanischen Absichten auf China bereits ganz offen enthüllt worden. Man wünscht den größten Teil der noch zu bauenden Eisenbahnen und außerdem die Provinz Tschili an sich zu bringen. Bisher verfolgte man derartige Pläne abgesondert von den anderen Mächten — Washingtons no entanglement with european powers in neuer, etwas umgearbeiteter Auflage — muß sich aber jetzt, sicher zum lebhaften Mißvergnügen derer um Mc. Kinley, dazu bequemen, im Einverständnis mit den europäischen Nebenbuhlern zu handeln. Die Gemeinsamkeit der Kriegführung, die dadurch nötig wird, ist den Yankees besonders fatal, denn während sie bis jetzt ihre Heldenthaten fern vom Auge der übrigen Welt ausführen konnten, wird jetzt ein Vergleich zwischen ihrer Kriegskunst und der anderer Truppen gezogen werden können, ein Vergleich, der, nach dem, was ich selber auf Kuba gesehen, unmöglich zu Gunsten der Union ausfallen kann. Was aber wird dann aus dem sorgfältig gepflegten Wahne, daß die Amerikaner the best soldiers of the world?

Frankreich ist bis jetzt militärisch recht schwach in Ostasien aufgetreten, wenigstens im Verhältnis zu seinen ausgedehnten Interessen daselbst. Es besitzt in Indochina einen Länderkomplex mit beiläufig 21 Millionen Seelen und erhebt Anspruch auf so ziemlich den ganzen Süden des himmlischen Reiches. Es wiegt sich in großartigen Träumen, auch Sz'tschwan zu ergattern und dort den durch die Mongolei vorrückenden Russen die Hand zu reichen. Dadurch würde ein starker Riegel gegen die Engländer geschaffen, die von Birma im Westen, vom Jangtse im Osten unaufhörlich vordringen. Es

handelt sich mithin um ein Faschoda von hundertfach größerer Bedeutung. Diesmal ist aber die Stellung Frankreichs unvergleichlich stärker als am Nil. Eine kompakte Basis mit einem wohlausgebildeten Kolonialheere gegenüber dem verlorenen Häuflein Marchands. Auch werden es schwerlich die Engländer sein, die den nachhaltigsten Widerstand gegen französische Eroberung zu leisten imstande wären. Die weiten Gebiete von Manipur bis zur Grenze Jünnans werden noch fortwährend durch Aufstände beunruhigt, auch ist von der Bahn von Bhamo nach Talifu und weiter nach Tschungking, von der die Engländer seit zwanzig Jahren reden, noch keine Schwelle gelegt. Es ist daher ausgeschlossen, daß die Engländer größere Unternehmungen jenseits der Ostgrenze Birmas auf sich laden. Freilich werden auch die Franzosen einen gewissen Teil ihrer Streitkräfte auf Peking verwenden müssen, allein schon durch ihr thatkräftig gefördertes Bahnnetz ist ihre Lage viel günstiger als die ihrer Gegner. Ueberhaupt haben die Franzosen ein ordentlich Stück Arbeit in Indochina vollbracht, auch ist der finanzielle Erfolg gar nicht so spärlich, wie man oft in hämischen englischen Berichten liest. Kambodscha hat vor einem Jahre einen Reinertrag von 16 Millionen Francs geliefert. Derartige Ergebnisse spornen dann die Franzosen erst recht an, das reiche Südchina für sich zu gewinnen, und veranlassen sie dazu, ihre Hauptmacht lieber im Süden als im Norden zu verwenden.

England ist der unzufriedenste Spieler im Konzerte. Das Jangtse-Becken schien ihm bereits sicher, und jetzt entschlüpft es seinen Händen. Auch ist es um die maritime Vormacht in ostasiatischen Gewässern dauernd geschehen. Daß es auch nicht einen einzigen Soldaten aus Südafrika entfernen kann, ist nach Roberts Niederlage in nächster Nähe Pretorias auch denen klar geworden, die schon vor fünf Monaten an das völlige Erlahmen der Buren glaubten. Welchen Wert aber England darauf legt, mit starkem Aufgebot vor Peking zu erscheinen, das zeigt sich überraschend klar aus der Sendung von 12 000 indischen Truppen. Das ist ein außerordentlich gefährliches Experiment! Fast schon ein Verzweiflungsakt. Die Sache ist sogar doppelt bedenklich, nicht nur weil dadurch Indien, das so schon bis zur äußersten Spannung durch die südafrikanischen Sendungen angestrengt wurde, durch die neue Entblößung von Truppen geradezu zum Aufstand eingeladen wird, sondern auch weil die mohamedanischen Inder in China Glaubensbrüder finden werden. Schon zur Zeit des tonkinesischen Krieges ergaben sich seltsame Auftritte, wenn moslemische Algerier in Birmanen und Chinesen Mohamedaner erkannten. Ein Ueberlaufen der indischen Hilfstruppen zu den Ostturkestaniern vor Peking liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Was ist aber Englands Aufgabe? Die Zurückdrängung sämtlicher anderen Einflüsse. Der Aufgabe ist es natürlich nicht gewachsen. Da sucht es denn als Sturmbock

andere vorzuschieben, vornehmlich Japan. Vielleicht wären die Japaner in die Falle gegangen, denn die englandfreundliche Partei ist stark bei ihnen, aber der alte ostasiatische Dreibund war dagegen. So trachtet England danach, diplomatisch Vorteile zu erwerben, ein Vorhaben, das bei der allgemeinen Verworrenheit der Lage sehr gut von Erfolg gekrönt sein mag.

Wir übergehen die Niederlande, die mit drei Schiffen vertreten sind, Italien, das 5000 Mann und fünf Schiffe aussendet, Oesterreich, das durch seine innerpolitischen Verhältnisse an energischer Beteiligung gehindert wird — die Deutschen sind gegen jede besondere Bethätigung nach außen, weil dies die Aufmerksamkeit von ihren Leiden und Bedürfnissen abziehe — und wenden uns zu Deutschland. Es ist das erste Mal, daß wir mit der That in die Weltpolitik eintreten. Mit deutlicher Sprache reden unsere Kanonen. Es kann nicht schaden, wenn die andern einmal wieder ihren Donnerhall erdröhnen hören. Was deutsche Militärs sagten, so schrieben englische Kritiker vor dem Ausbruch des Transvaalkrieges, das sei ganz schön und gut, nur sei es graue Theorie, denn Deutschland habe ein Menschenalter hindurch nicht mehr gefochten und habe keine Erfahrung. Auch kann es den Chinesen nicht schaden, wenn ihre brutale Mordlust und ihr haushoher Dünkel einmal eine derbe Lektion erhalten. Wir haben den Gesandtenmord zu rächen, und das soll in vollem Maße, mit zerschmetternder Kraft geschehen. Und darnach? Graf Bülow hat eigens erklärt, daß an Aufteilung nicht gedacht werden dürfe, auch schrecken die Ergebnisse des Rachekrieges von 1859. Die gemeinsame damalige Aktion von England und Frankreich hat lediglich das eine bewirkt, durch die Schwächung Chinas den Russen in die Hände zu arbeiten, die vergnügt und ohne Schwertstreich die Küstenprovinz einsteckten. Wir haben keinen Grund, in so ausgiebiger Weise Gut und Blut für unsere russischen Freunde zu opfern.

Und nun zu China selber! Man kennt die ergötzliche Geschichte vom Meergreis, der drei Schiffe vor sich hatte. Das eine hatte keinen Mast, das andere keinen Boden, das dritte war überhaupt nicht da. Aehnlich war von drei chinesischen Regimentern das eine ohne Oberst, das andere ohne Gemeine und das dritte war überhaupt nicht da. Und wenn wirklich Offiziere da waren, so wäre es in der Regel besser gewesen, wenn sie auch gefehlt hätten. Das alles hat sich mit einem Schlage geändert. Zu Hunderttausenden strömen die gelben Krieger nach Tientsin und Peking, sie schießen mit Präzision, sie maskieren aufs beste ihre Batterien und es erstehen ihnen tüchtige Führer. Was verleiht China, dem angeblich in Schlaf versunkenen Riesen, plötzlich solche Lebenskraft? Ohne Zweifel der nationale Aufschwung. Ich habe den Aufschwung bestimmt vorausgesagt und habe darauf hingewiesen, daß auch wir aus Not und Schmach erstaunlich schnell uns erholten und

ungeahnte kriegerische Tüchtigkeit bewiesen. Das Jahr unserer tiefsten Demütigung war 1807, die Zeit unseres Aufraffens und der Volksbewaffnung — einer Bewaffnung wider den Willen des Herrschers! — war Ende 1812. Die Zeit der Niederlagen Chinas war von 1894—95, und wiederum sind bloß fünf Jahre verflossen, und das gelbe Volk steht auf in seinem Zorn. Wer freilich dem schönen Märchen glaubte, daß noch jetzt es Leute im himmlischen Reiche gäbe, die von den Schlachten am Jalu und Liao nicht ein Sterbenswörtlein gehört, der mußte von solch allgemeiner Erhebung überrascht sein. Das Wahre daran ist, daß die Chinesen vielmehr nicht nur äußerst gespannt auf jede Neuigkeit sind, sondern dieselben auch unerklärlich rasch erfahren. Als ich im Feldlager von Gaiheng war, wußten die dortigen Chinesen eher die Nachricht vom Friedensabschluß, als der (allerdings unvollkommene) Telegraph sie uns überbrachte. Wer jedoch die Leute ungeschickt fragt, dem werden sie in allen Landen erwidern, sie wüßten von nichts. Nein, es ist kein Zweifel mehr: die nationale Bewegung, die man schmähen oder rühmen mag, aber mit der man politisch rechnen muß, sie hat endgiltig auch das ungeheure Reich der Mitte erfaßt. Bestätigt sich diese Auffassung, so ist der Schluß daraus unvermeidlich: China kann von den Mächten nicht überwältigt werden. Besiegt in Schlachten, ja! aber nicht niedergezwungen. Festungen geschleift, aber das Land nicht besetzt. Zurückgeworfen, aber niemals vernichtet. Im Gegenteil wird der gewaltige Anfall der Fremden das Volk nur immer tiefer und zu nur immer größeren Anstrengungen entflammen. Auch Japan ward vor Kagoshima durch die vereinigten Flotten von fünf Mächten niedergekämpft, allein daraus nahm es gerade Anlaß, sich besser zu rüsten und zuguterletzt doch seine Unabhängigkeit zu erringen. Der Fall Pekings wird ein zweites Kagoshima sein.

Der eigentliche Grund zur chinesischen Bewegung ist der ewig währende, bald schlummernde, bald zu furchtbarer Thätigkeit erwachende Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland. Der Anlaß dazu ward bald in der irritierenden Wirksamkeit der Missionare, bald in der Besitznahme Kiautschaus, was doch bloß ein Glied in langer Kette war, bald in wirtschaftlichen Mißständen gesucht. Es ist damit wie mit einem Schadenfeuer. Ganz einerlei, ob wie beim Brande Chicagos eine Kuh eine Lampe umgestoßen hat, ob eine Cigarre sorglos weggeworfen wurde, ob böswillige Brandstiftung, ob Selbstentzündung, genug, das Feuer ist einmal da und verbreitet sich über alles Brennbare mit unheimlicher Schnelle. Das Bewußtsein westöstlichen Gegensatzes ist einmal geweckt, und das wird unermeßliche Folgen haben. Durch die Mobilmachung des gefährlichsten Gegners europäischer Ausdehnung, durch das Wachsen der gelben Gefahr, ist auch bereits der andere Gegner, der Panislamismus auf den Plan gebracht worden. Die besten Truppen der

Chinesen, die turkestanischen Soldaten, sind Mohamedaner. Ihr Führer, Tung fuh siang, der für den befähigtsten General der Armee gilt, ist ein Jingo reinsten Wassers. Er stellte sich schon vor Jahresfrist, nachdem er den großen Aufstand von Kansu und Schensi niedergeschlagen — einen Aufstand, der für die Russen dasselbe geleistet, wie die gegenseitige Schwächung der Sassaniden und Byzantiner zu Heraklius' Zeit für die Araber — stellte sich der Kaiserin zur Verfügung, um den Krieg gegen alle Fremden zu eröffnen. Im japanischen Krieg hat der General, der aus dem entlegensten Ende des Reiches herbeieilte, nicht mehr eingegriffen. Ich habe oben angedeutet, welche Ueberraschungen aus dem Vorhandensein von Mohamedanern in China noch erwachsen können. Leider haben wir keine irgend verläßliche Statistik der ostasiatischen Jünger des Propheten. Hubert Jansen berechnet ihre Zahl in seinem fleißigen Werkchen „Verbreitung des Islams" auf 32 Millionen.*) Dabei nimmt er noch beispielsweise an, daß es in der Mandschurei keine Moslime gäbe. Ich kann aus eigener Kunde berichten, daß Niutschwang sich einer und Mukden dreier Moscheen erfreut. Der Islam ist die einzige Religion Chinas, deren Anhänger mit Eifer Propaganda treiben, zugleich die einzige, die nicht auf Asien beschränkt ist (die Christen können wir unberücksichtigt lassen). Die weltweite Verbreitung des Islams hat denn auch bereits dazu geführt, daß man in Stambul und Kairo sich ganz auffällig für die östlichen Wirren interessiert. Die Osmanen wissen, daß die Turkestanier ihre Rassegenossen, sie haben vielleicht davon gehört, daß in den Adern der Nordchinesen reichlich türkisches Blut fließt, sie freuen sich, daß es den Westmächten schlecht geht, und sie nehmen den innigsten Anteil daran, daß Brüder ihres Glaubens dahinten im fernen Osten mitfechten.**) In die Fußstapfen der Osmanen treten die Madjaren. Sie haben zwar keinen religiösen Anteil an den Kämpfen, aber auch sie fühlen sich, obzwar mit Unrecht, als Türkstämme (es sind halbtürkisierte Finnen), und stellen sich auf die Seite der Boxer, auf die Seite der Asiaten gegen die Europäer. Ein bedeutsames Zeugnis dafür, daß Rasse zäher, größer, ausdauernder als Kultur!

Der Kaiser hat vor zwei Jahren in Damaskus ein Wort gesprochen, das weiten Widerhall in allen Ländern des Islams fand: er sei der „Bruder aller der 300 Millionen Mohamedaner" der Erde. Die so gewonnene nutzbringende Freundschaft kann durch Bekämpfung der ostasiatischen Mohamedaner leicht verscherzt werden. Erobert Rußland die Außenländer Chinas und den Nordwesten des Reiches, so stürzt es sich in einen Nationalitätenstreit, der

*) Die Gesamtzahl der Mohamedaner schätzt Jansen auf 251 Millionen.

**) Der Sultan hat in der That 1901 aus derartigen Erwägungen eine Gesandtschaft nach China geschickt.

seine Kräfte lähmen wird. Wir haben keinen Grund, diese Lähmung aufzuhalten. Geraten Rußland und Frankreich mit England zusammen, so sollten wir uns hüten, den Puffer zwischen den Streitenden abzugeben. Werden Rußland und Japan uneinig, so ist es ebenfalls für uns unvorteilhaft, eine bestimmte Partei zu ergreifen. Daher erheischt es die Klugheit, daß, sobald unserer Ehre genug gethan, sehr vorsichtig und vorurteilslos abgewogen wird, was weiter unseren Interessen am besten entspricht.

Die Europäer haben im ozeanischen Zeitalter eine stattliche Reihe blühender Tochtervölker in Uebersee und Nordasien geschaffen. Fünf Neu-Europas sind so entstanden: in Sibirien, jenseits der Atlantis, in Südafrika, in Algerien, in Australien. Als die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erklärten, in dem Jahre 1776, waren kaum 4 Millionen Weiße außerhalb Europas; jetzt beläuft sich deren Zahl auf das 35 fache, auf rund 140 Millionen. Neben der politischen scheint demnach auch die Siedelungs-Weltherrschaft den Europäern gesichert. Man kann sich jedoch nicht verhehlen, daß Niederlassungen der Weißen nur da gedeihen, wo das Land von niederen Stämmen, ohne Zusammenhalt, ohne Widerstandskraft bewohnt war und wo jene Stämme einfach verdrängt oder vertilgt wurden. Ganz anders in dem größten Teile Afrikas und Asiens. Trotz der erfolgreichen weißen Kolonisation in Algerien und am Kap verhält sich der Weiße in Afrika, selbst Garnisonen und Levantiner mitgerechnet, nur wie 1 : 100, und in Asien, trotz der erfolgreichen Besiedelung Sibiriens, gar nur wie 1 : 120. Der Europäer zergeht in der Volksmenge Asiens wie ein Tropfen Weines in einem Glas Wasser. Von den Griechen Alexanders und von den Franken der Kreuzzüge ist kein Rest geblieben. Ich fürchte, daß auch die Spur des jetzigen Ansturmes auf China verwehen wird. Ein Wanderer bricht mit der Axt sich im Urwald Bahn, aber hinter ihm richten die geknickten Gräser sich wieder auf und die gefällten Stämme wachsen nach, und des Wanderers Schritt verhallt. Der Urwald tritt wieder in seine Rechte.

Ganz spurlos freilich, ganz vergeblich werden die jetzigen Ereignisse nicht vorüberrauschen. Die Entwicklung Ostasiens zeigt, daß es allerdings zu wiederholten Malen von Indien, von Persien, von Europa beeinflußt worden ist. Der jetzige Druck auf China, der stärkste, der je von außen auf das Riesenreich ausgeübt worden ist, wird immerhin einige Veränderungen hervorrufen. Ob aber diese Veränderungen für das Uebergewicht des Westens günstig sind? Wir haben den Chinesen im Gegenteil bloß dazu Waffen geliefert, geistige und materielle, um sie gegen uns zu gebrauchen. Wir werden auch jetzt China nur stärker und mächtiger machen. Nicht so sehr wirtschaftlich, denn die Gefahr der ostasiatischen Industrie ist sehr übertrieben worden, insofern die Ostleute nicht unser schöpferisches Geschick haben und,

bei erhöhter Leistung, auch sofort die Löhne stiegen — in Japan 100 bis 170 % —, sondern militärisch und politisch. Vielleicht würde jedoch die Erde zu einförmig, wenn sie lediglich von westlicher Art erfüllt wäre: durch erneutes Ringen, durch frische westöstliche Wechselwirkung zieht eine neue Menschheitsära herauf, bereichert und vertieft sich das Leben.

Tübingen, Anfang Juli 1900.

Die Aussichten der Mächte in China.

Schon jetzt ist es klar, daß die ostasiatischen Wirren eine größere Bedeutung für die Weltpolitik haben werden, als selbst der südafrikanische Krieg. Es besteht eine Lage, wie sie in der ganzen Geschichte der Menschheit noch nicht da war. China ist in Flammen und erwehrt sich der Mächte, die da die Feuersbrunst löschen wollen. Dasselbe China, das noch vor kurzem von dem kleinen Japan so rasch und so gründlich auf's Haupt geschlagen wurde, erkühnt sich jetzt, sämtlichen Großmächten Trotz zu bieten. Wer wird gewinnen in dem ungeheuren Streit? Die Antwort ist sehr zweifelhaft.

Die Buren zählen kaum 35000 Streiter und können von der sechsfachen englischen Uebermacht offenbar nicht überwältigt werden. Die Chinesen lassen sich zwar an Kriegstüchtigkeit nicht entfernt den Buren vergleichen, aber sie stellen Millionen von Vaterlandsverteidigern ins Feld. Und die hofft man mit 100000 europäischen Truppen zu bezwingen? Ich glaube das nicht. Allgemein wird die militärische Leistungsfähigkeit der Chinesen unterschätzt. Warum? weil Yamagata, Notsu und Katsura sie so schnell schlugen. Allein auch wir sind 1807 mit verblüffender Schnelligkeit vernichtet worden. Was in einem einzelnen Falle geschah, gilt nicht notwendig für alle Fälle. Als die Russen Kuldscha besetzt hatten, erklärten sie diese Besetzung für eine That, die nicht eher wieder rückgängig gemacht werden würde, als bis das Wasser des Jenissei aufwärts flösse. Und was geschah? Die Ansammlung der chinesischen Truppen und deren starke Stellung bewirkte, daß die Russen nach zehnjähriger Besetzung sich von Kuldscha zurückzogen. Dann haben die Schwarzflaggen 1884 im Kampf mit den Franzosen ihre kriegerische Mannestugend voll erwiesen, und noch in Formosa sind die Japaner des öfteren vor den Schwarzflaggen zurückgewichen und haben herbe Verluste von ihren Gegnern erlitten. Nicht minder steht die Genügsamkeit, das passive Ausharren und die Todes-

verachtung der Chinesen über allem Zweifel. Es kommt bei ihnen, wie übrigens in der Regel auch anderswo, einzig und allein auf die Führung an. Wo die Führung schlecht, da halten sie nicht Stand, wo sie gut, da fechten sie auch gut.

Die Tragweite der ostasiatischen Bewegung ist kurz folgende. Im 19. Jahrhundert ist ein auffälliger Aufschwung des Volkstums erfolgt, ein Aufschwung, der mit geradezu elementarer Macht auftrat. Man mag den Nationalitätenstreit, der hieraus erfolgte, preisen oder verdammen, aber man muß sich mit ihm als einer nicht mehr abzuleugnenden Thatsache abfinden. Die nationale Bewegung begann in Deutschland und Italien, pflanzte sich auf die Balkanstaaten und Oesterreich fort; ihre Wogen schlugen hinüber nach Amerika und Südafrika, ja nach Persien und der asiatischen Türkei. Der Donnergang der Nationalitätenbewegung setzt sich nunmehr in Ostasien fort. Schon vor einem Menschenalter hatte dieselbe Japan ergriffen, jetzt pflanzt sie sich nach China hinüber und wird dort um so größere Dimensionen annehmen, je viel mal ausgedehnter und volksreicher das himmliche Reich gegenüber dem japanischen ist. Wir haben mit dem endgiltigen Erwachen Chinas zu rechnen.

Sollte diese Auffassung der wunderbaren Ereignisse, die vor unseren erstaunten Augen sich entrollen, sollte die sich bestätigen, so ergiebt sich daraus sofort, daß die Mächte mit einer Erscheinung zu thun haben, der gegenüber sie selbst mit Aufbietung äußerster Kraft keine dauernden Erfolge erringen können. Was ein revolutionäres Volksheer vermag, haben die Franzosen 1792 gezeigt. Ihre Truppen hatten keine Schuhe, keine ausreichende Kleidung, keine Waffen. Sie holten sich das alles vom Feinde. Sie schlugen nicht nur die Angriffe auf Frankreich ab, sondern drangen siegreich über die Grenzen vor. Die Chinesen aber sind nicht übel bewaffnet und haben unerschöpfliche Hilfsmittel im Innern des Reiches. Sie haben ferner Verbrechen wider das Völkerrecht begangen, haben ihre Schiffe hinter sich verbrannt und müssen nun rücksichtslos und verzweifelt bis zu Ende fechten, denn nichts stachelt mehr an, nichts treibt wirksamer auf einmal eingeschlagener Bahn weiter, als ein Verbrechen, das nicht mehr gesühnt werden kann.

Gesetzt aber, die Niederwerfung der Boxer gelänge, wie einst die der Taiping. Da ist vor allem die Gefahr zu erwägen, die aus dem Zeitverlust entspringt. Die französisch-englische Expedition, die gegen ein stark geschwächtes Reich zu kämpfen hatte — im kurz voraufgehenden Taiping-Aufstande waren 30 Millionen Menschen umgekommen und Hunderte von Städten eingeäschert — sie brauchte volle zwei Monate, um nach Peking zu gelangen. Die Mandschu verfügten bei ihren Eroberungszügen über mehr als 300 000 Mann und sie brauchten nicht weniger als vierzig Jahre, um ganz

China ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Vierzig Jahre! Peking kann von den verbündeten Mächten erobert werden, aber darnach? Es wird Jahre dauern, und es ist undenkbar, daß die jetzige Einigkeit der Mächte Jahre lang vorhalten wird.

Und Deutschlands Politik? Es ist klar, daß wir den Gesandtenmord rächen müssen. Die anderen Mächte sind in dieselbe Notwendigkeit versetzt. Es ist die unabweisliche Pflicht aller Mächte, Sühne für den Tod ihrer Angehörigen zu heischen. Die Sühne mag in einer Zerstörung der chinesischen Hauptstadt und der Kaiserpaläste bestehen. Es ist weiter anzunehmen, daß Rußland nicht nur die Mandschurei und Mongolei, sondern auch die nördlichsten Provinzen des eigentlichen China besetzt. Militärisch ist dazu Rußland imstande. Wird aber die Besetzung zu dauernder Angliederung, so ist unvermeidlich, daß ein Nationalitätenhader sich aufthue, der zu Gunsten der Chinesen ausfallen wird. Noch alle fremden Sieger: Hunnen, Tungusen, Türken, Kitai und Niutsche, Mongolen und Mandschu sind von den besiegten Chinesen vollkommen aufgesogen worden. In ganz Ostsibirien sind nur 1½ Millionen Russen, in der Mandschurei allein aber über 12 Millionen Chinesen und das Fünffache in Kansu, Schansi und Tschili. Durch diesen inneren Zwiespalt würde die Kraft des Zarenreiches gelähmt und wir von der slavischen Sorge auf immer befreit werden.

Es ist weiter wahrscheinlich, daß die Küsten des himmlischen Reiches unter die Obmacht der Westmächte geraten werden; dazu vielleicht noch der untere Yangtse. Hierbei wird es sich im wesentlichen um eine Nebenbuhlerschaft zwischen England und Deutschland handeln. Im ganzen weiten Innern des Landes aber können die Chinesen sich auf unabsehbare Zeiten halten. Was verschlägt es den Revolutionären, ob der Außenhandel Chinas gestört, ob einige reiche Kapitalisten geschädigt werden? Die Boxer selbst werden die ersten sein, um ihre wohlhabenden Landsleute auszuplündern. Von einer dauernden Gewinnung der Chinesen für westliche Kulturideale kann vollends nicht die Rede sein. Das wäre bloß durch europäische Siedler zu erreichen.

In Afrika steht der Weiße gegen den Eingeborenen wie 1 : 100, in Asien aber trotz der russischen Auswanderung wie 1 : 120. Wir können Eisenbahnen bauen, wir können Missionäre senden, aber wie nach einem Schiff, das die See durchkreuzt, sich die Wellen wieder schließen, so wird der europäische Einfluß eines Tages von der asiatischen Sitte der Jahrtausende verschlungen. Wir sind der Wanderer, der mit Messer und Axt im Dschungel sich Bahn bricht: nach uns richtet sich die Liane wieder auf, das Dickicht wächst von neuem und unsere Spur verweht.

So wären denn die Chinesen im Recht? Gewiß! Und unsere großen Rüstungen? Nun, stelle dir vor, du begegnest einem Löwen. Der Löwe ist

hungrig und hat für seine Jungen zu sorgen. Du kannst dich in die Gefühle des Löwen sehr gut hineindenken. Aber ein Narr wärest du, wenn du diesem Gefühle so weit nachgäbest, daß du dich von dem Löwen auffressen ließest. So Deutschland. Seine Angehörigen sind von einer wütenden Meute wilder Raubtiere bedroht, es muß diese Angehörigen schützen und die rasenden Tiere zurückdrängen. Aber es sollte nicht weiter gehen und mit der Erstürmung Pekings sich begnügen. Gerade für die, so immer kühnem Wagen das Wort geredet, ist es schmerzlich, bei dem ersten Male, da die deutsche Weltpolitik sich in Thaten umsetzt, nicht begeistert frischem Vorgehen zujauchzen zu können. Allein wer wahrhaft deutsches Volkstum zu fördern wünscht, kann in seiner Haltung nicht zweifelhaft sein. In China ist bloß für die Industrie Gewinn zu erhoffen, aber für Auswanderung und deutsches Neuland gar nichts zu holen. Und selbst unsere gewerblichen Belangen in China sind gar nicht so überwältigend. Unser dortiger Außenhandel betrug 1898 nur 48 Millionen Mark gegen 59 Millionen Mark in Japan.

Immerhin kann es nicht schaden, wenn Ostasien vor deutschen Waffen Achtung bekommt. Darnach aber sollte Freundschaft zwischen uns herrschen, wie zwischen Preußen und Oesterreich nach 1866. Auf China gestützt, können wir England im Schach halten und die Russen beschäftigen. Schon Kaiser Arnulf verbündete sich mit den asiatischen Madjaren und Friedrich der Große mit den Tartaren. Die Madjaren waren uns zu nahe und kamen uns selbst auf den Hals, von den Chinesen ist das nicht zu befürchten. Noch immer wurden die Slaven durch den Ansturm der Hunnen, Avaren, Mongolen und Tartaren über den Haufen geworfen, während an Deutschland der Sturm zerschellte.

Frankfurt a. M., August 1900.

Von Tokio nach Formosa.*)

Von Tokio ging ich nach dem Seebade Oiso, wo der Premierminister Ito sich auf die nahende Kabinettskrisis vorbereitete. Von da nach Nomatsu, ein anderes Seebad, wo eben eine große Villa für den leidenden Kronprinzen

*) Obige Skizze finde ich nach Jahren in meinen Papieren. Der Anfang fehlt. Auch ist eine Lücke nach Taipeh. Die Reise ging nachher nach Süd-Formosa weiter, aber es scheinen keine weiteren Aufzeichnungen erhalten.

gebaut wird und wo Marschall Oyama, Minister Saigo und andere Große geräumige Landhäuser besitzen. Noch grünten die Palmen und glühten die Goldorangen und die klare Flut, die an den roten Sandsteinfelsen brandet, lud zu erquickendem Bade, während hoch über unsern Häuptern der Schnee des Fujiisama in dem Glanz der Novembersonne erstrahlte. In diesem überall geschützten, lieblichen Erdenwinkel ist das Klima auffallend milde, infolge des östlichen Golfstromes, während bis Shanghai die sibirischen Winde schon Schnee gebracht haben. Der Fujijama, der Stolz Japans, jener ungeheure seit Jahrhunderten ruhende Vulkan steht als himmeltragende Riesenschildwache am Eingange des großen Busens von Chigeredo und wird von beiden Seiten von gewaltigen, auf Tagereisen sich ausdehnenden Bergketten eingerahmt, die ein gigantisches, nach dem Meer zu offenes Amphitheater bilden. Der Fuji ist bedeutend mächtiger als der Aetna und übertrifft ihn an Massenwirkung; in tausend Liedern des Landes wird er gefeiert als der Gipfel, als die Vollendung irdischer Schönheit.

In Nagoya, einer ruhigen, sehr regelmäßig gebauten Stadt von 200 000 Einwohnern besuchte ich den Kommandanten, General Katsura, der im Sommer eine lebensgefährliche Krankheit durchgemacht hatte und noch etwas angegriffen war. Er führt die dritte Division, die in dem mandschurischen Feldzuge die Vorhut bildete. Einige andere Offiziere erschienen, darunter Major Hayashi und Oberst Kigochi, Champagner ward aufgetragen und mandschurische Erinnerungen aufgefrischt. Es folgte der Besuch der Kasernen, die von der auffallenden Geringfügigkeit der persönlichen Habe kündeten, hierauf die Ställe. Die japanischen Pferde sind meist eingeborene, ein durchaus minderwertiger Schlag, sehr klein und schwach. Die besten kommen von Hokkaido in Nordjapan. Futter ist Gerste und Reisstroh, Hafer und Brot sind unbekannt. Die Offiziere haben zumteil Halbblut, das meist aus Kentucky und Ungarn stammt. Gegenwärtig ist eine Kommission zusammengetreten, welche die Hebung der Pferdezucht in die Hand nimmt, aber die bewilligten Mittel, 10 000 Yen, sind ganz unzulänglich. Regierungsgestüte bestehen mehrere.

Nach dem Essen verabschiedete sich der Divisionär und übergab mich der freundlichen Obhut des Obersten Kigochi, der drei Jahre in Berlin und Potsdam gewesen war und gut deutsch spricht. Wir fuhren nach einem großen Shintotempel am Ende der Stadt — Shinto ist eine Ahnenreligion, die älteste und gewissermaßen offizielle des Landes — und gingen des Abends in ein großes Theehaus, das den verzweifelten Namen Shin-gon-ro trägt, aber mit seinen geschmackvollen, traulichen und beschaulichen Kemenaten viel anheimelnder ist als sein Name. Es kamen noch Auditeur Iwamura, der sich schon in den Pusztas Ungarns zwei Jahre aufgehalten, um — deutsch zu

lernen, und ein gemütlicher Hauptmann mit einem unschuldigen Kindergesichtchen, Uchida. Die Japaner sind durchgehends bierehrliche Leute und fröhliche Kneipkumpane, und so herrschte bald eine angenehme Stimmung, die noch gehoben ward, als die Tänzerinnen und Sängerinnen eintraten. Ohne Schriften von Ricardo und Roscher studiert zu haben, befolgen die Ostasiaten das Prinzip der Arbeitsteilung sogar beim melodramatischen Vortrag. In Europa singt und agiert dieselbe Person, nicht so im Reich des Sonnenaufgangs. Ein am Boden knieendes Mädchen sprüht Haß und Liebe mit der Zunge und dem Shamisen, einem harfenähnlichen Instrument, eine andere, viel schönere Maid tanzt Liebe und Haß mit anmutigem Faltenwurf und leidenschaftlichen Gebärden und die harmonische Zusammenwirkung beider ergiebt erst den gewollten dramatischen Gesamteffekt.

Ist das kleine Drama, das sie darstellten, beendet, fallen die Mädchen sofort in einen heiteren natürlichen Ton zurück, setzen sich neben die Gäste nach freier Wahl auf den Boden und beginnen lustig zu plaudern. Wir hatten zwei allerliebste Püppchen von 15 Jahren, dann eine lebhafte reifere Dame, den „Doktor der Tanzkunst", wie der harmlose Uchida bemerkte, die als Lehrerin bei dem jungen Geschlecht waltet, und einige mittlere Lärvchen, die sich mehr neutral verhielten, alle aber von unbefangener Haltung, ohne sich etwas zu vergeben. In dieser die Grenzen einhaltenden Freiheit liegt neben der natürlichen Anmut der hauptsächlichste Vorzug der feiner gebildeten Japanerinnen, wozu unbedingt die Tänzerinnen zu rechnen, da sie nicht selten an Litteratur- und Kunstkenntnissen, an anregender Unterhaltungsgabe und edlem Benehmen sogar die Frauen der besseren Stände überragen.

Von Nagoya, dem ehrbar ruhigen Mannheim Japans, ging ich nach Kyoto, auch Saikio genannt. Kyoto ist das Frankfurt der aufgehenden Sonne. Es war fast ein Jahrtausend lang die Hauptstadt der Mikados, wie Frankfurt von 794 bis 1866 mit dem deutschen Kaisertum verknüpft war, und zeigte auch im Gegensatz zu dem völlig modernen Tokio dieselbe altertümliche anheimelnde Bauart wie im Verhältnis zu Berlin trotz Herrn Adickes zumteil noch die Mainstadt. Im übrigen will ich bei den reichen Kunstschätzen, den uralten buddhistischen Tempeln, den gewaltigen Palästen Kyoto's ein Verfahren anwenden, das ich einst, im katholischen Konvikt Tübingens eine Vorlesung schindend, dem würdigen Professor Fehr abgelauscht, einem mammuthähnlichem Kolosse, der so dick war, daß man bequem drei Männer aus ihm hätte machen können und immer noch etwas übrig geblieben wäre. Dieser ultramontane Biedermann stillte die Wißbegierde der akademischen Jugend, indem er folgendermaßen sein Kolleg über Universalgeschichte anhub: Da ich annehmen darf, daß Sie alle aus guten Büchern sich hinlänglich über die alte Geschichte unterrichtet haben, so will

ich, meine Herren, hiermit denn gleich zum Mittelalter übergehen und beginne demgemäß mit der Bekehrung Chlodwigs.

Von Kyoto nach Kobe, dem zweitgrößten Hafen Japans. Ich besuchte Herrn v. Krandy, den deutschen Konsul, einen Veteranen aus 1870, der den Verlust seines rechten Armes an der Seite einer liebenswürdigen, munteren Gattin gefaßt erträgt, und den erst kürzlich aus den Vereinigten Staaten angelangten amerikanischen Konsul, der mit Stolz auf eine Handelsstatistik hinwies, demzufolge letzthin die Einfuhr Kobe's größer als die Jokohamas gewesen. Dann zu Herrn Becker, dem Präsidenten des deutschen Vereins. Der Verein erfreut sich eines behaglichen, mit trefflicher Bibliothek ausgestatteten Klubhauses, in dem tagtäglich beim Frühschoppen und abends bis nach Mitternacht ein reges, fröhliches Leben herrscht. In Kobe giebt es ungefähr 90 Deutsche,*) in Jokohama, wo ein baulich geradezu idealer Klub besteht, an 400, in Tokio ein halbes Hundert, in Nagasaki vielleicht 30, in Shanghai 320. Die Deutschen der Häfen sind naturgemäß fast sämtlich Kaufleute, die Tokios sind Diplomaten, Professoren, Militärinstrukteure und einige Missionäre, auch ist seit Jahren ein Musikdirektor dort, Herr Eckardt, und gelegentlich wirken dort deutsche Architekten, von denen einer das prächtige Reichstagsgebäude aufgeführt hat. Der Einfluß der deutschen Kultur auf die japanische Entwicklung ist ganz außerordentlich gewesen und ist noch heute nicht gering. So besteht in Tokio ein eigener japanischer Verein, die „Berliner Gesellschaft", deren Mitglieder lauter mehr oder weniger hervorragende Juristen, Mediziner, Nationalökonomen, alle in Deutschland studiert haben. Präsident ist Marquis Saionji, früher Gesandter in Berlin, jetzt stellvertretender Minister des Aeußeren, bedeutende Mitglieder sind Prinz Konoye, ehedem Schüler Rein's, des gründlichen Kenners Japans, ferner Kammergerichtspräsident Minoa und Dr. Kitazato, ein Schüler Kochs und Entdecker des Pestbacillus. In Deutschland ausgebildete Japaner verbreiten, in die Heimat zurückgekehrt, wieder dort deutsche Gedanken, zudem ist Saionyi z. B. zugleich Unterrichtsminister und Prinz Konoye Präsident der Adelsschule, so kam es, daß voriges Jahr durch eigenen Erlaß der deutschen Sprache die erste Stelle im Unterrichtsplan der Universität und höheren Schulen gegeben wurde, während Englisch, das namentlich durch den alten Fukuzawa gefördert wird, zum zweiten Rang hinabsank. Es scheint nicht, als ob bis jetzt die politische Verschiebung der Kulissen auf diese kulturellen Bestimmungen ungünstig eingewirkt haben, dagegen äußerte sich das Bestreben, fremde Kräfte durch eigene zu ersetzen, erst kürzlich in der Entlassung zweier deutscher Professoren, Graßmanns von der forstwirtschaftlichen Abteilung, und des

*) Jetzt wohl 130.

Nationalökonomen von Wenckstern's, dessen bekannterer Namensvetter eine ausgezeichnete Bibliographie Japans verfaßt hat. Von den jetzt noch thätigen Gelehrten ist vor allem Professor Beltz zu nennen, ein thatkräftiger Württemberger, auf den die Hälfte der japanischen Aerzte mit Verehrung als ihren geistigen Vater blicken und der von dem Hof, sowie dem diplomatischen Korps bei Krankheitsfällen zugezogen wird, sodann, um gleich die medizinische Fakultät zu erschöpfen, Scriba, ein frohgelaunter, reiselustiger Darmstädter, dessen Bruder, der Apotheker, daheim allen Alpenvereinslern als Mann von gleicher Gemütsart bekannt ist. In der philosophischen Fakultät thront der mystisch angehauchte Herr von Koerber, ein Balte, der nicht bloß seinen Nachbar, den bitteren Kant, am Schnürchen hat, sondern auch mit Rubinstein am Klavier wetteifert.

Da ist weiter Florenz, ein noch junges, aber unheimlich gelehrtes Haus wahrscheinlich der vielseitigste Sprachenforscher der Gegenwart, da er nicht bloß seine Kenntnis des chinesischen und altjapanischen durch die Uebersetzung des Nihonghi, einer Chronik des 8. Jahrhunderts beweist, sondern damit noch Sanskrit und semitische Sprachen vereint, von hottentottisch und anderen unmenschlichen Mundarten gar nicht zu reden. Er ist ein Schüler des großen von der Gabelenz und Poet noch dazu, in welcher Eigenschaft er einige Bändchen geschmackvoller Uebersetzungen japanischer Gedichte veröffentlicht hat.

Endlich Lönholm, der, von General Katsura eingeführt, die deutsche Rechtsschule Japans begründet hat und ein verdienstliches Strafgesetzbuch für das Inselreich ausgearbeitet hat; er ist für die Aufhebung der fremden Konsulargerichtsbarkeit, eine Forderung, die auch das deutsche Volk sicher an- anerkennen werde „nicht aus sentimentaler Schwäche, sondern aus dem tiefen Gefühl vor Gerechtigkeit, das die Deutschen vor anderen Völkern auszeichnet“.

Alle die genannten Herren tragen Deutsch vor, während den anderen Englisch vorgeschrieben ist. Die letzteren sind Rieß, ein begeisterter Schüler Ranke's, der sich namentlich mit der holländischen Herrschaft in Ostasien beschäftigt und durch Vermittlung seiner Zuhörer japanische Memoiren, Familienchroniken und Archivpapiere aus ihrer Verborgenheit hervorzieht und weiteren Kreisen zugänglich macht, und Löw, ein wackerer, etwas menschenscheuer Münchener, der eine Stunde von der Hauptstadt in einem einsamen Tusculum bei dem landwirtschaftlichen Institut in Otaba haust. Die Missionäre gehören der evangelischen, von Baß, Pfleiderer, Ehlers (in Frankfurt) und dem Großherzog von Weimar gegründeten evangelischen Missionsgesellschaft an, die bloß akademisch ausgebildete, durch Wissen und Energie hervorragende Männer aussendet. Die deutschen Sendlinge heben sich denn auch vorteilhaft von dem Durchschnitt der angelsächsischen ab und verkehren

denn auch, zumal sie vor Bier und Kegeln und Skat nicht zurückschrecken, mit der Gesellschaft, während die angelsächsischen, fast ausnahmslos temperenzlerischen Missionäre eine tiefe Kluft von der übrigen Welt in Ostasien trennt. Die deutsche Mission, von Pfarrer Spinner, einem bedeutenden Kenner der indischen Religionen begründet, liegt jetzt in den Händen von Christlieb und Munzinger; die Mission hat namentlich auch viel für die Bildung der höheren Frauenwelt des Landes gethan und ist hier wieder der Name Katsuras zu erwähnen, dessen verstorbene Gemahlin an der Spitze der deutschgefärbten Frauenbewegung Japans gestanden hat. Litterarisch wird das Deutschtum Ostasiens durch die Mitteilungen der Ostasiatischen Gesellschaft vertreten, die an Gediegenheit ohne Zaudern dem ersten Organ der Orientalisten, der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, zur Seite zu stellen ist. Die Mitteilungen bringen in vornehmer Ausstattung grundlegende Arbeiten über Tiere, Pflanzen, Gesteine, Sprache, Geschichte, Handel, Rassen, Forst- und Hüttenwesen des fernen Ostens und bilden somit für dessen Kenntnis eine Quelle ersten Ranges. Umso mangelhafter ist die journalistische Vertretung. Denn gegenüber dem vollen Dutzend englischer Tagesblätter in Japan und 1—2 Dutzenden in China giebt es bloß eine einzige deutsche Zeitung, die zudem bloß wöchentlich erscheint, der Ostasiatische Lloyd in Shanghai, wo alle japanischen Angelegenheiten erst aus zweiter Hand übernommen werden. Seit einigen Monaten giebt es außerdem eine ständige deutsche Abteilung in einer Wochenschrift Yokohamas, der ganz witzig und geschickt geschriebene „Eastern World". Der Herausgeber, Schroeder, der in Peru und Kalifornien Erfahrungen gesammelt hat, möchte sein Organ zu einem gänzlich deutschen verwandeln, aber der schon seit einem Jahrzehnt auf der Tagesordnung stehende Plan ist bisher an der Gleichgültigkeit des östlichen Publikums und dem geringen Entgegenkommen der heimischen Redaktionen gescheitert.

Kobe ist ein angenehmer Platz mit hübschem europäischen Viertel, einem sehr thätigen Yachtklub und den unverschämtesten Kulis Japans, die in ihrer Zudringlichkeit und ganzen Gebahren den Lazzaroni Neapels noch einige Punkte vorgeben können. Die Stadt liegt an einer großen, halbmondförmigen Bai und ist im Rücken durch eine isolierte, ganz ansehnliche Bergkette vor Nordwinden geschützt. Das Meer war viel kälter als in Namatsu, weil hier der Golfstrom nicht hinkommt. Kobe ist am Eingang des berühmten Binnenmeeres, die Paradeschönheit Japans. Im übrigen hat das Morgensonnenland wohl keinen landschaftlichen Reiz, der den Italiens und der Schweiz überträfe, aber um ein anderes Binnenmeer zu finden, wird man wohl auf die Venus oder den Jupiter luftschiffen müssen, denn auf Erden hat es nicht seines Gleichen.

In Kobe bestätigte sich, daß Herr von Brandt nach Shanghai kommen werde. Die Nachricht war ein Ereignis für ganz Ostasien. Aufgeregt fragten sich alle, was der Zweck seiner Sendung, und die salzlosesten Gerüchte wurden umhergetragen. Die einen behaupteten, er wolle sich als Kaufmann in Tientsin aufthun, die andern argwöhnten, er werde in den Dienst der Chinesen treten, noch andere, er werde den jetzigen deutschen Gesandten in Peking ersetzen. Die letzte Nachricht war, daß er die Uebernahme des chinesischen Arsenals in Futschou von seiten der deutschen Regierung leiten solle, worüber alle Engländer in große Wut gerieten. Es wird jedenfalls von höchstem Werte sein, wenn ein Diplomat, der nicht selten als der bedeutendste bezeichnet wird, den Deutschland je im Osten gehabt habe, in dieser kritischen Zeit als Hauptdarsteller auf die politische Bühne tritt. Die Russen, die immer ganz besonders fähige Männer an die ostasiatischen Posten schickten und auch jetzt an erster Stelle figurieren, sind durch ein unvergleichliches Triumvirat in Peking, Söul und Tokio beraten, während die deutschen gegenwärtigen Vertreter meist nur erst kurze Zeit im fernen Osten weilen. In Peking haben die Russen Graf Cassini, der als ganz außerordentlich geschickt geschildert wird und der namentlich mit seinem französischen Kollegen Gérard sehr erfolgreich zusammenarbeitet; in Söul sitzt Herr Waeber, ein Balte, der seit drei Jahrzehnten schon im Osten ist und der beim Vertrage von Tientsin 1885 eine wichtige Rolle gespielt hat; in Tokio ist Hitrovo, der von Bukarest den Ruf mitgebracht hat, in seinen Mitteln nicht wählerisch zu sein. Von diesem Dreigestirn soll Herr Waeber demnächst nach Mexiko abgehen, um durch einen hier unbekannten Herrn Speier, zuletzt in Teheran, ersetzt zu werden. Deutschland hat den Hessen Schenk von Schweinsberg in Peking, wohin er vor noch nicht zwei Jahren von Teheran kam, in Tokio den von Chile gekommenen sächsischen Freiherrn von Gutschmid und in Söul Herrn Kriehn, der allerdings schon über ein Jahrzehnt draußen war als Konsul in Kobe.

Auch von den Männern des Auswärtigen Amtes in Berlin, welche unsere ostasiatische Politik leiten, Marschall von Bieberstein, Freiherr von Holstein, Geheimrat Eichberg, kennt bloß der letztgenannte einen Teil Ostasiens aus eigener Anschauung; der Geheimrat war Konsul in Amoy. Wenn demgemäß das Eingreifen eines Kenners von der Bedeutung Brandt's ein wichtiges Ereignis ist, das sicher unsere Interessen in China zu befördern geeignet ist, so muß es umso verderblicher wirken, wenn alle seine Anschauungen unbedingt und kritiklos angenommen werden. Wenigstens glauben viele, wahrscheinlich die Mehrzahl der Ausländer in Japan, daß Herrn v. Brandt's Urteil über das Mikadoreich falsch sei. Es ist eine eigene Sache um das Schildern eines ganzen Volkes. Vorausgesetzt, der Beobachter hat scharfe Augen und keine Voreingenommenheit, so kann doch z. B. einer ein

halbes Jahrhundert in Frankfurt leben, ohne die dortigen ostpreußischen oder badischen Kreise zu berühren oder ohne die Sachsenhäuser recht kennen zu lernen, und auch dies zugestanden, so wird er die letzteren, ist er ein fröhlicher Münchener, günstig beurteilen, ist er dagegen ein Berliner, wahrscheinlich eine Menge auszusetzen finden; vor allem aber, ist er 20 Jahre von Frankfurt fort, wird er die Stadt und ihre Bürger nicht mehr wieder erkennen. Gilt das gleiche von einem ganzen Lande, so ist es nicht zu verwundern, was für schiefe Ansichten da oft zu Tage kommen.

Man verfolge doch bloß einmal, was das Ausland von uns Deutschen seit bloß fünfzig Jahren für widerstreitende Anschauungen gewonnen hat. Das Volk der Denker und Dichter, das Volk der Bureaukratie und Reaktion, das Volk der Schlachten, das Volk der Musik, das Volk der Sozialdemokraten. Herr von Brandt ist 20 Jahre lang nicht mehr in Japan gewesen, er kennt bloß die damals herrschenden Charakterzüge, die seitdem zurücktraten, während früher schlummernde Züge jetzt hervorgetreten sind. Nur ein Beispiel. Er sagt, der Fremdenhaß des Chinesen sei defensiv, der des Japaners aggressiv. Es ist wahr, den tückischen Streichen fanatischer Soshi fielen viele Fremde zum Opfer, aber jetzt ist man in ganz Japan sicherer als im nächtlichen Frankfurter Stadtwald. Und China? bloß defensiv? Nun, mehr als die Schädel einschlagen kann man einem doch schließlich nicht gut und das haben die Chinesen nicht bloß an den verschiedensten Missionären letzthin mit Liebe ausgeübt, sondern gelegentlich noch Hautabziehen, Rösten und andere Ungeheuerlichkeiten zugefügt. Wenn das die Gelblinge aus defensiven Gründen thun, so wird wenige das Verlangen beseelen, den Bezopften in die Arme zu laufen, wenn diese gerade aggressiv gelaunt sind. Aehnlich ist es mit sehr vielen Verdammungsurteilen bestellt, die Herr von Brandt zu Gunsten des himmlischen Reiches gegen die Japaner schleudert. Es ist unverkennbar, daß Herr von Brand von seiner langjährigen gewohnten chinesischen Umgebung entschieden beeinflußt wurde.

Im übrigen sollte man weder die Japaner als Engel in den Himmel erheben, wie entzückte englische Touristen zu thun pflegten, noch als Meuchelmörder und Heuchler in die Hölle verdammen, sie haben vermutlich bei der Summe von Fehlern und Vorzügen ein von den anderen Völkern nicht sonderlich verschiedenes Debut aufzuweisen, aber eines sollte man thun: sie als moderne Nation anerkennen, die vollberechtigt neben den anderen zivilisierten Nationen steht und die mit China wohl in individueller Vervollkommnung, aber niemals in Bezug auf nationale Ausbildung in einem Atem zu nennen. Herr von Brandt ist nicht gerecht, wenn er an japanische Verhältnisse nur den Maßstab der Kultur, d. i. der Kultur par excellence legt. Wo ist denn diese gebenedeiete Kultur bei den Tungusen, Kirghisen und

würdigen Popen Rußlands, wo bei dem verkommenen, syrischen Sklaven entsprungenen Gesindel von Catania und Neapel? Dabei stehen die japanischen Kuli trotz Kriecherei und Unverschämtheit wenigstens an Ehrlichkeit sowie auch an Wissen über unseren Freunden in Süditalien, wo bekanntlich von 20 bloß einer lesen kann, während die männlichen Analphabeten Japans bloß $^1/_8$ der männlichen Bevölkerung ausmachen, und stehen insofern sogar über uns, als sie sich jeden Tag baden, während die Badstuben Deutschlands noch nicht dem 20. Teil des Bedürfnisses entsprechen.

Ich schiffte mich am zweiten Abend nach Hiroshima ein. An Bord traf ich eine höchst ausgelassene Gesellschaft, Ingenieur Murayama aus dem stolzen Satsumalande mit Freunden und Geishas, die ihm den Abschied erleichterten. Der junge und schöne Mann, Elektrotechniker von Fach und auf einer amerikanischen Hochschule promoviert, hatte eine Urlaubsreise in die Heimat mit einem zehntägigen „fortgesetzten Lebenswandel“ in Kobe eingeleitet, wobei ihm besonders der ebenfalls in Amerika ausgebildete Eisenbahndirektor Fukuzawa unterstützt hatte. Der junge Direktor, ein verwegener genialer Geselle von Don Quizotischer, hagerer Gestalt und einer kühnen Habichtsnase mit verachtendem Wurf ist ein Sohn des Politikus und Schulmannes Fakuzawa, den man den Vater der japanischen Erziehung nennt. Der Sohn scheint aber nicht ganz in den Bahnen des bedächtigen Vaters zu wandeln und, obwohl verheiratet, mehr bei Geishas (Tänzerinnen) zu erscheinen als zu Hause. Der dritte des Kleeblattes, Kanaye, fehlte diesmal, ist aber ein zu prächtiges Exemplar, um bei einer Skizze der goldenen Jugend Japans übergangen zu werden. Wie in Amerika jedermann Dir nach den ersten fünf Minuten Deiner Bekanntschaft anvertraut, seine Ahnen seien in der „Mayflower“ mit den puritanischen Auswanderern vor 280 Jahren herübergekommen, so erzählt Kanaye mit tötlicher Sicherheit, sein Geschlecht sei 1440 dem Hause der Mikados entsprungen. Als er es mir das zweite Mal erzählte, gab er allerdings 1270 an, doch wird kein Kundiger deshalb von der Thatsache des Entspringens geringer denken. Kanaye war auf vier deutschen Universitäten und hält sich um Fortsetzung dessen auch in Japan bloß Studierens halber auf, weshalb es alle Anerkennung verdient, daß er neben dieser anstrengenden Beschäftigung noch so viel Zeit zu Billard und Bogenschießen und sich photographieren zu lassen, findet. Im übrigen hält es „der Bummler“, wie er von seinem ungeheuren Freundeskreise offiziell stets genannt wird, an das Beispiel Giusti's, des toskanischen Patrioten, der die Bücher hassen durfte, da er Anthropologie, Historie, Kunst und Philosophie, kurz alles Wissenswerte bequemer und sicherer aus Wirtshausgesprächen erlernte, daher mein Freund Kanaye über die Botokuden und Singhalesen und elektrische Akkumulatoren, sowie die beste Art, Rattenfelle zu gerben durch sein emsiges Billardbesuchen

besser unterrichtet ist als irgend einer seiner Landsleute und daher auch allgemein für einen genialen, zukunftsreichen Jüngling gilt. Doch um auf Murayama zurückzukommen, so trennte sich dieser holde Adonis leichter von den Geishas, als ich erwartet, vielleicht weil noch vier Bierflaschen ihn zum Troste umstanden, und schwur mir dafür, während das Schiff sich in Bewegung setzte, ewige Freundschaft, wobei er bekräftigend zusetzte, eine Haupteigenschaft seiner Mitbürger sei die Mühe, mit der sie sich am anderen Morgen erinnerten, wem sie Tages zuvor die Hand gedrückt. Er überflog hierauf begeistert die Thaten der Kobe'er Rosenzeit, kletterte weiter zurück zu Erinnerungen an Ithaca (Staat New York) und verstieg sich zu golden glänzenden Elysiumsschlössern der Zukunft. „Du mußt die ganze Nacht mit mir aufbleiben", rief der muntere Schwärmer, „und zusammen durchtrinken, ich werde alles bezahlen. Das wäre gewiß wundervoll geworden, nur schade, daß der freigebige Jüngling fünf Minuten darauf sanft entschlief. Des Tages Arbeit war zu viel für den Tapferen gewesen. Und so schlief er im beseligenden Bewußtsein, den Tag nicht verloren zu haben, schlief, bis hinter der großen Insel Shikoku die Morgenröte aufglühte und die Sonne die schneeigen Spitzen der Berge küßte.

Das Meer ward bald eng wie ein Fluß, bald weit und breit, daß fast die Ufer verschwanden, überall ragen blühende Inseln aus der blauschimmernden Tiefe empor, mit Reisfeldern und Orangenhainen bedeckt, glückliche Eilande, deren eines, Awaija, die strahlende Sonnengöttin einst zum Wohnsitz erkor. An einer Stelle ist ein reißender Bosporus, wo zwischen ragenden Felsen und drohenden Klippen wie auf gefährlichen Stromschnellen — die Flut tost durch die brandende Bai — unser Schiff dahingleitet. Gegen Abend kamen wir nach Hiroshima. Ich besuche Oberstleutnant Nagata, der meine Papiere freundlichst besorgt, lustwandele am anderen Morgen auf der malerischen Insel bei Ujina und spreche bei zwei amerikanischen Missionären vor, die von ihrem Erfolg gar wenig zu berichten haben. Die Stadt Hiroshima selbst, während des Krieges das Hauptquartier des Mikado, liegt eine Stunde vom Meere entfernt, an der Spitze eines Deltas, das der hier in drei Arme sich teilende Awadjikawa gebildet. Fast alle alten Städte Japans, Hiroshima, Jamaguchi, Kyoto, Nagoya, Sendai, von Tokio gleichfalls wenigstens die Kaiserburg, wo früher die Shogune gehorstet, sind seltsamer Weise eine oder mehrere Stunden von der Küste entfernt. Geologische Veränderungen sind wohl schwerlich der Grund dafür, wohl aber wie bei der Mittelmeerwelt die einst sehr berechtigte Furcht vor plötzlichen Angriffen von Seeräubern.

Von einem der Missionäre, Herrn Dougthty, hatte ich das Vergnügen, eine Beobachtung bestätigt zu finden, die ich auch öfters gemacht hatte, daß

nämlich Typen, die den Rothäuten, und andere, die den Negern aufs Haar gleichen, vereinzelt im Inselreich auftreten. Wie diese Erscheinung freilich zu erklären, ist eine andere und recht heikle Frage. Die Welt erstaunt und erbost sich über die ewigen Wanderungen, die die Urheimat des Indogermanen in den Büchern der Gelehrten macht, aber das sind bloß kleine Spaziergänge gegenüber den weltweiten Reisen, welche die Urheimat der Japaner unternommen hat. Dies anspruchsvolle Geschöpf braucht bloß alle fünf Weltteile, um sich auszutoben, und hat thatsächlich keinen menschenwürdigen Platz mehr anderen Sterblichen für deren Stammsitz übrig gelassen, wenn man nicht, falls Andree mit seinem Ballon Glück hat, den Nordpol oder gar den Südpol für menschenwürdig ansprechen will. Von den Patagoniern des Feuerlandes bis hinauf zur Behringsstraße und durch das weite Sibirien hindurch zu den Basken und wiederum von dem Busen von Guinea an der westafrikanischen Küste durch Assyrien hindurch bis nach Indien und Sumatra und den Südseeinseln giebt es kein Land auf dem nichtsahnenden Antlitz der Erde, das nicht schon als Urheimat der Japaner zu gelten sich hätte gefallen lassen müssen. Wenn daher die Söhne der aufgehenden Sonne einmal auf den Gedanken geraten, wie Ludwig XIV. Reunionskammern einzurichten, alle ehemaligen Sitze als rechtmäßiges Erbe einfordernd, dann kann es recht lebhaft werden in der Welt. Soviel ist nun allerdings sicher, daß die Japaner eine sehr gemischte Gesellschaft sind. Vielleicht bestehen sie aus drei Stämmen wie die Römer der Königszeit, vielleicht aus zwölf, wie das Volk Israel, zu dessen Nachkommen ein eigens dafür geschriebenes Buch sie pressen wollte. Quien sabe? Einer allein unter den Forschern behauptet, es nicht zu wissen, das ist Dr. Beltz, und ihm wird man am sichersten folgen, zumal er als Mann der exakten Forschung nicht bloß Hypothesen-Kartenhäuser baut, sondern solide Schädel- und andere Messungen vorgenommen hat, deren Ergebnisse vor Jahren in den Mitteilungen der Ostasiatischen Gesellschaft veröffentlicht wurden. Dr. Beltz nimmt Einwanderung über Korea an, betont die wesentlich mongolische Rasse und weist in letzter Linie auf die mesopotamischen Akkader.

Um aber überhaupt nach Formosa zu kommen, will ich die verzwickte Rassenfrage auf eine ruhigere Gelegenheit aufsparen, rette mich mit kühnem Sprunge in die Satsuma Maru und falle zwei Landsleuten in die Arme, dem Holsteiner Bruhn, aus einer altberühmten Kapitänsfamilie, und dem Kieler Lutz, der mit einer Japanerin verheiratet ist und daher fürchterlich auf die Unterthanen des Mikado schimpft. Der Kapitän des der Jusen Kaisha gehörigen, aber jetzt von der Regierung gemieteten Dampfers erklärt die Engländer für das einzige Volk, das zu atmen wert sei, und haßt die Deutschen. Ergab sich denn auch, daß er ein Däne war, sonst aber ein trefflicher Schiffsführer, der unser Fahrzeug durch einen herrlichen, wegkürzenden

Meereskatarakt lenkte, den gewöhnliche Schelche vermeiden. (Ich hoffe, daß die besseren Leser wissen, daß ein Schelch sich zu einem Schiff verhält, wie ein Klepper zu einem Rosse). Ueberhaupt hatten wir eine wundervolle, rein ideale Fahrt einen klaren, wenn auch etwas windigen Tag hindurch, immer zwischen den Scheeren und Klippen und größeren Inseln des Binnenmeeres durchsteuernd, bis der Anker fiel an der Doppelstadt Shimonoseki-Bakan, der gegenüber auf der Stamminsel des Kaiserhauses, auf Kiushiu, das Städtchen Moji freundlich winkt. Die Gegend erinnert erstaunlich an heimische Gauen, an die rebengeschmückten Berge von St. Goar, bloß daß das Meer hier etwa doppelt so breit wie der Rhein bei der unalternden Lurley. Wir hatten bei Shimonoseki, Li-hung-tschangischen Angedenkens, zwar keinen völkerversöhnenden Vertrag zu schließen, sondern bloß schwarze Kohlen zu nehmen, fühlten uns aber mindestens ebenso glücklich, wie der Exvizekönig, da eine angenehme Ueberraschung uns zufiel. Die reinste Freude des Menschen ist häufig darüber, daß etwas, eine Heirat, ein Krieg, ein langweiliger Besuch, die Cholera, nicht über uns hereinbricht. Das Schicksal gewährte uns diese reinste Freude und ersparte uns den Kohlenlärm.

Die Japaner sind ein träges, schwächliches Volk, sie können nicht mal aus voller Kehle schreien. Wer je in Port Said, wer an den afrikanischen Küsten durch das infernalische Geschrei der Schauermänner seine Nachtruhe verloren, der verachtet solch ein lautloses Volk. Für den Neger ist Schreien des Lebens Inbegriff. Wenn er ungestraft so einen rechten Satanslärm vollführen kann, daß nicht bloß alle Mitternachtsschläfer aus dem Bette fallen, sondern man das Getöse auch in ganz Zanzibar und ganz Amerika und auf dem Monde und einigen anderen Gestirnen hören kann und überhaupt die Welt, von einem Lärmmeer durchflutet, berauscht, wirbelnd, sich dem Eindruck nicht mehr verschließen kann, daß sie eben untergehe: dann ertrinkt der Neger in Seligkeit, dann weiß er, daß sein Leben nicht ganz verfehlt, dann erfliegt er den Kilimandscharo irdischen Glückes.

Die Japaner aber wissen offenbar wahre Glückseligkeit nicht zu schätzen und hüllen sich in feiges Schweigen.

Unser Schiff trug 250 Mann und 130 Pferde. Unter den ersteren fand ich einige Bekannte aus der Mandschurei, namentlich einen Offizier, der bei Niuchwang mit mir Schiffbruch erlitten, was beiläufig Bruhn, als er es hörte, von grünem Neide schwellen machte, da er trotz 20jähriger Odyssee auf der unfruchtbaren Salzflut nie dies große Loos gezogen. Aus Rücksicht auf die Leser, wiewohl nicht ohne Bedauern, muß ich nun hier zwei Dutzend der schönsten Schiffergeschichten unterdrücken. Selbst die von dem an Japans taifungepeitschter Küste untergegangenen türkischen Panzer, der an allen chinesischen Häfen monatelang hatte liegen müssen, weil kein Mensch die an-

gebotenen Wechsel auf Konstantinopel hatte acceptieren wollen, und die von den Nagasakier Mädchen, die nach Hongkong sich an der Nähe der Feuerung hatten durchschmuggeln wollen, denen die Kleider verbrannten, sodaß sie die des Maschinisten stahlen und infolgedessen entdeckt wurden, und setze mich kurz entschlossen nach dreitägiger Fahrt in Kilung in Nordostformosa zu einem Mahle beim Stationschef, Oberstleutnant Mikami ab, folge auf der von Chinesen vor Jahren erbauten Eisenbahn dem verschlungenen Thal des Kilungflusses, das so ziemlich dem Nahethal bis Kirn gleichet, und erreiche bei einbrechender Dunkelheit die weite Ebene von Taipeh, der Hauptstadt der Insel. Ich werde im Jamen in einigen leeren Stuben einquartiert und tüchtig aus meinen Vorurteilen aufgerüttelt. Hatte ich doch gedacht, Formosa starre von Barbarei, und nun verirre ich mich, sobald einen Augenblick allein gelassen, in einem kunstvollen Labyrinth, schier so verwickelt wie der Vatikan. Major Etsaka sorgt mit liebenswürdigster Gastfreiheit für alle Bequemlichkeit, Bordeaux und Champagner, teilt aber mit, daß am anderen Tage die ganze offizielle Welt zu einem Jagdausfluge abwesend sei. Für die obgedachten Ideen von Barbarei kann ich mittlerweile als mildernden Umstand anführen, daß ein Chinese, der mir Kilung zeigte, eine Reihe Moritthaten von den Eingeborenen erzählte, sie zapften ihren Opfern Blut und gössen ihnen das in den Hals, verspeisten sie auch gelegentlich, falls schmackhaft genug, trieben Kopfjägerei und dies mit großer Sachkenntnis, insofern sich ihre Wut lediglich gegen arme, hilflose Chinesen richtete — vermutlich Händler, die im Tauschhandel den arglosen Wilden das Fell über die Ohren gezogen. Nun, ich hoffe die ehrenwerten Freunde nächstens in ihren Bergen aufzusuchen und werde schon sehen, was an ihren Kannibal-Gewohnheiten ist.

Der Uebergang von Wilden zu einem deutschen Konsul ist etwas jäh, aber ich kann dem Konsul nicht helfen, denn Chronologie geht über alles und er ist jetzt an der Reihe. Ohnedies ist Dr. Merz so ein charmanter Mann, daß er sich gar nicht zu scheuen braucht, hiermit etwas plötzlich vor das Publikum zu treten, ganz davon zu geschweigen, daß er in ein paar Tagen auf Urlaub geht und zwar auf ein ganzes Jahr und in der Freude darüber, wieder zu seiner Familie nach Deutschland zu kommen, für gar keine unbequemen Empfindungen Raum hat. Dr. Merz, der beiläufig bemerkt ein Dresdener ist und früher einige Jahre in Peking war, führte mich im Hause Graf Butlers ein, der nach den Strapazen von 66 und 70 neue Abenteuer in den chinesischen Gewässern suchte und zuletzt als Großkaufmann in Formosa sein Glück fand. Namentlich in den letzten Kriegsjahren soll er durch Waffenhandel ein Vermögen gemacht haben. Die Gräfin, eine reizende junge Frau, die nach der Tafel einige Lieder von Schumann spielte, ein seltener Genuß

fern im Mongolenlande, erzählte von ihrer Verzweiflung, wie sie im Frühjahr nach Amoy an der gegenüberliegenden Festlandküste hatte flüchten müssen, ihren Gemahl in Krieg und Gefahr zurücklassend.

Von Taipeh zurück nach Kilung und zu Schiff nach Amping in Süd-west-Formosa. Unterwegs Gespräche über den Ursprung der Formosaner und der Japaner.

Es scheint, als ob wie in England auf die Steinzeitmenschen und die Kelten sich Angelsachsen und später Normannen lagerten, so auch in Japan auf die Urrassen zwei Erobervölker zu verschiedenen Zeiten sich aufgeschichtet hätten. Das eine war malayischer Herkunft. Es kam von Südostasien. Nimmt man an, daß die Chinesen, von Turkestan vorrückend, erst um 1000 v. Chr. an die Küste des Stillen Meeres vordrangen, so wird man die Wanderung der malayischen Stämme nach Korea und Japan etwa in das Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. versetzen. Möglich, daß die von Iran ins Fünfstromland einbrechenden Inder, deren Heldenkämpfe mit den Eingeborenen das Mahabharata besingt, und das Drängen der Chinesen von Mittelasien her die Ursachen gewesen sind, durch welche die malayischen Stämme teils nach Südosten nach Australien, teils nach Annam, Korea und Japan im Nordosten geschoben wurden. Die Sprache der beiden letzt-genannten Völker weist in ihren Grundelementen nach Südindien und Assom.

Der andere Erobererstamm kam aus der Tartarei. Er ist personifiziert in Jimme Tenno, dem Himmelssohn, der historisch sein kann, wie der Mace-donier Alexander, angeblich des Zeus Sohn, wie Theodorich, der Höllensohn wie Osman, der Ahne der Osmanen, wie Montezuma historisch sind, der aber ebenso gut rein mythisch sein kann wie Jakob, Israel, wie Siegfried, wie Romulus. Ursprünglich nannte jenes Erobervolk sich Jamato. Es hielt sich für höher zivilisiert als die Eingeborenen, welche es Wilde „javan" schalt, dagegen gestand es den früheren Herrschern im Süden und Westen die gleiche Bildungsstufe zu. Die Einwanderung jener letzten Völkerwelle ist wohl über Korea erfolgt. Den gleichen Weg haben wenigstens später die Toi und die Mongolen genommen, als sie im 10. und 13. Jahrhundert Japan überfielen. Die Welle ist wahrscheinlich ein kleiner Teil der großen Völkerflut, die sich in der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. von Nordwesten her gegen Peking ergoß und die zuletzt durch den großen Wall zurückgedämmt wurde. Ich vermute, daß diese Tartarenflut mit den von Herodot berichteten Bewegungen der Kimmerier und Skythen zusammenhängt und vielleicht durch den Aufbruch der westlichen Indogermanen veranlaßt war. Um die Zeit Christi strömte der Völkerschwall, soweit er nicht in Nordchina eingesickert war, nach Westen zurück, die Hunnen überschwemmten Nordindien, Iran und das ganze Abend-

land, später löſten die Ungarn und Türken ſich los, von denen beiden man Spuren in Sibirien finden kann. Von den Stämmen nun, die während jener tartariſchen Völkerwanderung ſich öſtlich wandten, gründeten die einen Reiche in Korea ſeit etwa 300 v. Chr., andere machten Wikingerzüge nach dem noch weiter öſtlich gelegenen Japan. Folgt eine ſagenverherrlichte Periode der Eroberung des Inſelreiches. Die fremden Eindringlinge rückten von Kiuſhu und dem Weſten der Hauptinſel nach Oſten und Norden vor. Die hiſtoriſche Zeit Japans beginnt gegen 500 n. Chr., zur ſelben Zeit alſo, zu der die ſtolzen Franken nach Main und Loire zogen und den Grund zum heiligen römiſchen Reiche legten.

Das malayiſche Element brachte Tanz und Geſang, des Südens Liebe zu Farben und eine ſanguiniſche, leidenſchaftliche, oft zügelloſe Art als Mitgift in die Raſſenehe; ſie machten weiter ihre Sprache zur maßgebenden. Die Tartaren brachten den kühlen, ſtaatenbildenden Kopf, zähe Rückſichtsloſigkeit und die nomadiſchen Eigenſchaften der Wanderluſt, des ſtarken Sippen- und Stammesſinnes, uneingeſchränkter Gaſtfreiheit und eines oft überſpannten Ehrbegriffes; ſie haben wohl zahlreiche neue Worte der beſtehenden Sprache hinzugefügt, die dann ſpäter neuerdings von der Schmarotzerpflanze des Chineſiſchen überwuchert und beinahe erſtickt wurde.

Aber noch nicht genug, trotz aller ſchon entfalteten Raſſenbuntheit bleiben immer noch vier verſchiedene Typen zu behandeln. Die beiden erſten ſind leicht zu erledigen. In verſchiedenen Epochen ſind Chineſen und getrennt davon Koreaner in beſchränkter Zahl in das Mikadoreich eingewandert, nicht ohne dauernde Spuren in der Bevölkerung zu hinterlaſſen. Die Einwanderungen werden in den Chroniken erwähnt und oft ausführlich beſchrieben. Rätſelhaft dagegen ſind die zwei letzten Typen, der ſemitiſche und der negroide. Das Auftauchen ſemitiſcher Art hat ſehr entſprechend Dr. Beltz folgendermaßen erklärt. Er betont, daß die Malayen im Grunde von den Mongolen gar nicht raſſeverſchieden ſeien, und vermutet, daß die Malayen mit den Akkadern Meſopotamiens verwandt ſeien. Am unteren Euphrat habe ſich eine Miſchung mit ſemitiſchen Elementen vollzogen und über die Urgeſchichte des Japaners müſſe man daher in den K e i l ſ ch r i f t e n ſich Rats erholen. Ich ſetze hinzu, daß laut Maſudi und Jakut und anderen Geographen Arabien eine nichtſemitiſche, offenbar turaniſche Urbevölkerung hatte, daß ferner gerade in den letzten Jahren keilſchriftliche Denkmäler über tatariſche Nomadenſchwärme im 2. Jahrtauſend entziffert wurden und daß endlich die Hykſos, jene Aegypten überrennenden Hirtenkönige, halbmongoliſche Züge auf den Pyramiden tragen. Noch weiter zurück muß man zur Erklärung des Negerelementes im Mikadolande greifen, einer Abart, von der man in Europa nichts ahnet, weil wir bloß Vertreter der herrſchenden Klaſſe von Japan bei uns ſehen. Schon

öfter ist als Ursitz der Neger Südasien, näher Südindien, angenommen worden, von wo sie sich teils nach Australien, teils nach Afrika verbreiteten. Diese Wanderungen müssen stattgefunden haben, noch ehe sich die Pyramiden erhoben. Wahrscheinlich ist es nun gerade eine bald mehr, bald weniger innige Verschmelzung von Negern mit Mongolen, aus der die Malayen hervorgegangen sind. Im Laufe der verschiedenen großen Völkerwanderungen wurden die Malayen, je nachdem sie ihren mongolischen Vätern oder der näheren Hand, den Schwarzen, folgten, in weltentfernte Gruppen auseinander gerissen. Einige malayische Stämme zogen mit den Bantu nach dem westlichen Sudan, wo die herrschende Rasse, die Haussa, noch heute malayisch reden, und nach Madagaskar, wo die Hova bis heuer herrschten; andere Stämme besiedelten Australien und die Südseeinseln, und wieder andere zogen nach Südchina und dem Land der aufgehenden Sonne. —

Taipeh, wohin vorläufig der Sitz der Statthalterei von Tainan-fu verlegt worden ist, liegt im äußersten Norden Formosas und erinnert in Lage und Pracht an Frankfurt. Ein tiefer Fluß, einige Manneslängen breiter als der Main, fließt an der Stadt vorbei; etwa drei Stunden entfernt erheben sich im Süden Berge von der Höhe des Taunus, an dem anderen Rande des weiten fruchtbaren Thales dehnen sich niedrige Hügel; die Stadt selbst ist von häufig durchbrochenen Umwallungen umgeben, an die sich in regelloser Reihe eine Anzahl Vorstädte anschließen. Die Gesamtbevölkerung soll ungefähr 70 000 betragen, davon gegenwärtig etwa 5000 Japaner und 6 europäische Familien. Die Verhältnisse sind bereits wieder ganz friedlich und geordnet, und reges Geschäftstreiben herrscht überall auf der Straße und in den Häusern. Die Wege bloß sind meist in einem kläglichen Zustande, hier sind die Japaner offenbar nicht so rasch bei der Hand gewesen wie in der Mandschurei. Kanal- und Verkehrswesen durchgreifend zu verbessern. Die Hilfsquellen des Kreises sind Reis- nnd Obstbau, Tabak, Opium, in geringem Maße Zucker und Thee, deren Massenanbau erst weiter im Süden beginnt, endlich Kampfer und Gold. Der Zentner Kampfer kostet bei den Wilden droben in den Bergen 18—20 mexikanische Thaler, der Durchschnittsmarktpreis in Hongkong ist 82 Thaler. Das gelbe Metall wird nur als Alluvialgold gewonnen, doch giebt es auch reiche Quarzlager, deren Abbau bisher die chinesische Regierung verboten hat. Die chinesischen Kaufleute sind oft sehr wohlhabend; man rechnet 21 Millionäre auf der ganzen Insel, davon vielleicht ein Drittel in Taipeh. Es heißt, die Japaner hätten von einem derselben 6 Millionen Yen gefordert, lediglich für die Garantie seines Landbesitzes, und er hätte bereits 1½ als Gegenanerbieten gestellt, da indessen der Engländer, der mir dies erzählte, die Geschichte nicht beschwören wollte, so thu' ich es noch viel weniger. Schließlich ist erwähnenswert, daß die Eisenbahn, die von

den Chinesen von Kilang aus 90 km nach Südwesten geführt worden ist, in etwa 4 Jahren das Südende der Insel erreichen soll.*)

Der Statthalter, Admiral Kabayama, überraschte mich völlig unvorbereitet durch die Uebersendung einiger Kisten Bieres und Rotweines, sowie von fünf Leuten, so auf einen Monat zu meiner Verfügung stehen sollten, einem Koch, einem Diener, zwei Reserve-Kulis und einem Dolmetsch. Hatte bereits gedacht, über das Ding an sich und die verschiedenen Methoden, eine Parallaxe zu berechnen, mich bequem japanisch äußern zu können, und nun ein Dolmetsch! Beschämend. Doch soll derselbe zugleich als Reisemarschall dienen, und was mich vollends mit ihm versöhnte, er hatte drei Jahre in Haukau und anderen Plätzen des himmlischen Reiches, als Chinese verkleidet, die Landessprache studiert, wie er denn jeden Tag noch jetzt für verloren hält, an dem nicht ein chinesisches Gedicht seiner poetischen Esse entsprühte; endlich: er ist von Satsuma. In der Mandschurei hatte ich eine Bestie von einem stud. jur. aus Nordjapan zum Dolmetsch gehabt, der sich die unsinnigste Mühe gab, mir den denkbar schlechtesten Begriff von seinen Landsleuten beizubringen, wiewohl nicht zu leugnen, daß er geweckt und uneigennützig war und vortrefflich übersetzte; Herr Obama aber ist ein unschätzbarer Begleiter und Freund. Unwillkürlich fasset man eine leise Abneigung, wenn man von einer Clique hört, von der allein alle Macht ausgehe, allein im Falle der Satsuma-Grafschaft, die dem Mikado die Hälfte seiner Generäle und Staatsleute liefert, habe ich mich überzeugen müssen, daß sie wirklich zu ihrer außergewöhnlichen Stellung berechtigt ist. Die Männer von Sátsuma, so Ojama, Kabáyama, Matsukata, Nodzu, Saigo, zeichnet einfache Größe aus; offenherzig, freigebig, immer natürlich und ungezwungen, sind sie aufopfernd und ritterlich in Not und Gefahr und die erwünschtesten Gesellschafter bei fröhlichem Gelage. Steifes Wesen und Leisetreterei habe ich bloß einmal bemerkt, bei einem sicheren Oberst, der in Dresden war und den auch seine Gaugenossen für die einzige Ausnahme erklären.

So blies ich denn an einem klaren Dezembermorgen meine Bande zusammen, fuhr zurück nach Kilung und wartete dort acht Stunden auf ein Schiff nach dem Süden. Da hockten nun die vier Kuli zusammen als Last der nahrungsprossenden Erde und warteten, da es nicht jedem gegeben, chinesische Gedichte zu fabrizieren, verzweifelnd auf Arbeit von ihrem Herrn und Meister. Der aber wußte ihnen um so weniger zu verschaffen, als die Etappen-Kuli das wenige Nötige besorgten, und entfloh ihrem stummen Anblick, um an einer haifischfreien Nase der schroffen Sandsteinhügel zu baden. Bei einer Karawane ist es leicht, fünfzig Kerle auf einmal zu beschäftigen, die

*) Aber jetzt erst zur Hälfte ausgeführt.

einen holen Wasser, die anderen machen Feuer, die weiden eine geschossene Antilope aus, die putzen Gewehre und waschen, wieder andere schlagen das Zelt auf, aber hier waren wir ja mitten in der Zivilisation, bei wohlversehenen Häusern und anlaufenden Dampfschiffen. Nachdem wir abends aus dem kleinen, aber guten Kilunger Hafen, den drei Forts überragen, auf dem hübschen Dampfer der Mitsai-Gesellschaft ausgesegelt waren und den freundlichen Lichtern der Nordküste entlang steuerten, wollte ich mich meines Lebens freuen und rief nach den Kulis und nach Bier, aber keines von beiden Utensilien war aufzutreiben. Ich klettere an das Mitteldeck und rufe hinunter. Kein Laut, bloß undeutlich Gestöhne. Rufe noch einmal. „Shindemashta" (gestorben), ruft eine fremde Stimme vergnügt herauf. Es ergiebt sich, daß alle die Wackeren seekrank geworden, den Koch inbegriffen. Ich wollte, sie wären's geblieben, denn am anderen Morgen, als die See sich legte, und ich mir aus einer neuen Flasche einen Schluck Kognak gegönnt, führte sich die nunmehr erholte Mannschaft darnach den Rest mit Behagen zu Gemüte und pflanzte, ob ihres meuchlerischen Thuns zur Rede gestellt, ein so unverschämt fröhliches Grinsen auf, als hätte sie den pfiffigsten Streich der Welt verübt. So ganz dumm kann man es ja vom Kulistandpunkte aus füglich nicht nennen, denn der Kognak war Grapinet & Cie. mit vier Sternen. Als nun aber, so gestärkt, die Wichte endlich den Matterhornanstieg der Arbeit beginnen wollten, rollte sich ihnen gleich bei den ersten Schritten eine unüberwindliche Lawine entgegen, die Eifersucht der Dampferkellner, die für sich ein Trinkgeld ergattern wollten und jede Konkurrenz sich bestimmt verbaten.

In heißer Sonne lagen gen Osten die von der See scharf ausgezackten Pescadores, etwa der unteren Kinnlade eines Leviathans mit Zahnlücken gleichend, im übrigen eine trostlose, gottverlassene, wasserlose und unfruchtbare Kette von Inseln, die aussehn, wie eine gleichmäßige Reihe neuer, knallroter Ziegelsteine, zum Trocknen geschichtet, und die bloß ein Gutes haben, nämlich poetische oder wenigstens ausdrucksvolle Namen. Da giebt es einen Mitteldom, einen Backofen und einen großen Kornspeicher — wahrscheinlich ähnlich gedacht, wie das „Gastliche Meer", an dessen taurischer Küste die Fremden erwürgt wurden — da giebt es weiter das Tigerbrunnen-Eiland, die glückliche Perleninsel, ein Orgel-, Achtschatten, Säbel-, Krieger-, Vierhörner-, Turban- und Sonneneiland, einen Räuberkanal, eine Sturzseeinsel; dann wird es immer gefährlicher, und wir segeln an dem Eisernen Amboß und den Sägezähnen vorbei, wonach der Schildkrötenfels und die Großtanteninsel und das Tafeleiland uns wiederum zu sanfteren Gefühlen einladen.

Am zweiten Morgen stiegen wir in Anping ans Land. Von der schlechten offenen Rhede war es volle anderthalb Stunden Ruderns bis zum Ankerplatze, angenehm genug damals bei der ruhigen See und der schönen

Aussicht auf die himmelragenden Berge im Inneren, aber wenn gegen die Brecher der Taifun wütet, muß es höhere Genüsse geben als diese lange Kahnreise. Trotzdem ist Anping ein wichtiger Stapelplatz, und fast 20 Firmen haben dort ihre Niederlassungen. Von deutschen die Firma Mannig, deren Vertreter, der Flensburger Petersen, ein geräumiges, angenehm luftiges Haus am Strande bewohnt und mit großer Freundlichkeit dasselbe seinen Besuchern eröffnet. Der japanische Stations-Zivilchef ist Saigo, der älteste Sohn des großen Satsumaführers, der den Aufstand von 1877 entfachte und in ihm unterging. Herr Saigo, ein sehr artiger, feiner Herr von auffallend dunkler Hautfarbe, war mehrere Jahre als Gesandtschaftssekretär in Washington, seine Brüder sind Offiziere in der Garde. Es hat was Eigentümliches, soviel Weltbildung mit einem durchaus afrikanischen Gesichte vereint zu finden, indessen, rann nicht auch in Dumas' Adern Negerblut? Uebrigens ist Saigo der Name einer französischen Kolonie in Siam und weist also nach Süden. Eine Stunde landeinwärts liegt Tainan, die alte Hauptstadt. Der Eingang dazu ist eine große Mistgrube, ein Düfte-Blocksberg, auf dem die unmöglichsten Gerüche einen Hexen-Kankan tanzen. In der Mitte der Stadt, in dem kühlen Bazare, wird es besser, und ich schaute durch diesen echtorientalischen Bettler-, Gerümpel- und Kaufladen-Karneval hindurch reitend, mit Entzücken auf das buntwogende Farbenmeer und das brausende, südlich gesteigerte Leben, wie auf ein schimmerndes Märchen aus 1001 Nacht.

Seltsam, wie sehr doch bei aller Rassenverschiedenheit alle Orientalen einander gleichen! Der als nüchtern und verschlossen gewöhnlich abgestempelte Chinese, der in Wirklichkeit als Erzschreihals mit unsern Freunden, den Neustädtern, wetteifern könnte, und der ebenso lustig und leidenschaftlich sein kann wie sie (sonst sans comparaison!), und der aufgeregte, heftig gestikulierende Araber bieten ein gar ähnliches Bild; ebenso ist denn auch Einrichtung und Leben eines Bazars in Formosa wenig verschieden von Damaskus und Kairo; die Architektur ist ganz anders, gewiß, aber der Geist des Orients ist der gleiche. Nach und nach wurden wir indessen dieses Geistes sehr überdrüssig, denn wir trabten anderthalb Stunden in der Mittagshitze in diesem Irrgarten und Labyrinthe enger Gassen umher, ohne das Hauptquartier zu finden, und ich wäre einem Holzklotzpflock von Sergeanten, der stumm dasaß wie eine Sphinx und bloß mit dem Zeigefinger ungenügende Auskunft gab, beinahe in die nicht vorhandenen Haare gefahren. Jedenfalls dachte ich mit Neid an die Primaner in der gerade vor 100 Jahren erschienenen „Reise des Rektors Fälbel ins Fichtelgebirge", die, gestärkt durch die Bergluft, vom Rektor zu der schwierigen Aufgabe angefrischt wurden, ausgewählte Sachsenhäuser Flüche ins Sklavenlatein des Plautus umzugießen, mit Neid, denn ich darbte hier eines gleichen Vorteils, da die überhöflichen Japaner keine Schimpf-

wörter haben. Dank's ihnen der Teufel! So gestand mir ein Offizier, der bei unserer Garde gewesen, es hindere die japanischen Militärs bei der Konkurrenz mit den deutschen nicht wenig, daß sie ihren Soldaten bloß einen milden „Dummkopf" (baka) an den Schädel werfen könnten, auf deutlichere und bessere Ausdrücke aber verzichten müßten. Endlich stießen wir jedoch auf einen höflichen Hauptmann, der von seiner Wache uns einen Führer mitgab, und so landeten wir ohne weitere Fährlichkeit bei Generalleutnant Noghi, Kommandeur der 2. Division. Noghi war zwei Jahre in Berlin, wohin er als einer der dreißig Begleiter Ojamas 1884 kam. Er hat ein schmales, wohlgebildetes Gesicht, von schwarzem Vollbart eingerahmt, einen Anflug zur Adlernase, sprechende, lebhafte Augen, ein geistvoller, beweglicher Mann. Seine Heimat ist Chochu im Südende der Hauptinsel Hondo, eine Gegend, der auch der Premier Ito, Graf Inouye und Marschall Jamagata entstammen. Mit den Satsumaleuten, die der geraden spartanischen Art näher stehen, teilen die Chochumänner, die den beweglichen Athenern ähneln, sich in die Herrschaft Japans. Der Vergleich mit Verhältnissen des Altertums rechtfertigt sich auch, insofern aus zwei so kleinen Gegenden, deren jede bloß die Ausdehnung des Bezirkes Wiesbaden hat, fast alle Führer des Preußen an Größe übertreffenden Mikadoreiches hervorgegangen sind.

Zum Mittagessen erschien noch der Stabschef, Okubo Toshitaka, ein Verwandter des von Mörderhand gefallenen Reformators, Okubo Toshinishis, den man den größten Mann des neuen Japans nennt. Gleicht der Divisionär an Aussehen einem Italiener, so ist in Okubo, einem alten, behaglichen Schweiger mit hellem Auge, der tatarische Typus unverkennbar. Dann kam Oberstleutnant Semba, der in Potsdam und Dresden sich aufhielt und zwei Jahre in Stuttgart Kompagnieführer war. Der General, von dem nachzutragen, daß er im Januar die Schlacht bei Kaiping gewann, zeigte eine Anzahl von Croquis der formosanischen Gefechte und teilte mit, daß im äußersten Süden der Insel noch versprengte Scharen halbverhungerter Chinesen in der Wildnis einen hartnäckigen Guerillakrieg führten, ich deshalb bloß die Häfen, nicht aber das Innere, wie beabsichtigt, besehen könne. Es ergab sich im Laufe des Gespräches, daß am anderen Morgen Semba einen Inspektionsritt in das Innere im Norden antrete, und es ward verabredet, daß ich mich dem Oberstleutnant anschlösse. Besuchte noch am Abend die schottisch-presbyterianische Mission vor der Stadt, um etwas über die Einheimischen zu erfahren. Die Herren Missionare leben dort wie die Fürsten in einem großen, von den mannigfaltigsten Arten tropischer Pflanzenwelt strotzenden Parke in fünf geräumigen, verandageschmückten Landhäusern. Eine Doktorin Ferguson war sehr gesprächig und beklagte, daß durch das neue Regiment der Japaner die alte uneingeschränkte Selbstherrlichkeit der Sendlinge verloren gehe, auch

werde die Sache des Christentums durch dies halbzivilisierte Volk nicht gefördert. Die Bevölkerung der Insel zerfalle in vier Teile: Wilde; mit Chinesen gemischte und mit chinesischer Art halb durchdrungene Eingeborene, wobei zuzusetzen, daß z. B. die Frauen dieser zweiten Klasse das Fußeinschnüren nicht angenommen haben; drittens auf der Insel geborene Chinesen; endlich vom Festlande herüberkommende, unstet wandernde Chinesen. Von Sprachen: die Mundart der Cantonesen, zwei verschiedene Dialekte des Kreises Amoy, ferner ein selbständig entwickeltes, an Amoy erinnerndes Insel-Chinesisch und zuletzt das Malayisch der Wilden.

Am andern Morgen setzten wir uns nach Norden in Bewegung. Semba hatte acht Soldaten mit, davon die Hälfte beritten, und eine entsprechende Anzahl chinesischer Träger. Zu mir stießen noch zwei Pferdeknechte und zehn chinesische Kuli für das Gepäck, sodaß meine Karawane sich auf 18 Mann erhöhte. Die ersten drei Tage ging es durch Flachland, das aber durch zahlreiche Flüsse, Hohlwege, Bambus-Galleriewälder, Palmen, gelegentlich auch Moräste und halbversumpfte Reisfelder Abwechselung genug bot; in dem Abstand einer Tagereise erhob sich eine Steilmauer von Bergen. Die Gegend gleicht dem Rheinthal in der Breite der Hornisgrinde. Zu bewundern war nur das Geschick der Pferde, die über die halsbrechendsten, oft bloß zwei Fuß breiten Brücken, durch glitschigen Sumpfboden, durch das Felsengeröll trockener Wildbäche auf dem mörderischen Steinpflaster der Dörfer und Städte immer den gleichen sicheren Tritt bewahrten. In Deutschland hätte man unbedingt einen ins Zucht- oder Irrenhaus gesperrt, der solche Unwege einem Pferd zumutete, aber hier scheint den Gäulen der zackigste Fels wie weicher Sammet. Empört dagegen war ich und hätte beinah das Beschwerdebuch verlangt wegen des naßkalten, niederträchtigen Windes, der uns am dritten Tage anfiel, und der fünf Decken, die des Nachts mich nicht ganz hindern konnten, nach Herzenslust zu frieren. Wenn jemand, auf die geographische Thatsache pochend, daß wir noch südlich des Wendekreises des Krebses dahinritten, den Wahn hegte, hier müsse wenigstens des Tags über eine grimmige Sonne niederglühen, so nehme ich ihm das weiter nicht übel, denn ich war von gleichem Irrwahn bethört und hatte Mantel und Pelzmütze im Norden gelassen. Nun aber versank die Tropenkleidung gar bald in den Koffer, dem dafür eine dicke amerikanische Büffelweste entstieg. Die Tagereisen waren sehr mäßig, 25 km im Durchschnitt, da Semba seine Inspektionsgeschäfte abzuwickeln hatte. Im übrigen hätte ich mir keine bessere Gelegenheit wünschen können, das Innere der Insel und die neue Verwaltung kennen zu lernen, als sich in Gesellschaft des liebenswürdigen Oberstleutnants bot. Nur einen Fehler hat er, einen schwerwiegenden, unverzeihlichen, einen Fehler, den ihm nicht abgewöhnt zu haben, seine Stuttgarter Freunde unmöglich verantworten können, einen Fehler,

der, fürchte ich, deutsche Leser aufstacheln wird, gering von dem Manne zu denken: der sonst so vortreffliche Oberstleutnant trinkt nicht. Ueberall erfuhren wir von Räubern, die in den letzten Tagen eingefangen worden waren, nachdem die Soldaten nachts das Haus der Betreffenden umzingelt hatten, und an einer Station von einem Streifzuge der Wilden, denen sechs Chinesen zum Opfer gefallen. Das Land ist überall, angesichts dieser unsicheren Zustände, noch stark besetzt, alle 10 km durchschnittlich liegt eine Kompagnie. Trotzdem ist die Scheidung zwischen Militärgerichtsbarkeit und Zivilverwaltung schon streng durchgeführt, dergestalt, daß die Räuber von Zivilbehörden gerichtet werden. In Kaiga, einer ansehnlichen Stadt von etwa 50 000 Einwohnern mit widrig schmutzigen Straßen, aber einigen sauberen und auch architektonisch gar nicht übeln Hauptgebäuden, veranstaltete der Kommandant, Oberst Takimoto, einen Begrüßungsschmaus. Semba trank zwar bloß Thee, aber sonst verlief alles sehr wohlgemut. Der Oberst, der außer dem letzten Feldzuge vier Bürgerkriege mitgemacht hat, erzählte von Weihaiwei, wo er den Sommer über zur Besatzung gelegen. Ein Korrespondent des Chno Shimbun focht die fünf verschiedenen Arten des alten Schwertzweikampfes mit großer Leidenschaft vor; das lange Heft des Schwertes, das auch jetzt, obwohl offiziell verboten, noch viel gebraucht wird, muß mit beiden Händen gefaßt werden, gleich dem Ritterschwert des europäischen Mittelalters. Einer der lustigsten Gäste war Premierleutnant Hidikata, Sohn des Hausministers. Dieser ewig heitere Artillerieoffizier war neun Jahre in Deutschland, in Neiße, Breslau, Schweidnitz und Berlin, und hat sich nicht bloß den Garde-Schnarrlaut mit mehr Virtuosität als irgend einer seiner Landsleute, sondern auch einen Kaiser-Friedrich-Bart zugelegt, der ihm nicht schlecht steht. Man erinnert sich an die schneidige Begegnung zweier Leutnants: Morn! Morn! Dajewesen? Dajewesen. Amüsiert? Amüsiert. Morn! Morn! Einer dieser würdigen Jünger des Inders Panini, demzufolge der Weise sich mehr über die Ersparnis einer Silbe freut, als über die Geburt eines Sohnes, einer, sage ich, dieser epigrammatischen Herren hätte Hidikata sein können. Um daher einen Mann von solcher Fülle und Kraft der Unterhaltung für unsere Gesellschaft zu gewinnen, ward sein Batteriechef mit Bitten bombardiert, ihn für einige Tage freizulassen. Die Gesuche waren so erfolgreich, daß ein unbeschränkter Urlaub dem fröhlichen Leutnant zugebilligt wurde, der nur zu glücklich war, dem einförmigen Garnisonsleben für eine Weile zu entrinnen.

Nach einem Ruhetag ritten wir, neuerdings verstärkt, weiter nach Tailap, am Fuß des Gebirges. Hier, im Mittelpunkt einer von Räubern durchseuchten Gegend, mußten längere Erkundigungen eingezogen werden über die Sicherheit der Reise, sowie die Durchschreitbarkeit verschiedener,

reißender Alpenflüsse. Die einzelnen Räuberbanden seien, hieß es, bis 500 Mann stark und hätten einen beträchtlichen Vorrat von Winchestergewehren. Auch wüte beständig Fehde zwischen den Wilden der Berge und den chinesischen Siedlern der Ebene. Auskunft darüber gab der Zivilgouverneur, Herr Mazuoka, der aus einem der weinfröhlichen Mönchsbilder Grützner's ausgeschnitten zu sein schien, von solchem Leibesumfang und solcher Bordeaux-Röte des doppelkinneingefetteten Gesichtes, daß der geängstigte Zuschauer jeden Augenblick befürchten muß, die Spannung werde zu groß und das Männlein gehe in Stücke auseinander, eine Befürchtung, so das erschütternde, vom frühen Morgen bis um Mitternacht unterhaltende Lachen des geselligen Schmerbauchs keineswegs verminderte. Gegenüber diesem Abbilde von Bürger's unsterblichem Abte nahm sich der echte Sohn der Kirche, der ebenfalls später in der Wegfrage zugezogen wurde, sehr kümmerlich und verhungert aus. Es war dies der spanische Missionar Francisco Giner aus Alicante, der seit einem Jahrzehnt auf der Insel wirkt. Die Zahl internationaler Verwicklungen, zu denen dieser weltferne bescheidene Dominikaner Anlaß geben kann, ist etwas Verblüffendes. Wird ihm ein Haar gekrümmt, so wird der spanische Gesandte in Tokio sich beschweren, wird sein Ordensoberer auf den Philippinen und der Ordensgeneral in Rom Lärm schlagen und wird nicht minder sein Prokurator im englischen Hongkong und der Missionsbischof im chinesischen Amoy sich mit betroffen fühlen. Der vielgeschätzte Sendling ist nichtsdestoweniger gegenwärtig in bitterer Notlage, wohnt in einer Hundehütte, da chinesische Soldaten und Räuberbanden sein Haus dem Erdboden gleich gemacht und die schöne Kirche entdacht und auf jede Weise verwüstet haben, hat nichts zu lesen, da seine Bücherei zerstört, nichts zu trinken, da die Raubgesellen den köstlichen Muskateller für arge Medizin hielten, kurz, hat alles verloren. Zur Zeit der Plünderung war er in Takau im Süden. Uebrigens ist der Padre auf die Japaner zwar besser, aber doch nicht gut zu sprechen. Er meint, sie hätten den Krieg ganz oder teilweise vermeiden können, da die Inselleute ihre habgierigen Mandarinen grimmig haßten und geneigt waren, die Japaner als Befreier zu begrüßen, allein die letzteren hätten Weiber vergewaltigt, schlügen die Bauern, raubten überall die Hühner oder bezahlten bloß die Hälfte des Preises, so hätten die Bewohner, die sich schon ergaben, von neuem sich zur Wehr gesetzt; gerade bei Tailap sei nichts anderes als ein Anfall auf Weiber die Schuld daran gewesen, daß sich nach schon geschehener Uebergabe Tausende zusammengerottet und den Japanern eine empfindliche Niederlage beigebracht. Ich lud den abgeraubten und weinlosen Padre, der mich mit einem Stoß soeben angekommener, freilich 2½ Monate alter Zeitungen aus Madrid erfreute, zum Essen ein und so geriet er auch mit den japanischen Offizieren zusammen, die

tausend Fragen an ihn zu stellen hatten. Ein tolles Babel durcheinander schwirrender Sprachen entfaltete sich. Der fette Kreisrichter schickte einen fuchsäugigen Dolmetsch, der Obama durch das feine Mandarinen-Chinesisch von Peking die Gegend erläuterte und mit dem Missionar Bulgär-Formosanisch sprach. Obama redete mit mir englisch und japanisch mit Hidikata, dieser wiederum mit mir deutsch und, um zu zeigen, daß er auf einer Berliner Presse gewesen, warf er einige lateinische Brocken aus an die Adresse des Missionars, der Latein sehr fließend, wenn auch mit dem lispelnden c sprach, und des Alicanter's Unterhaltung mit mir kam den anderen spanisch vor. Das dürfte mäßigen Wünschen nach Abwechselung genügen. In der That schrie und lärmte und gestikulierte alles durcheinander wie bei einem Reichstag wahnsinniger Krähen.

Es ward beschlossen, daß ein halber Zug Artilleristen zur Bedeckung mitgehen solle, außerdem ein Leutnant mit fünf Mann, um ein Croquis des Weges abzureißen. Die Schwierigkeiten des Weges begannen schon fünf Minuten hinter Tailap. Ein Sumpf war zu durchwaten, der den Pferden bis an den mittleren Sattelgurt reichte. Dann ging es durch Cacteen, Mangrovien, Bambusverhaue und Hohlwege, über denen Schlingpflanzen und junge Akazien Triumphpforten bauten und Dornsträucher den Reiter festzuhalten suchten, während das Roß mit unentwegtem Gleichmut darunter durch- und weiterlief. Der Tag war herrlich, wie bestellt, die trüben Wolken entwichen und das himmeltragende Gebirge, das als Rückgrat ganz Formosa durchzieht, lag mit seinen Steil- und Schreckhörnern in unverhülltem Glanze vor unseren Augen. Eine wundervoll reine Bergluft wehte herüber, kräftigend und halb berauschend. Wir ließen Sümpfe und Röhricht hinter uns und gerieten auf einen angenehmen Waldpfad, der einige Stunden den Vorbergen entlang führte. Bei einem großen Bauernhofe neben einer Palmenpflanzung wurde gerastet. Obama erzählte von seinen Abenteuern in China; wie weiland Arminius Vambery sich in einen Derwisch verkleidete, um Turkestan zu durchstreifen, so hatte Obama chinesische Tracht und den Zopf angenommen; wie Abu Seid in den Makamen des Hariri „bald mit der Würde des Emir, bald mit der Bürde des Fakir“ reiste er teils als Kuli, teils als Mandarinenschüler. In letzter Eigenschaft mußte er flott auftreten und brav Geld springen lassen; als Kuli hingegen kam er mit weniger als zwei Thalern (zu 2,25 M.) den Monat aus. Einmal wäre es ihm beinahe übel gegangen, denn da er sich für einen Kantonesen bei der Polizei ausgab, holte dieser einen wirklichen Kantoner herbei und der wollte schlechterdings die heimische Mundart bei dem fremden Pilgrim nicht wiedererkennen, sodaß Obama es nur seinen langen Beinen zu danken hatte, daß er der Gefahr glücklich entlief. Auf diesen Wanderungen kam er auch nach dem allen Ausländern verbotenen Hunan und sagt, es sei ein wunderbar reiches und fruchtbares Land.

Wir traten durch eine Hügelspalte in das weite Thal von Unding gerade der höchsten Spitze Formosa's gegenüber. Unding liegt genau in der Mitte der Insel von allen Richtungen aus. Von der Gegend kann sich eine gute Vorstellung machen, wer das Lechthal unterhalb Füßen kennt. Wir durchschreiten drei breite Flußbetten, davon zwei halb, eines ganz ausgetrocknet. Herrlich kaltes, krystallklares Wasser, dann mächtige Geröll-Felder, dazwischen kleine Tafelerhebungen mit spärlichem Gesträuche, zuletzt eine hohe Terrasse mit Wäldchen und zahlreichen Bächen. Feinste, klare Luft, und frische helle Farben von seltener Reinheit und Heiterkeit. Namentlich die Flußübergänge mit dem bunten Troß und der Ritt durch die wüstenähnlichen, farbenleuchtenden Geröllfelder waren des Pinsels eines Schreyer's würdig. Der Widerschein von dem lichten Steinmeere schien die Farben zu verdoppeln. Im Osten aber bauten sich in vier mächtigen Absätzen die Alpen Formosa's zu Höhen von 2000—3000 m auf und über allen ragend der fast steilrechte Zahn des Morison, der nur wenige Meter unter 4000 bleibt, während im Nordnordosten, zwanzig Stunden weiter, die 3460 m hohe Doppelkuppe des Jeluja am fernen Horizont aufdämmerte. Die Vorberge bestehen aus Löß, während der Hauptstock Kalk zu sein scheint. In Unding nahm die Truppe in den zwei Haupttempeln des Ortes Quartier. Es war ein malerisch Schauspiel, wie rings an den Wänden der kerzenerleuchteten Tempel die Soldaten ihre Strohlager schichteten, während die Offiziere gerade unter den Bildsäulen Budda's und seiner Genossen sich einrichteten. Zwei dieser Begleiter, in martialischer Schrecklichkeit abgebildet, wurden mir allegorisch gedeutet. Einer deutet nämlich mit dem Finger in sein Ohr, das soll ein Allhörender sein, der andere an sein Auge, der kann wie Lynkeus überallhin sehen. In den Nischen standen noch zwei Dutzend buddhistischer Heiliger. Zu dieser Umgebung stimmte es nun freilich nicht ganz, daß Hidikata den halben Abend Berliner Schnacken aus dem Gardeleben erzählte. Auch mag man in dieser Besetzung eine Entweihung der Tempel finden, aber abgesehen davon, daß in Palermo eine Kirche sogar zum Stall erniedrigt ist, sind wirklich in den schmutzigen chinesischen Oertern regelmäßig die Tempel die einzigen annehmbaren Gebäude, wo man gedeihen kann, daher die Japaner denn stets darin ihre Hauptquartiere aufschlugen. Auch haben ostasiatische Tempel in den Augen des Volkes bei weitem nicht die Heiligkeit einer Kirche oder einer Moschee und werden ganz gewöhnlich zu Wohnungen benutzt, wie z. B. Li Hung Tschang in Shimonoseki im Tempel abgestiegen ist.

Die Religionen von Formosa sind, abgesehen von den Vorstellungen der Eingeborenen, alle von China her eingeführt. Die einfachste ist die bilderlose Verehrung der Ahnen. Eine Gruppe von Stäben, mit dem Namen des Vaters oder Großvaters u. s. f. beschrieben, ähnlich den Täfelchen in

einem botanischen Garten, sind am Gesims in der Mittelwand des Hauptzimmers aufgestellt. Vor ihnen wird eine Art Morgenandacht verrichtet. Dann der Buddhismus, aber unglaublich entstellt. Laut der formosanischen Volksfabel kam Buddha (Hut) an der rechten Seite seiner Mutter zur Welt (an der linken nach der indischen Sage) und verursachte so ihren Tod; er war ein Weiberjäger und starb an einer venerischen Krankheit im 53. Jahre. Ferner der Taoismus und seine Vielgöttermythologie. Davon ist bemerkenswert die Kaiserin des Himmels und Beschützerin der Seefahrer, die mit einem Bub im Arm dargestellt wird, sodann einer Göttin Kwan Im, die auf einem Hirsche reitet. Diese Göttin war der Volksmär zufolge die Tochter eines Königs in Folhien, die in einem Tempel wohnte und sich in den Sohn eines Bonzen verliebte. Der König, wutentbrannt, legt Feuer an den Tempel und vernichtet alle Bonzen und seine Tochter. Allein das Mädchen stirbt nicht und wird daher als Göttin verehrt. Auf Bildern sieht man ihr gegenüber einen bekrönten Greis in prachtvollem Gewande, auf einem Tiger reitend. Offenbar alte Naturgottheiten. Vom philosophischen Konfuzianismus ist in Formosa wenig zu finden. Am verbreitetsten ist wohl die Lehre des Buddha, dessen Bilder bis in die kleinste Hütte gedrungen sind. Selbst die Aermsten haben ihren geschmückten Hausaltar in der guten Stube, denn auch die geringste Wohnung hat die letztere, abgesondert von den Schlafzimmern und der Küche. Eins ist bei diesen nach chinesischem Muster erbauten Häusern sehr lästig, daß sie nämlich so dunkel sind, aber wo Fenster sind, glaubt das Volk, da fliegt das Glück hinaus.

Meine Sehnsucht, zu den Wilden zu kommen, sollte nicht befriedigt werden. Semba hielt dafür, es sei zu gefährlich allein zu gehen; er könne allerdings zehn Soldaten mir mitgeben, für die müßte dann indessen Proviant für fünf Tage von Tailap beschafft werden, wie denn auch nach Unding wir allen Mundrat von dort hatten entnehmen müssen. Da nun einerseits die Japaner erklärten, sie seien für mich, weil an sie empfohlen, verantwortlich, und ich andererseits nicht zu viel Ansprüche an ihre Gefälligkeit stellen wollte, mußte die Sache leider aufgegeben werden. Doch einigte man sich dahin, daß vier Gendarmen den mühevollen Weg — an einigen Flußübergängen gerieten sie bis an die Brust ins Wasser — zu den „Javan“ unternehmen und eine Schar von ihnen in die Ebene auf Besuch herunterbringen sollten. Unterdes kehrten wir nach Tailap zurück. Das Gebirge war bei unserem Abmarsch wieder ganz klar, und die Landschaft zeigte sich noch einmal in ihrer glänzenden Hoheit. Kein Wunder, daß die schönheitsverwöhnten Japaner von den Reizen Formosa's, die sie an die ihrer Heimat erinnern, viel befriedigter sind, als von den graubraunen, öden Flächen, den kalten, unfreundlichen und baumlosen Bergen der Mandschurei. In Formosa ist Farbe, ist Leben,

leuchtet das Grün der Wälder, wogen im West-Wind die einsamen Pagodenbäume und die weiten Zuckerfelder.

In Tailap blieb ich vier Tage, bis die Wilden eintrafen. Semba und Hidikata, mit welch letzterem ich noch einen vergnügten Abschiedsskat zu zweien spielte, setzten ihre Inspektionsreise in dem sumpfigen Flachland nach Norden fort. Ich suchte den bescheidenen Spanier wieder auf und hörte, daß seine Mission auf 9000 Thaler gegen die Japaner geklagt, diese aber Ansprüche gegen ihre Rechtsvorgänger nicht anerkennen wollten, daß der englische Konsul, der auch die Söhne Iberiens vertrete, nichts tauge und die Sache wohl an den Gesandten in Tokio kommen werde. Ich bekam von dem Missionar einige Zeitungen von Manila und sehe nicht ein, weshalb die Leser nicht mit mir die Gelegenheit benutzen sollten, das Neueste von den Nachbarinnen Formosa's, den Philippinen, zu hören. Also, der Aufstand in Mindanao, der freilich wohl wenige der gedachten Leser in ihrer nächtlichen Ruhe gestört haben wird, der Aufstand der Mohammedaner ist so ziemlich niedergeworfen, und die Regierung hat Muße, an neue Hafenanlagen und Befestigungen zu denken. Ferner ist davon die Rede, Eisenbahnen daselbst auf Luzon für 5 Millionen Thaler zu bauen. Der 74jährige Berliner Hofpianist von Kontski, der in Japan und Shanghai Triumphe feierte, hat Anfang Dezember auch in Manila ein Konzert gegeben. Der Handel der Philippinen mit Japan, der 1891 bloß 108 000 mexikanische Thaler betrug und 1893 sich auf 298 000 Einfuhr und fast $\frac{1}{2}$ Million Ausfuhr erhöhte, kam 1894 auf 173 000 Einfuhr und über $1\frac{1}{4}$ Million Ausfuhr. Der „Comercio“ von Manila findet, jetzt, wo die Japaner in den Kreis der zivilisierten Nationen getreten, soweit dies dieser inferioren Rasse möglich sei, wäre es an der Zeit, jenen Handel noch mehr auszudehnen, sowie in Konkurrenz mit Japan den mit Australien zu befördern und so „in einer Zeit nationaler Wiedergeburt zu unserer leichten und providentiellen Vergrößerung beizutragen.“ In den Philippinen, sagt der padre, sind die Berge noch höher und das Klima besser als in Formosa; die Einwohnerzahl der spanischen Inseln ist etwa 7 Millionen, während die von Formosa auf $3\frac{1}{2}$ — 4 Millionen angegeben und von einem Gewährsmann sogar auf 8 Millionen geschätzt wird. Der chinesische, jetzt durchweg von den Einheimischen gebrauchte Name Formosa's ist Taiwan, was Seeberg oder genauer „Erhöhung mit umfließendem Wasser“ bedeutet. Ehedem hatten die Spanier auch in Formosa, vornehmlich im Norden, Niederlassungen, und es ist möglich, daß die Rothaarmannsgasse in Kaiga sich auf solche beziehe; denn im Bulgär-chinesischen heißen alle Ausländer, nicht bloß die Holländer und die gelegentlich blonden Portugiesen, die zuerst nach Formosa kamen, sondern auch die schwarzlockigen Europäer „die Leute mit den roten Haaren.“

Die Rassen Japans.

Die Frage nach dem Ursprung der Japaner und ihrer Rassenzusammensetzung ist bis jetzt weder von den Weisen des Ostens noch den Gelehrten Europas in befriedigender Weise gelöst worden. Da weder die Sprache der Japaner genügend erforscht ist, um die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe unzweifelhaft darzulegen, noch die ältesten Geschichtsnachrichten mit der nötigen Kritik gesichtet wurden, so wird unsere Unsicherheit in dieser Frage wohl noch eine Zeit lang andauern. Ein mehrmonatiger Aufenthalt bei der japanischen Armee hat jedoch dem Schreiber dieses Gelegenheit geboten, einige Beobachtungen anzustellen, die vielleicht das Problem zu fördern geeignet sind. Ein Chikagoer Freund sagte mir einmal, er habe erst in Amerika die Deutschen und ihre Art so recht kennen gelernt, da er hier Hannoveraner und Schlesier, Holsteiner und Schwaben alle auf demselben Platze beisammen beobachten könne und so leichter einen Gesamtüberschlag erreiche; ein gleicher Vorteil bot sich in der japanischen Okkupationsarmee für die beregte Rassenfrage.

Die Bevölkerungsverhältnisse des östlichen Inselreiches lassen sich am leichtesten durch die seines westlichen Gegenstückes, Großbritanniens, erklären. In vorhistorischer Zeit wohnten in Großbritannien zwei Urrassen, von denen die eine sehr wahrscheinlich mit der iberisch-berberischen zusammenhängt. Dann kamen die Kelten. Ein halbes Jahrtausend von Cäsar an dauerten die Einfälle und teilweise Herrschaft der Römer, deren Sprache in der englischen wie in der ganzen westeuropäischen Litteratur dauernde Spuren hinterließ. Es folgte der Einfall der Angelsachsen, dann kamen Dänen und norwegische Wikinger, zuletzt die Normannen. Der herrschende Adel Englands ist noch heute normannisch, die Heerfolge leistenden Ritter des Mittelalters waren teils Sachsen, teils ebenfalls Normannen, die Handwerker und leibeigenen Bauern gingen aus den unterworfenen älteren Rassen hervor. Die Sprache des Landes ist der Grundlage nach sächsisch, jedoch die von den Normannen in der Fremde angenommene romanische Mundart hat fast die Hälfte des des gangbaren Wortschatzes geliefert.

In Japan waren gleicherweise zwei Urrassen, die wohl bekannten Ainos im Norden und eine andere, schwer zu bestimmende Rasse im Süden. Der mythische erste Mikado soll sich im Süden, auf Kiu-shiu aufgethan haben, die Feinde seines Volkes werden Nangadne-hitzo (Langbeine) und Jaso-Akeru (die acht wilden Stämme) genannt, und man spricht von Rüstungen, die man auf Kiu-shiu gefunden, die Menschen von 3 m Länge gehört haben mußten, diese Riesen aber hält man für die gedachten Langbeine. Vielleicht war diese südliche Urrasse einer Art mit der, welche Shantung und Shingking besiedelte, obwohl letztere Rasse, deren häßliche und dunkelfarbige Nachkommen sich noch

deutlich von Mandschu und Chinesen unterscheidet, eher als klein zu bezeichnen ist. Was für Leute aber waren die Anhänger Jimmu Tennos, des Gründers der Dynastie, woher kamen die ersten Eroberer Japans? Dr. Edkins, einer der ersten lebenden Sinologen, der allerdings von seiner Phantasie sich manchmal verführen läßt, setzt auf grund vergleichender Zahlwortstudien die Urheimat der Japaner an den oberen Amur. Von seinen sprachlichen Gleichungen ist wahrscheinlich kaum eine richtig, dennoch ist vielleicht seine Hypothese nicht ganz zu verwerfen. Viele Worte des japanischen Sprachschatzes weisen in der That auf eine Gegend zwischen Tibet und der oberen Lena, ja viele berühren sich mit Worten der Magyaren, die nach Gibbon ebenfalls vom oberen Amur oder doch wenig westlich davon kommen, eine Frage, in die hoffentlich Graf Zichys Expedition neues Licht bringen wird. Die Wanderung von den sibirischen Steppen nach Japan fand möglicherweise nur wenige Jahrhunderte v. Chr. statt, vermutlich im Zusammenhang mit der großen hunnischen Völkerwelle, die sich von 600—200 v. Chr. gegen Peking richtete. Die Tanjen, wie im Osten die nordischen Barbaren genannt wurden, hatten die ganze Mandschurei und Nord-China inne, aus einem ihrer Stämme ging um 300 v. Chr. Tangun, der Gründer der koreanischen Macht hervor, Korea aber war in den ältesten Zeiten aufs innigste mit Japan verbunden, ja hatte gelegentlich gemeinsame Herrscher und übertrug im 4. Jahrhundert n. Chr. seine von den Chinesen überkommene Bildung auf das Inselreich. Etwa im Beginn unserer Aera werden zuerst Piraten in den chinesischen Quellen erwähnt, die von den Inseln nach Shinking kamen. Wie im Westen, dem Drucke übermächtiger Eroberer weichend, die Angeln vom Festland nach England übersetzten, oder wie die Vandalen von Spanien nach Afrika gingen, um von dort aus die Küsten des Mittelmeeres zu beunruhigen, so scheinen die Anhänger Jimmus westlich von Korea nach der zunächstliegenden Insel, nach Kiu-shiu gesegelt zu sein, um von dort teils die chinesischen Gestade unsicher zu machen, teils sich nach Norden über Nippon auszudehnen.

In den japanischen Chroniken werden zweimal die Einfälle schwarzer Männer von Süden her erwähnt. Von Formosa aus und dem gegenüberliegenden Festland, möglicherweise auch weiter noch von Süden, von den Philippinen und Cambodja her, kamen die Scharen der dunkelen Malayen. General Legendre, der 1874 mit japanischen Truppen in Formosa war, dessen geistreiche abenteuerliche Ansichten indessen mit Vorsicht aufzunehmen sind, behauptet, daß die berühmte Kaiserin Jingo Kongo, die im 2. Jahrh. n. Chr. über Korea, Japan und Formosa herrschte, ursprünglich vom Süden gekommen sei, und behauptet weiter, daß ihr Reich sich auch auf Annam und Cambodja erstreckte. Die Malayen brachten, wie die Normannen in England, eine neue Sprache mit, die zuletzt zwar der Sprache der Unterworfenen

weichen mußte, jedoch nicht ohne den einheimischen Wortschatz um eine Fülle neuer Ausdrücke zu bereichern*). Zu dieser Mischsprache kam noch das Idiom der gebildeten Stände, Chinesisch hinzu, genau wie zu dem Normännisch-Englischen das Lateinische. So kam es, daß es z. B. drei ganz verschiedene Reihen von Zahlworten im Mikadoreiche giebt, und noch heute können Herrschaften, die sich im feinen, halbchinesischen Gesellschaftston unterhalten, von ihren Dienstboten kaum verstanden werden. Die altklassische Aussprache der chinesischen Schriftzeichen, die heute noch in Japan die einzige ist und die zu der bei den Kriegsnachrichten so lästigen, beständig von der Pekinger Gepflogenheit abweichenden geographischen Namengebung geführt hat, ist sicher von Südchina zu den Japanern gekommen.

Die einzelnen Rassen haben sich nur unvollkommen mit einander vermischt. Die Ainos sind bis auf unbedeutende Reste im Norden aus dem Hauptlande Nippon verdrängt; bei den aus ihnen hervorgegangenen Mischlingen zeigt sich der starke Bartwuchs, der ja bei den Ainos so außergewöhnlich ist. Im mittleren Japan ist der Bart viel spärlicher, während im Süden er wieder stärker auftritt. Ainoblut zeigt sich weiter in sehr dunkler Hautfarbe, wilden Augen, tierischen Zügen, kleiner Gestalt, die an die Kosaken erinnert, und einer großen Gier nach Saké, die in ausgesprochenem Gegensatz zu der durchgängigen Mäßigkeit der Durchschnittsjapaner steht. Spuren der südlichen Urrasse zu finden, dürfte schwer sein, ich möchte einen Typus dafür ansprechen, der etwa den Kalmücken gleicht, Bronzefarben, mit tiefem Ausdruck der Augen, breites Gesicht mit stark vorspringenden Jochbeinen, platt eingedrückter Nase, geringem, stoppelartigem Bartwuchs und unregelmäßigem, struppigem Haare. Die Nachkommen der sibirischen Tatarenrasse sind verhältnismäßig groß, etwa 1,65 m im Durchschnitt, haben ein regelmäßiges, oft schönes Gesicht mit fast geradestehenden braunen Augen, schlichte Haare, hohe Stirn und Langschädel, und haben ein würdevolles, ruhig abgemessenes Wesen. Der Schnurrbart und Kinnbart sind langsträhnig und wohlgebildet, die Wangen sind meist bartlos. Bei einzelnen, besonders im Norden von Nippon, trifft man erstaunlich helle Hautfarbe und braune, gelegentlich ins Rötliche übergehende Haare. Dieser Tatarenrasse gehören wohl zwei Drittel des Adels und der Intelligenz der Nation an. Am leichtesten ist es, Malayenblut herauszufinden, obwohl sich dasselbe in mindestens drei verschiedenen Formen äußert. Leiber durchweg klein, besonders Beine kurz, Rundschädel, lebhaft, leidenschaftlich, oft hinterlistig blickende Augen, reichwallendes, blauschwarz schimmerndes Haar, üppiger, krauser Bart, sanguinischer Charakter. Eine

*) Vgl. jetzt meinen Aufsatz: Neue Liukiu-Mundarten in der Zeitschrift für afrikan. und ozean Sprachen. 1900.

Art erinnert entschieden an die Semiten, eine andere an die Südeuropäer, eine dritte an die Suahelineger. Das semitische Element, die eigentümliche semitische Nase, der Gesamtausdruck des Gesichtes, der an einen Rabbiner gemahnt, eher als einen Beduinen, ist schon vielfach bemerkt worden, und phantastische Gelehrten haben nicht verfehlt, auf die Aehnlichkeit gewisser hebräischer und japanischer Worte hinzuweisen. Während der dritte, Malayentypus überwiegend den untersten Ständen, der zweite Kaufleuten und Handwerkern eigen ist, ist die semitische Abart auch bei vielen Samrai, ja bei Daimios bemerkbar. Die andere Abart, die vielleicht die schönsten Menschen des fernen Ostens hervorgebracht hat, weist eine gerade, oft edelgebildete Nase auf, kluge, feurige Augen, angenehm gerundete Wangen mit nur wenig vorstehenden Backenknochen, leicht gekräuseltes, nahezu in Locken übergehendes Haar, hellbraune Farbe, von schwächerem Körper und kleinerem Schädel als die Tatarensprößlinge, aber lebendiger und gewandter. Nicht selten glaubt man Griechen oder Spanier gegenüberzustehen, wenn nicht der schiefe Winkel der Augen auf die rechte Spur brächte. Die dritte Abart, der die meisten Kuli angehören, hat wolliges Haar, dicke Schädel, wulstige Lippen, rohe, weitgeöffnete Augen, struppigen Bartwuchs, breiten Mund mit jenem unbeschreiblichen Negergrinsen, gutmütig lustiges Temperament. Man hat einen Zusammenhang von Formosanern und den Leuten der Malabar zu erkennen geglaubt, andererseits hat Missionar Hulbert das Koreanische auf Dravidasprachen zurückgeführt. Dies übereinstimmende Zurückgehen auf Südindien bringt jene glaubhafte Theorie in Erinnerung, der zufolge der Ursitz der Neger im Dekhan war, von wo sie sich nach Mittelafrika und Australien verbreiteten. Verknüpft man hiermit den glänzenden Nachweis Schleichers, daß die Bantu den Semiten rasseverwandt, und setzt eine schwarze Urrasse als gemeinsame Mutter der Neger und Malayen und der Urbevölkerung Südeuropas voraus, so wird es leichter, die Eigentümlichkeiten des japanischen Erobererstammes zu erklären.

Außer den Ureinwohnern, den Tataren und den Malayen haben wir noch zwei Typen zu erwähnen, die sich mehr oder weniger scharf von den genannten abheben. Oben wurde bemerkt, daß vom 4.—7. Jahrhundert der Verkehr mit Korea sehr stark war, und es ist hinzuzufügen, daß damals viele Gelehrten, Künstler, Handwerker und Gewerbetreibenden aus dem Lande der Morgenruhe nach dem des Sonnenaufgangs kamen. Auf diese Einwanderung ist jedenfalls der koreanische Typus zurückzuführen, den man hie und da unter den gebildeten Ständen Japans trifft. Schmales, längliches Gesicht, sehr helle Hautfarbe, dürftiger, ins bräunliche übergehender Kinnbart, ruhige Zurückhaltung zeichnen ihn aus. Sodann Chinesenblut. Einige einheimische Gelehrten versteigen sich zur Behauptung, daß ein Drittel des japanischen

Volkes solches in seinen Adern habe. Ich möchte ein Zehntel für richtiger halten. Zur Zeit der Han kam ein chinesischer Prinz, der wie Alexander der Große das Wasser des Lebens suchte, mit zahlreichen Gefolgsmännern nach Kiu-shiu. Eben dort, in der Satsuma-Grafschaft, erzählt man von Seki-manzi, Steinleuten, vielleicht Höhlenbewohnern, so in grauer Urzeit von China einwanderten. Wieder andere wollen von einem Strome chinesischer Flüchtlinge wissen, die sich erst vor einem halben oder einem Jahrtausend ins Mikadoreich ergossen. Geraume Zeit muß jedenfalls seit der Einwanderung verstrichen sein, denn der chinesische Typus ist selten rein erhalten, sondern hat sich meist mit dem malayischen und in einigen wenigen Fällen mit dem tatarischen vermischt. Auf den Riukiu-Inseln höchstens sind chinesische Einwanderer aus jüngerer Zeit anzutreffen, sowie Blendlinge, die aus Verbindungen von Seeleuten und Kulis mit chinesischen Weibern hervorgegangen.

Ping-Yang (Korea), 29. Mai 1895.

Asien nach dem Kriege.

Als Probe japanischen Stiles gebe ich hier einen Leitaufsatz aus einer japanischen Zeitung, der im Sommer 1895 geschrieben wurde. Die Zeitung ist die von dem leidenschaftlichen Baron Tani inspirierte Nippon, deren Chauvinismus bei Studenten und jüngeren Offizieren großen Beifall findet. Die Uebersetzung ist durch Herrn Shiba gefertigt, der auch ein kleines Büchlein zur Einführung ins Japanische für Deutsche geschrieben hat.

* * *

Das Gleichgewicht und der Friede im Orient wurden vor dem Kriege meist durch falsche Anschauung erhalten; die europäischen Mächte waren also beim Ausbruch des Krieges der Meinung: „Obgleich die japanische und die chinesische Marine numerisch ziemlich verschieden sind, sei doch ihre Tüchtigkeit schwer zu unterscheiden; falls die erstere besser organisiert und geübt wäre, so werde der Sieg auf dem Meere wohl auf ihre Seite fallen; dagegen stehe das Militär, wenn es auch nach europäischem Muster recht gut herangebildet ist, an Zahl nach, und um dies nach dem Festlande hinzuschaffen, sei auch keine Leichtigkeit und auch müsse man zur Landesverteidigung gewisse Truppen zurücklassen. Hiergegen bestehe das chinesische Militär, wenn auch nicht so

gut organisiert, aus 800 000 aktiven Kriegern. Ja, anfangs würde es nicht ausgeschlossen sein, daß die Japaner den Sieg davon trügen, aber schließlich werde den Chinesen der Siegespreis zufallen. Außerdem sei das japanische Staatsvermögen sehr beschränkt, während den Chinesen viel zur Verfügung stehe." — Was geschah? Die Japaner erfochten auf dem Meere wie auf dem Lande Sieg auf Sieg und waren imstande, auf dem beschrittenen Weg nach der chinesischen Hauptstadt vorzudringen, um den Chinesen vor dem Schloß den Frieden zu diktieren.

Die Anschauungen der europäischen Staaten von China waren vom Grunde aus ganz falsch, und jetzt ging ihnen erst ein Licht auf darüber, daß sie lange Zeit vom Scheine getäuscht waren. Der Wehrdamm des Gleichgewichts zwischen Asien und Europa ist nun abgebrochen, und der Friede im Orient ist wirklich in einer sehr kritischen Lage. Aber glücklicherweise ist die Waffenthat Japans, welches auch wie China in Asien liegt, ruhmreich, und dieses neuentstandene Kaiserreich tritt aus dem Hintergrund hervor, um die Achtung der europäischen Mächte zu genießen. Der Occident kam mit der bisher an China gerichteten Achtung Japan entgegen und hieß Japan unter den Großmächten willkommen. Es ist zweifellos, daß das Gleichgewicht zwischen Asien und Europa wieder durch Japan aufrechterhalten und der Friede im Orient viel fester gegründet wurde, als vor dem Kriege der Fall war.

China würde mit Oesterreich zu vergleichen sein, während Japan mit Preußen, und die gegenwärtige Situation im Orient ist gerade zu vergleichen mit der im Deutschen Reich vor wie nach dem Kriege von 1866. Obgleich das deutsche Reich lange schwankte, stand das Reich, so lange Oesterreich an der Spitze der Bundesstaaten stand, durch falsche Anschauung Oesterreichs von Nachbarn unbetastet da und der Friede im Preußen wurde aufrecht erhalten. Nun als diese beiden Reiche im Feuer standen, war Oesterreich wider Erwartung sehr schwach und wurde nach verlorenen Schlachten endlich in Wien zum Frieden gezwungen. Zur Zeit hätten wohl Rußland, Frankreich u. a. es bereut, daß sie bisher nicht energischer gegen das deutsche Reich vorgegangen waren. Nun vertrat Preußen mit glorreicher Waffenthat die Stelle Oesterreichs, und der deutsche Friede wurde auch von den Deutschen aufrecht erhalten, ohne das große Kaiserreich in Auflösung zu sehen. Und doch konnte das Reich der Demonstration seitens Frankreichs nicht entgehen; aber Preußen hat durch eigene Kraft den deutschen Frieden geschützt und die große Demonstration Napoleons III. abgewiesen. Hiermit ist das Gleichgewicht in Europa hergestellt, so daß das deutsche Kaiserreich heutzutage die Hauptrolle ausübt im Occident. Wenn aber damals Preußen der französischen Gewalt sich gebeugt und seinem Worte gehorcht hätte, so würde das heutige deutsche Reich nicht anders sich gestalten, als zur Zeit Napoleons I.

Kurz, der Friede war im Occident vor dem Kriege durch falsche Anschauung aufrecht erhalten, während er nach demselben durch Japans wirkliche Kraft befestigt wurde. Vor dem Kriege hat man in Korea, auf der Liaotang-Halbinsel und in den mandschurischen Feldern fast keinen Schatten der europäischen Staaten gesehen, während man jetzt nach dem Kriege dessen gewahr wurde. Was würde dies nach sich ziehen? Wir müssen darauf gefaßt sein, demselben immer entgegentreten zu können, und was würde hierzu nötig sein?

Die Gefährlichkeit Japans.

Der Deutsche läßt sich immer noch viel zu leicht imponieren. Durch jeden starken Eindruck läßt er sich über den Haufen rennen. Und gleich ist das Vaterland und ganz Europa in Gefahr. Erst sahen wir die Welt von den Juden verschlungen. Dann ward die Welt angelsächsisch. Zur Abwechselung wurde die gelbe Gefahr heraufbeschworen, und die Ueberflutung Europas durch Kulis und Buddhisten prophezeit. Und zwar hatten wir bald Angst vor der Zahllosigkeit der Chinesen, bald den Streichhölzern der Japaner und den wirtschaftlichen Wirkungen des Hölzchenverschleißes. Von Zeit zu Zeit mußte die Union herhalten als Popanz wegen ihrer Flottenrüstungen, oder es warf der russische Koloß seine schwarzen Schatten über den Erdball. Stets waren wir sofort verloren. Ich frage: ist das Selbstvertrauen, ist das Mannesmut, ist das ein Sinn, den auch der Einsturz des Himmels nicht erschütterte?

Ich bin viermal in Japan gewesen und jedesmal längere Zeit. Ich liebe Japan und habe eine hohe Meinung von ihm, aber gefährlich für den Westen, insbesondere für uns, dafür kann ich es nicht halten. Im Gegenteil meine ich, wir sollten uns mit ihm verbinden. Wo es uns schaden könnte, wirtschaftlich, da ist es schwach. Von sieben Streichhölzern zündet nur eines; ein japanischer Koffer ist zwar billig, aber nach einem halben Tage entzwei. Und worin das Inselreich stark ist, militärisch, da kann uns diese Stärke viel nützen.

Ich weiß wohl, daß in Japan eine mächtige Partei besteht, die Asien unter japanischer Führung einen und gegen die Europäer mobilisieren will. Ich kenne den Führer der Partei, Prinzen Konoye, aus langer persönlicher Bekanntschaft. Ich verhehle mir nicht, daß eine Ausführung seines Riesenplanes

eine sehr beträchtliche Gefahr für das Abendland bedeuten würde. Allein ich glaube nicht an die Ausführung. Aus zwei Gründen. Der europäische Einfluß ist stärker in Japan als der asiatische, und der Rassenunterschied trennt auf immer Japaner und Chinesen. Martin Hartmann, der Arabist des orientalischen Seminars, sagte vor kurzem: der Panislamismus ist eine Gefahr, aber nur, wenn Europa unthätig bleibt. Genau so ist die panasiatische Frage nur dann eine Gefahr, wenn wir die Hände in den Schoß legen.

Daß die Japaner sich zu uns herübergezogen fühlen und zu unserer Kultur, das ist vermutlich in dem Nachwirken einer entfernten Rassenverwandtschaft mitbegründet. Die Japaner sind mit uns doppelt rasseverwandt. Es dürfte bekannt sein, daß überall, wo jetzt Slaven hausen, Finnen gelebt haben oder noch jetzt leben. Viele Finnen wurden von den Slaven aufgesogen. Nun sind die Ostdeutschen sehr reichlich mit slavischen, folglich auch mit finnischen Elementen untermischt. Außerdem hat eine direkte Wechselwirkung zwischen Finnen und Germanen seit alters stattgefunden. Die neuesten Forschungen führen jedoch darauf, daß die japanische Sprache in wesentlichen Teilen reines Finnisch ist. Die Japaner stehen den Magyaren nahe. Der zweite Ariadnefaden durch das Labyrinth westöstlicher Verwandtschaft leitet über Indien. Ein großer Teil der japanischen Bevölkerung ist malayisch. In den Malayen aber steckt, so scheint es, etwas Arier-Blut. Diese Zusammenhänge mildern den Gegensatz zwischen Japan und Europa. Von grundsätzlicher Feindschaft kann keine Rede sein. Freilich auch nie von völliger Gleichheit. Und deshalb können wir, so dünkt mich, ein Wachsen japanischer Macht ruhigen Auges, ja wohlwollend, betrachten.

Berlin, Dezember 1901.

Der englisch-japanische Vertrag.

Die Engländer haben ein Sprichwort: Der bellende Hund beißt nicht. Wer gern mit starken Schlagwörtern um sich wirft, bethätigt selten Durchschlagskraft im Handeln. Nichts wird zur Zeit mehr zitiert, als das prächtige Wort Goethes „Ambos oder Hammer sein“, niemand wird mehr gepriesen als Nietzsche, weil er klar erkannt, daß es keine Duldung im Völkerleben giebt, daß es sich nur darum handelt, ob wir andere unterdrücken und ausbeuten wollen oder selbst untergepflügt werden, nichts endlich wird in der

Politik eifriger empfohlen, als harte, grausame Realpolitik, nichts schärfer verdammt, als Gefühlsduselei.

Und wie handeln unsere Diplomaten? Sie bewirkten die Dazwischenkunft von Schimonoseki, weil dem Herrn von Brandt die Japaner unsympathisch waren. Also Gefühlsmotiv. Sie begünstigten die Engländer gegen die Buren, weil ihrem gesellschaftlichen Gefühl das Gentleman-Ideal vornehmer dünkt, als der rauhe Bauerntypus. Wieder Gefühl. Und man hat es versäumt, sich mit Japan oder China zu verbünden, weil das ganze Abendland einheitlich gegen den buddhistischen Osten stehen sollte. Abfall von dieser Einheit galt gleich einem Verbrechen gegen die christliche Gemeinbürgschaft. Ein Gefühlssuperlativ, eine verhängnisvolle Utopie.

Einer meiner Lieblingsgedanken, das Zusammengehen mit den Ostasiaten, war an und für sich keineswegs sympathisch, aber es war eben deutlich: thun wir's nicht, so thun es andere. Das ist nun eingetreten. Rußland hat, wie aus den jüngsten Enthüllungen hervorgeht, von dem Nahen des Boxeraufstandes gewußt und hat schon damals mit China paktiert und die Mandschudynastie russischen Schutzes versichert. Und nun nimmt uns England unseren prädestinierten Bundesgenossen Japan. Alle Sympathien, die deutsche Gelehrsamkeit, Technik und Verwaltung erwarben, alle Arbeit der deutschen Militärinstrukteure, die Thatsache, daß ein so deutschfreundlicher Premierminister wie Katsura, der sieben Jahre bei uns geweilt, eben am Ruder, ist umsonst. Die Möglichkeit, Japan in Sibirien gegen den nordischen Bären auszuspielen, verscherzt. Und auch der Götze des Händlertums, der industrielle und kommerzielle Gewinn, in Gefahr. Denn wenn man ewig predigt, nur in China sei unser Handelsmarkt, so stehen dem einfach Zahlen entgegen, aus denen zu ersehen ist, daß der Außenhandel des kleineren Japan sich in Riesenschritten dem des gewaltigen Himmelreiches nähert (1150 Millionen Mark gegen 1460 im Vorjahre).

Deutschland hat oft mit Nichtchristen sich verbündet, mit Obotriten, Madjaren (gegen die Mähren), Sultan Kamil von Egypten, mit Krimtataren und Osmanen. Besser freilich wäre ein Zusammengehen mit einer starken Westmacht, wie Frankreich oder der Union, wozu sich jetzt gute Gelegenheit zeigt, aber es ist immer rätlich, zwei und drei Pfeile im Köcher zu haben. Mit Japan haben wir einen Pfeil weggegeben. Und der chinesische Pfeil, der übrig bleibt, ist gegenwärtig nicht scharf und spitz genug.

Frankfurt a. M., Februar 1902.

Die Lage in Indien und Iran.

Die Ereignisse in Transvaal haben schon zur Zeit des Jameson-Einfalles eine ungeahnte Rückwirkung auf die politische Lage der ganzen Welt ausgeübt: Gegensatz der Deutschen und Briten; Annäherung zwischen Berlin, Paris und Lissabon; Sinken des englischen Prestiges in Süd- und Ostasien; Sympathiekundgebungen zwischen Deutschen, Vlamingen, Buren und Deutsch-Amerikanern; endlich Beschleunigung der australischen Bundesbewegung und der Imperial Federation in allen britischen Kolonien. Die Wucht der jetzigen südafrikanischen Ereignisse wird noch viel allgemeiner und viel stärker in der Weltpolitik empfunden werden. Bereits drängt die england-feindliche Strömung der um ihre australasiatischen und südamerikanischen Kolonien besorgten Niederlande zum Zollanschluß an das Deutsche Reich und die burenfreundliche Schweiz denkt an ein gleiches Vorgehen. Ebenso haben Frankreich und Rußland schon längst für die Buren Stellung genommen. Die Vereinigten Staaten sind mit ihrer Meinung und ihrem Beifall noch geteilt, aber es läßt sich mit Sicherheit erwarten, daß die Iro-Amerikaner für Krüger Partei ergreifen und so den Riß in dem britisch-amerikanischen Einverständnis, den das Scheitern der kanadischen Grenzkommission und die Platform derer um Bryan und Croker hervorrief, noch beträchtlich erweitern werden. Für Indien vollends wird der Ausgang der Dinge in Südafrika von entscheidender Bedeutung sein; da aber Persien und Afghanistan eng mit Indiens Geschicken verknüpft sind, auch für Iran. Die Erhebung der Zulu unter Ketwayo wurde von hervorragenden englischen Offizieren unmittelbar auf die Verlegenheiten, die damals General Roberts in Kabul hatte, zurückgeführt: ähnlich wird der Donnerhall des jetzt in Südafrika sich abspielenden Dramas unzweifelhaft in Südasien sein starkes Echo finden.

Es wird sich empfehlen, zunächst die Beziehungen Indiens zu Südafrika im Lichte der jüngsten Geschehnisse darzustellen und dann auf die gegenwärtige Gesamtlage in Iran und Indien einzugehen.

Wie Japan und China in reger Wechselwirkung mit der amerikanischen Gegenküste des Stillen Meeres stehen, so zwar, daß viele Zehntausende der gelben Rasse von Asien nach Amerika, aber nur wenige Hunderte von Weißen den umgekehrten Weg gewandert sind; so hat auch die Bevölkerung der südasiatischen Küsten stets rege Verbindung mit der Gegenküste des Indischen Ozeans im Schwarzen Erdteil gepflegt, mächtige Auswanderungsfluten nach Afrika werfend, aber so gut wie keine Einwanderung von dort empfangend. Indische Kaufleute besuchten in der Frühzeit des Christentums Abessynien, Somaliland, Sansibar und wahrscheinlich auch schon die Sofala und Madagaskar.

Maskats Imame errichteten im Anfang des achten Jahrhunderts mit Hilfe belutschischer Söldner die Sultanate von Sansibar und Kilwa und brachten, die Ophirfahrten Salomos wieder aufnehmend, Gold von Zimbabwe und der Sofala nach Indien, sowie schwarze Sklaven bis nach Kanton und Futschau. Malayische Stämme aus Inselasien eroberten im zehnten Jahrhundert den Osten Madagaskars. Wenig später setzten sich Araber im Norden der großen Insel fest, die sie el Komr oder Mondinsel benannten. Marko Polo weiß vom regsten Verkehr zwischen Südindien und Sansibar zu berichten. Da Gama findet in der Gegend von Quilimane goldbeladene Dhaus, die nach Indien segeln. So sehr war Ostafrika in Staatsleben, Handel und Kultur von Südasien abhängig, daß es überhaupt gar keine andere Außenwelt kannte. Auch die Ankunft der Europäer änderte an diesem Zustand zunächst nur sehr wenig. Für Portugiesen wie Holländer waren ihre süd- und ostafrikanischen Besitzungen fast ausschließlich Stationen der Indienfahrt, sei's zur Verproviantierung, sei's als strategische Punkte, um das Indische Meer zu beherrschen. Das holländische Kap und Mauritius wurden demgemäß von Batavia, und das portugiesische Mosambik bis in die Mitte unseres Jahrhunderts von Goa aus regiert. Infolge solcher Verbindung kamen muhammedanische Malayen nach Kapstadt — ihre Zahl wird jetzt auf 15 000 angegeben — und Scharen von Goanesen nach Mosambik. Mit der englischen Flagge änderte sich die Lage. Europäische Einwirkungen gewannen die Ueberhand. Allein die Hauptbedeutung des Kaps wurde immer noch darin gesehen, daß es für den Verkehr nach Asien unentbehrlich war, sowohl vor wie nach der Eröffnung des Suezkanals, sowohl für Handel wie für Krieg. In der That erwies sich die Besetzung Südafrikas als ausschlaggebend, als 1857 die Meuterei in Indien ausbrach; es wird behauptet, daß Sir George Grey, der eigenmächtig, unter bedenklichster Verantwortlichkeit die abgelöste Besatzung statt heim-, nach Kalkutta schickte, das indische Reich seinem Volke erhalten habe. Umgekehrt wurden sehr häufig indische Truppen für die Dämpfung südafrikanischer Aufstände und Unruhen verwandt. Gewöhnlich wurden auch die Statthalter am Kap aus Männern genommen, die in Indien hervorragende Posten bekleidet. Im Gefolge der europäischen Kolonisation strömten sodann die indischen Krämer und Kaufleute noch zahlreicher nach Ost- und Südafrika; der Kleinhandel von Makdischu im Norden bis nach Durban ist zu Zweidrittel in ihren Händen. Indische Kulis aber gingen in Scharen nach Mombasa, die Bahn nach Uganda zu bauen, und auf die Pflanzungen von Usambara und Schire-land (zwischen Nyassa und Sambesi) und nach Natal, das ein wahres Paradies für sie geworden ist, insofern nach Ablauf ihres Kontraktes, der meist auf fünf Jahre läuft, die Kulis unter sehr günstigen Bedingungen sich ansiedeln können. Ihre Zahl in Natal ist rasch im Wachsen und kann auf 60 000 geschätzt werden. Diese

westliche Expansion der Inder ist von Wichtigkeit, denn Regierungen wechseln, aber die Masse des Volkes bleibt und sie ist es schließlich, die dem Lande seinen Charakter verleiht. Auch ist diese indische Masse nicht leb- und hilflos, denn sie besteht nicht lediglich aus Sudras und Banyanen, sondern hat Männer der höchsten Kasten in ihrer Mitte, die regen geistigen Austausch mit der Heimat unterhalten und die über alle weltbewegenden Fragen wohl unterrichtet sind. Viele dieser Hindu-Kaufleute haben sogar in den Augen der Buren Gnade gefunden, die ja sonst auf „Kleurlinge“ schlecht zu sprechen sind. Merkwürdig ist, daß gelegentlich Afghanen sich den auswandernden Hindu anschließen, freilich nur, um, sobald sie etwas Geld verdient, in die ferne Heimat zurückzukehren. Nach den Erwerb suchenden Landsleuten, den Kaufleuten, Hausierern, Handwerkern und Pflanzungsarbeitern kommen als flüchtige Gäste indische Soldaten nach Afrika, zumeist Sikhs aus dem Pendschab. Sie wurden zuerst von Mac Donald in Uganda, dann in den Kämpfen gegen die Sklavenjäger am Schire verwandt; später am Nil und als Polizeitruppe in Matabeleland. Für diese auswärtigen Wirrnisse, an denen es vollkommen unschuldig ist, muß Indien mitzahlen, indem die Unterhaltung der indischen Regimenter der indischen Staatskasse aufgebürdet wird. Im Krieg gegen die Buren sollen jedoch keine farbigen, sondern bloß anglo-indische Truppen verwendet werden, angeblich um nicht Eingeborene daran zu gewöhnen, gegen Weiße zu fechten — ein Grundsatz, den England oft genug verletzt hat, denn am Ohio hat es Rothäute gegen die Franzosen geführt, am Ganges Sepoys gegen Holländer, Deutsche (Ostende-Kompagnie) und Franzosen benutzt, am Oranje die Basuto den Buren entgegengeworfen. Auch rechnet man stark auf die Sikhs und Gurkhas gegen die Russen. Der Grund ist vielleicht, daß man keine Zeugen etwaiger Niederlagen haben will.

Von anglo-indischen Truppen sollen im ganzen 17 000 nach Durban verschifft werden. Die Mobilisation derselben und ihr Transport ist, soweit ausgeführt — zur Zeit, da ich schreibe, 7000 Mann — viel glatter und schneller von statten gegangen, als dies die Militärbehörden in England selber fertig brachten. Durch fortgesetzte Grenzkriege hat die Bereitschaft der englischen Kolonialarmee einen viel höheren Grad erreicht, als das Heer der Heimat; so waren die Provinzalarmeen eines Vespasian und Severus stets den Truppen der Hauptstadt überlegen. Nur im Sanitätswesen hat sich ein schwerer Mangel gezeigt, da die Zahl der anglo-indischen Aerzte unter das Minimum gesunken, schon vor zwanzig Jahren für gefährlich gering erklärt wurde, und außerdem durch die Pest noch besonders in Anspruch genommen ist. Auch erlitt die Verschiffung der Reiterei Aufschub, da im Hafen in Karatschi eine Krankheit unter den Pferden ausbrach, die man jedoch der Oberleitung schwerlich zur Last legen kann.

Die Entfernung von 22 Prozent der weißen Truppen aus Indien bedeutet einen militärischen Schritt von großer Tragweite. Zu dem Zulukrieg waren mehrere anglo=indische Regimenter abgegangen und noch früher hatte Beaconsfield, als Demonstration gegen Rußland bei den Präliminarien von S. Stefano, 7000 Sepoys nach Malta geschickt; niemals aber kam es zu einer Truppenverschiebung von der Ausdehnung wie gegenwärtig. Die Frage entsteht, ob dadurch nicht die Verteidigung des Indischen Reiches gegen innere Feinde und gegen Rußland wesentlich erschwert wird. Offenbar fühlen sich die Engländer sehr sicher. Sie befürchten keine Aufstände und wissen sich im Besitz einer „wissenschaftlichen" Grenze gegen Nordwesten. Ist das Sicherheitsgefühl gerechtfertigt? Die Frage kann vermutlich bloß praktisch entschieden werden, denn sehr bedeutende militärische Autoritäten haben erklärt, daß es Wahnsinn sei, an einen russischen Angriff auch nur im Traume zu denken, und ebenso bedeutende Männer haben sich dahin geäußert, daß nichts klarer, als daß ein solcher Angriff ernstlich beabsichtigt und unablässig vorbereitet werde. Je nachdem die eine oder die andere Partei in England überwog, ist man an der Nordwestgrenze vor= oder zurückgegangen und hat man die indische Armee vermindert — 1885 bloß 57 000 Weiße — oder vermehrt. Die Whigs erachteten das Vorrücken für eine unnötige Geldvergeudung und eine gefährliche Herausforderung, die Tories waren meist für eine starke Politik. Im allgemeinen war die Mehrzahl der Stimmen für weise Selbstbeschränkung; selbst Tory=Redner und =Schriftsteller wiesen darauf hin, daß man durch unaufhörliches Weiterdrängen lediglich sichere Stützpunkte verlasse und sich unnötig exponiere. Trotzdem ist, wie einem verborgenen Gesetz der Schwere folgend oder wie fortschreitende Meereswellen, die Grenze, nach kurzen Schwankungen und Rückschlägen, im wesentlichen immer weiter vorgerückt. Afghanistan und Südwestpersien wurden freilich wieder aufgegeben, aber Kandahar und Schuster waren eben so wenig wirkliche englische Grenzen, wie Amiens und Orleans vor einem Menschenalter deutsche. Man konnte sich einfach in Afghanistan nicht halten, weil „eine große Armee dort verhungert, eine kleine von den Bewohnern aufgerieben wird". Dafür wurden 1893 Hunza und Nagar, 1895 Tschitral, 1897 Swat, im Norden und Nordwesten von Kaschmir angegliedert, 1898 wurde Tira gewonnen, 1899 Kelat amtlich dem britischen Beludschistan einverleibt und eine neue Karawanenstraße von Quetta, dem stärksten und vorgeschobensten englischen Waffenplatz im Westen, über Nuktschi nach Mesched eröffnet. Acht Jahre früher war Quetta durch den berüchtigten Bolanpaß mit der Festung Jakobabad und infolgedessen mit dem Indusgebiet mittelst Eisenbahn verbunden worden. Auch wurde eine strategische Bahn westlich von Indus zwischen Jakobabad und Peschawar begonnen und ist zur Hälfte fertig. Diesem, wie es nach englischen Zeugnissen

scheinen sollte, durchaus widerwillig unternommenen Erweitern der eigenen Grenze steht bloß ein höchst geringes Vordrängen der Russen gegenüber. Thatsächliche Gebietsausdehnung ist seit sieben Jahren im grunde gar keine zu verzeichnen, mit Ausnahme etwa einiger unbeträchtlicher Posten auf dem Pamir, nur eine große wirtschaftliche und militärische Erstarkung in dem bereits Gewonnenen: die Bahn bis Taschkend und Andischan fortgesetzt, der Handel immer mächtiger in Ostturkestan unter Verdrängung der englischen Waren, Expeditionen nach dem Pamir und Thian-Schan.

Paul Rohrbach hat den russischen Standpunkt dargelegt und von den Offizieren in Turkestan berichtet, daß sie nicht davor zurückschrecken würden, selbst im Winter den Hindukusch zu überschreiten. Die englische Auffassung hält bloß Sommerfeldzüge für möglich, wie denn selbst nicht einmal eine Handelskarawane nach Mitte Oktober Kaschmir verläßt, und man glaubt, daß, wenn je russische Truppen Srinagar oder Peschâwar erreichten, sie dies nur als Gefangene thun könnten. Ueber den Hindukusch führen zwanzig Pässe, allein sämtlich sind sie äußerst schwierig und die wichtigsten dazu noch durch britische Forts versperrt; meist sind sie von reißenden, bis 120 m breiten Flüssen und Gebirgstobeln durchströmt, die fünf- und zehnmal die Straße kreuzen, nirgends aber überbrückt sind. Die Furten werden in der Regel von mehr oder weniger großen Kantonnements beherrscht. Häufig ist der Weg bloß ein abschüssiger Kletterpfad, auf dem eine Abteilung bloß im Gänsemarsch vorgehen kann; von Kanonen keine Rede. Mitunter ist auf 7—10 Tagereisen, wie vom Wularsee bis Gilgit, die Gegend so nackt und kahl, daß selbst das Gras für die Maulesel mitgeschleppt werden muß. Heiße Fieberschluchten wechseln mit schneesturmdurchtobten Hochjochen. Kommen aber wirklich einige tausend Mann nach Kaschmirs lachender Ebene, so war längst Zeit, dorthin die dreifache Zahl indischer Soldaten zu werfen. Der Weg nach Kaschmir ist noch der kürzeste, trotzdem wird ein Heer von mindestens 30 000 Mann zwei Sommer dazu brauchen. Viel länger ist der über Afghanistan, das zudem erst noch zu unterwerfen ist; an 800 km durch den Khaiberpaß und 1000 km über Kandahar. Ueber die Suleimanberge, die Afghanistan von Sindh und dem Pendschab trennen, führen nicht weniger als fünfzig Pässe, aber nur drei bis vier sind brauchbar und auch die nur wenige Monate: wenn es im Westen dieser Pässe schon zu schneien beginnt, ist der Osten noch eine fieberbrütende Einöde, unpassierbar wegen Ueberschwemmung und Hitze. Der Indus aber ist tief und reißend und durch Panzerflußdampfer geschützt, während die Brücke bei Sukkur durch die starken Plätze Jakobabad und Multan, wohin man leicht in zehn Tagen 40 000 Mann von Süden, Osten und Norden werfen kann, gedeckt ist. Selbst wenn eine Bahn von Kuschku bis Kabul gebaut ist, so vermindert das nicht die Schwierigkeiten,

denn eine Armee von 50 000 Mann würde, vorausgesetzt, daß alles ganz glatt geht, wenigstens 120 Tage zum Transport brauchen. Im Südwesten ist vollends die einzige Festung Quetta ausreichend, jede Invasion zu vereiteln.

Geschichtskundige Leute haben nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, daß thatsächlich Indien hundert Mal vom Westen und Nordwesten angegriffen worden ist. Vielleicht schon von den Skythen, auf die man die Takhs von Taxila und einige Rajputstämme zurückleitet, dann von Darius, Alexander und Seleukus; später von den Juetschi, den Parthern, den Sassaniden; nach den ersten Versuchen der abbadsidischen Araber in Sindh und Kaschmir die 16 Einfälle Mahmuds des Ghasnaviden, darauf die Goriden, die Mongolen Dschingiskhans, die Tataren Timurs, selbst die Chinesen über Tibet; in neuerer Zeit Nadir-Schah der Perser und verschiedene Herrscher der Afghanen. Dieser gewaltigen historischen Reihe stellen aber die Engländer mit Recht entgegen, daß alle jene Eroberer mit einem Haufen uneiniger Völker und Stämme, niemals wie jetzt mit einem großen einheitlichen Staate zu thun hatten, daß unsere Schußwaffe die ganze Kriegstechnik von grund aus verändert, daß damals weder Eisenbahnen, noch Telegraphen, noch gepanzerte Flußdampfer bestanden. Es kann ohne weiteres zugestanden werden, daß die englische Grenzstellung in Indien thatsächlich ungemein stark ist, und daß namentlich das Netz stragetischer Bahnen kaum etwas zu wünschen läßt. Dagegen leidet die englische Auffassung an dem unverbesserlichen Fehler, daß sie den Gegner ganz und gar nach der eigenen Schwäche beurteilt. Der englische Soldat ist sehr verwöhnt, er scheut den Winter und die Alpen, er kann nicht so leicht brückenlose Flüsse passieren. Der Kosak fühlt sich im Schnee höchst wohl und hat es gelernt, durch eine kunstreiche Verknüpfung seiner Lanzen und der leeren Kochtöpfe gute Flöße herzustellen. Vor allem aber bedarf der englische Soldat eines unverhältnismäßigen Gepäckes, bedarf der Offizier seiner Zigarren, seiner Badewannen, seiner Wein- und Whiskyflaschen. Auf 10 000 Mann kommen zwölftausend Troßknechte und 50 000 Kameele. Auf solcher Grundlage fußend berechnete noch jüngstens eine englische Autorität, Oberst Hanna, daß eine russische Invasion mindestens 350 000 Kameele haben müsse. Nun sei aber in dem kahlen Afghanistan selbst für die genügsamen Kameele kein Futter, daher — sechs Pfund Gerste für den Tag, gering geschätzt, für jedes Tier — wiederum eine Million und 60 000 Kameele für Gerste nötig seien; ein Gerste tragendes Tier könne indes ebenso wenig von der Luft leben wie eines, das Zelte trägt, also weiter drei Millionen Kamele und mit Grazie ins Unendliche. Dabei nimmt der Oberst stets einen Marschtag, ebenfalls nach englischem Muster, von 20 km an. Derartige Kindereien werden vom englischen Publikum und nicht minder von militärischen Fachmännern durchaus ernst genommen: aber wie, wenn die Kosaken gar keiner Kameele bedürften? wenn

sie alles nötige im Mantelsack mit sich führten? wenn endlich ein Turkmenenroß fünf Tage lang je 160 km zurücklegen kann und selbst sein Futter (Klöße aus Schafsfett) aus einem vorgebundenen Beutel im Traben zu sich nimmt? Das giebt der Invasion Indiens ein verzweifelt anderes Gesicht. Dazu haben die Engländer die Gefälligkeit gehabt, gerade die unzugänglichsten Alpenpässe und die schlimmsten Wüsten durch gute Straßen und Eisenbahnen zu einem großen Teil gangbar zu machen. Jede Meile, die sie den Russen entgegengehen, macht es für ihre Feinde leichter.

Nach vielem Tasten und fruchtlosem Mühen, viel Siegen und Niederlagen und unentschiedenen Gefechten haben die Engländer beschlossen, Afghanistan in Ruhe zu lassen und als Pufferstaat zu verwerten. Dafür haben sie mit Erfolg sich bestrebt, im Süden von Afghanistan eine Einflußsphäre zu schaffen und ihre indische Grenze bis nach Persien auszudehnen. Die Ausdehnung der Bahn von Quetta nach Nuschki ward schon vor zwanzig Jahren empfohlen; Zweige dieser Bahn sollten, so meinte später Sir Charles Dilke, nach Seistan (zwischen Khorassan, Afghanistan und Belutschistan) und nach dem persischen Meerbusen gelegt werden. Seistan selbst wurde 1873 durch britische Vermittlung — Sir Charles Goldsmith, Leiter der persischen Telegraphenlinie — zwischen den persischen und afghanischen Nebenbuhlern geteilt. Kelat wurde, wie oben erwähnt, jüngstens annektiert, und mehrere britische Expeditionen durchzogen in den letzten Monaten den schlecht befriedeten Süden Belutschistans, während die Küste von Karatschi bis Gwadar durch indische Kanonenboote völlig beherrscht wird. Alle diese Operationen haben nicht den geringsten wirtschaftlichen Vorteil, sie sind lediglich unternommen, die indische Grenze zu sichern. Das Gleiche gilt zum großen Teil von den Versuchen in Südpersien, von dessen sonnverbranntem Boden wenig zu holen ist, die ausschlaggebende Stellung zu erringen. Die Versuche gehen bis auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück, als einige Beamte der britisch-ostindischen Gesellschaft über Land nach Ispahan reisten, und richteten sich damals gegen die Holländer; sie erneuerten sich, als Napoleon Gesandte nach Teheran schickte, einen Ueberlandzug nach Indien planend, und als die Zaren Alexander I. und Nikolaus I. den Schah bekriegten. Im Jahre 1856 fuhr eine britische Abteilung den Karunfluß bis Schuster hinauf und eine andere eroberte Buschir; die okkupierten Plätze wurden wieder herausgegeben, aber fortan betrachteten Palmerston und Nachfolger den persischen Busen als einen englischen See. Sodann trachteten die Engländer darnach, ganz Persien wirtschaftlich zu unterwerfen. Sie gründeten eine Reichsbank, rissen den Handel an sich und schickten sich an, den Tabak zu monopolisieren. Die Ausdehnung der Russen in Daghestan, ihre Dampfschiffe auf dem Kaspisee und ihr Schienenstrang in Turkestan ver-

eitelten jedoch diese Bemühungen und verliehen Rußland das Uebergewicht. Sobald sich der weiße Zar rühren will, fällt ihm Khorasan zu. Dadurch wird Herat ernstlich bedroht. Zugleich rückt der Indische Ozean näher. Hier ist demnach eine neue Gefahr für das Indische Reich und ein neuer Grund für die Ausdehnung von dessen Westgrenze. Hier vorzubauen, hier russischem Vordringen zu begegnen, haben die Engländer drei Mittel ersonnen. Zunächst die unbedingte Seeherrschaft an der iranischen Küste; ferner das Gewinnen der halb oder ganz unabhängigen Stämme Südpersiens; drittens eine Eisenbahn, die Karatschi oder Quetta mit dem persischen Golf verbindet. Mit der See ist es ihnen bisher geglückt, sie haben nicht nur die politischen Entwürfe der Franzosen im persischen Golfe abgewiesen, sondern auch die Dampferlinien der Franzosen und Deutschen (von Bremen) dort aus dem Felde geschlagen; ebenso wenig haben bislang sich die Russen in Bender Abbas festgesetzt.*) Mit den Luren und den Bachtiaren haben neuerdings die Engländer innige Freundschaft geschlossen, und haben durch ein Haus in Bagdad (Lynch & Co.) an 50 000 gute Gewehre in die Hände der kriegerischen Beni Lam zwischen Tigris und Puscht-i-Kusch und ihrer Nachbarn, der Luren, gebracht; sie hoffen, sowohl der Luren, deren südliche Horden bis nach Bender Abbas schweifen, wie der Kurden sich einstens gegen die Russen bedienen zu können, namentlich wenn letztere nach dem Schat-el-Arab Verlangen trügen. In gleichem Sinne sind sie damit beschäftigt, eine Straße von Schuster, die schon vor zehn Jahren ein indischer Major in geheimem Auftrag rekognosziert hat, nach Ispahan zu bauen, als Vorbereitung für die militärische Beherrschung Südwestpersiens. Diese ganze geräuschlos ins Werk gesetzte Befestigung englischen Einflusses dient zugleich dazu, ihre Stellung am unteren Euphrat zu kräftigen, die nunmehr nicht bloß von einem russischen Vorstoß, sondern auch von den Deutschen bedroht ist. Die Verlängerung unserer anatolischen Bahnen bis Bagdad, die gesichert scheint, ist naturgemäß den Briten ein verdrießlicher Dorn im Auge, und sie wenden alle ihre Kraft darauf, sich wenigstens südlich von Bagdad zu behaupten. Denn der Augenblick ist nahe, um den seit Jahrzehnten gehegten Lieblingsgedanken einer südasiatischen Ueberlandbahn vom Mittelmeer bis an den Stillen Ozean endlich in Wirklichkeit umzusetzen. Eine derartige Bahn soll entweder von Aleppo oder besser, da der Sultan widerstrebt, von Suez ausgehen, den Norden des Nedschd durchschneiden, dessen unabhängiger Emir, so ist die zuversichtliche Hoffnung, sich freundlich erzeigen wird, Basra oder Mohammerah berühren, zwischen

*) Ich war neulich dort und merkte, daß das hartnäckige, von Bombay aus unterhaltene Gerücht einer russischen Besetzung sich auf einen einzigen Arzt bezog, den die Russen gegen die Pest ausgeschickt hatten, den einzigen Europäer des Ortes.

Buschir und dem hohen Tafellande hindurch nach der südpersischen Landschaft Laristan führen, sodann Belutschistan durchqueren, wonach das indische System sich anschließt, und von Assam oder dem birmanischen Bhamo (am Irawaddi) dem oberen Jangtse zustreben und zuletzt Schanghai erreichen. Die Linie wäre zugleich eine Gegengewicht gegen die sibirische Bahn. Andere Engländer bevorzugen eine Verbindung der indischen Norstwestbahn mit der turkestanischen; die Verbindung sei viel kürzer und die Grenze sei hinreichend geschützt, um solches Wagnis zu unternehmen. Auch besteht, muß zugesetzt werden, kein hindernder Vertrag wie der, daß keine Bahn in Persien bis November 1905 gebaut werden darf, es sei denn von einer russischen Gesellschaft.

Aus der Verlängerung von Eisenbahnen, wie überhaupt der Einführung westlicher Kultur, ergiebt sich nicht ohne weiteres und nicht ohne Rest eine entsprechende Vergrößerung europäischen Einflusses im Orient. Wirkung ruft Gegenwirkung hervor. Wir erleichtern und beschleunigen den Verkehr, und die Orientalen benutzen dies, um in regere Beziehungen miteinander zu treten. Wir greifen halb verfallene Einrichtungen und Staaten an, und die Bedrohten werden aus ihrer Ruhe geschreckt, um sich zu stärkerem Widerstand zu rüsten. Bereits steigt in dem von hundert Rassen, Sprachen und Religionen zerrissenen Indien in ungewisser Dämmerung die Idee einer gemeinsamen Nationalität auf, die früher nie bestand; bereits beginnt der gemeinsame Gegensatz gegen das Christentum die Todfeinde innerhalb des Islams, Sunniten und Schiiten, einander näher zu bringen; bereits offenbaren sich Ansätze zu einer neuen westlich angeregten, aber östlich-national bestimmten Kultur, wie sie so glänzend in Japan sich entwickelt hat. Die Waffen des Westens werden gegen ihn selbst gekehrt. Die wichtigste dieser jüngsten Erscheinungen ist der Panislamismus. Seit mehreren Jahren ist der Schah auf dem freundschaftlichsten Fuße mit dem Sultan, und ich habe die Ueberzeugung — obwohl meine Freunde in Iran, von örtlichen Eindrücken geblendet, fast durchgehends vom Gegenteil durchdrungen sind — wenn je wieder im Jehad (heiligen Kriege) die grüne Fahne des Propheten entfaltet wird, Sunna und Schia sich nicht gegeneinander, sondern zusammen gegen die Europäer kehren werden. Ich habe ferner die Ueberzeugung, daß im näheren Orient auch politisch dasselbe geschichtliche Gravitationsgesetz zu arbeiten anfängt, wie im ferneren Osten, wo es die beiden Feinde, China und Japan, im gemeinsamen Widerstreit gegen die Westmächte zu versöhnen und zu vereinen sich anschickt. Die trennende Kluft örtlicher Interessen fällt zur Zeit noch mehr in die Augen, allein die dauernde und unzerstörbare Wahlverwandschaft in Art, Sitte und Anschauung wird, sobald einmal zum Bewußtsein erweckt, zuletzt den Ausschlag geben. Unzweifelhaft hat das Bewußtwerden in den Beziehungen der sunnitischen Staaten schon begonnen. Die Afghanen und ihr Emir hören auf

den Sultan, die muhammedanischen Maharadschas und ihre Unterthanen unterhalten einen regen Verkehr mit der Pforte; Derwische durchstreifen predigend, belehrend und anstachelnd alle Lande von Ostturkestan und Birma bis zum Mittelmeer, wie denn ihrem Antrieb die Unruhen so im indischen Nordwesten, wie in Turkestan (Andischan 1898), wie sogar in Kurdistan zugeschrieben werden. In Mekka vollends, wohin auch Schiiten pilgern, ist der große Sammelpunkt nicht nur für religiöse und kulturelle Nachrichten aus der ganzen Welt des Islams, sondern auch für politischen Meinungsaustausch. Nun ist es aber notorisch, daß infolge der Dampfschiffe das Wallfahrten nach Mekka, gerade auch von Indien, letzthin ungemein zugenommen hat. Der Panislamismus bildet zugleich ein neues geistiges Band zwischen Südasien und Ost- und Südafrika, ein Band, das die Interessen der halben Bevölkerung der Gegenküsten vereinheitlicht und stärkt. Eine ähnliche Vermittelungsrolle spielt der schwächere Bruder des Panislamismus, der neu aufstrebende Hinduismus, der zwar nicht so viel Bedeutung beanspruchen darf, weil er vorläufig bloß religiös, nicht politisch sich entfaltet, und ferner weil er nicht so weltweite Ausdehnung hat, dessen steigende Macht aber nichtsdestoweniger sich scharf bemerkbar macht. Bei dem Hinduismus hat sich zweimal die Erfahrung gezeigt, die bei uns der römischen Kirche zuteil ward. Wie der Katholizismus aus dem Angriff der Protestanten geläutert und mit neu erwachender Kraft hervorging, so hat der Brahmanismus den Angriff der Buddhisten überdauert, hat einige von dessen Elementen aufgenommen und sich infolgedessen (unter Mischung mit Volksaberglauben) zum Hinduismus umgestaltet und hat nunmehr, von den Christen bedroht, sich zum Widerstand aufraffend, aus eigener Lebensfülle eine zweite, vielversprechende Wiedergeburt erreicht. Was übrigens an äußerer Wucht dem Hinduismus abgeht, ersetzt er durch die Zahl; seine Anhänger werden auf 150 Millionen geschätzt, während die indischen Muhammedaner, obwohl gleichermaßen beständig zunehmend, kaum auf 55 Millionen sich belaufen. Neben den Religionen liefern ein bleibendes und unverwüstliches Gegengewicht gegen die westliche Kultur die Sprachen. Auch ihr Einfluß in dem Widerstreite westöstlicher Wechselwirkungen ist im Wachsen begriffen, denn durch den Druck von oben wurden die stärkeren Sprachen in die Breite getrieben und zerdrückten bei ihrem Eroberungsgange die schwächeren. Wie sich unter dem Druck der Araber und Europäer Suaheli in Afrika und Malayisch in Inselasien ausbreitet, so unter der Fremdherrschaft in Indien das Urdu oder Hindostani. Der Herrscher begünstigt eine einheitliche Sprache bei seinen Unterthanen, weil dialektische und sprachliche Buntheit seine Verwaltung stört. Wir selbst suchen bewußt in Neuguinea einer der zahllosen Papua-Mundarten den Vorrang zu verschaffen, einfach der Handlichkeit halber. So ist es gekommen, daß gegenwärtig Hindostani von

95 Millionen gesprochen oder verstanden wird. Ebenso ist in Iran, das durch westliche Einwirkungen, bessere Straßen, Telegraphen, Außenhandel zu größerem Zentralisieren veranlaßt wird, das Farsi in einem Stadium der Ausbreitung.

Ich habe mehrfach betont, daß die mächtigen Strömungen, die eine innere Konsolidation des Orient zu verursachen oder zu befördern geeignet sind, zwar bereits sichtbar, indessen wesentlich noch im Entstehen, keineswegs in voller Entfaltung und Wirksamkeit begriffen sind. Gegenwärtig werden die Verschiedenheiten noch zehnmal klarer und schärfer empfunden, als die Uebereinstimmungen, und auf Grund dieser Verschiedenheiten herrscht Europa. In Persien nimmt der Osten keinen Anteil am Westen und der Norden hat keine Sympathie für den Süden, die seßhafte Bevölkerung ist wider die Nomaden und die Beamten wider das Volk. Der tüchtigste Stamm des Reiches, die Leute von Aserbeidschan, sprechen türkisch, der äußerste Südwesten spricht arabisch, im äußersten Südosten sind Belutschen; Kurden und Luren und Bakhtiaren und Gilaner und Masenderaner haben je ihre besondere, meist ans Pehlewi erinnernde Sprache und werden von den Farsi Redenden nicht verstanden. Dazu noch Armenisch, das Syrisch der Nestorianer und das seltsame Patois der Juden. Der Südwestsaum und ein Teil der Kurden gehört der Sunna an, der größere Rest der Schia. Aehnlich wird in Belutschistan arabisch, belutschisch und brahui gesprochen, während Farsi die Schriftsprache ist. Afghanistan zerfällt linguistisch in eine Unzahl afghanischer Mundarten (Puschti), türkisch, seistan-persisch, sartisch und die Sprachen Kafiristans und der Nachbarländer. Indien vollends ist kein Land noch ein Reich, sondern ein ganzer Erdteil. Kap Komorin ist von den Gipfeln Kaschmirs soweit entfernt, wie Kopenhagen von den Nil-Katarakten; dem entspricht denn auch die ungeheure Mannigfaltigkeit seiner Rassen, Sprachen und Zivilisationen. Urrassen sind die Kolarier des Ganges und Brahmaputra und die Dravida des Dekhans, noch jetzt beiderseits viele Millionen umfassend; später kamen die Arier, deren Abkömmlinge reinen Blutes kaum zwanzig Millionen betragen, noch später Türken und Mongolen. Dazu wurden im Osten und Nordosten Birmanen und tibetanische Stämme angegliedert. Dieser Völkermischmasch enthält an neunzig Hauptsprachen. Das wichtigste Trennungselement aber ist der stets lebendige und letzthin höchstens noch verschärfte Gegensatz zwischen Hinduismus und Islam. Das herrschende Volk bedient sich dieser Gegensätze meisterhaft. Es nimmt seine Soldaten aus den arischen Sikhs und den nepalischen Gurkhas (den Tibetanern verwandt), den Dogra Kaschmirs und den Karen des Salwen und Irawaddi, und denkt sogar daran, eine chinesische Grenztruppe zu errichten; es nimmt seine Beamten aus den hinduistischen, stolzen Radschputen und den

muhammedanischen, feigen Bengalen, und rekrutiert seine Polizei aus allen Klassen der Eingeborenen vom Pendschab bis nach Madras und Birma. Wie die Völker, so unterscheiden sich die Zivilisationen: Kopfjagende Kannibalen und höchstgebildete Denker und Künstler. Die erstaunliche Zerklüftung und Zersplitterung Indiens hat das Erobern und Herrschen verhältnismäßig leicht gemacht. Die Engländer weisen mit Genugthuung darauf hin, daß 140 000 Weiße im stande sind, 290 Millionen Eingeborene des indo-birmanischen Reiches im Zaum zu halten, und daß bei Plassey, wo der Grundstein der jetzigen Herrschaft gelegt wurde, 50 000 Bengalen vor den 3000 Mannen Clives flohen. Auch wir behaupten mit wenigen Hunderten unser ostafrikanisches Reich von 5 Millionen recht rauflustiger Einwohner.

Die Engländer haben Indien gewonnen und dadurch strategisch und finanziell ihre Weltherrschaft begründet und erhalten. Auch hat, trotz der vereinzelten Agitation einflußloser bengalischer Journalisten und Advokaten, ihr Regiment vorläufig keine irgendwie ernsten Gefahren im Inneren zu erwarten. Selbst die Mordanfälle fanatischer Muhammedaner auf Europäer in Lahore, Peschawar, der Provinz Audh, haben nur örtliche Bedeutung, da einstweilen der indische Islam einer festen Organisation noch ermangelt. Die eingeborenen Truppen, deren Unterhaltung vielen Maharadschas gestattet ist, können, außer etwa dem Heere des Nizam in Südindien, keine Besorgnisse erregen, da sie zu schlecht diszipliniert sind. Ein Teil gerade der gebildetsten Hindu und Moslems sind aufrichtige und überzeugte Freunde Englands. Am bedenklichsten ist noch, daß die Weißen allmählich die Fühlung mit den Landeskindern verlieren. Früher, vor der Dampferzeit und vor Suez, gingen die Weißen auf eine halbe oder ganze Lebenszeit nach Indien und verschmolzen in Sitte und Anschauung mit dem Volke; jetzt auf wenige Jahre, mit Urlaub in die Heimat dazwischen, sodaß die Interessengemeinschaft völlig erloschen ist. Früher ehelichten sie Töchter des Landes, jetzt nur weiße Frauen; früher bezogen sie ungeheure Summen und legten sie in großartigen Palästen und prunkvoller Haushaltung an: das gefiel und imponierte den Orientalen: jetzt sind die Gehälter kleiner, und möglichst viel von ihnen wird für die Heimat gespart. Andererseits steigen die Babu, die eingeborenen Beamten, empor. Da dem Sahib die indischen Sprachen nicht mehr wie früher gleich einer zweiten Muttersprache geläufig sind, ersetzt ihn der strebsame und billigere Babu. Da ferner der Babu mit wenig Geld nach London reisen kann und er dort viele Arme und Elende sieht und nicht verfehlt, dies daheim zu erzählen, so sinkt jeder Sahib in der allgemeinen Achtung. Schon jetzt ist ³/₄ der Verwaltung, der Gerichte, der Posten und Telegraphen, des Eisenbahndienstes und ein sehr großer Teil des Außenhandels in den Händen der Eingeborenen. Die Besiegten nehmen im Frieden zurück, was die Sieger im

Kriege genommen. Wie Wallensteins Bauern oder wie die Chinesen von den Mandschu. Die Sache wird um so leichter, je weniger die Eroberer als Kolonisten im unterworfenen Lande Fuß gefaßt haben. Während nach Sibirien allein in den letzten fünf Jahren rund eine Million russischer Bauern gewandert ist und Turkestan in zehn Jahren an 35 000 russische Siedler empfangen hat, haben die Engländer ein ganzes Jahrhundert durch in Indien nichts für nationale Einwanderung gethan. Im Gegenteil, kein bürgerlicher Siedler, weder Militär noch Beamter, stört die amtlichen Kreise. Bloß in Assam sind einige Theepflanzer schottischer Herkunft. Der Fehler wird sich blutig rächen, denn auf die Dauer ist ein erobertes Land, selbst ein tropisches, ohne Kolonisten der Erobererrasse nicht zu halten. Das haben Phönizier, Griechen, Römer und selbst die vielgeschmähten Spanier und Portugiesen besser verstanden. Dabei war der Fehler so leicht zu vermeiden. An den Abhängen des Himalaya, im herrlichen Feenlande von Kaschmir, in den Thälern der Suleimankette, in den Alpenweiden des südlichen Pamir ist das prächtigste Klima und viel guter Boden für britische Siedler. In Indien kann sich jedermann sein Klima und seine Ackererde selbst aussuchen, er hat die größte Auswahl, von der mittleren Indusebene, wo es heißer ist als in der Sahara, bis zu den nebligen Triften unter den Gletschern des Gaurisankar.

Die neueren auswärtigen Beurteiler der britischen Herrschaft in Indien haben sämtlich bloß Lobens- und Bewundernswertes gefunden; so der bedächtige Freiherr von Hübner, der sensationell geistreiche Orientalist Darmesteter, der burschikos liebenswürdige Plauderer Ehlers, die gelehrten Politiker Lacheval-Clavigny und Barthélemy-St. Hilaire, unterschiedliche amerikanische Missionare und mehrere deutsche Philologen, Zoologen und Ethnologen. Gewöhnlich mit vortrefflichen Regierungsempfehlungen versehen, kamen diese Beurteiler zumeist oder ausschließlich mit Engländern zusammen oder solchen Europäern, die bereits englischer Art sich angeähnlicht hatten. Vielleicht ist es nicht unnötig, auch einmal eine abweichende Meinung zu Worte kommen zu lassen. Ich habe soeben hervorgehoben, daß ein wurzelhafter Grundfehler des ganzen Systems der Mangel eigener Kolonisten ist. Die Maschinerie des Systems mag noch so vollkommen, noch so fein ausgearbeitet sein, wie die unablässige, angestrengte Arbeit mehrerer Geschlechter sie nur hat schaffen können, die einzelnen Schrauben und Räder mögen noch so glatt ineinandergreifen und störende Reibungen noch so vorsichtig vermieden werden: das System bleibt ein künstliches und wird nun und nimmer ein organisches; es ist wie ein leichter Güterschuppen über der Erde, nicht wie ein festes Haus in die Erde hineingebaut oder gar wie ein Baum aus ihr hervorwachsend. Daher bedarf es keines Erdbebens, noch eines Vulkanausbruches, sondern bloß

eines mäßigen Sturmes, um das Gebäude zu erschüttern. Es ist richtig, daß einige Tausende der Landessöhne in englischem Geiste leben und wirken, daß ein bis zwei Millionen die englische Sprache verstehen, allein die Zahl der ersteren ist zu unbeträchtlich und eine Sprache, die bloß dem bequemeren Verkehr dient, ist wie ein Kleid, das an- und abgethan wird; auch hat weder ihr Spanisch-Reden die Tagalen den Spaniern, noch das gemeinsame Holländisch die Hottentotten den Buren geneigter gemacht. Diejenigen aber, die von den Engländern einträgliche Stellen empfangen, wähnen ohne sie noch fettere Aemter an sich zu reißen. Wirkliche Anhänglichkeit an die Fremdherren hat unter Tausenden kaum einer, aber alle beugen sich dem Zwange oder klammern sich an den zeitweiligen Nutzen. Mit dem Scharfblick des Schwachen und dem argwöhnischen Neid des Orientalen erspähen die gebildeten Inder rasch die Blößen ihrer Herren, während der Pöbel von jedem noch so unsicheren Gerüchte wie Laub im Wirbelwinde bewegt wird, und auf ihn nicht der geringste Verlaß ist. Dilke, Roberts, Rawlinson geben selbst zu, daß die geringste Schlappe in einem Feldzug gegen die Russen der Achtung vor England sofort einen groben Stoß versetzen würde und leicht sofort zu einem allgemeinen Aufstand anreizen könnte. Größere Niederlagen, durch die Hand des Zaren oder jetzt in Südafrika erlitten, werden daher für die englische Stellung in Indien unheil- oder gar verhängnisvoll sein. Von sich aus wagen gegenwärtig die Orientalen fast nichts, mit Hilfe von Weißen aber fast alles. Das Schicksal Indiens hängt mithin von der inneren Lage nur wenig ab und fast nur von auswärtigen Ereignissen. Die Frage ist nun sehr oft aufgeworfen worden, ob die jetzige Lage, ob die britische Herrschaft ein Glück für das Land sei und ob von anderer Regierung Besseres zu erwarten? Mit einer gewissen Dürftigkeit der Phantasie ward dabei die andere Regierung stets mit einem Einfall der Russen unausweichlich verknüpft, in jedem Falle aber wurde die Frage von den erwähnten Beurteilern sämtlich dahin beantwortet, daß die jetzige Verwaltung die denkbar beste und geeignetste sei, die Eingeborenen glücklich zu machen. Hier möchte ich nun zunächst festlegen, daß Absicht und Wirkung nicht verwechselt werden dürfen: was auch immer das Ergebnis des bisherigen Regimes gewesen ist oder sein mag, das Ziel der Engländer war einzig und allein, England stark und reich und glücklich zu machen. Da uns Bismarck gelehrt hat, einzig und allein für Deutschland zu sorgen und für andere Leute keinen Finger zu rühren, so dürfen wir darin kein Arg sehen. Sind jedoch die Inder glücklich? Nein. Das kann nun ihre eigene Schuld sein und ist es auch zumteile, da tadelsüchtige und haltlose Menschen schwer zufrieden zu stellen sind, oder kann Schuld der hochmögenden Herren sein. Ob indessen die Unzufriedenheit berechtigt oder unberechtigt, das ist wiederum wohl für den Moralisten von

Belang, aber ganz und gar nicht für den Politiker, dem es lediglich darauf ankommt, wie tief und verbreitet die Unzufriedenheit ist, und welche Wirkungen sie hervorrufen kann.

Jordan verbreitet sich in den „Sebalds“ über das träge Faullenzerleben der Seehunde von San Francisko. Sie werden vom Staate gefüttert, niemand darf ihnen was zuleide thun, sie können sich frei im Meer bewegen und thun, was sie wollen; kein Käfig, keine Schranken. Und trotzdem entdeckt der Dichter, daß dies Schlaraffenleben den Tieren zur Last ist. Der stärkste und feinste Reiz fehlt. Kein Hunger, darum kein Genuß; keine Gefahr, darum keine echte Lebensfreude. Aehnlich ist das Gefühl der einstigen Herrscherklassen Indiens, so der Radschputen und der Mahrattas, wie der Mogulsmannen. Sie beziehen glänzende Pensionen und schwelgen in Ueppigkeit und Sinnenlust, aber es ist doch nur ein Schattendasein, denn es ist unthätig und unnütz. Gehen wir weiter zu den einflußreichen Heiligen und Gelehrten der Brahminenkaste, so kann von ihnen keine Sympathie für den Westen erwartet werden, der überall ihrem Einfluß in den Weg tritt und der für ihre tiefsten Gedanken nur Spott hat. Die zahllose Beamtenkaste ferner ärgert sich täglich über die gesellschaftliche Zurücksetzung, die sie von den weißen Vorgesetzten erfährt, sowie über den verdrießlichen Umstand, daß sie nicht nach edler orientalischer Sitte unterschlagen und erpressen kann. Die Masse des Volkes endlich hat zweierlei gegen ihre Herren vorzubringen. Vor allem sind diese nicht ihres Blutes noch Glaubens noch Lebenswandels, es sind eben Fremde, unverstanden und selbst ohne Verständnis. Obwohl daher die Verwaltung so ziemlich aller native states, in denen ein dem Namen nach unabhängiger Vasallenfürst unter „Beirat“ eines Residenten waltet, schlecht und korrupt und volksbedrückend ist, so ist es doch für die Engländer ein steter Gegenstand der Verwunderung, daß schier kein Mensch aus diesen Maharadscha-Staaten nach den doch so unendlich viel besser verwalteten Provinzen auswandert, die unmittelbar unter englischer Faust stehen. Die zweite Klage des Volkes ist die, daß es immer ärmer, während der Sahib immer reicher werde; früher sei der Durchschnitt des Tageslohnes das Doppelte und Dreifache gewesen wie jetzt, da er auf 16 Pfennig gesunken. Wie weit das richtig, wage ich nicht zu entscheiden, jedenfalls hört man es allgemein behaupten. Alle Inder aber empfinden auf das bitterste das Eingreifen in ihre Lebensgewohnheiten. Um den Staat kümmern sich schließlich auch bei uns nur die wenigsten: wenn man ihnen aber ihr Bier oder ihre Pfeife nimmt, werden sie ungemütlich. Die Koreaner haben vor drei Jahren eine Revolution gemacht, weil man sie ihrer Zöpfe berauben wollte, und die Perser, weil sie keine Zigaretten rauchen mochten, die von ungläubigen Händen zubereitet. Ebenso erzeugt in Indien oft das Eingreifen in tägliche Sitte und Gewohn-

heit Widerwillen und Feindschaft gegen die Regierung. Dieselbe hatte viel zu dulden, weil sie die Witwenverbrennung verbot, und jetzt, weil sie ihren Unterthanen nicht erlauben will, an der Pest und Cholera zu sterben. Vielen ist eben der Tod nach eigener Wahl lieber, als das Leben nach fremder, ein selbstverordnetes Leiden lieber, als Gesunden durch fremdes Rezept. Auch bei uns noch wäre ein asketischer Katholik höchst unwillig, wenn man ihn bei seiner Fleischestötung störte. Kurz, britischer und orientalischer Geist sind so unvermischbar wie Wasser und Oel.

Das Verhältnis des englischen Eroberers zu den Eroberten wird am klarsten dadurch bezeichnet, daß er sich möglichst von ihnen absondert, möglichst wenig direkt mit ihnen verkehren will. Mit Ausnahme der tapferen Eingeborenen-Regimenter haßt und verachtet er sie. Sein Hund und sein Pferd stehen ihm näher als sie. Sie haben keinen Teil an seinem Leben. Es sind windschiefe Linien, die in aller Ewigkeit seine Zirkel nicht kreuzen. Einige unbedeutende Ausnahmen bestehen: ein Radscha wird ein berühmter Kricket-Spieler, ein rühriger Buddhist oder Jaina wird von der Londoner Gesellschaft geehrt, vereinzelte Hindu und Parsi werden in indische Freimaurerlogen aufgenommen. Im wesentlichen jedoch wird die colour line auf das strengste bewahrt. Man sollte nun denken, daß im gelobten Lande der Kasten solche Ausschließlichkeit kein sonderlich Befremden hervorrufen könne, allein seltsamerweise gilt sie für natürlich bei Indern, aber für tadelnswert bei Europäern. Vielleicht schwebt der Gedanke vor, daß der Herrscher mit jedermann und allen Klassen auf gutem Fuße stehen solle. So verkehren bei uns Burschenschaften nicht mit Korps, aber häufig Professoren unparteiisch mit beiden. Das Verhalten der Engländer erregt um so mehr Anstoß, weil es nicht gleichmäßig ist. Denn, ohne sich irgend näher einzulassen, bevorzugen sie thatsächlich Hindu vor den Muhammedanern, welch letztere sich was Besseres fühlen als ihre „götzendienerischen“ Nebenbuhler. Vor einigen Wochen noch ging ein Sturm des Unwillens durch ganz Lahore, weil der Statthalter des Pendschab bei einem offiziellen Besuche bloß den anwesenden Hindu, nicht den Moslimen die Hand gedrückt.

Indien ist für Großbritannien eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums. Die Gehälter der englischen Offiziere und Beamten belaufen sich auf 1,1 Milliarden Mark. Ein Unterleutnant bekommt 340 Mark monatlich, ein Regierungspräsident jährlich 60—120 000 Mark, der Vizekönig 600 000 Mark. Eine derartige Befestigung der leitenden Klassen Englands ist offenbar für das britische Reich selbst von unschätzbarem Nutzen. Die Absicht, einfach britischen Bürgern zu einträglichen Stellen zu verhelfen, liegt oft klar zutage. Schon die Offiziere und Soldaten verbringen fast ein halbes Jahr in angenehmer Muße auf den sanitärischen Höhenstationen, bei vielen hohen Be-

amten ist aber ihr Amt gar bloß eine Sinekure. Ein Mann wie Sir H. Robertson, der politischer Offizier bei dem afghanischen Kronprätendenten Ajub Khan ist, mithin so gut wie nichts zu thun hat, bezieht 75 000 Mark. Sodann ist der Außenhandel Indiens, der über $2^1/_2$ Milliarden Mark beträgt, überwiegend in britischen Händen, und das Bestreben geht trotz des gerühmten Freihandelsystems genau wie in Aegypten*) darauf hin, fremde Mitbewerber „wegzuekeln“. Waren aus kontinentalen Staaten Europas werden bei der Zolluntersuchung oder schon beim Löschen der Ladung geflissentlich geschädigt, während britische Waren glatt durchkommen, und so weit geht die Kleinlichkeit, daß z. B. — ein Fall, der mir persönlich bekannt ist, — ein Franzose nie Preislisten heimischer Firmen lesen konnte, weil sie ins Meer getaucht und die Seiten aneinander geklebt waren. Der ewigen Quängeleien müde, bestellte der Franzose zuletzt bei englischen Firmen. Die Kolonialpolitik andrer Nationen wird für protektionistische Willkürherrschaft erklärt, aber Indien wird despotisch regiert, und Freihandel besteht hauptsächlich in der Theorie. Drittens werden aus dem indischen Staatsschatz britische Stationen und Unternehmungen außerhalb Indiens bezahlt. Ein anderes Volk würde, sobald es in den Besitz „der Schatzkammer der Welt“ gelangt, es vermutlich gerade so machen, nur sollte die angelsächsische Presse nicht den Spaniern vorwerfen, daß sie vom Golde der armen Kubaner ihre Gesandtschaft in Washington unterhielten. Das indische Reich zahlt die Gehälter der britischen Gesandtschaft in Teheran und sämtlicher Residenten von Maskat bis ins Somaliland, es unterhält die kostspielige Festung Aden, die Wachtschiffe und Leuchttürme im Persischen und Roten Meere, die britischen Telegraphenlinien durch die Türkei und Persien, die Polizeitruppen von Singapur und Hongkong, und es hat endlich aufzukommen für die Kriege und Eisenbahnen nicht bloß in Belutschistan, Birma und der südchinesischen Grenze, sondern auch für die meisten Kriege in Ostafrika, insofern diese mit indischen Truppen geführt werden. Englische Politiker selber haben das System als ein höchst ungerechtes bezeichnet, auch richtet sich dagegen besonders die Aktion des indischen Kongresses, jener Jahresversammlung von Hindu-Agitatoren.

Persien ist mit seinen 9 Millionen Einwohnern weit weniger wichtig als Indo-Birma mit 290. Ueber seine gegenwärtige Lage ist nicht viel Gutes zu berichten. Seitdem Musafar den Thron bestiegen, ist das Land unaufhörlich zurückgegangen. Noch nie waren die Straßen, selbst die Hauptkarawanenwege, so unsicher und noch nie die Finanzen so ärmlich. Das Heer ist in unaufhaltsamem Verfall, und eine Flotte ist nicht vorhanden. Die Ver-

*) Die Parteilichkeit war in Aegypten so offenkundig, daß deutsche Kaufleute einen Prozeß anhängig machten, der lange die Diplomaten beschäftigte.

waltung ist schlecht und bestechlich wie immer. Es wird nicht lange dauern, so wird auch Persien in europäische Gewalt kommen. Dabei ist, mit Ausnahme der gänzlich verworfenen Schiraser, das Volk tüchtig und kernhaft: aus den Kurden ließe sich eine Grenztruppe herstellen, wie sie kein Reich sich besser wünschen kann; es fehlt nicht an Kraft und Intelligenz, an staatsmännischer wie kommerzieller Fähigkeit. Bloß die Regierung ist hoffnungslos. Wie einst die Parther aus einem unwissenden, unbedeutenden Grenzstamme sich zum Herrschervolk emporschwangen, so könnten jetzt die kraftvollen Kurden, deren Gesamtzahl fast 2 Millionen ist, das Szepter an sich reißen, wie sie es unter Obeidullah schon 1880 versuchten; sie haben gegenwärtig eine ähnliche Stellung wie die Iren in Großbritannien und die Buren in der Kapkolonie. Allein das unaufhaltsame Vordringen der Europäer wird es zu einer nationalen Entwicklung der Kurden vorläufig nicht kommen lassen. Gewöhnlich wird eine Teilung Persiens zwischen Rußland und England erwartet, und die Perser selbst haben sich in eine solche Aussicht schon im voraus hineingefunden. Beachtenswert ist, daß auch eine deutsche Partei besteht. Unser Handel ist mächtig im Wachsen, sowohl der über Trapezunt und Rescht, wie der über Buschir und Bagdad, unsere Ingenieure haben die Khanikin-Straße gebaut, mehrere Deutsche sind im Dienste des Schah, schließlich wird eine Verlängerung unserer anatolischen Bahn Persien berühren oder wenigstens der Grenze sehr nahe kommen. Ich habe Perser getroffen, die sogar eine Dazwischenkunft von unserer Seite erhofften, um Iran vor Russen und Engländern zu retten. Abdurrahman aber war von der Rede des Kaisers in Damaskus und seiner Freundschaftserklärung an die muhammedanische Welt so entzückt, daß er stehenden Fußes einen deutschen Lehrer für seine Söhne nach Kabul entbot und hinfort von allen Ungläubigen die Deutschen am höchsten stellt. Jedenfalls haben Deutsche und Franzosen ein besseres Verständnis und durchgehends auch mehr Sympathie für orientalisches Wesen als die Engländer, während bei den Russen sich mehr ein dumpfes Gefühl der Rassen- und Wahlverwandtschaft geltend macht, als überlegene Intuition. In der That hat unsere Völkerkunde und Psychologie und Naturwissenschaft einen Fond von Sympathie und Brennpunkte deutscher Kultur in ganz Asien geschaffen, woran eine folgenreiche Entwicklung sich knüpfen wird. Ueberall wirken in ihrer Heimat Armenier, die auf unseren Hochschulen ihre Bildung erlangten; Araber, Türken und Perser wissen, daß wir uns eifrig mit ihrem Schrifttum und ihrer Kultur befassen; Inder und Chinesen, bei denen gelehrtes Wissen so unendlich viel mehr gilt, als bei den genannten drei Rassen, legen großen Wert darauf, daß wir in der Sanskritlitteratur und in der Sinologie den ersten Rang einnehmen; Japan ist so sehr der deutschen Wissenschaft geneigt, daß an der Universität von Tokio mehr Professoren aus Deutschland sind, als aus allen

anderen Nationen zusammen, und daß namentlich die japanische Medizin und fast das ganze Recht deutsch sind. Die sibirischen Stämme haben zwar keine Ahnung von unseren Arbeiten, aber auch hier haben Deutsche das Beste geleistet, und es ist wohl möglich, daß einst die Gelehrten der Burjaten und Jakuten das anerkennen.

Auch Iran wird dem Schicksal europäischer Herrschaft nicht entgehen, allein es hat noch immer eine erstaunliche Lebenskraft bewiesen, und der nationale Geist hat noch immer der Kultur der Erobernden obgesiegt. Es hat die Skythen- und Hunneneinfälle und hat die Griechen überdauert; es hat in Wissenschaft und Kunst der arabischen Herren bald das Uebergewicht erlangt, es hat die Mongolen zuletzt abgestoßen und unter den einheimischen Sefaviden eine hohe Blüte erlebt, es hat die Osmanen aus Aserbeidschan und die Russen aus Gilan und Mazendaran vertrieben. Wenn es aus den westlichen Ideen jetzt frische Anregung erhält und unter westlichem Drucke zu starker Einigkeit sich sammelt, kann das in ferner Zukunft von neuem eine nationale Wiedergeburt und ein glänzendes Zeitalter heraufführen.

Die Kräfte, die ein Wiedererwachen orientalischer Macht und Kultur ermöglichen können, wirken indeß langsam und in der Stille. Bloß in einem so einheitlich entwickelten und so national selbstbewußten Lande wie Japan konnte eine völlige Umbildung und Reorganisation des Staates und Volkes in wenigen Jahrzehnten vor sich gehen; in so zersplitterten und zerklüfteten Gemeinwesen, wie sie in Vorder- und Südasien bestehen, dauert ein solcher Prozeß viel länger. Auch wenn die Umwandlung durch einen religiösen Anstoß bedingt ist, so hat der Buddhismus zwei, das Christentum drei Jahrhunderte gebraucht, bis die religiöse Bewegung sich in politische Macht umgesetzt, und auch der rasch wie fressend Feuer um sich greifende Islam hat ein Jahrhundert nötig gehabt, um bis Spanien und Indien vorzuschreiten. Dazu ist der wirtschaftliche Verfall wenigstens in Iran so ungeheuer und die durch Dürre und Entwaldung verursachte Verödung des Bodens so entsetzlich, daß 50 Jahre Aufforstens und gewissenhafter Landwirtschaft noch nicht hinreichten, um früheren Wohlstand zurückzubringen. Dagegen ist ein baldiger bedeutender Aufschwung des Landes durch den westöstlichen Handel zu erwarten, der in jüngster Zeit unverkennbar darauf ausgeht, die uralten Verkehrsstraßen, die über Land nach Indien führen, aufs neue zu beleben. Diesem Handel vor allem verdankte einst Schiras seine Blüte im späten Mittelalter, und Isfahan, das noch vor einem viertel Jahrtausend eine Million Einwohner zählte (gegen 60 000 jetzt), und das bis zur Zeit Peters des Großen und der englisch-persischen Handelsgesellschaften die größte und reichste Stadt ganz Vorderasiens war.

Gegenwärtig ist der wichtigste Faktor in der Lage so Indiens wie Süd-Irans Großbritannien. Die britische Machtstellung jedoch ist von zwei Kom-

binationen bedroht, einem Landangriffe von Nordwesten und einer Umgestaltung der Machtverhältnisse im Indischen Ozean. Beiden Möglichkeiten gegenüber arbeitete England mit Eifer daran, sich eine eigene Bahnverbindung zwischen Aegypten und Indien zu schaffen, zum Schutz und zur Abwehr nach Norden zugleich und nach Süden. Zu Lande hat es dem Vordringen der Deutschen von Anatolien, der Russen von den Kaspigegenden, der Franzosen vom Mekong zu begegnen. Zur See versucht Frankreich von Dschibuti, Madagaskar und Tonkin aus Einfluß zu gewinnen; Rußland möchte sich an der Küste in der Nähe Abessyniens festsetzen und hofft auf einen persischen Hafen. Es scheint zweifelhaft, ob da eine Ueberlandeisenbahn den Engländern wirklich viel helfen könne. Sie kann nicht verteidigt werden. Die britischen Kenner behaupten freilich, sie könne auch nicht angegriffen werden. Die Linie sei allenthalben von menschenleeren Wüsten umgeben, die für größere Heere unpassierbar seien. Die Meinung verrät indeß nur wiederum einen Mangel an Einbildungskraft. Wir haben bereits die Errichtung von militärischen Radlerabteilungen erlebt, dem wird die Benutzung des Automobils auf dem Fuße folgen, wie dasselbe thatsächlich schon auf den Philippinen in Anwendung sein soll. Dem Automobil aber sind Wüsten nicht unüberwindlich. Auch abgesehen von solcher Zukunftsmusik zeigt die Durchbrechung der englischen Linie von Kimberley nach Mafeking, wie unmöglich es ist, selbst von naher Basis aus, eine Wüstenbahn mit Erfolg zu schützen.

Die einzige und wichtigste Stütze für das britische Reich bleibt immer dessen Seeherrschaft. Die bisherige Erfahrung lehrt, daß Südasien wesentlich nur durch die Beherrschung der südasiatischen Gewässer dauernd behauptet werden kann. Dies erkannten bereits Darius und Alexander. Beide entsandten Flotten von der Indusmündung nach dem Roten Meere. Die Beherrscher Persiens, von den Arabern und Mongolen bis zu Abbul Abbas und Nadir Schah suchten, sobald sie zu Lande einigermaßen feststanden, auch im Indischen Ozean ihr Gebot geltend zu machen. Schah Ruk versuchte und Nadir Schah vollbrachte die Eroberung Maskats; Abbas gründete Bender Abbas und nahm die Insel Ormus. Noch belangreicher war natürlich das Meer für die fernen Europäer. Sie mußten, um auf dem südasiatischen Festlande Fortschritte zu machen, aller Häfen von Natal bis nach Malakka sich versichern. Sobald dies den Portugiesen gelungen, fiel ihnen der Handel von Persien und Indien von selber zu. Die Holländer begannen ihre östliche Laufbahn damit, daß sie in Aden, Maskat, Ormus, Diu (nördlich von Bombay), Ceylon, Kalikut, Madras und Malakka die Portugiesen angriffen: erst nachdem sie zur See überwiegende Erfolge errungen, konnten sich die holländischen Soldaten und Kaufleute in Indien und Persien entfalten. Als später die Franzosen ihre Augen auf Indien warfen, gewannen sie zunächst

eine Basis in Madagaskar und den umliegenden Inseln, bombardierten siamesische Häfen und berannten Mombasa, Sansibar und Delagoa; darauf erst gingen sie unter Dupleix zu Landerwerbungen im Innern Indiens vor. Selbst die Oesterreicher leiteten ihre beiden ostindischen Unternehmungen im vorigen Jahrhundert durch Besetzung von Delagoa und den Nikobaren ein. Aus dieser Uebersicht erhellt, daß zum mindesten ostafrikanische Herrschaft stets mit indischer verbunden war. Die natürlichen und die strategischen Bedingungen werden aber weder durch Dampfschiffe noch durch Dum-Dumgeschosse wesentlich geändert; deshalb wird auch jetzt noch Indien mit Ostafrika stehen und fallen. Niemand hat diese Erkenntnis deutlicher gehabt und folgerichtiger ihr gemäß gehandelt, als England selbst. Es ist zwar mehrfach gesagt worden, am eindringlichsten jüngst von Passarge, daß England die transafrikanische Bahn und den Erwerb des Transvaals anstrebt, um für einen etwaigen Verlust Indiens in einem abgerundeten afrikanischen Großreiche Ersatz zu finden; allein wenn je, so wird jetzt Aut Caesar aut nihil Englands Geschick sein.

Srinagar, Ende Oktober 1899.

Die indische Presse.

Die erste englische Zeitung erschien 1625, und schon 1695 ward die englische Presse frei. Die erste anglo-indische und damit die erste Zeitung Indiens überhaupt erblickte 1780 das Tageslicht, die Censur ward aber erst 1835 abgeschafft. Seit 1818 begann die Presse in einheimischen Sprachen sich zu entwickeln.

Hickys Gazette erschien zum ersten Male am 29. Januar 1780 in Kalkutta. Der Herausgeber scheint ein recht bissiger Herr gewesen zu sein; sarkastische persönliche Angriffe bildeten den größten Teil des Inhalts. Warren Hastings, der durch Macaulays glänzende (allerdings unhistorische) Schilderung so bekannte Prokonsul, die Würdenträger des obersten Gerichtshofes und sogar die oft sehr schönen jungen Damen, die hinauskamen, um einen Gemahl zu ergattern, wurden schonungslos durchgehechelt. Der Herausgeber machte sich zuletzt so unbeliebt, daß zwei seiner Feinde nach Mitternacht ihn zu ermorden suchten. Leider ist über das Ende Hickys und seiner Schöpfung nichts bekannt. Nach ihm that sich die India Gazette auf, die

einen liebenswürdigeren Ton anschlug. Sie troff von süßem Honig und kargte nicht mit Komplimenten. Besonders galant war sie gegen Damen. Sie war sehr damit einverstanden, daß „die Vergnügungen der Flasche und des Spieles nunmehr der weit feineren Anziehungskraft weiblicher Gesellschaft geopfert würden.“ Auch war das Publikum recht zufrieden und pries das Blatt ob seiner „gentlemanlikeness“. Damit jedoch die Leute nicht zu übermütig wurden, kam ein neues Journal auf, die Indian World. Der Iro-Amerikaner, der es leitete, erregte jedoch schon im ersten Jahre so viel Unwillen, daß der Statthalter gegen ihn einzuschreiten beschloß. Er lud den Amerikaner zur Tafel. Der erschien pünktlich und ward sofort ergriffen, auf ein Schiff geschleppt und nach der langen Segelreise ums Kap ohne irgend weitere Erklärung ans Land gesetzt. Aehnlich verfuhr man noch 1898 in Kuba. Die Direktoren der Ostindischen Kompagnie waren indes mit dem summarischen Verfahren höchlich einverstanden. Man sah sich in der Folge veranlaßt, genaue Bestimmungen gegen die „Horde der Redakteure“ zu erlassen. Wellington wies aber noch privatim einen Unterstatthalter an, gegebenenfalls kurzerhand mißliebige Schriftleiter nach Europa zu schaffen. Auch richtete er die Censur ein. Die Strafe für das geringste Vergehen war sofortige Heimbeförderung. Die Censurgesetze wurden 1812 noch verschärft. Die Folge war, daß die Zeitungen bloß noch harmlose Beschreibungen von Bällen und Festen gaben, den Regierungsanzeiger ausschrieben und Nachrichten von Schiffs-Ankünften und -Abgängen brachten. Gegen diese Farblosigkeit und Monotonie lehnte sich ein Herr Buckingham in Madras auf und begann wieder von tyrannischen Gouverneuren und unfähigen Bischöfen zu sprechen. Er ward mehrfach verwarnt. Als nun gar bei der Nachricht, daß der tyrannische Gouverneur noch ein Jahr länger amtieren solle, Buckingham sein Blatt — mit Trauerrand erscheinen ließ, ward er flugs nach England verschifft. Die Direktoren der Kompagnie wandten ein, daß es willkürlich und unangängig sei, daß der Statthalter hierbei zugleich als Ankläger, Richter und Exekutive auftrete, aber es blieb vorläufig beim alten.

Inzwischen wurden neben Kalkutta und Madras auch Bombay, Mirut, Agra und Allahabad mit Zeitungen gesegnet. In Serampur erschien das erste einheimische Blatt. Da dieses die Hindu angriff, so tauchte sofort ein Gegner auf, den ein Raja edierte. 1831 gab es schon vier einheimische und etwa die dreifache Zahl englischer Zeitungen, Politik war aber immer noch stark im Hintergrund. Vom Calcutta Courier hieß es: „Er hat keine Würde; wo Handel, Dampf oder Zahlen in Betracht kommen, sind seine Leiter ganz fähig und genau, aber in politischen Fragen sind sie voller Schnippigkeit (flipancey), Langeweile und Selbstüberhebung.“ Es war verboten, französische Lotterien anzuzeigen, und ein Aufsatz über die Lage in Spanien ward ge-

strichen. Eine freie Presse, meinte die Regierung, sei bloß geeignet, „die übelsten politischen Lehren zu verbreiten, die bestehenden Behörden Asiens und Europas verächtlich zu machen und durch Verleumdungsklagen die Rechtsanwälte zu bereichern." Doch rafften sich heldenmütige Blätter dazu auf, „Murren der Subalternbeamten, Klagen von schönen jungen Damen, enttäuschten Witwen und im Manöver befindlichen Müttern" wiederzugeben. Gelegentlich schrieben schon Offiziere für die Presse, und brachten „Leben in die Bude". Zwei dieser schriftstellernden Offiziere amüsierten sich einst damit, als sie im Salon auf Excellenz zu warten hatten, sich — in voller Uniform — in zwei Zimmerecken auf den Kopf zu stellen, in welcher Stellung der Vize-Statthalter sie antraf. Die Geschichte ist beglaubigt. Gegen die munteren Autoren in Uniform ward denn auch eigens ein Gesetz erlassen, das ihnen verbot, über ihr spezielles Departement zu schreiben. Das Gesetz war bald zu einem absoluten Verbot verschärft.

Nachdem Lord William erklärt hatte, daß er mehr Information von der indischen Presse empfangen, als „von allen Räten, Direktoren und Sekretären zusammen", wurde die Presse freigegeben. Zur Zeit der großen Meuterei ward jedoch die Censur von neuem eingeführt, um bereits nach einem Jahre endgültig abgeschafft zu werden. Zugleich ward das Porto billiger. Früher war für jede einzelne Zeitung nach irgend einem Platz des Innern 80 Pfennig Porto ausgesetzt! Die Presse nahm nunmehr einen großen Aufschwung, und 1875 waren 155 englische, 254 einheimische und 69 zweisprachige Zeitungen vorhanden. Zwei Jahre darauf wurde das jetzt noch gültige Preßgesetz erlassen, das doch nicht ganz auf offizielle Beschränkung und Beeinflussung verzichtet. Namentlich ist der erste Paragraph recht dehnbar. Es wird darin für strafbar erklärt, „illoyale Gefühle gegen die Regierung oder Abneigung zwischen verschiedenen Rassen, Kasten, Religionen und Sekten zu erregen". Erst 1882 fielen alle einschränkenden Maßregeln fort.

Die Hauptblätter von Indien sind gegenwärtig der Pioneer von Allahabad, hervorragend für militärische und politische Dinge, die Times of India von Bombay, deren Stärke im Wirtschaftlichen und der Lokalverwaltung liegt, The Civil and Military Gazette von Lahore, die vielfach von Offizieren bedient wird und vorzügliche Humoresken aus dem indischen Leben liefert. The Madras Mail, die von Iren geleitet wird und daher zu den „Reichsnörglern" gehört, und The Friend of India, ebenfalls ein radikales Blatt. Die Zeitungen können sich im allgemeinen nicht mit denen Europas, ja nicht einmal mit den besten Ostasiens vergleichen, namentlich bringen sie fast gar keine Nachrichten über nicht englisches Gebiet, allein in manchen Beziehungen ragen sie doch über die westlichen Blätter hinaus. Die einzigen wertvollen Artikel über die strategische Lage in Südafrika erschienen in indischen Zeitungen,

und die Nachrichten des Pioneer wurden nicht selten als „first rate copy“ sogar nach Europa telegraphiert.

Von den einheimischen Blättern sind besonders die in Urdu und Tamil verfaßten bemerkenswert. Die Redakteure sind meist unreife, junge Leute, die gelegentlich noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht haben, Advokaten und Studenten, die auf keinen grünen Zweig kommen, aber auch, namentlich bei den Paria- und Brahminenblättern, ernste Männer von besonnenem und gewiegtem Urteil.

Madras, November 1899.

Die wirtschaftliche Lage in Sibirien.

Die Ansichten über Russisch-Asien und seine wirtschaftliche Zukunft sind sehr geteilt. Von Sibirien urteilten Einheimische und Fremde, daß infolge der Bahn ein gewaltiger Aufschwung erfolgen werde, jetzt aber macht sich ein Gefühl halben Erfolges geltend. Franz von Schwarz sagte: Turkestan hat wirtschaftlich keine Zukunft, aber die in Turkestan ansässigen Weißen hegen die schönste Meinung von des Landes Hilfsquellen und ihrem Reichtum. Wer hat Recht? Ich glaube, daß hinsichtlich Turkestans eher ein maßvoller Optimismus berechtigt, wenn es auch gewagt ist, einem Kenner wie Schwarz, der ein halbes Menschenalter in Mittelasien war, zu widersprechen. Ueber Sibirien dagegen läßt sich nicht so in Bausch und Bogen urteilen, man muß die einzelnen Zweige des Wirtschaftslebens und da von Fall zu Fall erwägen.

Im Mittelpunkt des Interesses steht immer noch die Magistrallinie, die große sibirische Bahn. Sie ward Anfang November 1901 vollendet und sogleich dem Verkehr eröffnet. Es fehlt jedoch noch das Stück um das Südende des Baikal, eine äußerst schwierige, auf etwa 330 km berechnete Ringbahn, von der augenblicklich ungefähr 14 km gebaut sind, während auf dem Rest der Strecke noch kaum mit der Arbeit begonnen ist. Auch ist zu bemerken, daß die mandschurische Teilstrecke der Magistrallinie noch recht wenig leistungsfähig ist, außer dem östlichsten Teile zwischen Charbin und Nikolsk. Es giebt meist nur offene Viehwagen, von richtigen Stationsgebäuden ist noch keine Rede, Ueberfälle durch Tungusen, Zusammenstöße, Einfallen des Bahnkörpers und andere Verkehrsstörungen sind noch allwöchentliche Ereignisse. Die

Hauptsache bleibt aber, daß der Betrieb vom Ural bis nach Stretensk, wo der Amur schiffbar wird, recht gut funktioniert. Ich habe letzten November die Strecke zurückgelegt und hatte nur ein einziges Mal auf der ganzen Entfernung, zwischen Baikal und Irkutsk, eine Verspätung zu verzeichnen. Rentiert nun die Bahn? Nein! Die amtlichen Berichte hierüber sind mit Vorsicht zu benutzen. Ich hörte mündlich, daß das jährliche Defizit 6 Mill. Rubel beträgt (Defizit der Betriebskosten). Dazu rechne man die sehr erheblichen Zinsen der Baukosten. Für die russischen Reichsfinanzen wird daher die Bahn noch lange eine bedenkliche Belastung bilden; dagegen kann kein Zweifel darüber sein, daß Handel und Wandel in hohem Grade durch die Bahn angeregt und gefördert worden ist. Es fragt sich nun, ob die Bahn schon für den deutschen Exporteur von Nutzen sein kann. Für den größten Teil Sibiriens ja! Für den Durchgangsverkehr nach Ostasien nein! Durch die Bahn ist eine beträchtliche Auswanderung nach Sibirien gelenkt worden, die seit 1892 etwa 1,1 Million Europäer nach Nordasien geführt hat. Die meisten davon sind russische Bauern, aber auch Polen, Slowenen, Deutsche und Skandinavier. Die neu angesiedelten Bauern haben Ackergeräte nötig, die polnischen und deutschen Kaufleute brauchen Waren von verschiedenster Art, die industriellen Maschinen. Bei Kamen am Ob hat sich jüngst eine dänische Firma aufgethan, die landwirtschaftliche Geräte, besonders solche zur Butterbereitung, aus Dänemark einführt; an der Angara unterhalb Irkutsks sind Papier- und Glasfabriken, die zum Teil aus England ihren Bedarf beziehen; ich traf einen deutschen Reisenden, der in kürzester Zeit für 85 000 Rubel Knöpfe verkauft hatte, und andere, die in Tomsk und Omsk einen Markt für Erntemaschinen suchten. Auch gehen Leipziger Pelze bis ins Herz von Sibirien, ja bis zur Mandschurei. Allgemein gesucht sind deutsche Klaviere. Ferner Chemikalien, photographische Utensilien, Arzneien. Der Vertrieb all dieser Dinge und namentlich das Entsenden entsprechender Reisender ist durch die Bahn sehr gefördert worden. Dagegen ist an einen Durchgangsverkehr nicht zu denken. Im Sommer können ja Waren von Stretensk aus auf dem Amur gehen, aber das würde Umladen und außerdem einen Umweg bedingen. Die mandschurische Bahn aber wird nicht vor zwei Jahren und wahrscheinlich erst noch später einigermaßen imstande sein, sich größeren Güterverkehrs anzunehmen. Daß sie aber auch dann für größere Stapelartikel schlechterdings nicht mit dem weit billigeren Seetransport konkurrieren kann, ist für jeden mit dem Weltverkehr Vertrauten ohne weiteres klar.

Es ist, um das Verkehrsbild zu vervollständigen, noch der Flußschiffahrt zu gedenken. Im Jahre 1875 ist der britische Kapitän Wiggins von England durch das Karische Meer und den Jenissei hinauf nach Kraßnojarsk gelangt. Der Versuch ward von der Glasgower Firma Popow & Cie.

eit 1894 mehrfach wiederholt. Es handelte sich darum, westeuropäische Industrieartikel nach Sibirien zu bringen und sibirisches Getreide nach Liverpool oder Hamburg. Ein großer Vorteil war dabei, daß für auf dem Seewege eingeführte Waren der sehr hohe Zoll wegfiel. Trotzdem ist der Versuch völlig gescheitert. Es liegt das an den höchst ungünstigen Schiffahrtsverhältnissen, namentlich denen des unteren Jenissei. Auf den Amur kam das erste Dampfschiff 1852. Jetzt fahren auf ihm und seinen Nebenflüssen nicht weniger als 310. Auf diesen Schiffen habe ich mehrfach deutsche Maschinen bemerkt, aus Magdeburg und Eßlingen. Die Manometer sind fast nur aus Deutschland. Ich flechte hier ein, daß auch auf der Eisenbahn vieles deutschen Ursprungs ist, wie die Apparate für das elektrische Licht (Offenbach, Frankfurt) und gelegentlich ganze Lokomotiven, die natürlich ein respektables Alter schon bei uns erreicht haben. Im ostsibirischen Handel ist am wichtigsten das Mehl. Ganze Schiffe mit Mehl gehen von Riga und der Westküste der Vereinigten Staaten nach der Mündung des Amur. Es wurde vor einigen Jahren versucht, eine deutsche Gesellschaft zur Betreibung dieses Handelszweiges zu gründen, allein, soweit mir bekannt, ist nichts aus dem Unternehmen geworden. Ich sollte jedoch denken, daß ein solches aussichtsreich. Der Gewinn ist recht beträchtlich. Eine Kruptschatka gleich 16½ kg besseren Mehles kostet in Tacoma oder Seattle oder San Francisco ungefähr 60—70 Kopeken. Die Fracht bis Nikolajewsk ca. 20—22 Kopeken. Von hier aufwärts nach Blagowjeschtschensk (40 000 Einwohner) 35 Kopeken und wird dort mit 2,20 bis 3 Rubel bezahlt. Es ist ein sehr spekulatives Geschäft, da nicht selten in wenigen Monaten die Preise um 1 Rubel und mehr schwanken, aber man kann nicht gut verlieren, da bis jetzt die Nachfrage fast unbeschränkt. Es giebt nur sehr wenige Firmen in Ostsibirien, die sowohl den amerikanischen (oder europäischen) Getreidemarkt und die sibirischen Verhältnisse zugleich übersehen. Eigentlich nur Kunst & Albers, das größte Haus Ostsibiriens, und Emery. Ich bemerke noch, daß bei dem leidlich gut entwickelten Banksystem ein Kreditgeben, das recht mißlich wäre, nicht unbedingt nötig ist. Die Bank diskontiert die Wechsel bekannter Händler sofort. Der Diskont beträgt allerdings 7½ pCt. Weitere Stapelartikel, die zu einem nicht geringen Teil aus Deutschland kommen, sind Zucker, Lichter, Kleider, Weine. Mit Bieren ist weniger zu machen, da jede Stadt eine eigene Brauerei oder, wie Irkutsk, mehrere besitzt. Im übrigen aber ist gerade augenblicklich die Konstellation überaus günstig, da sowohl die Einwanderermassen als auch die Truppen, deren Gesamtzahl auf 250 000 geschätzt wird, in Sibirien und der Mandschurei fortwährend zunehmen und größeren Konsum erzeugen. Die Japaner haben die Gunst der Konjunktur zuerst erkannt. Ich fuhr auf einem Schiff nach Nikolajewsk, das ganz mit Salz von Kagoshima beladen war, Fische bildeten

die Rückfracht. Nach den letzten Nachrichten soll die Zahl der Japaner in Russisch-Ostasien gewaltig zugenommen haben, doch steht zu erwarten, daß das englisch-japanische Bündnis die ohnehin geringe Beliebtheit des Japaners daselbst noch mehr verringern wird. In die so entstehende Lücke könnten unternehmende Deutsche eintreten.

Ich lenke die Aufmerksamkeit noch auf folgende wichtige Industriezweige. Schon längst hat die Goldausbeute am Amur und an der Seja, die bei Blagowjeschtschensk mündet, eine große Rolle gespielt. Die Jahresausbeute betrug im Durchschnitt 50 Millionen Rubel. Die Hauptmine ist an der Seja, an 800 Werst oberhalb der Mündung. Die Schürfung wird mit den primitivsten Mitteln betrieben. Es scheint, daß amerikanische Maschinenfabrikanten dem Mangel abhelfen wollen, doch ist wohl noch nichts Entscheidendes geschehen. Eine ganze Reihe von Minen, die der Krone gehören, liegt außerdem bei Nertschinsk und am Altai, südlich von Barnaul. Dazu ist eine nicht unerhebliche Zahl ganz neuer Betriebe an verschiedenen Punkten der Mandschurei, bei Charbin, bei Haisheng (nordöstlich von Niutschwang) und vor allem auch in der Mongolei, bei Iro, 60 Werst südlich von Kiachta (Jahresausbeute 3 Millionen Rubel), kürzlich eröffnet worden. Alle diese Betriebe haben Maschinen nötig, sowie was sonst für Goldgräber erforderlich ist. Ein zweites Feld gewinnbringender Thätigkeit bietet sich durch die Bahn, die Kiachta und Kalgan verbinden soll. Ich habe selbst mit den schwedischen Ingenieuren gesprochen, die eben beschäftigt sind, die Bahn zu tracieren. Der Bau wird vielleicht noch Ende dieses Jahres beginnen.

Entsprechend den sehr hohen Preisen für Lebensmittel (mit Ausnahme von Fleisch), sind auch die Löhne in Sibirien recht hoch. Wenigstens im Osten. Denn im Omsker Gouvernement erhält ein Arbeiter bloß 60 bis 80 Kopeken. Aber je weiter man nach Osten geht, desto mehr schwellen die Löhne an. Am Amur bekommt ein Arbeiter 2½, auch 3 Rubel. Nur die Chinesen sind billiger, 60—65 Kopeken, und noch billiger Japaner und Koreaner; aber alle diese leisten auch nur ein Drittel von dem, was ein Weißer schafft. Als Dienstboten sind die Ostasiaten besonders beliebt, weil sie nüchterner sind als die Russen, die fast stets sich dem Trunk ergeben.

Noch ein Wort über den Nordosten. In Sachalin sind bedeutende Kohlengruben. Früher hatten Kunst & Albers eigene Schiffe zum Transport der Sachalingrubenprodukte, neuerdings aber ist das Geschäft in russische Hände (Makroff) übergegangen. Doch sind noch andere Mineralschätze auf der Insel, namentlich Petroleum. Hierbei, wie für alle Minen, kommt die deutsche Instrumentenfabrikation in Betracht, wie z. B. Breithaupt in Kassel schon seit lange für russische Minen seine Meßinstrumente liefert. Am Ochotskischen Busen haben sich letzthin neue Häfen und Handelsplätze aufgethan, so der von

Ajana. Die dort wohnenden Tungusen beginnen sich zu zivilisieren; man sieht, daß auch bis zu ihnen schon europäische Kleider gedrungen sind. Von deutschen Artikeln kommen dabei, wie überhaupt im östlichsten Sibirien, vornehmlich Hemden in Betracht.

Wie Ajana, so giebt es eine ganze Reihe von Plätzen im Nordosten und in der jüngst eröffneten Mandschurei, die erst kürzlich europäischer Industrie zugänglich wurden. Es bedarf nur Unternehmungsgeist und Gewandtheit, sich in neuer, ungewohnter Lage zurechtzufinden, um dort für deutschen Export Erfolge zu erzielen. Es ist gar nicht so schwer, in die eigenartigen Verhältnisse sich einzuleben. Von Sprachen genügt Russisch und Englisch. Zur Not kommt ein Reisender sogar nur mit Deutsch aus. Auch für die Etablierung neuer deutscher Häuser ist im äußersten Osten des asiatischen Festlandes noch Platz. Das Ungewohnte der jetzigen Verhältnisse ist geradezu ein Vorteil dabei. In Japan und China existieren seit einem Menschenalter und länger sehr große Firmen, die jetzt fest eingewurzelt sind und den Markt beherrschen. Auch sind Japaner und Chinesen schon so „helle“ geworden, daß ihre Konkurrenz schwer in die Wage fällt. In Ostsibirien und Mandschurei aber ist gerade jetzt die Zeit, anzufangen, winkt gerade jetzt dem Wagenden der Gewinn.

Hannover, März 1902.

Europa.

Deutschland und England.

Erasmus von Rotterdam, der größte Gelehrte seiner Zeit und ein feiner, diplomatischer Kopf, war gegen die Reformation. Das Volk aber jubelte Luther, dem Bauernsohne, zu, und das Volk hat mit seiner Wertschätzung der Reformation Recht behalten. Staatsmänner und Geschichtsschreiber und Könige waren für Napoleon und verzweifelten am Reiche. Das deutsche Volk aber erhob sich in der Pfalz, im Steigerwald und im Spessart gegen die Franzosen, es erhob sich in Preußen und in Hessen gegen den gewaltigen Korsen, gegen den Willen Friedrich Wilhelms III., und das Volk hat gesiegt und das Vaterland wieder frei gemacht. Und trotzdem hören wir wieder: Das Volk ist blind im Ueberschwall seiner Gefühle; Recht hat bloß der kalte, nüchterne Verstand. Das Volk liebt die Buren und haßt England; aber ein Glück, daß es nicht über hohe Politik zu entscheiden hat.

Der alte Lincoln, ein Mann von gesundem, derbem Menschenverstand, kein Soldat, aber ein volkskundiger Staatsmann ersten Ranges, ein richtiges Spiegelbild von Oom Paul, er sagte: Ihr könnt stets Einige vom Volke narren; ihr könnt das ganze Volk eine gewisse Zeit hindurch narren; aber ihr könnt nicht alle Zeit hindurch das ganze Volk narren.

Mit rauher That und tollkühnem Wagen treten die Germanen in die Hallen der Geschichte ein. Die Kimbern und Teutonen stiegen über die Alpen und verwüsteten Oberitalien und wurden zerschmettert. Schwer kam die Hand der Römer auf Germanien zu liegen. Da entschloß sich der große Cherusker zur List. Er gab vor, Roms Freund zu sein. Varus ging in die Falle und erlag. So ward durch List, der dann die Tapferkeit half, Germaniens Freiheit begründet. Als das protestantische Deutschland niedergeworfen war und kein Hoffnungsstrahl mehr leuchtete, da griff wiederum ein deutscher Fürst zur List. Moritz von Sachsen gab vor, ein Freund Karls V. zu sein, schläferte des Kaisers Wachsamkeit ein, überfiel ihn dann und siegte. Es heißt, daß auch jetzt wieder unsere Fürsten freundlich zu England sein müssen, des Augenblicks gewärtig, da sie mit offener That und zermalmendem Schlag ihre Feindschaft zeigen dürfen. So würde der tiefe Riß zwischen

dem deutschen Volkstum und seinen Leitern wieder geheilt werden. Wollte Gott, dem wäre so!

Unterdessen werden englische Uniformstücke, englische Spiele und Sitten bei uns eingeführt. Täglich wird uns geraten, von den Engländern zu lernen. In Staat und in Gesellschaft. Als ob nicht längst die Ueberlegenheit britischer Verwaltung als veralteter Moder- und Flitterkram, als eine unwirkliche Fata morgana entlarvt worden wäre, als ob unsere Kultur und Gesellschaft nicht reicher wäre, tiefer, freudiger, farbenprächtiger und wärmer denn die der britischen Inseln. „Wenigstens wir Germanen müssen zusammenhalten". Ein hochherziger Wunsch, ein leuchtendes Edelziel! Allein hält das germanische Dänenvolk zu uns, das uns doch enger verwandt als das Britentum? Rasse ist ein Ding, ein anderes aber das aus vielen Rassen und Kulturen und eigenartigen geschichtlichen Erfahrungen erwachsene Volkstum. Und was hätte England uns je zuliebe gethan? Es hat bald mit Preußen, bald mit seinem Erzfeinde Oesterreich ein Bündnis geschlossen, heute sich auf deutsche, morgen auf französische oder amerikanische Seite gestellt. Wenn es je uns half, so geschah das wahrlich nicht aus Liebe zu den festländischen Verwandten, sondern weil englischer Nutzen es so erheischte.

Es kommt indes gar nicht auf Dankbarkeit, gar nicht auf unsere beiderseitigen Gefühle an. Der Schlag gegen England muß kommen, wir mögen ihn wünschen oder verabscheuen. Er braucht nicht heute oder morgen zu kommen, auch muß vorsichtige Staatskunst bestrebt sein, ihn bis zum geeigneten Augenblicke zu verschieben, aber inzwischen muß das Volk von der Notwendigkeit des Schlages überzeugt werden, damit, wenn die Zeit der Entscheidung naht, die Leiter auf ein völlig gerüstetes Gefolge sich stützen können. Haben doch auch begeisterte Dichter und Weise lange vor 1813 zum Kampf gegen Frankreich aufgerufen, hat doch auch die englische Presse sich nicht gescheut, ihr Germaniam esse delendam in die Massen zu schleudern.

Und gerade die, so jetzt sich als die Busenfreunde Englands gebärden, gerade die Hochmögenden vom Handel und vom Großgewerbe, sie müssen den Kampf am entschiedensten wollen. Die Existenzfrage erhebt sich „bei Handelsstaaten schon bei Unterbindung der Verkehrsadern weit vom Staatsgebiet. Die Verdrängung einer Handelsmacht aus ihrem (Handels-) Gebiete wird zum Existenzkampf."*) Ein Ackerbaustaat und wenn er noch so groß wäre, kann Andere neben sich auf der Erde dulden, ein Handelsstaat nicht; zum mindesten nicht auf die Dauer. Daran ändert kein Betonen von Verwandtschaft, kein Hervorheben freundlicher Züge. Nichts ist billiger, als Gemein-

*) Ratzel, Politische Geographie 430.

samkeiten der Interessen, der Anschauungen zwischen Völkern aufzuspüren, haben doch Zeitgenossen Karls V. und Wilhelms II. auch zwischen Chinesen und Deutschen Aehnlichkeit gefunden.*) Und nichts ist verhängnisvoller, als über den Aehnlichkeiten die stärkeren Verschiedenheiten zu vergessen. Jähe Klüfte trennen uns von England. Eine andere Welt sind die Eilande jenseits des Kanals. Und eine feindliche Welt. Des haben die Briten selber am wenigsten Hehl. Politisch und kulturell, in Gewerbe und Handel, zu Wasser und zu Lande. Denn auch den Freunden und Anhängern unseres Ackerbaus ist England entgegen. Wir brauchen Neuland für unsere Bauern, da steht uns aber in Südafrika und sonst der Brite im Wege. Raum für Alle hat die Erde — das ist die Weisheit einer friedlichen Märchenzeit. Anders dichtet und trachtet die Not und der Drang des Lebens.

Der große Geschichtsschreiber Niebuhr starb am Verdrusse über die Revolution, die den Bürgerkönig Philipp auf den Thron brachte. Niebuhr sah durch den Sturz der elenden Bourbons die Kultur der ganzen Welt in Frage gestellt. Was uns an den heutigen Geschichtsschreibern empört, ist nicht ihr erstaunlicher Mangel an Augenmaß — so vergleicht Marcks das Uebergewicht Rußlands mit dem früheren Spaniens — sondern ihr Bestreben, England auch kulturell als unser Muster hinzustellen. Zu dem Ende setzen sie die Bildung anderer Staaten herab und verfallen so demselben Fehler, den sie mit Unrecht an den Nationalen tadeln, der chauvinistischen Ueberhebung. Das Frankreich Voltaires und Diderots eine „Vormacht des geistigen Stillstandes und Rückschrittes“ zu nennen,**) ist ein starkes Stück.

Englische Kultur? Sie war einmal. Jetzt ist sie unaufhaltsam im Sinken. Ich will nicht davon sprechen, daß die Briten Südafrika zur Hölle gemacht haben, nicht von den Schändungen wehrloser Frauen und Kinder, nicht von dem Hinmorden Verwundeter, von dem Verbrennen der Bauernhöfe, der Verödung des Landes, auch nicht von dem Wehrufe, der auf der Afrikanderzusammenkunft in Worcester erscholl, daß bei den Kaffern mehr Sicherheit vor Willkür und Gewaltthat, als bei den humanen Briten. Denn was bedeutet das alles für die Führer Deutschlands, denen das namenlose Elend eines Bruderstammes nur ein böser Traum, denen Volksehre ein leerer Schall? Aber davon muß die Rede sein, daß gerade jene Gebrechen und Schäden und Laster, die dem britischen Reiche den Untergang bringen, auch

*) Chamberlain, Grundlagen. v. Massow, Akademische Jugend. (Tägl. Rundschau 8. 12. 00.)

**) Vergl. den übrigens den Engländern kritisch gegenüberstehenden Professor R. Ehrenberg, „Der Lotse“ I 283.

bei uns auftauchen, daß gerade die Jagd nach Genuß und Gewinn, durch die Großbritannien zerwühlt wird, auch bei uns immer merklicher wird. So wirket das englische Vorbild uns selbst Verderben.

Frankfurt am Main, Januar 1901.

Die Lage in Irland.

Von jeher sind die Iren ein Pfahl im Fleische der Angelsachsen. Die dadurch entstandene Wunde ist unheilbar. Sie wird wohl verhüllt, aber sie schließt sich nie. Manchmal blutet sie geringer und dann wieder stärker. In der letzten Zeit scheint sie vollends ganz und gar wieder aufbrechen zu wollen. Scharenweise sind irische Freiwillige nach Südafrika geströmt, um sich unter die Vierkleur des Transvaals zu stellen, ein Oberst, der sie befehligt hatte, Lynch, wurde zum Vertreter eines irischen Kreises ins Unterhaus gewählt. Irische Attentate, die sich namentlich gegen englische Kriegsschiffe richten, mehren sich allerorten; ein Führer der Nationalisten, Redmond, erklärte erst vor wenigen Tagen in Amerika, daß seine Getreuen alle Kräfte anspannen würden, um den Betrieb der gesamten britischen Staatsmaschine unmöglich zu machen. Neben und in Verbindung mit dem Burenkrieg, dessen Bedeutung nicht nur für die ganze Welt in unvermindertem Grade andauert, ist die irische Frage das wichtigste Problem, mit dem sich britische Staatsmänner gegenwärtig zu befassen haben. Wie dieses Problem gelöst oder auch nicht gelöst werden wird, das ist eine Angelegenheit, die auch für die übrigen Mächte, und nicht zum mindesten für Deutschland, von großem Belang ist.

* * *

Die Gegenwart ist die Zeit der Nationalitätenkämpfe. Ueberall auf der Erde regt sich der Gegensatz des einen Volkes gegen das Nachbarvolk, der einen Rasse gegen die andere. Das Jahr 1870 sah das Aufkommen eines Nationalstaates in Italien, das nächste die nationale Wiedergeburt in Deutschland. Hierauf erfolgten Bewegungen in den Balkanländern, in Südafrika, in der asiatischen Türkei und Iran, Bewegungen, die darauf hinzielten, bestehende Staatsgrenzen zu durchbrechen und neue politische Gebilde zu schaffen, innerhalb deren das Volkstumideal sich besser ausleben könne. Nun

steht es nirgends geschrieben, daß notwendig einem jeden Volkstum sein besonderes Reich beschieden sei, nirgends hat es die Geschichte verordnet, daß aus Wollen unweigerlich auch das Können hervorgehe, daß jedes Volk und Völkchen, weil es eine eigene Litteratur und Kunst und Wissenschaft und eigene staatliche Vertretung wünscht, nun deshalb auch wirklich aller dieser Kulturgüter teilhaftig werde. „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt," sagt der alte Hesiod. Wie der einzelne, so muß auch ein ganzes Volk sich selber sein Geschick zurechtschmieden, und wem die Kraft, die Besonnenheit, die Ausdauer versagt, der geht zurück, der stürzt, der versinkt. Deutsche, Italiener, Nordamerikaner haben einen Nationalstaat und eine Nationalkultur gegründet, und die Buren werden sich das Gleiche erringen, aber eine ganze Reihe von Völkern, die zu dem gleichen Ziele aufstrebten, haben sich durch Hindernisse aufhalten lassen oder sind völlig gescheitert. Zumteil ist an dem Mißerfolg die geringe Zahl der Volksgenossen schuld, wie ei Slowenen, Slowaken, Ruthenen, Albanesen, Kurden, Berg-Syrern, Tscherkessen; zumteil ist es ein angeborener, unaustilgbarer Hang zum Leichtsinn, zur Zwietracht, zur Räuberei, ein tiefgehender Mangel an Beständigkeit und Schöpferkraft, an politischer Einsicht und Bildung, wie bei Afghanen und Belutschen, bei Juden, bei Armeniern, Tschechen, Polen und Iren. Alle diese Völker der zweiten Kategorie, deren Seelenzahl sich durchgehends auf mehrere Millionen erhebt, haben es bereits mehrere Male verstanden, einen eigenen Staat zu errichten, allein derselbe war niemals von Dauer; er litt und verdarb an der Unvollkommenheit, die der Geistesart seiner Urheber anhaftet.

Die Iren sind eine Nation von 4½ Millionen Köpfen, die natürliche Lage ihrer Heimat war in hohem Maße zu ihren Gunsten. Bevor die englisch-schottische Einwanderung nach dem Norden der Insel kam, mithin noch vor nur einem Vierteljahrtausend, besaßen die keltischen Ureinwohner so ziemlich allein ganz Erin. Alle geographischen und rassenhaften Bedingungen für einen geschlossenen Einheitsstaat waren gegeben, auch war bereits eine gewisse Kultur von Irland ausgegangen; die Einführung der Schrift und des Christentums, sowie eine daran sich knüpfende Propaganda im Auslande, die bis nach Bayern reichte, war früher auf der grünen Insel von statten gegangen, als in Großbritannien. Die Heldengesänge, die vor und im sechsten Jahrhundert entstanden und die später unter dem Namen Ossians gesammelt wurden, zeigten eine größere Höhe der Dichtkunst, als sie damals in Großbritannien erreicht war. Dennoch haben es die Iren niemals zu einem geordneten Staatswesen und noch viel weniger zu einem die ganze Insel umfassenden gebracht. Bismarck teilte die Nationen in männliche und weibliche und reihte unter letztere die Kelten ein. Weiber aber können mit allen

schönsten und besten Eigenschaften ausgestattet sein, aber können keinen Staat schaffen oder erhalten. Der Erbfehler der Weiblichkeit haftet auch den Iren an.

Obwohl dergestalt die Iren niemals einen für das britische Reich maßgebenden, geschweige denn einen überragenden weltgeschichtlichen Einfluß erlangt haben, ist doch die Rolle, die sie seit Jahrhunderten gespielt haben und jetzt mehr denn je spielen, von der größten Bedeutung. Aus zwei Gründen. Wenn sie auch die Geschicke des britischen Reiches nicht bestimmt haben, so griffen und greifen sie doch, teils fördernd, wie durch die Stellung vorzüglicher Generale und Soldaten, öfters aber hemmend in die Ereignisse ein. Sodann sind so viele Iren nach fremden Ländern ausgewandert, daß jetzt die Zahl der Iren in Uebersee wohl drei bis vier Mal bedeutender ist als die Kopfzahl der in der Heimat verbliebenen Volksgenossen. Die überseeischen Brüder aber wahren mit den heimischen den Zusammenhang und helfen ihnen in dem gewaltigen Kampfe gegen die Uebermacht der Angelsachsen.

Von den ältesten Geschicken der Iren wissen wir nichts. Die einheimischen Chroniken, die von alten Königen als Zeitgenossen Abrahams sprechen, sind von Anfang bis Ende erlogen. Seit 400 kam das Christentum in das Land. Seit dem 8. und 9. Jahrhundert wurde Erin von Dänen und Norwegern belästigt, doch scheint es nicht, daß diese nordgermanischen Einfälle ein dauerndes Ergebnis hatten. Die Normannen hatten zunächst lange genug damit zu thun, ihre Herrschaft in England selbst zu befestigen; erst im Laufe der Jahrhunderte gelang es ihnen, auch Schottland ihrer Macht zu unterwerfen, und noch später wandten sie ihr Augenmerk Irland zu; indes haben schon die Plantagenets erfolgreiche Züge gegen die Insel unternommen. Ein richtiges Einbeziehen Irlands in die Macht- und Verwaltungssphäre Großbritanniens hat im Grunde erst unter Cromwell begonnen. Eine beträchtliche Einwanderung angelsächsischer und schottischer Protestanten ward nach dem Norden der Insel gelenkt, und die Besitzergreifung der großen Güter im ganzen Lande durch englische Barone ward vervollständigt. Seitdem ist die Lage folgendermaßen: Im Norden wohnt eine zusammenhängende englisch-schottische Siedlerschicht, die auf der Seite der Regierung steht, in den übrigen Landesteilen sind die Herren der weiten Latifundien Angehörige des englischen Adels und der Hochkirche, dagegen ist die große Masse der Bevölkerung irisch und römisch-katholisch. Der Gegensatz der Religion ist zugleich ein Gegensatz der Rasse. In der irischen Bevölkerung selber sind zwei Kategorien zu unterscheiden. Die Mehrheit spricht nur englisch. Im Westen aber giebt es noch ungefähr 1/4 Million von Leuten, die nur die keltischen Dialekte des Kümrisch oder Gälisch sprechen; die Zahl derer, die im Ueber-

gangsstadium befindlich sind und sowohl Englisch als Keltisch verstehen, kann auf 400 000 geschätzt werden.

Die Iren waren durch die harte Faust Cromwells niedergeschlagen, aber waren noch keineswegs für immer unterworfen. Es kam zu mehreren blutigen Erhebungen. So oft die Franzosen als Verbündete der Jakobiten, der treuen Anhänger der Stuarts, eine Landung auf britischem Boden versuchten, so nahm stets Irland am bereitwilligsten die fremden Truppen auf, um mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Aber auch, nachdem die Verbindung mit auswärtigen Feinden der Angelsachsen ganz abgebrochen war, loderte die Flamme des Aufruhrs bald hier, bald dort empor. Der letzte größere Aufstand fand 1798 statt. Er war nicht unbedenklich. Auch nachdem er gedämpft, dauerte die Erregung fort, um in den 1820er Jahren aufs neue gefährlich zu werden. Das Land war von Geheimbünden zersetzt, wilde Banden durchzogen das Land, offen der Regierung Hohn sprechend. Des Nachts, mitten im Winter, brachen die unterdrückten Pächter in das Haus eines Gutsherrn ein, holten ihn aus dem Bette, zogen ihn nackt aus, setzten ihn gefesselt auf ein Pferd, jagten in der Dunkelheit ein paar Stunden umher und warfen den Halbtoten zum Schluß in eine mit Dornen gefüllte Grube. Die irische Bewegung erzielte ihren ersten Erfolg dadurch, daß sie, infolge von mehreren Bills, die um das Jahr 1830 nach heftigen Kämpfen von dem Ober- und Unterhause angenommen wurden, die gesetzliche Gleichstellung der katholischen Kirche mit der evangelischen bewirkte. Ein Jahrzehnt darauf schwoll jedoch die Bewegung wieder an, während England selbst von den Arbeiteraufständen der Chartisten erschüttert wurde. Macaulay hielt damals seine große Rede über die Zustände von Irland, worin er, der doch sonst auf Seiten der Regierung stand, den Machthabern wenig schmeichelhafte Dinge sagte. Die Rede wurde in die Ausgabe seiner gesamten Werke aufgenommen und kann noch jetzt mit Vorteil zur Beleuchtung der Lage hinzugezogen werden.

Die neueste Entwickelung der irischen Partei hebt mit 1848 an. Die Ereignisse des Revolutionsjahres gaben, wie der italienischen, der magyarischen und der tschechischen, so auch der irischen Bewegung einen gewaltigen Anstoß. Jetzt zum ersten Male ward die Partei ernstlich organisiert und arbeitete ein zielbewußtes Programm aus. Auf verfassungsmäßigem Wege wurde ein nie abbrechender Kampf gegen England in die Wege geleitet. Zweck und Ziel des Kampfes war und ist die völlige Lostrennung Irlands von Großbritannien in der Weise, wie Ungarn in der Doppelmonarchie an der Donau eine Sonderstellung einnimmt oder wie früher Korea als selbständiges Glied dem chinesischen Machtkreise angehörte, den chinesischen Kaiser und Kalender, sowie Münzen und Maße anerkannte, aber sonst vollkommen nach eigenem Gutdünken schaltete. Mithin bloß eine Loslösung von Großbritannien, aber nicht

ein Ausscheiden aus dem Verbande des britischen Reiches. Einzelne Hitzköpfe trachteten allerdings in blinder Wut und trachten auch noch jetzt danach, einen völligen Zusammensturz Weltbritanniens heraufzubeschwören. Anarchistische Elemente haben sich mit den auf verfassungsmäßiger Bahn vorgehenden verbunden. Der Bund der Fenier entstand. Er leitete sich von Fionn, dem mythischen Urvater der Iren ab, in der latinisierten Form Fenius, der nach den alten, durch und durch fabulosen Chroniken als Führer und Stammheros irischer Siedler von Troja hergekommen sein soll. Die Fenier entfalteten seit ungefähr 1861 eine größere Thätigkeit, die zunächst in Geheimbündelei ihren Ausdruck fand. Größere Dinge brachten sie in Amerika zur Ausführung kurz nach Beendigung des Sezessionskrieges. Von den Feniern organisierte Truppen überschritten die Grenze der Vereinigten Staaten in der Seeengegend und versuchten Kanada zu erobern; auch wurde ein maritimes Unternehmen zum gleichen Zwecke ins Werk gesetzt. Der Gedanke war der, das britische Reich von der Peripherie zu erschüttern. Die Unionsregierung unterstützte zwar nicht jenen Flibustierzug, aber stand ihm doch eher freundschaftlich gegenüber, da sie gerade damals wegen der Hilfe, die England den Südstaaten hatte angedeihen lassen, und wegen der Alabama-Affäre — ein britisches Piratenschiff „Alabama" hatte ernstlich den amerikanischen Handel geschädigt — mit dem Kabinet von St. James in Fehde lag. Die irischen Banden wurden ohne sonderliche Mühe unschädlich gemacht, allein der Bund und die Bestrebungen der Fenier dauerten fort.

Zu neuem, gefährlichem Ausbruche kam die Unzufriedenheit der Iren um das Jahr 1880, eine Reihe von anarchistischen Bombenattentaten erzeugend, denen selbst Mitglieder des Staatsministeriums zum Opfer fielen. Gegen die Urheber wurde mit den allerschärfsten Strafen vorgegangen. Seitdem hat keine revolutionäre Eruption von bedeutenderer Tragweite mehr stattgefunden, völlig aber hat der irische Krater niemals geruht. Als bedeutsames Ereignis verdient erwähnt zu werden, daß Cecil Rhodes dem redegewaltigen Parnell, der allmächtiger Führer der Nationalisten war, bis die berüchtigte Ehebruchsangelegenheit ihn seines Nimbus beraubte, 10 000 Pf. St. übergab, die für die Unabhängigkeit Erins verausgabt werden sollten. Dem „Kollossus" schwebte ein ähnliches Ziel vor wie Parnell, nämlich eine Sonderstellung Südafrikas, ein Ziel, das er bis in den Anfang der 90er Jahre verfolgte, um dann in das imperialistische Lager hinüberzugehen. Die mächtigste Anstrengung der Iren, auf verfassungsmäßigem Wege Homerule zu erreichen, erfolgte unter dem letzten Ministerium Gladstones, der selbst die ganze Gloire seiner in Großbritannien lange so sehr überschätzten Persönlichkeit für die irische Unabhängigkeit in die Wagschale warf. Dem Ansturm der Homerulefreunde widerstand nur noch, wie ein Fels dem Wogenprall, das Haus der Lords,

und so hoch stieg die Flut der Erbitterung bei den Homerulern, daß sie stehenden Fußes den Antrag einbrachten, das Oberhaus abzuschaffen. Die Bemühung Gladstones ist indessen vollkommen gescheitert. Danach verlegten die kampfesmutigen Iren ihre Thätigkeit wiederum auf die Peripherie. Im Jahre 1895 forderte auf einer großen Versammlung in Chicago, die von 10000 Iren besucht war, Flammigan zum offenen Krieg gegen das anmaßende Albion auf. Der südafrikanische Krieg zeitigte bei Quebek, im Pugetsund bei Viktoria (westkanadische Küste), bei Durban kleinere Torpedoattentate gegen britische Kriegsschiffe. In den letzten Wochen ist dann wiederum die Erregung aufs neue stark angeschwollen, und es dürfte niemand wunder nehmen, wenn gerade jetzt, bei Gelegenheit der im Juni bevorstehenden Krönung König Eduards die Iren eine umfassende Demonstration vorbereiteten.

Hannover, März 1902.

Die United Irish League.

Als die Fenier, durch Dynamitattentate kompromittiert, sich nicht mehr halten konnten und den Sitz ihrer Thätigkeit nach Paris verlegten, da nahm eine andere Organisation der Iren deren Stelle ein, die Irish Land League. Es war einigermaßen, wie wenn eine Studentenkorporation bei uns aufgehoben wird und sich dann unter anderem Namen wieder aufthut. Die Richtung bleibt dieselbe. Aber wie bei den Korporationen der Bestand der Mitglieder doch nicht ganz derselbe bleibt, wie vor der Aufhebung, so waren auch die Männer des Landbundes etwas von denen des Fenierbundes verschieden. Es fehlte jedoch auch bei dem Landbund nicht an Mord und Totschlag. Allmählich aber ward das Land friedlicher, und seit gut zehn Jahren ist kaum ein Agrarmord, wie man es hier nennt, das ist Ermordung eines Grundbesitzers durch Pächter oder dessen Freunde, in Irland vorgefallen. Es trat große Ebbe in der ganzen irischen Bewegung ein. Da brach der Krieg mit Südafrika aus: der Krieg fachte die Funken in der Asche wieder an. Die Unzufriedenheit loderte wieder empor. Der Grund war zum teil sehr materiell, denn der Krieg brachte neue Steuerlasten, und die irischen Bauern trugen schwer genug an den alten. Dann aber verlor England moralisch so sehr, daß durch seinen Niedergang seine Feinde notwendig wieder Mut

schöpften und zu neuen Thaten angestachelt wurden. So kam die United Irish League empor, die sich bald über die ganze Insel und die Vereinigten Staaten verbreitete. Was sie auszeichnet, ist, daß sie sich prinzipiell von Gewaltthaten zurückhält. Es fallen deren immer noch welche vor, wie die abscheulichen Verstümmelungen von Vieh, die gerade in den letzten Tagen wieder häufiger wurden, aber sie werden von den Führern ausdrücklich gemißbilligt. Man kann jedoch grausam sein, auch ohne positive Gewaltthat, nämlich durch das negative Mittel der Entziehung jeder Hilfe. Das ist der Boykott, der zu einem furchtbaren Kampfmittel umgestaltet werden kann. Es wird dabei zwischen einem teilweisen und gänzlichen Boykott unterschieden. Der teilweise ist vorwiegend geselliger Natur, der gänzliche aber besagt, daß dem Boykottierten der Metzger kein Fleisch, der Bäcker kein Brot verkauft und der Arzt nicht zu seiner kranken Frau kommt, und wenn sie im Wochenbett wäre (gerade dieser Fall ist festgestellt worden). Die Betroffenen konnten sich, um Nahrungsmittel zu erlangen, nur an Wirtshäuser wenden, die zum Verkauf von Getränken und Speisen, wie bei uns, durchs Gesetz verpflichtet sind, aber das hätte die Lebenshaltung um das Doppelte verteuert; so blieb als einziger Ausweg Ernährung durch Beihilfe der Polizei. Gegen diesen vollständigen Boykott, den übrigens auch die Führer ausdrücklich verwerfen, richten sich die Ausnahmegesetze vor allen anderen Dingen. Eingeführt aber wurden die Gesetze, weil eben die League schon so stark geworden ist, daß sie der Regierung eine Gefahr dünkt. Aus Kreisen, die dem Vizekönig nahestehen, habe ich erfahren, daß der Vizekönig Earl Cadogan selber schon längst die Gesetze beantragt hat. Der Earl ist seit sieben Jahren im Lande und keineswegs populär, was allerdings für einen Vizekönig Irlands wohl ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die Anregung Cadogans fiel lange auf unfruchtbaren Boden. Jetzt aber wird sie aufgenommen, und zwar in der geschickten Form, daß gerade Cadogan von der die Gesetze beschließenden Kabinetssitzung fern blieb, als der einzige Minister, so daß kein Odium auf ihn fallen konnte. Der Grund aber dafür, daß jetzt gerade das Kabinet zu den Ausnahmemaßregeln griff, ist darin zu suchen, daß jetzt die Berater des Königs den Krieg in Südafrika zu Ende glauben und sich dadurch frei fühlen für ein Vorgehen gegen andere Feinde. Denn als Feinde des britischen Reiches muß man die Iren ansprechen, das haben sie jüngst selber im Parlament unzweideutig erklärt.

Daß die Leiter der United Irish League jede Gewaltthätigkeit verdammen, ist ein ganz hervorragender Beweis ihrer Stärke. Sie erreichen ihr Ziel ohne Gewalt. Das gerade macht sie gefährlich. Nicht mehr durch brutale Agrarverbrechen, sondern durch die langsame Wirkung einer folgerichtigen, selbstbewußten Kulturentwickelung hoffen und vertrauen sie die Un-

abhängigkeit Irlands zu erzielen. Verbrechen können durch Gerichte, können durch harte Strafen zurückgedämmt und unterdrückt werden. Gegen eine Kultur, gegen eine starke Volkstumsentwickelung ist jeder Staat machtlos. Und so stark ist die Sache der Iren, daß sie sogar fortwährend in den Reihen der Gegner Freunde wirbt, daß sie englische Fürsprecher der Homerule gewinnt. Ungefähr 28 Prozent der englischen und schottischen Volksvertreter waren zur Zeit des letzten Gladstone-Ministeriums — in merkwürdiger Selbstverblendung — Anhänger einer Bewegung, die in letzter Linie eine Zersplitterung und Schwächung des britischen Reiches bezweckte. Es giebt ja auch bei uns Leute, die für die Rechte der Polen und Dänen eintreten.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, daß ich hier meinen eigenen Standpunkt etwas erläutere, denn jede Darstellung der verwickelten irischen Frage ist mehr oder weniger subjektiv. „Wer nicht selbst zu unterdrücken die Kraft hat, wird unterdrückt werden; wenn du nicht ausbeuten willst, werden andere dich ausbeuten.“ So ist die Lehre Nietzsches, die nicht nur im Privatleben, mit Ausnahme vielleicht der Familie, sondern vor allem im Völkerleben gilt. Ich denke, bei allen Bewegungen, die nationalen Charakter haben, bei der polnischen, bei der tschechischen, bei der irischen, befinden sich die Angegriffenen in der Lage, wie etwa ein Mensch, der von einem hungrigen Löwen angefallen wird. Gewiß, ich kann mich sehr gut in die Gefühle des Löwen hineinversetzen. er hat für sich und seine Brut zu sorgen, er ist ein natürlicher Gegner — aber ein Narr wäre ich, wenn ich diesem Gefühle so weit nachgebe, daß ich mich von der Bestie auffressen lasse. Genau so sind die Aspirationen der Polen und Iren vom polnischen und irischen Standpunkte aus vollkommen berechtigt, aber eine Närrin wäre die deutsche Regierung, wenn sie solchen Bestrebungen nachgäbe, und Narren sind diejenigen Briten, die für Homerule stimmen. Für einen Politiker hat es gar keine Bedeutung, darüber philosophische Betrachtungen anzustellen, ob die Unzufriedenheit einer gegnerischen Nationalität berechtigt ist, sondern ihm kommt es nur darauf an, wie stark diese Unzufriedenheit ist, was für Folgen sie haben kann und wie ihr zu begegnen ist. Und da haben wir einfach festzustellen, daß die irische Unzufriedenheit, wie sie sich in der eisernen Organisation der United Irish League verkörpert, eine gewaltige Gefahr für das britische Reich ist, eine Gefahr, der die britische Regierung nur mit sehr unzureichenden Mitteln begegnet.

Die Bedeutung der League und der von ihr entfesselten Bewegung zeigt sich auch darin, daß in der letzten Zeit viel für und gegen sie geschrieben wird, während von 1886 bis 1898 fast gar keine litterarische Thätigkeit auf diesem Gebiete zu bemerken war. Hierüber jedoch ein anderes Mal.

Bismarck meinte, mit Kartätschen hätte man die 48er Bewegung in Berlin unterdrücken können. Aehnlich wäre es wohl möglich, mit unerbitt-

licher Härte die Iren zu bewältigen. Man will ihr Zurückweichen vor bewußter Strenge wiederholt bemerkt haben. Cromwell hatte Erfolg damit und Palmerston. Aber die letzten Maßregeln des „Coercion“ haben durchaus den Charakter der Halbheit. Und halbe Maßregeln haben stets einen ganzen Mißerfolg. Die Führer der United Irish League, die jetzt unter Auklage der Volksaufreizung standen, sie kamen damit frei, daß sie Kaution in der Höhe von 2—4000 Mk. für künftiges gutes Betragen stellten oder 3 bis 6 Monate ins Gefängnis wanderten. Das will wenig besagen. Es ist bloß Wasser auf die Mühle der Agitatoren. Und zu mehr wird man sich schwerlich aufraffen. Auch ist die Ueberzeugung ganz allgemein, daß das jetzige Vorgehen der Regierung der League nur neuen Stoff und neue Kraft giebt.

Ein nicht unwichtiger Faktor, den die League mit in ihr Programm aufgenommen hat, ist die Förderung des Keltischen, der gälischen Sprache, in der irischen Bevölkerung. Ich habe mit Fournier d'Albe, dem Sekretär der Celtic League, der französischer Herkunft ist, mit Professor Meyer, dem bedeutendsten Keltisten Großbritaniens, einem Bruder des bekannten Historikers Eduard Meyer, mit Archäologen und anderen Fachleuten gesprochen und habe übereinstimmend den Bescheid erhalten, daß seit einem Jahrzehnt etwa die Kenntnis des Gälischen im Wachsen begriffen sei. Keltische Zeitschriften, keltische Vereine, Gasthäuser mit rein keltischer Bedienung, selbst in den Tageszeitungen keltische Spalten. Das Ding hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Kleinkampf, den die Natiönchen unseres Ostens um ihre volkliche Existenz führen, Anstrengungen, die zuerst lächerlich schienen und die zuguterletzt einen recht erheblichen Erfolg hatten. Fournier, der allerdings mit Vorsicht zu genießen ist, da er pro domo redet, wies im Gespräch darauf hin, daß Tschechisch vor 60 Jahren nur die Sprache der Hausknechte und Viehmägde gewesen und jetzt — — Ebenso werde sich das Gälisch wieder emporringen. Jedenfalls sähen sich die Männer der United Irish League bereits durch den Zeitgeist gezwungen, das Gälisch, falls sie dessen nicht mächtig, zu erlernen oder doch wenigstens mit einigen Brocken zu paradieren.

Bemerkenswert ist noch, daß nicht nur die meisten katholischen, sondern auch viele protestantische Iren zur United gehören. Der Zusammenhalt des Volkstums erweist sich mächtiger, als die Verschiedenheit der Religionen. Das ist eins der bedeutsamsten Zeichen im gegenwärtigen Kampfe. Ja, sogar anglikanische Prediger stehen nicht selten auf der Seite der United, und fast alle haben die irisch-englische Mundart, die nasale „brogue“ angenommen. Auch auf diesem Gebiete ist das einheimische Element sieghaft gegen das Angelsachsentum.

Bantry (Südirland), Ende April 1902.

Die Bevölkerung Irlands.

Im Anfang waren Leute auf der Smaragdinsel, die nicht der indogermanischen Rasse angehörten. Das wird allgemein von den Gelehrten zugestanden. Auch das ist sicher, daß nicht eine, sondern mehrere Urrassen auf dem Eilande lebten. Nur darüber herrscht Ungewißheit, welcher Völkerfamilie die einzelnen Rassen einzureihen seien. Bloß für die südlichen Urbewohner, die Siluren, haben wir einen greifbaren Anhalt in der Bemerkung des Tacitus, dieselben seien den Iberern ähnlich. In den westlichen Grafschaften dagegen, d. h. denen, die am fernsten von aller Kultur sind, stößt man auf Individuen, die schier an einen Australneger erinnern, und andere, die wie die Kalmücken und Baschkiren schiefe Augen und hervorstehende Jochbeine haben. An mehreren Orten dienen bienenkorbähnliche Wigwame, die an mittelasiatische Jurten gemahnen, als Wohnhäuser; Brunnenverehrung wird noch geübt, wie im Orient; gelegentlich werden horizontale Mühlräder benutzt, wie in dem baskischen Spanien, bei einigen Osmanen und in Westchina; gewisse Geräte und Gebräuche, so sagten mir einheimische Altertumsforscher, seien sonst nur noch in Japan nachweisbar. Genug, es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Urbevölkerung Irlands turanischer Rasse war. Das geht auch daraus mit zwingender Kraft hervor, daß Gal „der Fremde“ heißt. So war der Eroberer Fingal, der Vater Ossians, „der weiße Fremde“, und gälisch, die Sprache Irlands, war die Sprache eines fremden Erobervolkes, das den ältesten Siedlern aufgedrängt wurde.

Die Turanier und die arischen Kelten verschmolzen miteinander, derart, daß jetzt von turanischer Sprache kaum noch eine Spur mehr vorhanden ist. Die Verschmelzung war offenbar zur Zeit des Tacitus noch nicht gänzlich vollzogen, doch wird sie nicht lange darauf vollständig geworden sein; wenigstens hören wir in der späteren Litteratur nichts mehr von abgesonderten Ureinwohnern. Sie sind verschollen, sind aufgegangen im Keltentum. Kaum hatten sich die Kelten vollständig zu Herren Irlands gemacht, als wiederum ein neuer Feind die Insel überrannte. Wir lesen in einer schottischen Chronik, daß schon im Jahre 434 Normannen nach Erin kamen, vom 7.—9. Jahrhundert scheint der größere Teil des Landes unter dänischer Herrschaft gewesen zu sein. Im 13. Jahrhundert hören wir von einem Normannenzug in Galway. Auf jene frühen Germanenzüge sind wohl die blondhaarigen Bewohner einiger Inseln an der westirischen Küste zurückzuführen. Die Nachfahren der älteren germanischen Siedler haben sich jedoch völlig im Keltentum verloren; nicht anders erging es auch später noch häufig normannischen Edelingen, die wegen Erbstreitigkeiten oder einer Bluthat halber von der großen Nachbarinsel flüchtend, sich als Häuptlinge irischer Clans aufwarfen und gegen

die englischen Regierungstruppen zu Felde zogen, selbst eine beträchtliche Anzahl der anglonormannischen Massensiedlungen, die seit Karl I. und Cromwell in Irland gestiftet wurden, ist von der unruhigen See des Keltentums verschlungen worden. Der Vorgang ist von der größten Bedeutung, wir wissen ja selbst von unseren polnischen und tschechischen Nachbarn, daß nur die Herold und Engel und Rieger und Szulz und Szuman, daß die deutschen Renegaten, die vermöge ihrer höheren Fähigkeiten sich zu Führern aufschwangen, den slavischen Horden Halt und Festigkeit gaben, sowie Kraft zum Angriff. Ebenso ist erst durch die Amalgamation mit britischer Legierung das irische Silber gehärtet worden. Dennoch geht auf die Cromwell'schen Soldaten-Kolonisten der erste dauernde Ansatz einer nichtkeltischen oder doch nicht rein keltischen Bevölkerung zurück. Den Ansatz verstärkten schottische Siedler, die sich am zähesten gegen die immer von neuem heranrollende Sturmflut der Iren hielten. Auf die Weise ist eine dreifach gespaltene Bevölkerung auf Erin erwachsen, gespalten in Rasse, Sitte, Glauben und bis vor zwei Menschenaltern auch durchgängig in der Sprache. Die Mehrheit bilden die Iren, deren es fast 3½ Millionen giebt. Sie sind ganz überwiegend katholisch, es sind einige Zehntausende von der anglikanischen Kirche gewonnen worden, ohne jedoch hierdurch ihren volklichen und Interessenzusammenhang mit den Katholiken einzubüßen. Die zweite Stelle nehmen die etwa 600 000 zählenden Engländer ein, die zur Hochkirche gehören. Sie bilden die Herrscherkaste im Lande. Zuletzt sind die Schotten zu nennen, nicht ganz ½ Million stark, Anhänger der presbyterianischen „Kirk", zumeist kleine Farmer und Händler, nebst einigen Großindustriellen. Die Dreiteilung ist ziemlich sauber durchgeführt, die Schotten in der Osthälfte Ulsters, die Engländer in der Gegend von Dublin, und Enclaven in den Grafschaften Cork und Tery, sowie als Großgrundbesitzer über die ganze Insel hin. Ich habe hierbei nur die Haupttrennungslinien angegeben; in der Fülle und Vielseitigkeit des Lebens verschieben sich natürlich die Linien noch ganz bedeutend. So sind die meisten Mitglieder des irischen Hochadels in den Bann- und Vorstellungskreis der englischen Grundherren geraten; andererseits haben auch noch in neuester Zeit angelsächsische Familien den Iren die tüchtigsten Führer geliefert, wie denn Parnell, der hervorragendste aller Nationalistenhäuptlinge, der Sohn eines schottisch-englischen Vaters und einer amerikanischen Mutter war. Uebrigens wird behauptet, daß auch die Mehrzahl der großen Generale, die in der irischen Ruhmeshalle glänzen, nicht irischen, sondern angelsächsischen Blutes seien, z. B. Roberts, Lawrence, Wolseley, Kitchener, Butler. Bei allem Schwanken der scheidenden Linien ist aber das eine doch immer ganz deutlich bemerkbar, daß der irische Einfluß im Steigen begriffen ist, während die angelsächsische Welle zurückebbt. Lange unterdrückt, häufig an den Rand der

Vernichtung gebracht, mehrmals schon totgesagt, hat sich die örtliche Eigenart doch im Laufe der Jahrtausende zuletzt wirksamer und mächtiger erwiesen, als alle fremden Einwirkungen. Es hat dabei den Insulanern ihre Lage sehr geholfen. Gleichwie den Portugiesen, von denen es doch auch sehr erstaunlich ist, daß sie nicht schon längst von ihrem weit mächtigeren Nachbar, dem spanischen Volke, aufgesogen worden sind, hat den Iren das Meer den Rücken und die zwei Flanken geschützt, außerdem aber haben die beiden kleinen Nationen noch eine Rückendeckung über dem Weltmeer, die Portugiesen an Brasilien und die Iren an den Vereinigten Staaten von Amerika.

Der Charakter des irischen Volkes ist ausgesprochen keltisch, sanguinisch, ja quecksilbrig, stets zum Handel aufgelegt, sei es im Guten, sei es im Bösen; leichtgläubig; witzig, prahlerisch, eitel und tapfer. Wie Murat, der Schwager Napoleons, ein geradezu lächerlich eitles Gigerl war und trotzdem der beherzteste Reitergeneral, so bringen es auch die Iren fertig, zugleich Renommisten und Helden zu seien. Ferner schreien sie leicht bei einem kleinen Anlaß: ich sterbe, ich bin tot, aber das hindert sie gar nicht, einen Kampf — sei es in der Feldschlacht oder in der Politik — mutig durchzufechten. Man darf nicht an ihrer Tüchtigkeit zweifeln, weil sie zu viel Redensarten machen, man darf aber auch nicht all' ihre Reden für bare Münze nehmen und muß wenigstens 50 pCt. davon abziehen. Der Ire ermangelt der straffen Strenge, der Ordnungsliebe, der Ausdauer und der Härte der germanischen Rasse, er hat dafür die leichte Anmut, die feurige Erfindungskraft und die feine Ritterlichkeit des Kelten, freilich auch dessen verhängnisvolle Ziellosigkeit und Weichheit. An guter Lebensart stehen sie hoch über ihren östlichen Nachbarn; der Engländer selber giebt zu, daß jeder Ire, auch der zerlumpteste, a gentleman sei, und daß, je weiter man sich von Dublin entferne, desto besser die Manieren würden. Ein englischer Kellner wirft einem wie ein Indianer die Schüsseln auf den Tisch und drückt einem das Geld, daß er herausgegeben hat, plump in die Hand. Ein Ire ordnet die Teller wie einen Kunstbau und bringt das Geld auf einer Schale, und wenn sie zerbrochen wäre, aber es ist doch der Wunsch da, das Leben zu verschönern. Was dem Fremden zunächst und am angenehmsten bei den Iren auffällt, das ist ihre affability, ihre Gemütlichkeit und Liebenswürdigkeit. Wenn man einen munteren Abend mit einem verlebt hat, so ist es, als ob man ihn schon zehn Jahre gekannt hätte, und wenn man einen kennt, so ist es sehr leicht, durch gern geleistete Vorstellungen und Empfehlungen alle kennen zu lernen.

Es sind nicht immer die härtesten Volkstümer, die sich am zähesten durchsetzen, manchmal gelingt es weichen und elastischen besser. Die flatterhaften Griechen gewinnen ohne Zweifel an Boden gegenüber den gediegenen, spröden Osmanen, so ist auch der Engländer in Geschäft und Politik zu-

verlässiger und gediegener, er ist ein besserer Haus- und Staatsverwalter, aber das braucht gar nicht zu hindern, daß der fahrige, haltlose Ire ihm dennoch den Boden unter den Füßen nimmt und ihn völlig aus dem Felde schlägt. An Charakterstärke und Beständigkeit wird vermutlich eine Engländerin über der Irin stehen, deren oft und mit Recht gepriesene Schönheit leicht etwas Leeres, Seelenloses hat; dennoch gewinnt im Wettbewerb zuletzt die Irin, zieht so manche Volksfreunde zu dem Irentum hinüber und prägt doch zuletzt allem ihren Stempel auf, und in letzter Linie ist es das Familienleben doch, welches das Schicksal ein Volkes entscheidet.

Dublin, April 1902.

Irische Auswanderung.

Die Führer der Iren waren von sehr verschiedenartigen Talenten, keiner glich dem anderen. O'Connell, obwohl der maßvollste von allen, war doch wesentlich nur Agitator. Parnell war vor allem der Organisator, unübertroffen in der revolutionären, ans Gesetzlose streifenden Ausnutzung der Gesetze, die Seele geheimer Gesellschaften. Redmond ist der tapfere Mann, der den offenen Kampf dem unterirdischen der Fenier und Parnells vorzieht. Dillon endlich ist der Denker der Partei, hat namentlich auch über äußere Politik fruchtbare Ideen, für die das ernste „Nineteenth Century" ihm ihre Spalten öffnet. Dillon hat in seiner großen Parlamentsrede vom 17. April einen Punkt berührt, der von fundamentaler Bedeutung für die irische Frage ist und der wohl verdiente näher ausgeführt zu werden, ich meine die ungeheure Abnahme der irischen Bevölkerung. Kein besserer Beweis kann für das Unzureichende britischer Verwaltung erbracht werden, als die Thatsache, daß die Iren in Scharen auswandern. Wären sie so darauf aus, ihre Heimat zu verlassen, wenn wirklich die Engländer, wie sie behaupten, ihre einzige Aufgabe darin fänden, to bring prosperity and happiness? Die englische Gesetzgebung hat das Leben der ärmeren Klassen in Irland so erschwert, daß den Bedrückten jedes Loos besser dünkt, als der Verbleib in der angestammten Heimat. Und keine Ire kommt zurück, wenn er reich geworden, wie doch Deutsche und Italiener aus Amerika zurückkehren, ihr Geld daheim zu verzehren. Etwas Einfluß hatten allerdings auf die irische Auswanderung Mißernten, so namentlich die furchtbaren Hungerjahre von 1845—1847. Aber

auch jetzt, da seit einer Reihe von Jahren gute Ernten erzielt wurden, dauert die Auswanderung fort.

Die Bevölkerung von Irland betrug:

1800 circa	5—6 Millionen.
1841	8 175 000.
1851	6 552 000.
1891	4 705 000.
1901	4 457 000.

Am meisten hat der Süden, hat Munster abgenommen, wo die Versuchung zur Auswanderung infolge der guten Häfen, des eifrigen Verkehrs mit Amerika am größten war. Es befanden sich in Munster:

1841	2,4 Millionen Seelen
1901	1,1 „ „

Die Abnahme der Seelenzahl ist um so auffallender, wenn man England und Schottland vergleicht, wo seit 1870 die Bevölkerung derartig gewachsen ist, daß trotz Irlands das ganze Königreich von 28 auf 42 Millionen gestiegen ist.

Den Hauptgrund der Volksverminderung bildet, wie genugsam hervorgehoben, die Auswanderung. Es verließen Irland:

1851—1860	1,16 Millionen Personen.
1861—1870	0,85 „ „
1871—1880	0,62 „ „
1881—1890	0,77 „ „
1891—1900	0,43 „ „

Die weitaus überwiegende Zahl der Auswanderer wandte sich den Vereinigten Staaten zu. Es gingen 1896—1900 nach den Vereinigten Staaten 160 000, nach Australien 3800, nach Kanada 2200 und ein verschwindender Bruchteil nach anderen Ländern. Die Auswanderung nach der Union ist mindestens 96 Prozent der Gesamtauswanderung.

Cork, Ende April.

Land und Steuern Irlands.

Hängen und Pfählen, Mißhandlungen von Weibern und Kindern, Niederbrennen von Häusern und Städten erregt mehr die öffentliche Einbildungskraft als ein langsamer Aussaugungsprozeß auf finanztechnischem Wege.

Da man nichts mehr von Sengen und Brennen und Massenmorden in Aegypten und Indien sieht, so heißt es: die Länder sind glücklich unter britischer Herrschaft. Und doch ist Indien derartig ausgesogen, daß es völlig verarmt und derartig widerstandslos gegen Krankheiten geworden ist, daß allein in dem letzten Jahrzehnt nach amtlichem Zeugnis 19 Millionen Menschen an Pest, Cholera und Hungertyphus gestorben sind. Und im glücklichen Aegypten, der Kornkammer des Mittelmeers, werden die Fellachen derart durch die Steuerschraube gedrückt, daß sie in Scharen das platte Land verlassen, um die müßigen Massen des städtischen Pöbels gefährlich zu verstärken. Ebenso wird nicht selten von britischer Seite den Iren vorgehalten, sie hätten sich höchst glücklich zu fühlen und seien äußerst undankbar, daß sie die Wohlthaten englischer Gesetzgebung, englischer Industrie, englischer Eisenbahnen und Bauten nicht genugsam anerkennten. Die Wurzel des Uebels sitzt auch hier in der übermäßigen Besteuerung. Bis vor hundert Jahren war der irische Bauer überhaupt kein Mensch, sondern nur eine Bestie, schutzlos und rechtlos. Ein Menschenalter darauf ward wenigstens seine Religion anerkannt. Bis zur Gesetzgebung Gladstones konnte der Bauer jeden Augenblick von seiner Köthe verjagt werden. Das wurde durch die Bills von 1870 und 1885 gebessert. Somit ist nunmehr der Rechtlosigkeit ein Ende bereitet und besteht theoretisch kein Grund mehr, warum die Iren nicht zufrieden sein sollten. Was sie aber jetzt noch bedrängt und fast ebenso bedrängt wie die frühere Rechtlosigkeit, das ist der finanzielle Druck. Ueber nichts klagen die Iren mehr, als daß sie im Verhältnis weit höher besteuert würden als Engländer und Schotten, sodann darüber, daß der britische Freihandel den Wohlstand Irlands zu Grunde richte, und die übermäßige, polypenhafte Ausdehnung britischer Industrie das Aufkommen einer irischen unmöglich mache.

Das Durchschnittseinkommen eines irischen Pächters beträgt 640 Mark, dafür muß er nicht nur seine Familie erhalten, sondern vor allem 140 Mark durchschnittlich für Pacht bezahlen und von den übrig bleibenden 500 Mark ein ganzes Fünftel, nämlich 100 Mark, als Steuern. Folglich müssen fünf Köpfe, auf die im Durchschnitt eine Familie geschätzt werden kann, sich mit 400 Mark im ganzen Jahre durchschlagen. Und man muß bedenken, daß Tausende von Familien den Durchschnitt des Jahreseinkommens nicht erreichen. In einigen Grafschaften des Westens, in Sligo, Mayo, Galway giebt es Familien, die bloß 150 Mark im ganzen Jahr verdienen, die so dürftig sind, daß sogar die Frauen nur ein einziges Gewand tragen und häufig kein zweites zum Wechseln haben. Die Wohnungen solcher Leute sind kümmerliche Löcher, aus nichts als Lehm aufgebaut, schlimmer als Hundehütten; Mensch und Vieh haust dort einträglich zusammen. Die Unseligen können nur, falls sie nicht auswandern wollen, in der Art ihr Loos zu ver-

bessern hoffen, daß, da die Regierung unerbittlich die Steuern eintreibt, die Landpacht wenigstens geringer wird, oder aber — das ist die Forderung der Extremen — ganz und gar wegfällt. Ein bedeutsamer Uebergang zu der Verminderung der Pacht ist die seit Jahrzehnten eingerissene Stundung des Pachtzinses, die sich nicht selten auf 2 bis 3 Jahre erstreckt. Gewiß, der Gutsherr kann den säumigen Zahler an die Luft setzen, evict him, wie der Kunstausdruck lautet, und an seiner beweglichen Habe sich schadlos halten. Aber was hilft ihm das? Der Pächter erfährt doch eine Woche oder einen Tag vorher, daß der Exekutor zu ihm kommt, und bringt noch rechtzeitig sein Vieh zu einem Nachbar oder in unwegsame Gebirgsthäler und Sümpfe. Und was sonst noch von Mobilien bleibt, das ist kaum genug um die Exekutionskosten zu decken. Folglich zieht es der Gutseigentümer in der Regel vor, sich mit dem schlechten Zahler zu akkordieren und die Hälfte, ja ein Viertel oder ein Fünftel des lange fälligen Zinses als vollgiltige Zahlung anzunehmen. Nun haben aber die extremen politischen Führer seit einiger Zeit die Lehre aufgebracht, daß alles Land von Rechtswegen dem Volke gehöre, das den Boden bewohne, und haben im Anschluß daran die Enteignung aller jetzigen Grundbesitzer gefordert. Die Lehre berührt sich mit Staatskommunismus, der „Nationalisation" des Bodens verlangt und dessen Vater der amerikanische Sozialist Henry George ist, berühmt durch sein Buch „Land and poverty". Die irische Forderung geht aber weiter, denn während George nur die Verstaatlichung alles Grundbesitzes für nötig hielt, wollen die irischen Fanatiker einfach das Land deshalb den jetzigen Eignern nehmen, um es den Pächtern zum Eigentum zu übergeben. Mithin eine Agrarrevolution, wie sie durchgreifender nicht gedacht werden kann. Der erste Prophet einer derartigen Revolution war Dr. Glynn, ein Priester in New-York. Hier muß ich auf einen Punkt zurückkommen, den ich schon in einem früheren Aufsatze berührt habe, nämlich auf das Verhältnis zwischen der Landfrage und der römischen Kirche. Glynn wurde von seinem geistlichen Vorgesetzten, dem Erzbischof von New-York, Korrigan, zur Rechenschaft gezogen und schließlich, da er diesem nicht gehorchte, sogar vor den päpstlichen Stuhl beschieden. Da er auch dieser Weisung nicht nachkam, sondern bei seinem politischen Kreuzzuge verharrte, ward er seiner geistlichen Stellung enthoben. Trotzdem nahm in Irland selber der niedere Klerus die extreme Landpropaganda auf und predigte den Boykott und das Verweigern des Pachtzinses. Der höhere Klerus jedoch konnte sich nicht gut mit einer Lehre identifizieren, die dem Gebot der Schrift vom Diebstahl so offen ins Gesicht schlägt. Er besorgt offenbar, daß ein zu sehr von der Kirche begünstigter Sozialismus gerade wie in Belgien zuletzt jeder Herrschaft sich entziehen und auch der Kirche über den Kopf wachsen möchte. Kurz, die Furcht vor der Anarchie ist es, die

Rom vor einem Zusammengehen mit der rücksichtslosen Agrarpartei zurückhält. Aber Rom ist klug, es richtet sich nach der Zeit, nach den Umständen, es schwimmt mit dem Strom. Wenn eine Bewegung so stark wurde, daß Rom fürchten mußte, bei Widerstand durch sie hinweggeschwemmt zu werden, so hat es noch immer sich mit der Bewegung verbündet. Wie die Kurie mit dem Bauernbund in Bayern und den polnischen Rebellen einen modus vivendi gefunden hat, so wird sie auch genötigt sein, mit dem irischen Agrariertum, dem die meisten Angehörigen des niederen Klerus zuneigen, gemeinsame Sache zu machen.

Plymouth, April 1902.

Entwurf zu einer Geschichte Europas.

Die Kritik hat ein Werk mit den größten Lobsprüchen überschüttet, das jüngst über Europa erschienen ist „A general History of Europe 350 — 1900" von zwei Professoren der Chicagoer Universität, Oliver Thatcher und Ferdinand Schwill. In England hat man diese Geschichte offenbar für die Quintessenz heutiger Weisheit erachtet und ihr eine Bearbeitung angedeihen lassen, die von einem Gelehrten des berühmtesten Oxforder College (Christ Church), von Arthur Hassal verfaßt worden ist. Wenn man erwartet, daß wirklich die allerneuste Zeit in diesem Buche von 568 Seiten berücksichtigt worden ist, so muß man enttäuscht sein, wenn man findet, daß die Zeit von 1878 bis zur Gegenwart auf bloß vier Seiten behandelt ist, in denen zudem noch bis auf den Opiumkrieg in China zurückgegriffen wird. Die Aufteilung Afrikas wird dabei auf einer halben Seite, die Türkei aber in zwei Seiten behandelt. Ein ähnliches Mißverhältnis in der Zumessung des Raumes tritt auch in der ganzen Oekonomie peinlich hervor. Die zwölfhundert Jahre von dem Beginn der Völkerwanderung bis zur Renaissance nehmen nur 230 Seiten in Anspruch, während die folgenden vier Jahrhunderte mit nicht weniger als 310 Seiten bedacht werden. Noch auffallender ist der Mangel an Perspektive bei dem 17. Jahrhundert, auf das 85 Seiten kommen, während das nächste Jahrhundert bis zum Ausbruch der Revolution in ärmlichen sieben Seiten abgethan wird. Das erste, was man schon von einem Spezialwerk, geschweige denn von einem welthistorischen Entwurfe verlangen kann, das ist doch richtige Abschätzung der Ereignisse nach ihrer Wichtigkeit und dementsprechende Ein-

teilung des Stoffes. Wer aber dürfte sagen, daß das 17. Jahrhundert mehr als zehnmal wichtiger für uns gewesen sei als das 18., oder daß die türkische Frage für die heutige Weltpolitik von mehr Belang sei als die afrikanische? Das Unvermögen, die historischen Vorgänge nach ihrer Bedeutung zu beurteilen, offenbart sich nicht minder auffallend auf einem Gebiete, das allerdings fast immer vernachlässigt zu werden pflegt, bei der Entwicklung der Slaven, aber offenbart sich in einer Weise, daß man seinen Augen nicht traut. Sollte man es für möglich halten, daß, während das Leben Mohammeds, der doch nicht allzuviel mit Europa zu thun hatte, zwei Seiten erhält, die sechs Jahrhunderte russischer Geschichte, die nach Rurik verlaufen sind, von den Chicagoer Herren in eben so viel Zeilen abgeschlachtet werden (Seite 236)?

Den Vorteil, den die Weite des Entwurfs den Autoren gab, haben sie in keiner Weise ausgenutzt. Statt der dankbaren Aufgabe sich zu unterziehen, die Wechselwirkung der europäischen Wanderungen und Staatengründungen aufzuweisen und den Werdegang der europäischen Menschheit als eine organische Einheit darzustellen, fahren die zwei Historiker in der neuen Welt in den ältesten Gleisen fort und ziehen schubladenmäßig die Geschichte der einzelnen europäischen Länder nacheinander ans Licht, dadurch jede Möglichkeit eines Verständnisses der inneren Entwicklung sich und ihren Lesern abschneidend. Den schlimmsten Eindruck macht diese Mosaik bei Frankreich und England; obwohl deren Geschichte in innigster Wechselwirkung steht, und zwar niemals mehr als in der zweiten Hälfte des Mittelalters; wird doch zuerst England für sich von Wilhelm dem Eroberer bis 1340 und dann Frankreich während des gleichen Zeitraumes durchgenommen. Daß dann, als die Jungfrau von Orleans auftrat, beide Länder gemeinschaftlich behandelt werden, ist kein besonderes Verdienst der Darsteller, sondern war einfach eine Notwendigkeit. Auch nicht der leiseste Versuch ist gemacht, einen roten Faden aufzufinden, der durch das blinde Wirrsal der Ereignisse einen Weg zeigte. Gelegentlich ist zwar ein schüchterner Anlauf genommen, ein allgemeines Bild von Zuständen zu geben, aber das Bild ist mehr eine isolierte Momentaufnahme, als ein Glied in einer kinematographischen Reihe, die allein erst eine richtige Anschauung von der nie ruhenden Entwicklung geben kann. So erhalten wir eine kurze Skizze von den Sitzen und Sitten der alten Kelten, Germanen und Slaven, ohne Zweifel deshalb, weil mehrere Hundert Vorgänger diese Skizze gegeben haben. Dagegen erfahren wir nirgends, was denn später aus den Sitzen und Sitten geworden ist, erfahren nichts von den neuen Kelten, Germanen und Slaven.

So hätte man doch von Forschern, die englisch schreiben, etwas über das heutige Verhältnis der Iren und Engländer erwarten können, und daß

zwei amerikanische Historiker von einer Bewegung, die dreißig Millionen Menschen aus Europa nach Amerika geworfen hat, von der größten Völkerwanderung aller Zeiten keine Sterbenssilbe erwähnen, zeigt von neuem, wie selten die Beschäftigung mit der Vergangenheit die Augen für die Gegenwart aufschließt, und zeigt außerdem, wie wenig sich noch amerikanische Universitätsgelehrsamkeit von europäischer unterscheidet: coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt. Nur das Eine ist an dem Buche zu loben: das ist die beträchtliche Anzahl guter und übersichtlicher Karten.

Egestorf, Mai 1902.

Allgemeines.

Eigenart in der Geschichtsschreibung.

Die Kirche spricht von einer Erbsünde. Sie lehrt ferner die Prädestination, kraft welcher von Anfang an die einen bestimmt sind, selig, die andern, verdammt zu werden. Mithin neben der Erbsünde, die hinabzieht, eine Erbtugend, die emporhebt. Es ist die Lehre von der Vererbung der Persönlichkeit. Bei den Völkern wird die dauernde Persönlichkeit zur Rasse. Auf dem Wechselspiel der Persönlichkeiten und der Rassen baut sich der anziehendste Teil der Geschichte auf.

Der besonderen Anlage der Rassen und Völker entfließt eine besondere rassenhafte und volkliche Weltanschauung. Die Kirche freilich macht Anspruch darauf, die ganze Erde zu erobern, und will keine Lehre neben der eigenen dulden. Sozialisten und Philosophen haben diesen Anspruch für sich aufgenommen. Nur eine Weltanschauung soll auf dem weiten Erdball möglich sein. In Chicago sprach ich einmal mit Carus, der als radikal aufgeklärter Philosoph in Amerika und England eines beträchtlichen Ansehens genießt. Carus legte dar, daß man die verschiedenen Arten, auf die in den verschiedenen Menschenköpfen sich die Welt spiegele, einfach gegeneinander abzuheben, zu vergleichen, zu sichten und wieder zu verbinden habe, um daraus ein allgemein gültiges Haupt- und Urbild der Welt zu gewinnen. Fehlerhafte Beobachtungen, falsche Schlüsse, Einwirkungen des Temperamentes des Einzelmenschen, kurz jegliche Quelle individuellen Irrtums, alle Abirrungen individueller Kurzsichtigkeit und Leidenschaft würden ausgeschieden, und das Gemeinsame in der Meinungen Wirrsal, das allerorten als echt Erkannte, das bleibe und die dergestalt abgeklärte, von störenden Fremdkörpern befreite Mischung, dieser Absud aller Erkenntnis, das sei die Quintessenz des Alls, das sei die Wahrheit. Also wiederum kanonische Unfehlbarkeit. Ein halbes Jahr darauf diskutierte ich in Haisheng, einer Kreisstadt der Mandschurei, mit einem Oberpriester der Nichiren-Sekte, über die Lebenszeit des Buddha. Der Priester wollte nach östlicher Gepflogenheit die Geburt Buddhas mehrere Jahrhunderte früher ansetzen, als die westlichen Gelehrten. Als letzten Beweis führte ich die Felseninschriften des Asoka an: Steine lögen doch nicht. Aber lächelnd erwiderte mein Gegner, auch Steine gehörten zum Reich der trügenden Maja, die mit gleißendem Schein unsere Sinne bethöre; alles Stoffliche sei vergänglich, nichtig, unwesenhaft.

Es wird nie und kann nie gelingen, alle Völker zu einer und derselben Lebensanschauung zu bekehren. Die Unzerstörbarkeit der Rasse wird das ewig verhindern. Unmöglich ist daher auch eine einheitliche Geschichtsauffassung. Dieselbe wird schon der volklichen Eigenart des Geschichtsschreibers entsprechend stets verschieden sein.

Fest und unabänderlich ist allein die Zahl. Nur im Reiche der Zahl, der Mathematik, in der Astronomie, in der physischen Geographie (soweit diese Wissenschaften nicht spekulativ wurden, sich etwa mit transscendenten Größen, mit der Entstehung der Sterne, der Vulkane, der Korallen-Atolls beschäftigen) müssen alle zu den gleichen Ergebnissen kommen. Zwar beginnt schon in der Wiedergabe des Erforschten der volkliche Einfluß sich geltend zu machen. Man spricht von den eleganten Beweisen eines Legendre, der glühenden, oft phantastischen Begeisterung eines Flammarion, während den amerikanischen Mathematiker und Astronomen nüchterne Sachlichkeit auszeichnet. Nicht nur die Form, sondern bereits der Inhalt des zu Erforschenden wird aber durch die Frage berührt, die der angehende Astronom zu beantworten hat: „wie groß ist Ihre persönliche Gleichung?" d. h. wie viel Zeit braucht eine Beobachtung, um bis zu ihrem Bewußtsein vorzudringen? In den anderen Naturwissenschaften ist, seitdem das Feststellen und Beschreiben der vorhandenen Arten vor dem Versuche, die Entwicklung zu erklären, vor Theorie und Hypothesen in den Hintergrund getreten ist, dem Individualismus schon weit die Thür geöffnet. Der ruhigen Denkart eines Goethe widerstrebte die revolutionäre Vulkantheorie. Die schematische Ordnungsliebe eines Linné schied, was der Hochflug eines Schleiden vereinigt sah. Und welchen Kampf hat nicht die Abstammung von Affen, die Dauer der Gletscherzeiten, die Bazillenlehre hervorgerufen! Mit den Geisteswissenschaften geraten wir noch stärker unter den Bann des subjektiven Elementes. Die durchsichtige Klarheit und der anmutige Sprung der französischen Juristen sticht vorteilhaft ab gegen die schwerfällige Umständlichkeit des deutschen Kriminalstiles und die lederne Empirie angelsächsischer Gesetzgebung. Grammatik wird ganz verschieden von den Indern, Chinesen, Juden und Europäern betrieben. Bei Philosophen und Theologen kommt vollends alles auf das Sehen des Einzelnen an. Allein forschend aber wird die Persönlichkeit der freieren Schwester der Wissenschaft, bei der vielgestaltigen, stets wechselnden Kunst. Bei ihr spielt die Phantasie, die liebliche Tochter Jovis, die Hauptrolle; bei ihr ist das exakte Maß wenig und das Auge und die schaffende Hand alles. Mit einem Fuße steht nun die Geschichte im Reiche der Kunst, und wie man von einer italienischen, holländischen, japanischen Malerei redet, so muß auch deutsche Geschichtsschreibung von französischer, englischer, arabischer, chinesischer und muß die Auffassung des einen Juristen von der des anderen scharf getrennt werden.

Es wird vielfach, teils mit Kummer, teils mit herbem Hohn, die Besorgnis geäußert, daß der deutsche Nationalismus in widrigen Chauvinismus verfallen werde und daß deutsche Geschichtsschreibung — so deutete erst kürzlich Breysig an — schon lange darein verfallen sei. Solange noch deutsche Sozialisten in London ihr eigenes Vaterland bei den britischen Genossen an-

schwärzen können, solange das einzige Buch, das über die Entwicklung des deutschen Nationalgefühls vorhanden ist, so wenig gelesen wird, daß der Verfasser, Guntram Schultheiß, das Werk unvollendet gelassen hat, solange Deutsche in Amerika nichts Eiligeres zu thun haben, als ihre Anhänglichkeit an das Reich abzuschwören, solange Konsuln des Reichs deutschen Unterthanen raten können, sich sobald wie möglich zu verengländern, solange ein Reichskanzler das deutsche Reich für so schwach hält, daß es vom flüchtigen Präsidenten eines unglücklichen, für seine Freiheit den Verzweiflungskrieg kämpfenden Volkes vergewaltigt werden könnte, solange derselbe Kanzler die Verleihung eines hohen Ordens an Roberts als nichtpolitische Maßregel bezeichnen kann: solange ist kein Schatten von Gefahr, daß in Deutschland ein übergewaltiger Chauvinismus drohend sein Haupt erhebe. Unser Volk ist noch weit entfernt davon, einheitlich zu sein, oder gar dieser Einheitlichkeit sich mit Stolz bewußt zu werden. Das zeigt sich auch in der deutschen Geschichtsschreibung. Wenn man Taine oder Renan oder Michelet auch bloß in einer Uebersetzung liest, so weiß man sofort, daß man einen Franzosen vor sich hat. Aber gegen die welterfahrene Beobachtung, gegen die strenge Straffheit oder oberflächliche Anmut des französischen Geschichtsstiles, gegen die dramatische, bald grausame bald pathetische Erzählung der Italiener, gegen die lockere Redseligkeit des russischen, die blühende Fülle des arabischen Historikers, den Lapidarstil der chinesischen Annalen, wie soll man da die deutsche Art der Geschichtsschreibung kennzeichnen? Wenn die Kräfte stumpf und träge werden, da hilft auch einmal Arsenik. Wenn das Volksleben verflacht und versiegt, da darf auch das Gift des Chauvinismus einmal seine Wirkung thun. „Mein halbes Leben stürmt ich fort, verdehnt die Hälft' in Ruh", so der Wahlspruch der Deutschen. Und wir begannen schon sehr, des Stürmens ganz zu vergessen. Was hat da der einseitige Flottenchauvinismus nicht für eine Unsumme Gutes gestiftet! Einen richtigen Völkerfrühling hat er bei uns hervorgerufen. Genug, solange wir keinen deutschen Stil, keinen einheitlichen deutschen Glauben, kein vernünftiges neudeutsches Theater haben — die politisch zersplitterten Griechen hatten wenigstens Olympia und Delphi und hatten Athen, aber wo ist das Olympia, wo das Athen der Deutschen? — solange können wir getrost chauvinistisch sein und solange darf auch die Geschichtsschreibung dazu aufregen und anstacheln. Wie gut sich übrigens feinsinnige Beobachtung fremden Wesens, durchdringender Tiefblick und größte Gelehrsamkeit mit starkem Chauvinismus vertragen kann, das zeigte bei uns Treitschke, das zeigen gegenwärtig der englische Sinologe Parker, der Russe Skalkowski („Die auswärtige Politik Rußlands und die fremden Mächte") und am glänzendsten und reifsten der Franzose de Voguè. In der That, es ist garnicht so schwer, Unparteilichkeit gegen Fremde mit reger Vaterlandsliebe zu vereinen. Der Geschichtsschreiber, der

nicht nur die reine Wissenschaft bereichern, sondern unmittelbar seinem Volke nützen will, er gleicht einem Jäger. Genau und sorgfältig studiert der Jäger die Art des Tieres, das er zur Strecke bringen will, und wehe ihm, falls er die Kraft und die Tücke eines Tigers oder Ebers oder einer Schlange unterschätzt. So mag der Historiker in die Art fremder Völker eindringen, um die Wege zu weisen, wie diese überwältigt werden können, und Unheil über ihn und sein Vaterland, wenn er der Macht und den Verdiensten der Fremden nicht vollauf gerecht wird. So verkannten englische Geschichtsschreiber (Wordsford u. a.) völlig die Stärke der Buren, und Staatsmann und Pöbel glaubten jenen Afterweisen mehr, als dem gründlichen Theal, dessen dicke Bände durchzulesen man zu bequem war.

Allein die Forderung, daß deutsche Geschichtsschreibung sich von aller anderen unterscheide, sie nimmt Patriotismus nur zu ihrem Ausgangspunkt, nicht zu ihrem Ziel. Es verhält sich damit einigermaßen wie mit der Frauenfrage. Ich habe nirgends etwas Besseres über den Feminismus gelesen, als was die alte, kluge Dame, die „Ouida", in ihren gesammelten Essays geschrieben hat. Kein verhängnisvollerer Irrtum, sagt sie, als zu glauben, man sei ein Ausbund von Tugend und Schönheit und Verstand, ein unerreichter Phönix (siehe Sarah Grant und ihre hochmütigen Genossinnen), lediglich deshalb, weil man als Weib auf die Welt gekommen. Man ist ähnlich noch lange kein Siegfried, weil man als Deutscher das Licht erblickt. Stolz auf das Deutschtum, ja! aber wie der edle arabische Renner, der nicht nur durch prachtvolle Haltung den Rassestolz offenbart, sondern der, wo es darauf ankommt, auch schneller und weiter läuft als alle Mitläufer. So soll unsere Geschichtsschreibung beweisen, daß sie mehr oder doch wenigstens etwas anderes kann, als alle sonstigen, daß sie etwas kann, was ihr niemand nachzumachen, niemand genau in derselben Weise auszuführen imstande ist. Wenn sie dergestalt durch die That, in der Forschung und deren Wiedergabe, Einzigartiges leistet, dann wird sie am deutschesten sein.

Wie sich die niederländische Malerei von der italienischen, so hebt sich wiederum Rubens von Van Eick und Rembrandt ab. Neben der volklich bestimmten Geschichtsschreibung ist auch noch eine individuell bestimmte zu fordern. Und zwar ist die Forderung um so dringender zu erheben, je bedrohlicher der jetzige Wissenschaftsbetrieb für jegliche Eigenart wird. Die unendliche Arbeitsteilung in der Wissenschaft, verbunden mit der Wertschätzung des unendlich Kleinen, hat in der Biologie und Astronomie und sonst, so auch in der Geschichte etwas Hinabziehendes, Nivellierendes, Sozialistisches an sich. Es scheint jedoch, daß wir gerade in Deutschland das schlimmste Stadium dieser Gefahr glücklich überwunden haben. Dagegen spukt das Gespenst der Objektivität noch aller Orten. Lassen wir uns von diesem

Gespenst keine Gänsehaut einflößen, sondern entbieten wir es kühnlich zu einem Gange, zum Ringen Leib an Leib oder vielmehr zum Ringkampf von Fleisch und Blut gegen ein Schattenphantom, zur Entscheidung zwischen Wesen und Schein.

Der Begriff der Objektivität geht bei uns vornehmlich auf Schiller zurück. Mit seiner naiven und sentimentalen Dichtung hat Schiller viel Unheil gestiftet. Er war doktrinär verrannt. Wie übrigens auch Lessing und Humboldt und andere blinde Verehrer der Antike. Schiller preist Homer, weil er sein Ich verberge. Als ob jemand, der tausendmal „ich“ sagt, nicht viel unparteiischer, viel „objektiver“ sein könnte, als jemand, der diese äußere Form ängstlich vermeidet. Und ist nicht Homer parteiisch in der Sache, parteiisch gegen Thersites, parteiisch für die Könige gegen die Junker, parteiisch für Diomedes, dessen Thaten in den Zorn des Achill von Haut und Haar nicht gehören, parteiisch für Athene und Apoll gegen Ares und Aphrodite, in der schnödesten Weise endlich parteiisch für Achill, dem er Götterhilfe angedeihen läßt gegen den armen Hektor, der auf seine eigene Manneskraft nur angewiesen war? Und Vater Homer will auch garnicht jener leidenschaftslose Berichterstatter sein, gleich einer Schicksalsgöttin kühl bis ans Herz hinan. Er macht ja seine Glossen, er hat ja subjektiven Humor, sogar Gassenhumor, wie wo er den schiffverteidigenden Ajax mit einem störrigen Esel vergleicht, der sich nicht aus einem Garten vertreiben läßt, er freut sich wie ein Modernster der Modernen über seine eigenen Helden, erwärmt sich bei Telemach, spuckt Galle gegen Iros und Antonios, lacht behaglich mit seinem göttlichen Sauhirten, wie Reuter mit Onkel Bräsig, wie Daudet mit seinem nicht minder göttlichen Tartarin. Da kommt Schiller und rühmt als besonders löbliche Erzählerkälte, daß Homer nur mitteile, des Glaukos Schild sei hundert Rinder wert gewesen, der des Diomedes neune, und daß hier der Dichter weiter nichts zusetze. Das ist einfach falsch! „Und Zeus bethörte den Sinn des Glaukos“ — ist das kein Zusatz, ist das keine Glosse? Auch fassen wir jetzt die Stelle als die nachträgliche, vom übelsten Chauvinismus eingegebene Bemerkung eines Homeriden auf, der den ursprünglichen, menschlich schönen, die Uneigennützigkeit des Glaukos betonenden Bericht gerade in sein Gegenteil verkehrte. Auch im Tauschhandel sollten die Hellenen den Barbaren über sein. Das ist die große Errungenschaft deutscher Kritik, daß wir in den Werken der Griechen nicht mehr abgezogene Idealbilder, sondern geschichtlich bedingte, individuelle Schöpfungen sehen. Wir wissen jetzt, daß es in der hellenischen Plastik und Malerei so gute Schulen und Einzelauffassungen und subjektive, ja sentimentale Darstellungen gab, wie in der Kunst der Neuzeit; wir wissen ferner, daß Herodot nicht frei von Bosheit, Xenophon nicht frei von eitler Ruhmredigkeit war, daß Diodor ein elender Kompilator gewesen ist und daß das non plus

ultra antiker Historiographie, das bellum gallicum, als Tendenzschrift zu gelten hat. Nissen hat in fesselnder Weise dargethan, daß selbst bei der Abfassung eines nüchternen Handbuches über den Staat der Athener ein Aristoteles von Rücksichten auf seinen mächtigen Gönner Alexander sich hat beeinflussen lassen. Der Gedanke der Entwicklung, er hat uns vom Banne des Altertums erlöst und hat den künstlichen Gegensatz, so man zwischen antiker Objektivität und neuer Subjektivität geschaffen, endgiltig beseitigt. Und Burckhard unternahm es, zuguterletzt auch den Glauben an die ewige Heiterkeit der Hellenen zu zerstören, die der Basler Forscher als ein tief unglückliches Volk auffaßte.

Das Wahnbild Objektivität gewann jedoch in der neuzeitlichen Historik wiederum ein Schattenleben. Als Rankes Stern am hellsten strahlte, da glaubte man wirklich und wahrhaftig den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht aufgedeckt zu haben. Objektivität ward wieder eine erstrebenswerte Möglichkeit, ward das Hochziel, der Polarstern der Geschichtsschreiber. Indes, ein Schatten wird durch eine Veränderung seiner Umrißlinien noch nicht zu einem Körper. Und thatsächlich waren nur die Linien etwas feiner geworden. Im Mittelalter stellte man den ohnmächtigen Grimm eines ertappten Bösewichts sinnreich in der Weise dar, daß der schuldbewußte Bösewicht sich heftig und auffallend in seine Finger biß. Wurde zur Zeit des 30jährigen Krieges einer schlimmer Dinge überwiesen, so stürzte er wohl, „Feuer und Furia!“ rufend, hinaus und warf hinter sich die Thüre schmetternd zu. Heutzutage ist das Benagen der Daumen und geräuschvolles Thürschließen nicht mehr so stark beliebt, allein ist deshalb der Typus des plötzlich Ertappten aus der Welt geschieden oder sind seine Anzeichen nicht mehr erkennbar? Heutzutage schimpft man den Papst nicht mehr auf gutlutherische Manier einen Dreck und Auswurf oder schilt wie Schlosser alle Fürsten Gecken und Verbrecher; aber ist uns deshalb alle Entrüstung und jegliche Mißbilligung abhanden gekommen? Indessen, ich gebe zu, das Eliminieren der „persönlichen Gleichung“ hat erstaunliche Fortschritte gemacht, und der Unterschied der Bekenntnisse ist in der Geschichte, ja sogar in der Kirchengeschichte, im Schwinden begriffen. Aus einem Werke wie Ritters Geschichte der Gegenreformation könnte man schlechterdings nicht herauslesen, wes Glaubens der Verfasser sei. Aehnlich konnte neuerdings eine internationale Kommission zusammentreten, um die Zeit Napoleons gemeinsam zu bearbeiten. Nicht minder giebt es bereits eine ganze Reihe halbhistorischer Zeitschriften (byzantinische, assyriologische, „Americana Germanica“, Veröffentlichungen der Petersburger Akademie u. a.), deren Aufsätze in mehreren Sprachen erscheinen.

Ich habe behauptet, daß der gegenwärtige Geschichtsbetrieb viel Sozialistisches an sich habe. In der Theorie, denn er glaubt, gleich den

Weltreligionen und den Sozialdemokraten, deren gemeinsamer Satz die Gleichheit ihrer Anhänger ist, an eine die ganze Menschheit verbindende, einzige unumstößliche Wahrheit. In der Praxis, denn wie in den Fabriken, wo der einzelne Arbeiter über seiner mechanischen Arbeit sich selbst zu vergessen und sich nur als eine kleine Schraube in der großen Maschine zu betrachten hat, so hat bei den Beiträgen, die er zu den Sammelwerken einer Akademie, einer Zeitschrift, eines königlichen Archives liefert, über einer oft geisttötenden Arbeit der einzelne Gelehrte oft Mühe, sein Selbst sich zu bewahren. Wie bei der Maschinenarbeit kommt der so gearteten Geschichtsforschung alles auf Exaktheit an, nichts auf Schönheit. Hinter der Wissenschaft kommt hier die Kunst zu kurz. Dem gegenüber stützt die subjektive Historik ihr Recht auf folgende Betrachtungen. Schon in der Heuristik, der bloßen Auffindung des Stoffes, macht sich das persönliche Element bemerkbar. Es kommt nicht jedem in den Sinn, ein Datum des Juvenal durch chinesische Astronomie festzulegen, oder über japanische Zustände vor der Restauration sich bei einem mexikanischen Oberst (von Gagern) und nordamerikanischen General (Heine) Rats zu erholen. Um über die Juetschi erschöpfend zu handeln, muß jemand zugleich in persischen, chinesischen, indischen und arabischen Quellen Bescheid wissen, was einen hohen Grad persönlichen Fleißes und Talentes voraussetzt. Nun muß aber doch einleuchten, daß Herrichtung und exakte Wiedergabe des Stoffes noch keine Geschichte sei, weder Geschichtswissenschaft noch Geschichtskunst. Es ist einfach Photographie, und Photographie ist ein Handwerk. Wissenschaft hat zu erklären und Kunst hat darzustellen. Keine mechanische Aufnahme, sondern selber forschen und sehen, das ist die erste Forderung. Wie aber die Entstehung der Taifune, so kann die Entstehung der Revolutionen verschieden erklärt werden; wie auch nur ein Arm oder ein Fuß von tausend Nachbildnern auf tausenderlei verschiedene Art wird aufgefaßt werden, so kann in der Auffassung geschichtlicher Charaktere nicht ein Nachempfinder zu demselben Ergebnis kommen wie der andere. Die individuelle Kluft zwischen den Forschern erweitert sich, sobald ganze Gruppen in Betracht kommen, und wird umso tiefer, je umfangreicher die Gruppen. Renan hielt es für möglich, daß jemand 500 Jahre brauche, um nur das Gebiet der semitischen Sprachen und Völker zu erschöpfen. Der Einzelne wird bei seiner beschränkten Forschungszeit und entsprechend seiner persönlichen Neigung entweder der Religion oder der Ethnologie oder Archäologie oder der Grammatik oder der Poesie oder der Geschichte der Semiten seine Hauptkraft widmen oder wird das Ganze des Semitentums entweder vom religiösen oder ethnologischen oder wirtschaftlichen oder kunsthistorischen Standpunkt aus beurteilen. Und wenn einer versucht, das Ganze von oben zugleich zu sehen, so wird er die Einzelheiten undeutlich und schwach erblicken.

Es ist rein subjektiv, wenn man bei Juden, Arabern, Nestorianern und Abessyniern gewöhnlich das religiöse Element allein oder doch ganz vorwiegend ins Auge faßt. Denn subjektiv wird man nicht nur durch das, was man ausspricht, sondern auch und meist weit mehr durch das, was man verschweigt. Die Schwierigkeit wächst, sobald man sich mit mehreren Gruppen und ihrer Wechselwirkung zu befassen hat. Zur Zeit von Kreuzer und Röth war es Mode, eine sehr starke Beeinflussung des Griechentums durch den Orient anzunehmen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts galt eine derartige Annahme für ein Verbrechen, und jetzt scheint wieder die Bejahung des orientalischen Einflusses Oberwasser zu erhalten. Wie solch' schwierige Fragen gelöst werden, das ist eine Sache der persönlichen Intuition, ja eine Sache individueller Weltanschauung, oder auch eine Sache des subjektiven Zeitgeistes. Wie sehr man aber auch solch' schwierigen und doch grundlegenden Fragen aus dem Wege geht, das zeigte das Problem der buddhistischen Einwirkung auf das Christentum. Die Einwirkung mag stattgefunden haben oder nicht, Thatsache ist bis jetzt nur, daß kein angesehener Theologe oder Historiker das Problem ernstlich vorgenommen hat, weil es sich überwiegend um Aehnlichkeit handelt. Die Lösung derartiger Schwierigkeiten ist aber deshalb rein persönlich. Aus der Aehnlichkeit allein kann man nicht beweisen, ob jemand Bruder oder Vetter oder überhaupt kein Verwandter eines Mitmenschen.

Wir haben zu unterscheiden zwischen der Auffindung, Richtigstellung, Sichtung und Beurteilung der einzelnen Begebenheiten, zweitens ihrer Verknüpfung, Einreihung und Erklärung und drittens ihrer Darstellung. Von Stufe zu Stufe wird dabei das persönliche Element wichtiger und maßgebender. Schon das Feststellen einer Jahreszahl und schon die bloße Einteilung des Stoffes verrät individuelle Eigenart. Das Einschätzen der Begebenheiten nach ihrem Werte, ihrer Bedeutung ist fast ganz Sache persönlichen Sehens und persönlicher Weltanschauung. Weil Sering von der Kraft und Macht der Vereinigten Staaten eine übertriebene Vorstellung hatte, schloß er aus der offiziellen Statistik, deren Zahlen subjektiver Vermutung wahrlich nicht viel Raum lassen — man muß freilich auch mit Logarithmen dabei auf freundschaftlichem Fuße stehen, was nicht jedermanns Sache ist — schloß er, daß die Bevölkerung der Union sich verhältnismäßig doppelt so stark vermehre wie die Deutschlands, während sie nicht einmal so schnell zunimmt, und schließen die Yankees, mit völligem Mangel an geschichtlichem Sinn, daß die Union, mehrere hundert Millionen Köpfe stark, nach drei Menschenaltern alle anderen Nationen des Erdballs an Bedeutung weit überragen werde. Weil Schlözer in dem weiträumigen Rußland lebte, schätzte er das kleine Griechenland gering und setzte es weit hinter das große Persien. Weil sie von einer materiellen Weltanschauung ausgehen, erblicken ausschließliche Wirtschafts-

historiker den Ursprung der französischen Revolution, des Krieges um Kuba, des Burenkrieges in einer landwirtschaftlichen oder Zucker- oder Goldwährungsfrage. Am reinsten aber offenbart sich das individuelle Element da, wo die Geschichte am reinsten zur Kunst wird, in der Darstellung. Auf der Darstellung beruht daher die ganze Wirksamkeit der Geschichte, denn nicht abgezogene Fakta wirken, sondern nur die sie vermittelnde Persönlichkeit. Von ihr wird immer das alte Wort gelten: pectus facit historicum, von ihr der Wahlspruch Goethes:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit.

Am Issyk-kul (Thian-Schan), Frühling 1901.

Aus allen Erdteilen.

Am Ausgang des Mittelalters war Belgien das reichste Land der Welt. Laut Guicciardini wurden in Brügge in einem Monate mehr Waren umgesetzt als in Venedig zur Zeit von dessen höchster Blüte in einem Jahre, und in Antwerpen liefen allwöchentlich zweitausend Schiffe ein und aus. Der Aufschwung des Handels regte zugleich Auswanderung und Kolonialpolitik der Belgier an und führte zu flamischen und wallonischen Siedelungen in Uebersee. Belgische Mönche durchqueren Persien und China; Wilhelm von Saftingen gründet ein Reich im Sudan, Jahrhunderte vor Ismail und Emin Pascha; Flaminger entdecken und besiedeln die Azoren, lassen sich nieder am Kap und in Nordamerika, sie treiben Handel in Ostasien und sind die Krieger und Diplomaten Karls V. im Kampf gegen die Osmanen. Der Reichtum und die Blüte Belgiens wird indes durch die Spanier zerstört und aller überseeische Handel verboten. Drei Jahrhunderte lang ruht der Unternehmungsgeist und stockt die Auswanderung. Der Belgier, früher gewöhnt, die weite Welt zu durchstreifen, wird zahm und klebt an der Scholle. Die fremden Nationen drohen indes, ein entscheidendes Uebergewicht zu erlangen und Belgien ganz zu verdrängen. Da erhebt der kühne Mut der Städter, die einst Herzögen und Königen trotzten, sich von neuem, zum Widerstande gegen die beengenden Schranken, erhebt sich zum Vordringen und Wagen, wieder schallet der Ruf:

Naar Oostland willen wy ryden
Naar Oostland willen wy mee
Al over die groene heiden
Frisch over die heiden
Daar is er en betere stêe.

und von neuem begiebt sich Belgien in die Bahn der Expansion und außereuropäischen Finanz- und Kolonialpolitik.

Im letzten Jahrzehnt allein sind mehr als zwei Milliarden Franken belgischen Kapitals in Rußland angelegt und über 150 belgo-russische Gesellschaften gegründet worden. Zusammen mit Engländern oder gar, falls die letzten Nachrichten zuverlässig, ganz auf eigene Faust betreiben belgische Ingenieure und Kapitalisten den Bau einer Bahn von Peking nach Hankau und erstrebt die belgische Regierung den Erwerb eines Hafens in China. Die Belgier bauen Trambahnen in Samarkand und Teheran, sie eignen die Eisenbahn, die von Damaskus ins Hauran führt, sie haben bedeutende Interessen in Südafrika, ihnen gehören Bahnen in Brasilien und Argentinien. In dem großartigen Aufschwunge, den die belgischen Kolonialgeschäfte gewonnen haben, ist das Kongo-Unternehmen nur ein Glied in einer großen Kette. Es zeigt am deutlichsten zwar nicht durch den moralischen, aber durch den finanziellen Erfolg, daß die Belgier zum Kolonisieren wirklich Talent haben: König Leopold hat für die 50 Millionen Franken, die er in den Kongostaat steckte, 65 Millionen geerntet, und die Kongobahnaktien von 500 Franken stehen jetzt auf 3900.

In einer umfassenden Arbeit hat Alphonse de Haulleville, Bibliothekar der Kongoregierung, es unternommen, den Wurzeln dieses kolonialen Aufschwunges der Belgier nachzuforschen, den überraschenden Erfolg derselben zu schildern und, durch ausgiebige Vergleichung mit den Methoden und Ergebnissen der anderen Kolonialvölker, den belgischen Bestrebungen und Errungenschaften den richtigen Platz anzuweisen. Ein ähnliches, nicht nur das Bisherige erschöpfend zusammenstellende, sondern auch durch die neue und originelle Zusammenstellung frische Gedanken weckende und ungeahnte Ausblicke in die Zukunft eröffnende Werk haben wohl die Engländer mit Sir Charles Dilkes' „Greater Britain“ aufzuweisen, nicht aber ein anderes Volk, auch nicht wir Deutschen, die wir eine groß angelegte Darstellung des Deutschtums im Ausland noch schmerzlich entbehren. Haulleville teilt sein Buch in drei Teile: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und spricht nicht bloß von der äußeren politischen, sondern auch von der geistigen, kulturellen Ausdehnung seines Volkes. All dies in feiner, anregender, antithesenreicher Sprache und gewürzt mit philosophischen Betrachtungen, nationalökonomischen

Statistiken und welthistorischen Perspektiven, die durch unerwartete, oft humoristische Bilder Farbe und Licht erhalten.

Der Grundgedanke des Werkes ist der, daß es für ein Land gefährlich sei, gleich einem buddhistischen Asketen bloß seinen eigenen Nabel zu beschauen, sich bloß um das In-, nicht das Ausland zu bekümmern. Uebermäßige Konzentrierung führt in nationaler wie gewerblicher Beziehung zur Hypertrophie, zu erstickender Ueberhitzung. Daher muß sich eine Nation nach außen wenden, in Handel wie in Wissenschaft. Seit 1887, als der Kongostaat sich konsolidiert hatte und erste Lebenszeichen äußerte, hat sich die überseeische Ausfuhr Belgiens fast verdoppelt, während die europäische um 4 % zurückging. Zugleich hat der Kongo der belgischen Meteorologie, Astronomie, Medizin, Philologie und Ethnologie ganz neues Leben eingehaucht. In jeder Weise hat er die Kraft der ganzen Nation neu erregt und gesteigert. Der Unternehmungsgeist, die Lust zu Abenteuern, der Mut zu erleben, zu erwerben, zu wagen, ist zurückgekehrt. Die Nation ist männlicher, selbstbewußter, willensmächtiger geworden. Sogar die Kunst hat gewonnen, die Skulptur durch Wiederaufnahme der Gold-Elfenbeintechnik, die Malerei und Radierung durch exotische Landschaften und nationale Kriegsthaten; nicht minder ist eine neue Litteratur erstanden. Der große Erfolg am Kongo wird weitere afrikanische Unternehmungen der Belgier nach sich ziehen, wie denn jüngstens Oberst Thys, die Seele der Kongogründung und -Ausgestaltung, zur Bildung der deutsch-belgischen Sanga-Gesellschaft (Süd-Kamerun) viel beigetragen hat. Dagegen ist es nicht, wie Herr de Haulleville meint, der Kongo gewesen, dessen kaum in diesem Maßstabe erwartetes Gedeihen doch erst nach der ganz kürzlich erfolgten Hausse der Bahnaktien feststeht, der die Blicke der belgischen Kapitalisten nach anderen außereuropäischen Ländern erst gelenkt hätte. Die Anlagen belgischer Industriellen in Rußland und Südamerika, von denen ich oben sprach, — unser Autor schweigt davon, was wohl aus dem Mangel schriftlicher Quellen zu erklären ist — sind zumteil schon vor zehn und fünfzehn Jahren erfolgt.

Eigenartig und auffallend ist des Autors Darstellung von den moralischen und kulturellen Erfolgen der verschiedenen Kolonisationsmethoden. Er nimmt einen fundamentalen Unterschied an zwischen der heidnischen Kolonisation der Griechen und Römer und der christlichen der Neuzeit. Das wird man ihm schwerlich zugestehen. Dagegen vermögen wir ihm wohl zu folgen, wenn der Verfasser des öfteren betont, ein Land besetzen heiße nicht es kolonisieren. „Les uns plantent, les autres s'implantent“. Die Engländer vertilgten in ihren Neuländern dieselben armen Eingeborenen, die sie in den Besitzungen anderer Mächte so sehr zu schützen liebten. Ueberhaupt seien die Engländer eigentlich nicht das wahre und erfolgreichste Kolonisationsvolk, sondern die

Spanier und Portugiesen. Denn bloß jene romanischen Völker hätten neue lebensfähige Nationen in Mexiko, Brasilien u. s. w. hervorgebracht, während die Angelsachsen bloß ihre eigene Nationalität fortpflanzen, aber die Tasmanier, Australier und Rothäute mit empörender Grausamkeit ausgerottet hätten. In seiner Polemik geht de Haulleville sogar so weit, zu behaupten (S. 143 und 281), daß Engländer wie Buren im Transvaal aus schnöder Gewinnsucht die Schwarzen bedrückten und ihnen den Garaus machten, genau wie die Spanier in Westindien. In Wahrheit hat sich die Zahl der Schwarzen in Südafrika seit 1840 verdreifacht!

Eine andere Lücke in dem Kolonialschrifttum füllt das sorgsame Handbuch von A. J. Wauters aus, das in allen erdenklichen Hinsichten und unter genauester Angabe aller einschlägigen Litteratur den Kongostaat behandelt. Herr Wauters ist ein vielseitiger Mann: Herausgeber des „Mouvement géographique“, Verfasser einer neunbändigen Geschichte der vlämischen Kunst, Direktor des Brüsseler Königl. Museums, Sekretär der Kongo-Eisenbahnen, Litterat und Politiker. Sein Stil zeigt in seiner Knappheit den homme d'affaires, in seiner gefeilten Urbanität den Weltmann. Er hat sein schönes Werk seinem Freunde, dem oben erwähnten Oberst Thys gewidmet. Besonders wertvoll ist der ausführliche Abriß der Geschichte des Kongobeckens, die erste, nahezu erschöpfende Zusammenstellung, die wir überhaupt auf diesem Gebiete besitzen. Zweierlei indessen vermisse ich an ihr. Wie der Vorgang von Bartels gezeigt hat, ist es wohl möglich, die Wanderungen der einheimischen Stämme bis ins sechszehnte Jahrhundert zurück zu verfolgen: wir finden davon bei Wauters kaum ein Wort. Sodann ist die große Periode von 1600 bis 1840 mit bloß zwei Seiten doch etwas gar zu dürftig abgethan. Die Reisen portugiesischer Mönche im siebzehnten Jahrhundert sind gar nicht erwähnt; auch ist die Kartographie dieser Zeit stiefmütterlich behandelt. Von neueren vor Stanley sind bloß Tuckey, Livingstone, Barton, Speke und Cameron genannt. Es ist dem Verfasser entgangen, was allerdings überhaupt noch niemand bemerkt zu haben scheint, daß bereits Barth im Sudan vom mittleren Kongo gehört hatte. Sehr ausgiebig ist dagegen die Geschichte des belgischen Kongostaates behandelt, wobei es sich vielleicht empfohlen hätte, die vortreffliche chronologische Tabelle, die Wauters in seiner „Bibliographie du Congo“ (Bruxelles 1895) gegeben, noch einmal abzudrucken. Die Geschichte, die bis Mai 1898 reicht, kann den Anspruch erheben, die einzige vollständige Arbeit auf dem ganzen Gebiete zu sein. Wir lernen daraus insbesondere zum ersten Male den Zusammenhang der Vorstöße gegen den oberen Nil und erkennen mit Staunen, daß selbst der gewaltige Koloß des Kongostaates, wie er 1885 abgegrenzt wurde, der belgischen Expansionslust nicht genügte. Man drang bis tief in den Sudan vor. Der Hauptmann

Hanolet gründete sogar eine Station im Schari-Becken bei El Kuti. Nicht minder erhalten wir hier zum ersten Male eine erschöpfende Uebersicht der Missionen, der Flora und Fauna und der Geologie des Kongoreiches. Große Schwierigkeiten bot die Einteilung und Schilderung der Bevölkerung, die freilich in ihrer buntfarbigen Mannigfaltigkeit nur erst unvollkommen erforscht ist. Man vermißt hier einen sauberen Ueberblick und scharfe Scheidung der im Kongobecken lebenden Bestandteile der Banturasse, auch wird man nicht umhin können, die zwei Seiten über die Kongosprachen für etwas unbefriedigend zu erklären. Die 45 Bantusprachen, die man bis jetzt herausgeschält hat, sind allerdings nur ungenügend bekannt und noch gar nicht ordentlich klassifiziert. Dagegen muß auffallen, daß des Fiot, der lingua franca des südlichen Westafrika, mit keinem Worte gedacht ist. Bei ethnologischen Dingen verhält sich Wauters allzu skeptisch. So weiß er mit den Schwänzen der Azande (Niam-Niam) nichts anzufangen. Wir haben hier einfach mit wirklichen Zierschwänzen zu thun, die auch in Benin, in Hinterindien, von mehreren Eskimostämmen, von den Samojeden und Formosanern bei feierlichen Gelegenheiten umgehängt werden. Beachtenswert ist die Beobachtung, daß die Menschenfresserei, die im Kongoreiche zu schauderhafter Blüte gelangt ist, um so mehr entwickelt ist, je kultivierter der sie betreibende Volksstamm ist, ja, daß mit dem Eintreffen der Europäer und der durch sie veranlaßten Ausdehnung der Reisesicherheit, der Markt mit eßbarem Menschenfleisch sich nur gehoben hat. Sehr vernünftig urteilt Wauters, daß man dem schrecklichen Gebrauche nicht durch administrative Maßregeln steuern könne, sondern bloß durch die Beseitigung seiner Ursache — des Hungers, wozu er Beförderung von Viehzucht empfiehlt. Neu und wertvoll sind die Kapitel über Ackerbau, Industrie und Handel der Eingeborenen und die wirtschaftliche Lage des Reiches. Zu der Statistik der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen des Kongo war Herr Wauters infolge seiner Stellung ganz besonders befähigt. Er teilt bei dieser Gelegenheit in dankenswerter Weise auch die neuen Bahnprojekte mit. September 1898 hat sich eine Mayambabahn-Gesellschaft konstituiert, von deren Obligationen der Staat selbst einen Teil aufgenommen hat. Man will ferner den Lomani durch Schienen mit dem Lualaba verknüpfen (Strecke Bena-Nyangwe), den Lubefu mit dem Kamolondo durch die sogenannte Höllenpforte, den Rubi mit der Stelle, wo Uëlle und Bomokandi zusammenströmen. Zu letztgenanntem Plan hat die Regierung bereits Subsidien bewilligt. Man denkt endlich an eine Verbindung des Ubangi mit dem Schari, doch liegt diese Möglichkeit noch etwas in der Ferne. Das Buch schließt mit dem europäischen Handel und der politischen Organisation des Reiches. Am meisten Interesse dürfte die unter Politik gegebene Uebersicht der Finanzlage erwecken. Im Jahre 1898 beliefen sich die Einnahmen auf 14,8 Millionen Franken, die Ausgaben auf

17,3. Der Kern der Staatsschuld besteht aus 1 500 000 Obligationen zu 100 Franken, die 1888 ausgegeben wurden und 1987 eingelöst werden sollen. Außerdem hat der belgische Staat 25 Millionen Franken vorgeschossen, die im Falle der Annexion des Kongo durch Belgien nicht zurückbezahlt zu werden brauchen. Ein Bankhaus von Antwerpen hat 5,3 Millionen geliehen. Folgt ein Anhang über die Entwickelung der Kartographie, soweit sie auf das Kongobecken sich bezieht.

Das Werk von Wauters, daß in Zukunft sich als unentbehrliches Handbuch des Kongostaates sich erweisen wird, ist mit unpersönlicher Objektivität und wissenschaftlicher Ruhe geschrieben. Auf ein Nachbargebiet, Deutsch-Ostafrika, übergehend, stoßen wir auf die Reisebeschreibung von Werther, die in einem heiter subjektiven, stellenweise burschikosen Tone abgefaßt ist. Man wird die Beschreibung, die mit vielen nützlichen Beobachtungen untermischt ist, mit Vergnügen lesen. Anfechtbar ist die Behauptung S. 33, daß alle Völker, die selten oder nie mit Europäern in Berührung gekommen, sich zunächst „ganz naturgemäß“ feindselig verhalten. Es kann im Gegenteil nachgewiesen werden, daß, so lange afrikanische Stämme keine Besorgnis vor einer Vorherrschaft der fern wohnenden Europäern hegten, sie fast stets den Weißen freundlich aufnahmen. Sogar in China hat man noch Marco Polo und Mendez Pinto freiwillig geehrt, während seit 1600 die Furcht vor dem Europäer auch den Haß gegen ihn erzeugt hat. Wie oft hört man noch heut zu Tage einen Forscher sagen, ich bin immer froh, wenn ich zu solchen Wilden komme, die noch nichts von den Europäern erfahren und erlitten haben. Werthers flotte Schilderung lehrt uns manchen psychologischen Zug der Afrikaner, sie giebt uns auch viel Merkwürdiges über Sitten und Gebräuche. Bei einem Stamme fand Werther ein Spiel, das unserem Tennis gleichkommt. Der Reisebeschreibung sind wissenschaftliche Arbeiten angeschlossen, die das von der Reise mitgebrachte Material behandeln. Davon rührt die erste Arbeit, geographische Aufnahmen liefernd, von Werther selbst her. Folgen astronomische hypsometische, meteorologische und kartographische Bestimmungen von Witt, Wagner und Hassenstein. Von allgemeinem Interesse sind die katalogartig eingetragenen geologischen Vorkommen, die J. v. Tippelskirch, Werthers Begleiter auf der Expedition, selbst erforscht und beschrieben hat. Der zoologische Teil ist von Herrn Matschie, Reichenow, Kolbe (der auf eigene Faust als Zoologe früher im nördlichen Ostafrika gewesen ist) und Karsch übernommen worden. In scharf eindringender Weise untersucht v. Luschan die ethnologischen Eigentümlichkeiten der von der Expedition berührten Völkerschaften, nicht ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß unsere Kenntnis des abflußlosen Gebietes unseres Schutzgebietes immer noch sehr beschränkt ist. Namentlich sei weiteres Studium der Wassandui und anderer Zwergstämme

dringend erwünscht. Von den zwei ethnologischen Schulen der Gegenwart, von denen die eine alles auf örtliche und zeitliche Ueberlieferung zurückführt, während die andere dafür hält, daß, wie Sonne, Mond und Sterne überall gleich, so auch der Mensch überall wesentlich derselbe sei und unabhängig dieselben oder ähnliche Vorstellungen und Gebräuche erzeuge, vertritt v. Luschan die historische Schule und versucht in diesem Sinne, die mittelafrikanische Temba und das vorderasiatische Haus in Beziehung zu setzen. In hundert Seiten analysiert mit gewohnter Meisterschaft A. Seidel die Grammatiken der Sprachen von Irangi, Uruguru und Unyamwesi. Seiner bewußten Selbstbeschränkung gemäß, verzichtet Seidel darauf, auf den genetischen Zusammenhang und die Einreihung der Sprachen in eine größere Gruppe einzugehen, da es zunächst ihm einzig und allein darum zu thun ist, zu einem künftigen Gesamtbau recht breite und zuverlässige Grundlagen zu errichten.

Ein Europäer begiebt sich wohl frohen Mutes und gehobenen Sinnes auf den Zug nach dem sirenenhaft lockenden, Abenteuer in Fülle versprechenden Zentralafrika; allein, wie das Herz ihm auch schwillt im Gedanken an kühne Thaten und frisches Gelingen: er hofft doch stets, in naher Zukunft wieder in die Heimat, wieder in die zivilisierte Welt zurückzukehren. Nicht so Emin Pascha, in dessen romantischer Persönlichkeit sich ein gutes Stück neuester Afrikageschichte verkörpert hat. Er fühlte sich heimisch und wohl im innersten Winkel des dunklen Erdteils, er empfand weder, noch äußerte er je eine Sehnsucht nach Rückkehr, ein Verlangen nach Europa. Die Biographie Emins, die uns Georg Schweitzer geschenkt hat, zeigt im einzelnen, wie durch den langen Aufenthalt in der Fremde das Schwinden des Heimatsgefühls bei dem seltenen Mann vorbereitet wurde. In mustergiltiger Weise legt der Biograph dar, wie Emin in den türkischen Staatsdienst trat und, allmählich immer tiefer und tiefer in den Kreis des Islams verstrickt, mit türkischen Staatsgeschäften und wichtigen geheimen Missionen betraut, ganz von selbst am muhammedanischen Leben Gefallen gewann. Die Arbeit, das Gefühl der Macht, die Neigung zur Wissenschaft, die hier volle Nahrung und eine unendlich mannigfaltige Bethätigung fand, endlich die Liebe ließen ihn Lotus kosten und der Heimat vergessen. Trotzdem hing Schnitzer bis zuletzt mit Treue an deutscher Art und dem deutschen Gedanken, und es freute ihn besonders die Anerkennung, die er von Herrn von Marschall dafür geerntet, daß er den deutschen Staatsdienst doch schließlich dem englischen vorgezogen, obwohl die Briten ihm zuletzt 3000 Pfund Jahresgehalt boten. Emin hat Schwächen gehabt, — seine verhängnisvollste war die, daß er sich von Stanley bethören und hinters Licht führen ließ — aber sein Andenken bleibt in Ehren.

Kurz nachdem er die Biographie Emins beendet, hat Schweitzer eine Reise um die Welt angetreten, die von März bis September dauerte und die

er in einem anspruchlosen mit vortrefflichen Bildern gezierten Buche besprochen hat. Ein liebenswürdiges, wohlthuendes Werkchen! Beobachtungen eines klaren Auges und Urteile eines reifen, erfahrenen Mannes. Keine Sensationen, sondern politische und finanzielle Erwägungen.

Schweitzer weist auf die Rücksichtslosigkeit hin, mit der die Briten in Aegypten die kaufmännischen Interessen ihrer Landsleute vertreten, sehr im Widerspruch zu der gangbaren Formel, daß in britischen Kolonien für jedermann Licht und Luft genug sei. Er erzählt von der großen Rührigkeit, die belgische Kaufleute im Pharaonenlande entfalten. Er giebt dankenswerte Einzelheiten über die ägyptischen Eisenbahnen. Dem Khedive konnte er seine Biographie Emins überreichen und aus des Khediven Munde hören, daß Aegypten keineswegs vergessen habe, was es der aufopfernden Thätigkeit des letzten Statthalters der Aequatorialprovinz verdanke. Dann trug der Khedive dem Verfasser Grüße an Prinz Heinrich in China auf. Bei dem Aufenthalt in Colombo erfährt Schweitzer, daß auf Ceylon zwei Millionen Singhalesen wohnen, die von der Hand in den Mund leben, nichts über das mittelbare Bedürfnis hinaus erwerbend. Früher waren sie durch Steuern gezwungen, mehr zu arbeiten und so den Export zu fördern; dann fiel die Steuer und damit der Trieb zu praktischer Thätigkeit weg. Neben den Singhalesen giebt es ¾ Millionen Tamilen, fleißiger als die ersteren, aber weniger begabt, 1200 Vedda, 20 000 Nachkommen von Holländern und Singhalesen und 200 000 Murmen, — wahrscheinlich Maskat-Araber, die seit der römischen Kaiserzeit den südindischen Handel beherrschen. Von dem Fortleben des Portugiesischen, das andere Quellen berichten, sagt unser Autor nichts. Im allgemeinen ist der Reisende von Ceylon nicht ganz so entzückt, wie viele seiner Vorgänger. Ebenso wenig imponiert ihm die Disziplin der britischen Soldaten, die er kurz darauf in Singapore zu sehen bekommt, wohl aber der Fortschritt, den deutsches Kapital auf Malakka gemacht hat. Augenblicklich herrsche dort ein arges Gründungsfieber, zumteil durch Zinn- und, — hätte er zusetzen können, Goldminen — angeregt. Dem niederländischen Besitz in Ostindien wird ein längerer Besuch gemacht. Die Holländer erzählen, daß früher Kuli häufig nach Neuguinea gebracht wurden. Dann aber mußte man dies verbieten. Die Deutschen verstünden es nämlich nicht, die Kuli richtig zu behandeln, und bequemten sich nicht dazu, malayisch zu lernen. Mit Strenge allein könne man Pflanzungsarbeiter nicht regieren. Die Goldgruben auf den Sundainseln, die vermutlich schon zu gründlich ausgebeutet seien, werden skeptisch beurteilt. Dagegen hat das Petroleum große Aussichten, seitdem man sich Raffineure hat aus Amerika kommen lassen. Natürlich wollte die weltumspannende Standard Oil Co. auch die holländische Quelle aufkaufen, allein bis jetzt ohne Erfolg. Nicht einmal ein Abkommen über den Absatz

hat sie zu treffen gewußt. Die holländische Kolonialarmee machte einen guten Eindruck, trotz der wilden Ehen, die bei ihr Regel sind. Angenehm berührte, daß die chinesischen Kellner auf den Lloyd-Dampfern deutsch sprachen. Gern wüßte man auch etwas über das wirtschaftliche Vordringen der Chinesen in Australien; wir erfahren nur, daß sie auf der Pflanzung den trägen und unzuverlässigen Malayen weit vorzuziehen sind. Ferner, daß die Asiaten es seien, die den Kampf mit der Standard Oil Co. aufnehmen und ihr Monopol brechen würden. Der asiatische Oelarbeiter erhält 50 Pfennige täglich, der amerikanische 5 Mark, wenn nicht mehr.

Stark wendet sich Schweitzer gegen die französischen Gelüste auf Siam. Er verdammt die ganze französische Kolonialwirtschaft in Grund und Boden. Unter 1000 Ausländern sind 150 Deutsche in Siam und der deutsche Handel ist weit bedeutender als der französische. Die Furcht vor französischen Umtrieben wirkt bereits lähmend auf die zahlreichen Bergwerksunternehmungen, die sonst bei dem Mineralreichtum des Landes blühen müßten. Einstweilen war daher die Ausfuhr aus Bangkok bloß 25¼ Millionen Silberdollars und die Einfuhr belief sich auf bloß 19,4 Millionen. In nächster Zukunft wird indessen Bangkok durch eine mit englischem Gelde gebaute Eisenbahn mit Malakka verbunden werden, wodurch der Handel sich zweifelsohne gewaltig heben wird. In Bangkok sind 200 000 Chinesen. Englisch scheint sich als Verkehrssprache unter den höheren Ständen einzubürgern.

Bei dem Beurteilen der chinesischen Kultur verfällt der Autor leider in eine Reihe von recht veralteten Irrtümern. Er glaubt noch, daß die Chinesen sich mehrere Jahrtausende hindurch in völliger Abgeschlossenheit von Europa und Westasien erhalten hätten, und glaubt ferner, daß ihre Kultur versteinert sei. Den Nordchinesen mit dem Norddeutschen, den Südchinesen mit dem Italiener zu vergleichen, wie er es thut, halte ich gleichfalls für sehr bedenklich. Vortrefflich ist dagegen, was über die chinesische Arbeiterfrage gesagt wird, und recht nützlich die Zusammenstellung der in China bereits gebauten oder für die nächste Zukunft geplanten Eisenbahnen. Daß es wirklich noch viele Chinesen geben soll, die vom Kriege mit Japan nichts vernommen, diesen Mythos bekommt zwar so ziemlich jeder in Ostasien reisende Europäer aufgetischt, doch gewinnt derselbe durch häufige Wiederholung nichts an Wahrheit. Mit großem Interesse wird die Schilderung des Lebens in Kiautschou und das Gespräch mit Prinz Heinrich gelesen werden. Nicht minder finde ich den schwer zu erkennenden Charakter der vielfältig verworrenen Zustände des Mikadoreiches erstaunlich richtig beurteilt. Erstaunlich, falls anders dies Herrn Schweitzers erste Reise nach Japan gewesen ist. Unrichtig ist nur die Behauptung, daß englisch als zweite Staatssprache offiziell in Japan eingeführt sei. Die Statistik des Kaiserreichs ist auf

französisch abgefaßt, und auf der Kriegsschule, deren Besuch zu jener Meinung veranlaßte, behaupten Deutsch und Französisch den ersten Rang. Auch sprechen von Aerzten, Juristen und Philologen weit mehr deutsch als englisch. Die Finanzlage hält der Verfasser für ungünstig. Mit Recht, wie ich glaube. Auch hat er überall wachsende Unzufriedenheit bei den Japanern angetroffen. Scharfsinnig und besonnen die äußere Politik des Landes darstellend, hat der Verfasser von zunehmender Erbitterung gegen das Verlangen der Westmächte zu berichten. Eine „sehr hochgestellte Persönlichkeit aus dem Kaiserlichen Hause", in der wir den Präsidenten des Herrenhauses, Prinzen K., zu entdecken glauben, offenbarte besonders große Abneigung gegen die Expansion der Yankees. In Honolulu kam Schweitzer gerade recht zur feierlichen Besitzergreifung durch die Amerikaner. Die Kanaken seien damit nicht zufrieden, allein der Entwickelung der Inseln werde der Vorgang nützen. In Amerika selbst angelangt, findet der Autor einen bedeutsamen Uebergang vom ausschließlich praktischen, dollarjagenden Geschäftsgeist zu freudigeren Lebensformen und unbefangenem Genuß, zu Kunst und Wissenschaft. Zum Schluß spricht er von den Gefahren, die den Vereinigten Staaten durch eine Militär-Aristokratie drohten, und der Schädigung, die unsere Landsleute in Nordamerika durch die Deutschenhetze erfahren hätten.

Im Grunde weiß man in Deutschland von den Vereinigten Staaten nur wenig. Flüchtige Eindrücke von Chikago, Riesenhotels und Schweineschlächtereien, Reklame und Cowboy-Schlägereien, aber fast nichts von den treibenden Kräften, von dem politischen und geistigen Leben der Nation. Insofern die Deutschenhetze in Amerika zumteil durch das übermäßige, aus Unwissenheit entstandene Mißwollen entstanden ist, das viele deutsche Zeitungen während des Krieges in Kuba nicht bloß gegen die Washingtoner Politiker — das wäre berechtigt — sondern gegen alle Yankees geäußert haben: so ist es mit Freude zu begrüßen, wenn ein gebildeter, feinsinniger Yankee es unternimmt, über das reich entwickelte Geistesleben seiner Landsleute mehr Licht zu verbreiten. Als Gegenstück zu Carlyles Vermittlerrolle zwischen Deutschland und England scheint Evans, der dreißig Jahre bei uns gelebt hat, amerikanisches Wesen uns vermitteln zu wollen, aber wirksamer als Carlyle, insofern jener als Fremder sich in unsere Gedanken hineindachte, während Evans als Volksgenosse von den Leistungen seiner Nation redet und in der Sprache der Fremden sich auszudrücken weiß. Nachdem Skandinavier, Holländer, Russen, Magyaren, Serben, Türken, Armenier und Japaner deutsche Bücher geschrieben haben, begrüßen wir doppelt die Erscheinung eines Amerikaners, der, von rein fachmännischen Arbeiten (assyriologischen, medizinischen u. s. w.) abgesehen als erster seiner Landsleute unserer Sprache huldigt.

Die Persönlichkeit, die Evans uns zu Eingang seiner bedeutenden Schrift vorführt, Margarethe Fuller, die, 37jährig, den um sieben Jahre

jüngeren Marquese Ossoli heiratete, ist allerdings nicht besonders glücklich ausgesucht. Sie kann uns nicht sonderlich erwärmen und kann auch kaum als typische Amerikanerin gelten. Es galt wohl nur, auf die sogenannte transscendentale Bewegung hinzuweisen, die Anfang der dreißiger Jahre in den Vereinigten Staaten sich aufthat und die in der Fuller eine merkwürdige Repräsentantin fand. Wichtiger ist Emerson, dem Evans einen sehr langen Aufsatz widmet. Hermann Grimm und Gildemeister haben zwar Emerson bereits bei uns eingeführt, doch sehr tief ist er bei uns noch nicht gedrungen. Gemäß seinem Vermittlungszwecke beachtet Evans mehr, als bisher geschehen ist, die Spuren des deutschen Geistes bei Emerson. Er vermutet, daß die Entwickelungstheorie Emersons, die man nicht auf Darwin zurückführen könne, auf die Anregung Goethes zurückgehe. Nicht unterschreiben aber möchte ich unseres Verfassers Schlußbetrachtungen. Emerson äußerte einmal: „die Massen sind roh, lahm, unfertig und oft sich selber schädlich mit ihren Forderungen“. Trotzdem hätten die Massen ihn verstanden und gewürdigt. Nun, haben nicht unsere Sozialisten den aristokratischsten der Aristokraten, Nietzsche, auf den Schild gehoben und ihm zugejubelt? In dem Artikel über amerikanischen Humor giebt Evans von Anfang eine Menge von Betrachtungen über das Wesen des Humors, die besser weggeblieben wären. Jenes wunderliche Wesen wird um nichts klarer dadurch und es ist von den Humoristen selber, namentlich Jean Paul, schon längst befriedigend und weit besser, als es hier geschieht, analysiert und charakterisiert worden. Verdienstlich aber ist, daß das Andenken des trefflichen Haliburton und seines unvergleichlichen Sam Slick wieder geweckt wird. Ferner werden der Kalifornier Phönix, dessen romantisches Leben zu erzählen sich wohl verlohnt hätte, Artemus Ward, dessen barocker Witz meisterhaft, wenn auch vielleicht etwas zu günstig beurteilt wird, und Petroleum Nasby, der unter der Maske eines Finsterlings die viros obscuros verspottet, geschickt und glücklich gekennzeichnet. Am meisten Raum nimmt natürlich Mark Twain in Anspruch, allein der Meinung des Referenten nach noch lange nicht genug. A tramp abroad, das wir dem Urteile von Evans entgegen an künstlerischem Werte über The innocent abroad stellen möchten, wird mit wenigen Zeilen abgethan; der köstliche American claimant, der seiner Art, wenn auch nicht der Tiefe nach, mit dem „Armeeadvokat Siebenkäs“ verglichen werden mag, und der allerdings etwas weitschweifige „Yankee at the court of king Arthur“ werden gar nicht erwähnt, das unvergleichliche „Roughing it“, das „Fritz Beutel“ an Komik gleichkommt und an Kraft und Wahrheit weit übertrifft, ist bloß angedeutet und es scheint aus den wenig zutreffenden Worten unseres Autors S. 88 sogar hervorzugehen, daß er diese einzig dastehende Selbstbiographie gar nicht gelesen. Ebenso fehlt eine einschneidende Charakteristik des großen Humoristen, kraft deren sein Bild von

dem seiner Kollegen sich deutlich abhöbe. Ueberhaupt hätten wir gern von Evans erfahren, worin und wodurch sich eigentlich der amerikanische Humor vom englischen oder deutschen unterscheidet, was etwa Mark Twain vor Jerome K. Jerome oder Seydel voraus hat. Der ganze Artikel ist wirklich etwas zu mosaikartig ausgefallen. Denselben Vorwurf können wir auch bei dem langen Abschnitt zur Novellistik nicht ganz unterdrücken, doch ist derselbe wesentlich freier und frischer geschrieben. Man hat das Gefühl, daß Evans hier sich heimischer fühle. Mit einem unheimlichen Aufwand von Gelehrsamkeit — Schleiermacher, Schlegel, der alte Plinius und sogar der avestische Vendidad werden zitiert — verbreitet sich sodann der Verfasser über das Mormonentum und untersucht die Echtheit der Mormonenbibel, wobei er mit Vorteil Mark Twains Auszüge aus ihr (in Roughing it) hätte anziehen können. „Ein neuer Religionsstifter" interessiert uns nur mäßig, umso mehr aber die ausgezeichnete Lebensbeschreibung des amerikanischen Gesandten in Berlin, Dickson White's, der auch schon in der deutschen Litteratur einen Biographen gefunden hat (Deutsche Rundschau 1879). In jeder Hinsicht schwach, mit Ausnahme einiger gut ausgemalter Gleichnisse, vermutlich, was auch aus der überkorrekten Sprache zu schließen, ein Jünglingsaufsatz, ist der Versuch über Bryce, den Verfasser des Holy Roman Empire, The American Commonwealt and Impression of S. Africa. Nützlich und manches Neue bringend ist die „Entdeckungsgeschichte Amerikas". Ein Drittel dieses Abschnittes ist der bekannten Hypothese gewidmet, derzufolge das von buddhistischen Mönchen besuchte Land Fusan Mexiko bedeuten soll. Evans begnügt sich damit, ein 1885 erschienenes Buch von Viring zu exzerpieren, während er die später veröffentlichten, der Hypothese meist feindlichen Arbeiten nicht berücksichtigt. Professor Schlegel hat im T'oung Pao, einer sinologischen Fachzeitschrift, den Nachweis unternommen, daß mit Fusan Sachalin oder eine benachbarte Gegend des nordöstlichen Asiens gemeint sei. David Brinton, der Nestor der amerikanischen Ethnologen, erklärt überhaupt jedermann in Acht und Bann, der frühasiatische Einflüsse in Amerika zu bemerken wagt. Hirth hat sich unlängst ebenfalls gegen die Gleichung von Mexiko und Fusan ausgesprochen. Eine chinesische Inschrift, die man im Sommer 1897 bei Hermosillo in Nordwestmexiko fand, soll sich, wie ich in Washington hörte, geradezu als Fälschung erwiesen haben. Der Zufall, daß Chinesen und Mexikaner ebenmäßig von einer Insel sprachen, die ausschließlich von Weibern bewohnt sei, verbunden mit einer höchst gewagten etymologischen Konjektur (oçoma-tlan Affenland çohua-tlan Weiberland), ist auch noch nicht geeignet, unser Vertrauen in die Fusan-Hypothese wesentlich zu stärken. Im übrigen ist auch Brintons fanatische Ausschließung jedes fremden Einflusses auf das vornormännische Amerika nicht wissenschaftlich. Wenn Brinton sich darauf beruft,

daß spättertiäre Menschenknochen aus einer Zeit, die er praeter propter 200 000 v. Chr. versetzt, in Ohio und Calaveras aufgedeckt worden sind, und daraus schließt, daß die jetzigen Indianer auf jene Calaveras-Rasse zurückgehen, so könnte man gerade so gut die heutigen Araber in Aegypten von den Fellachen oder die Allemannen von den schweizer Pfahlbauern ableiten. An und für sich halte ich eine ostasiatische und malayische Beeinflussung Westamerikas sogar für wahrscheinlich, nur muß man bessere Gründe dafür bringen als bisher. Vielleicht führt der Weg, den Luschans Schule eingeschlagen, Indianerwaffen und -Häuser mit asiatischen zu vergleichen, noch am ersten zum Ziele. So hat der geistvolle Frobonius*) jüngst malayische Kultur in Nordwestamerika angenommen. Auch sollte man die Maße und Orientation der mexikanischen Tempel, wie derer von Palenque, die Evans mit den Ruinen von Boro-Budor auf Java vergleicht, sorgfältiger studieren. Einfache Messungen haben ausgereicht, um z. B. den sabäischen Ursprung der Bauten im südafrikanischen Zimbabwe erkennen zu lassen. Festeren Boden betreten wir aber erst mit der Normannenzeit, über die Evans, dem offenbar die Forschungen der letzten Jahre nicht recht bekannt sind, etwas allzurasch hinweggleitet. Auch Kolumbus wird ziemlich kurz abgethan, obwohl gerade die jüngste Zeit über sein Verhältnis zu seinen Venezianer und Florentiner Vorgängen einiges neue an den Tag gefördert hat, doch ist das unparteiliche, vielleicht übertrieben ungünstige Urteil hervorzuheben, dessen sich Evans befleißigt. Befriedigend ist das über Drake Gesagte, der „Händel anfing, wo er keinen Handel treiben konnte", sowie die Mitteilungen über Bancroft, Winsor und Fiske. Recht amüsant ist der Grimm, den einzelne Eiferer gegen den katholischen Kolumbus zu Tage legen. Ein Fräulein Brown ist sogar fest davon überzeugt, daß im Vatikan noch aus tendenziöser Bosheit Urkunden verheimlicht werden, welche über die isländischen Entdecker reichen Stoff liefern. Wunderlicher Ausläufer des welthistorischen Gegensatzes zwischen Romanismus und Germanismus.

Am gediegensten und anregendsten sind wohl die Kapitel über klassische amerikanische Schriftsteller, die nach Emerson blühten: Motley, den Freund Bismarcks; Whittier, Bryant, Lowell, den jüngst verstorbenen Holmes, der auch bereits von den Japanern bewundert wird und vielleicht allein von allen Genannten Weltruf genießt, endlich Bayard Taylor, den Weltreisenden und Uebersetzer des Faust. Für die weitaus meisten Leser wird das hier Vorgetragene neu sein, im Grunde jedoch ist es eine Wiederholung längst bekannter und in der Union zum Ueberdruß oft vorgetragener Dinge. Sämtliche Klassiker der Yankees sind zudem im äußersten Osten des Landes

*) Petermanns Mitteil. Dezember 1898.

geboren, haben entweder lange Reisen in Europa gemacht oder waren den stärksten europäischen Einflüssen ausgesetzt: sie sind eigentlich gar keine typischen Amerikaner, sondern bloß im Ausland geborene Europäer. Ein originelles Yankee-Schrifttum beginnt erst mit Whitman, Case, Joaquin Miller, Duncan, über die wir keine Silbe bei Evans erfahren, und mit Mark Twain. Auch wäre es verdienstlich gewesen, statt hundertfach ausgenutzten Schulbuchmaterials einmal eine Zusammenstellung der modernen wissenschaftlichen Litteratur oder der künstlerischen Leistungen der Yankees zu zu liefern oder, da Evans gerade das deutsche Element so stark berücksichtigt, einen verständigen Ueberblick der deutsch-amerikanischen Litteratur zu geben. Endlich wäre noch zu erwägen, welchen Einfluß denn überhaupt die litterarischen und künstlerischen Neigungen einiger Kreise auf die Gesamtmasse des Volkes ausüben. Wie aus der Statistik der Universitäten, der Museen, der Theater und des Buch- und Zeitschriftenhandels hervorgeht, ist die Bedeutung geistiger Kultur in der Union in raschem Wachstum begriffen; in einigen Zweigen der Wissenschaft wie Biologie, Gynäkologie, Geologie, Botanik, Astronomie und Ethnologie sind die Yankees uns völlig gleich und stellenweise überlegen; nicht minder haben sie in der Architektur und Technik Staunenswertes geleistet. Auf der anderen Seite aber dürfen wir nicht die ganze Yankee-Nation nach einzelnen hervorragenden Neuengland-Poeten beurteilen, und am wenigsten die Yankee-Politik nach der milden Weisheit vereinzelter amerikanischer Philosophen. Noch ist die Frage nicht gelöst, ob Emerson, Longfellow, Grant und Edison nicht bloß den Abglanz europäischer Geistesmacht darstellen, statt des Beginnens eigener Kultur, und ob nicht mit dem Abwenden von Europa der Glanz bald erlischt.

Frankfurt am Main, Januar 1899.

Gobineau.

Plato erfand die Lehre von den Ideen, unalternden, urstarken, ewig gleich bleibenden Urgedanken, deren Abschattungen die Thaten der Menschen sind. Leibniz erfand den Gedanken von den Monaden, unvergänglichen, nie abnehmenden, unerschöpflichen Seelen, die bald in jenem, bald in diesem Leibe in Erscheinung treten. Gobineau verknüpfte und erweiterte die beiden Lehren und erfand die Rasse. Ein Seelengebilde, das sich seinen

Körper baut, ein Urbild, das sich nie verändert. Nicht Güte und Schlechtigkeit, nicht Tugend und Schwäche, auch nicht Fortschritt in der Weltgeschichte, sondern Rassen und Rasseneigenschaften, die sich befehden, bestimmte Monaden, die einmal so geschaffen sind, ob's Andern lieb oder leid, Monaden, auf deren Wechselwirkung die Geschichte beruht. Und zwar sind diese Rassemonaden ihrer Art nach unzerstörbar, aber sind doch Veränderungen unterworfen, ungefähr wie die Planeten in ihrer Eigenart fest begründet sind, aber trotzdem unaufhörlich in ihrer Temperatur, ihrem Volumen, ihrem spezifischen Gewichte, sich abkühlend und gelegentlich, durch Einwirkung von außen, durch Kometen und Meteore, sich erhitzend, Aenderungen unterworfen sind. Die Laufbahn der Planeten ist aber nur in ihren allgemeinen Zügen bekannt; für jedes Jahr aber, ja für jeden Tag müssen die Bahnen von den Sternkundigen eigens errechnet werden, weil dieselbe Konstellation genau so erst nach Millionen von Jahren oder wahrscheinlicher nie wiederkehrt. Aehnlich ist zwar der Charakter der Rasse bekannt, aber ihre Wirkungen können nicht ohne weiteres ermessen werden.

Gobineau stellte sich in bewußten Gegensatz zur materialistischen Geschichtsschreibung und zur demokratischen Gleichmacherei. Er leugnete das allgemein Menschliche, leugnete den Fortschritt der Philister und Moralisten und führte alle Entwickelung auf das individualistische Rassenprinzip zurück. Und wie alle Planeten, nachdem sie vom Gas zum flüssigen Metall und zur harten Kruste übergegangen, allmählich erkalten und zuletzt erstarren und ersterben, so lehrte Gobineau auch den Untergang der Rassen, den schließlichen Tod aller Kultur. Er hatte den Mut, an eine Götterdämmerung zu glauben.

Die größten Wirkungen erzielt der Graf durch seine Vereinigung von Wille und Erkenntnis. Seine Wissenschaft hat die größte Weite, sie umspannt die Welt; die Schlüsse aber, die er aus den weltweiten Forschungen zieht, die Anwendungen seiner vielzerstreuten Studien, sie haben eine enge, scharfe Spitze, sie zeugen von geschlossener Thatkraft. Gobineau offenbarte einen unsäglichen Fleiß, eine bis ins Einzelnste dringende Gelehrsamkeit, allein er ist nicht der Sklave seiner Zettel, seiner zitatenreichen Notizen. Er beherrscht auch den trockensten Stoff mit spielender Meisterschaft; seine große Gelehrsamkeit verdampft in dem noch größeren Tiegel seiner Kritik, in der Flamme seines mächtigen Geistes. Die mühsam zusammengetragenen Einzelnachrichten, sie sind ihm wie unendlich viele und unendlich feine Spuren, die der Stoß des Grabstichels an einer Büste hinterläßt: sie tragen nur dazu bei, ein abgerundetes Gesamtbild zu vertiefen, zu verfeinern, es edler und wahrer zu machen. Gobineau ist durch die Weite seines Blicks der Anbahner neuzeitlicher Weltgeschichte, nicht einer un-

lebendigen Mosaik, eines beziehungslosen Nebeneinanders oder eines mechanischen, äußerlichen Nacheinanders, sondern eines überall thätigen Weltgesetzes, das sich notwendig wie Sternenlauf vollzieht. Und nicht nur der Anbahner einer Bewegung, die höchstens von Herder und Schiller geahnt, die von Quetelet und später (in den sechziger Jahren) von Mone gestreift wurde, sondern bereits auch ihr Ueberwinder. Ja, weltgeschichtliche Betrachtung ist eine Notwendigkeit für das reifende Geschlecht der Neuzeit, aber sie führt den Grafen nicht zu einer Gleichsetzung allen Geschehens, aller Völker, sondern lehrt ihn im Gegenteil, durch die umfassende Vergleichung, daß, wie kein Erdteil und kein Land dem anderen ähnelt, so auch kein Volk gleich dem andern sei, daß zwar die Art der Entwickelung sich wiederhole, daß aber ihre Elemente immer verschieden und daher das Ergebnis der Entwickelung immer wechsele.

Die Ausführung eines so ungeheuren Planes, eines früher nicht gedachten Gedankens mußte notwendig mangelhaft sein. Die Bedeutung der Rasse wird durchweg übertrieben, sie wird zugleich zu einseitig als ein auf leiblicher Grundlage ruhendes Gebilde erfaßt. Auch zeigen sich in der Anwendung des Rassengedankens geradezu logische Fehler. Wenn unser Autor von einer bestimmten Zeitdauer spricht, die der Abwandlung einer Rasse vom Himmel zugemessen sei, so vergißt er, daß gerade die von ihm betonte Ungleichheit der Rassen, daß die Verschiedenheit ihrer Tüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit ihnen auch eine verschiedene, bald kürzere, bald längere Zeitdauer gewährleistet. Auch sonst läßt der französische Graf Folgerichtigkeit vermissen. Mit lauter Stimme preist er den Vorzug der Germanen. Dann aber gesteht er den anderen wesentliche Tugenden zu und rühmt Vorteile an ihnen, die bei genauerem Zusehen gar nicht Stich halten. Die Ansicht, daß in England, Neapel, Rußland, Indien und China die Grundlagen der Bevölkerung homogener seien, als in Frankreich, ist ein seltsamer Irrtum. Nicht minder ist es gänzlich falsch, der Abneigung der französischen Bauern gegen Lesen und Schreiben die gleichmäßige Kultur der Chinesen entgegenzuhalten, da bei den letzteren nur ein Mann von zehn oder zwanzig lesen kann. Der Wahn, daß die Chinesen keine Revolution gehabt hätten und ein äußerst konservatives Volk seien, hat sich zwar bis zum heutigen Tage erhalten, entspricht aber durchaus nicht der geschichtlichen Wahrheit. Für unberechtigt halte ich endlich, wenn unser Rassenforscher, statt die Zusammenhänge von Rasse und Religion zu untersuchen, das Christentum als einziges Gebilde hinstellt, das gewissermaßen wie Aether ohne Schwere über den Boden gleitet, das irdischen Einflüssen völlig entrückt sei. Ueberhaupt schreckt Gobineau davor zurück, das Christentum mit historischer Kritik zu behandeln.

Ist die Gesamtauffassung des Franzosen schon äußerst fruchtbar an neuen Gesichtspunkten, so deckt vollends die Untersuchung und Zergliederung der einzelnen Rassen und Völker eine Fülle überraschender Züge auf. Vieles davon ist veraltet und überholt, das meiste ist anerkannt, einiges ist noch heute strittig. Von der alten Geschichte muß wohl die Hälfte umgestürzt werden, sowohl in den semitischen Reunionskammern, die vielfach, wie im Falle der Lyder und der Herrscher von Kabul durch turanische ersetzt werden müssen, als in dem Bestreben, in den Egyptern arisches Blut zu finden, und sonstigen Phantastereien. Zu oft ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Worin aber der große Geschichtsphilosoph immer hervorragt, das ist das untrügliche Erspähen der Besonderheiten, der charakteristischen Züge. Nur im Deuten, in der Herleitung jener Züge fehlte er nicht selten. Dafür hat ihn seine tiefe Intuition in schwierigen Fällen viel weiter gebracht, als die peinlichste Methode den korrekten Philologen. Ueberall aber ist die umfassende Belesenheit des Grafen und die Frische seiner Darstellung zu bewundern.

Ich übergehe die Assyrer, Inder, Juden und Griechen. Im ältesten Europa waren nach Gobineau die Finnen überragend an Zahl. Das ist eine bedeutsame Entdeckung. Nur sollte man Turanier sagen, da es sich um unbekannte Rassen handelt, nicht scharfumrissene Finnen. Ebenso wichtig wie die Erkenntnis von der unarischen Urbevölkerung Europas ist die Vermutung, daß Kelten und Kimmerier eindeutige Wörter sind. Ich darf hier wohl einflechten, daß ich selbst in „Volkstum und Weltmacht", sowie in der „Entwickelung Asiens", die in wenigen Wochen erscheint, die Kimmerier für einen Zweig der Urarier erklärt habe, einen Zweig, dem Kelten, Germanen und Slaven entsproßten. Der Herausgeber der „Deutschen Zeitschrift" legte Mitte Februar Gobineau in meine Hände. Ich kannte Gobineau wesentlich nur aus den „Grenzboten" und wußte, daß Wagner und durch ihn Chamberlain von ihm beeinflußt worden. Nun sah ich endlich den „Versuch" selbst und sah mit erheblicher Genugthuung, daß vieles, was ich als richtig erkannt — der geringe Einfluß des Bodens auf die Rasse, das finnische Blut in Irland, das etruskische Blut in den Adern der Römer, die Einflußlosigkeit der Zivilisation bei dem Volkscharakter, die Bedeutung des chinesischen Staatssozialisten Wangantschi's —, sich ähnlich schon bei Gobineau finde. Auch sonst haben heutige Schriftsteller nicht selten Gedanken und Vermutungen geäußert, die von ihnen selbst und anderen für neu gehalten wurden, die aber schon vor einem halben Jahrhundert Gobineau ebenso oder ähnlich ausgesprochen hat. Die jetzige Gelehrsamkeit geht ja gewöhnlich über das Maß, das vor fünfzig Jahren einem französischen Gelehrten zu Gebote stand, hinaus, aber in den Grundanschauungen sind wir kaum weiter gekommen. Immerhin dürfen wir

dieselben nicht kritiklos aufnehmen. Es fehlt, wie schon berührt, nicht an gewagten Folgerungen und Verknüpfungen, nicht an Abenteuerlichkeiten. Stark auf den Holzweg gerät z. B. der Graf, wenn er aus überlieferten Eigenschaften eine bestimmte Rasse erschließen will. Wenn er lärmende Orgien besonders den gelben Menschen zuschreibt, so findet umgekehrt Nietzsche gerade in ihren dionysischen Orgien den Ursprung hellenischen Genies. Wenn die Unfähigkeit, aus Milch Käse zu bereiten, finnische Rasse offenbaren soll, so ist daran zu erinnern, daß auch die Buren bei allem Reichtum an Milchkühen keinen Käse bereiten. Vorzüglich ist dagegen der psychologische Gedankengang, mit dem Gobineau die Liebe zur Gleichheit, demagogische Phrasen, Aspirationen weiblicher Völker auf das Emporkommen unterjochter Kümmervölker zurückführt; so spricht Nietzsche von der Sklavenmoral und von der Rache der Tschandala.

Eine richtige Manie hat Gobineau für die Slaven. Er sieht sie überall, Slaven in Spanien, Slaven in Frankreich, Slaven (wie übrigens auch Coutzen, der Keltenforscher) in den Gründern Venedigs, Slaven in den Aschkenasi der Bibel, Slaven endlich in den Elischah, die in Elis gewohnt hätten. In den Veneti slavische Wenden zu erblicken, ist ja verführerisch, aber heutzutage ist die Hypothese völlig aufgegeben, da die Sprachdenkmäler der Veneter illyrischen Charakter zeigen. Wenn man, wie Gobineau, durch jede Namensähnlichkeit sich fortreißen läßt, dann kann man auch die Arakaner Birmas mit den chilenischen Araukaniern, und den nordsibirischen Fluß Katanga mit dem Katanga des Kongostaates zusammenbringen oder wie Saxo Grammaticus die Dänen von Dan, dem Sohne Jakobs, ableiten.

Für heutige Wissenschaft unerträglich sind viele Etymologien des Grafen. Die Art, wie er (III 164) Pygmäen in Sanskrit pita gelb und aham ich, was gleich gotisch goma Mensch sei, zu zerlegen wagt, und das ganze Wort in Gnom, was mit Sanskrit gam zusammenhänge, wiederaufleben läßt, ist einfach ungeheuerlich. Ebenso wenig verdient eine Widerlegung der Versuch (III 192), Serben und Iberer zu gleichen und in Serb das russische obr Riese zu erkennen, das doch von den Avaren herrührt, und deshalb die Iberer für Slaven zu erklären. Keltisch copar Kupfer und luoid Blei für einheimische Worte zu halten, ist sehr irrig. Allein, wenn irgendwo, so heißt es bei gewagten Etymologien: wer keine dummen Streiche macht, der macht auch keine gescheiten. Und der gescheiten, der epochemachenden Etymologien Gobineaus ist Legion. Ich erinnere an Haemus (Balkan) und indisch hima (wovon Himalaya), an Kalydonen und Caledon.

Besonders glücklich sind die keltischen Etymologien, wie die von Byzanz-Besuntio.

Gobineau giebt mehr, als der Titel seines Werkes versprach. Er bespricht nicht nur die Entstehung und Abwandlung der Rassen, sondern bietet uns auch wertvolle Urteile über fast alle kulturellen Bethätigungen der Menschheit. Sein unbestechlicher Blick erkennt die Hohlheit des Bildungsdünkels, er zeigt, daß der Sozialismus, weit entfernt, einen Gipfelpunkt darzustellen, vielmehr ein Rückschritt in die Barbarei ist, daß schon die alten Bulgaren vor tausend Jahren jeden Mann von Geist aufhängten. Sehr beherzigenswert ist auch seine Darlegung, daß der Buchdruck gar keinen Einfluß auf die Gestaltung des Völker- und Kulturlebens gewonnen habe. Er betont mit Recht, daß Bücher heutzutage ebenso wohl verschwinden, wie früher Manuskripte. Ueberhaupt hat der edle Graf, wie Carlyle und wie so viele Männer, die gern selber Thaten vollbrächten, statt Thaten anderer Leute zu beschreiben, eine gesunde Verachtung vor aller Schreiberei.

Habent sua fata libelli: der „Versuch über die Ungleichheit der Rassen“ ist zwar sofort beachtet und angegriffen worden, aber seine eigentliche Wirkung beginnt er erst jetzt auszuüben. Plato und Aristoteles wurden im ganzen Mittelalter beachtet, aber erzeugten im Zeitalter der Renaissance ganz neue Bewegungen. Herder und Bürger fanden bei ihren Zeitgenossen hohe Anerkennung, aber feiern jetzt eine Wiedergeburt, ja sie werden von den Freunden deutschen Volkstums und volklicher Dichtung in manchem vor die Liebhaber der Antike, vor Goethe und Schiller gestellt. Stirner war vollends so gut wie unbekannt und ward erst aus dem Dunkel hervorgezogen, als die Gedanken Nietzsche's, der an systematischer Schärfe ihm nachsteht, mächtig zu werden versprachen. Die Gegenwart neigt sich wieder rassenhafter Betrachtung zu; da erscheint ihr Gobineau als ihr Held und Herold. Man fängt an, der reportermäßigen Berichterstattung von Schlachten und diplomatischen Verhandlungen, von kirchlichen Fehden und staatlichen Erlassen müde zu werden; man ist dazu gekommen, der Wirksamkeit staatlicher Formen, der Monarchie sowohl wie des Konstitutionalismus, zu mißtrauen; die Ahnung dämmert auf, daß auch im Erraffen von Gewinn, im Handel, in Kolonieen, in Bergwerkskonzessionen, ja daß auch in der Verstärkung von Armeen und Flotten nicht das eigentliche Leben einer Nation bestehe. Da mußte denn ein Mann hochwillkommen sein, der Menschen und Völker wie Glas durchschaute, der die Vergänglichkeit aller Formen und Institutionen klar erkannte, der in rassenmäßigen Vorgängen den Urgrund aller Geschichte sah.

* * *

Größe besteht überall, bei Krieg, Politik, Kunst, Wissenschaft oder Erwerb, in der Fähigkeit, das Wesentliche zu sehen. Ein Wesentliches, das andere noch nicht erkannt haben. Mit dieser Fähigkeit ist untrennbar die

Eigenschaft verknüpft, das Unwesentliche zu übersehen, zu vermeiden, zu verachten. Wer sich einer großen Sache widmet, hat gar keine Zeit oder Lust, sich in Kleinlichkeiten, die mit jedem Unternehmen verknüpft sind, einzulassen. „Wie viel Unreinlichkeit," ruft Nietzsche aus, „haftete an jedem Großen, das zur Welt kommt!"

Für den Beschauer, den Kritiker ist es leicht, siegreichen Feldherrn oder erfolgreichen Großspekulanten die Vernachlässigung von Einzelheiten zu verzeihen. Man sieht ihre Fehler nicht, sondern bloß die blendende That. Schwerer hat es ein Künstler. Denn sein Werk offenbart dem Auge zugleich die Schwächen, die Nachlässigkeiten und die Größe des Gesamtentwurfs. Am schlimmsten aber ist der Mann der Wissenschaft gestellt. Nur zu oft gilt Wissenschaft als das Ergebnis einer langsamen, unendlich mühevollen Kleinarbeit, gilt als das Jahrhundert erfordernde Aufwachsen einer Koralleninsel. Daher ein Gelehrter, der es im kleinen verfehlt, leicht verdammt wird. Und doch ist auch bei der Wissenschaft der Wurf, der große Gedanke, das Aperçu die Hauptsache und die Ausführung, der Ausbau im einzelnen, Nebensache.

Nur so kann man Gobineau gerecht werden, daß man den hohen Wurf seines Rassegedankens immer wieder in den Vordergrund stellt. Der Wert des Genies besteht in der Intuition, in der das Wesen der Dinge durchdringenden Anschauung. Wie nachher diese Anschauung verkörpert, durch Analyse von Thatsachen dargestellt wird, das ist erst eine Frage zweiter Ordnung. Ja, eine intuitiv erschaute Wahrheit, sie kann falsch bewiesen werden, durch unlogische Folgerungen oder durch schiefe oder unrichtige Urteile, und trotzdem bleibt das Verdienst, die Wahrheit gefunden zu haben, ungeschmälert. Soviel gegen die Verächter und Verkleinerer Gobineaus. Es giebt indessen auch Ueberschätzer. Der französische Graf richtet sich riesenhoch auf vor dem gegenwärtigen Geschlecht. Seine Verehrung wächst und wächst. Er beeinflußt die nationale Bewegung, die Alldeutschen, die Pangermanisten. Die warme Verehrung zeigt, daß wir beginnen, das Sein über den Schein zu setzen, aber sie zeigt auch die Mangelhaftigkeit gegenwärtiger Bildung, die sich fast widerstandslos von einer Gelehrsamkeit, die ein halbes Jahrhundert alt ist, über den Haufen werfen läßt. Es giebt auch falsche Aperçus, selbst bei Genies. Und ungenaue Beobachtungen führen zu unrichtigen Theorien. Soviel gegen den überschwänglichen Gobineaukult.

Meine persönliche Anschauung, die ich in „Volkstum und Weltmacht" niedergelegt, ist die, daß das Rassenprinzip allein durchaus nicht hinreicht, um den Werdegang der Menschheit zu erklären. Ich finde den Ausgangspunkt unserer Thätigkeit im Volkstum, das aus einer Verbindung von Rasse und Kultur und zwar mehreren, verschiedenen Rassen und mehreren Kulturen entsteht. Man kann jedoch eine Hypothese nicht dadurch überwinden, daß man

ihr einfach eine andere gegenüberstellt. Alles was der Kritiker thun kann, ist, die Beweise zu prüfen, die für eine Hypothese geltend gemacht werden. Aber wie oft giebt es keine Beweise, kann es keine Beweise geben! Gobineau betont wiederum im letzten Bande, den kürzlich Schemann übersetzt hat (Ungl. der Menschenrassen Bd. IV. Stuttgart, Frommann 1901 S. 147), daß geschichtliche Entwicklungen sich nicht auf Anstoß der Menschen oder dieser und jener geschichtlichen Persönlichkeit vollzögen, sondern infolge der „organischen Triebkräfte" der Rassen. Ich stelle dem entgegen, daß Gallien einzig durch Caesar und die Walachei durch Trajan dem Romanentum gewonnen wurde. Ohne Caesar wäre Gallien germanisch geworden, gleichwie Kleinasien nicht arabisch, sondern türkisch wurde, und war es für Rumänien nicht viel näher, hellenisiert, als romanisiert zu werden? Wenn Gobineau aber darin nur rassenmäßige Notwendigkeit erblickt, so ist das eben eine unbeweisbare Behauptung. Geradeso wenig freilich kann ich für meine Wertschätzung der Persönlichkeit Beweise erbringen. Oder höchstens Analogieschlüsse, die aber der zwingenden Kraft ermangeln. Gelegentlich jedoch können Meinungen Gobineaus, auf deren Sicherheit er eine Weltanschauung aufbaut, als Irrtümer erkannt werden. Der französische Forscher behauptet, die Bevölkerung der Erde sei jetzt viel geringer, als vor 2000 Jahren, und glaubt sich durch diese Wahrnehmung in seiner Ueberzeugung von der Dekadenz der Rassen und dem Sinken der Menschheit erheblich unterstützt. Geschichtsforscher und Volkswirtschaftler haben indessen unweigerlich dargethan, daß die gegenwärtige Gesamtbevölkerung der Erde viel größer ist, als zu irgend einer früheren Zeit. Ein anderer Fall. Die Germanen, sagt unser Autor, hatten stets an ihre Spitze reine Arier gestellt; auch im fünften Jahrhundert wären die germanischen Königsstämme ganz reiner Herkunft gewesen. Hiergegen berichtet Caesar, Ariovist habe eine Tochter des Königs von Norikum geehelicht. Seine Frau war mithin eine Keltin oder zur Rasse des homo Alpinus gehörig, also die Kinder keine reine Germanen. Und Kriemhild heiratet doch den Hunnenkaiser, was auf einen historischen Vorgang zurückgeht, und der Westgotenkönig Athaulf führt 414 die Römerin Placidia heim. Das beweist, daß Verbindungen zwischen germanischem und nichtgermanischem Hochadel allerdings vorkamen.

Schlimmeren Tadel müßte man aussprechen, wenn man die etymologischen Einzelheiten behandeln wollte. Die Sakya hält Gobineau für Arier; das geht noch an. Der Orientalist und Spezialist Gregoriew wollte zwanzig Jahre später Slaven in ihnen sehen und erklärte den Buddha, den Sakyamuni für einen slavischen Heiland. Ich bin überzeugt davon, daß die Sakya tibetischer Rasse. Das ist streitiges Gelände. Aber einen Sakyastamm, die Sakasena von Armenien, mit den Sachsen zu gleichen, dabei aber Saka mit

den kirgisischen Haka zusammenzubringen, ist etwas toll. Nicht minder ist es die Gegenüberstellung von Juetschi, Geten, Goten und Jüten. Alles derartige aufzuzählen, wäre une mer à boire. Ich will lieber das Wirksame, Fruchtbringende hervorheben. Des Wahren und Kräftigen, scharfsinniger Beobachtungen und geistvoller Schlüsse ist auch in diesem vierten Bande weit mehr als des Falschen und Schwachen.

Der Inhalt des vierten Bandes erstreckt sich auf zwei sehr verschiedene Gebiete, auf Europa und Amerika. Ueber Gobineau's Bericht von den Karaiben, Azteken, Eskimos, Tschinuk, Sioux, will ich nur das eine sagen, daß wir auch da sorgfältigste Studien und eine Fülle geistreicher Beobachtungen vor uns haben, und mache noch besonders darauf aufmerksam, daß der französische Forscher asiatische Einflüsse und eine Mehrheit von Rassen in der neuen Welt annimmt. Die Annahme, die hinsichtlich Afrikas lange Zeit so hartnäckig verfochten wurde, namentlich durch Hartmann, daß nämlich der ganze Erdteil nur von einer Rasse erfüllt sei, diese naive Annahme wird heutzutage von den meisten Gelehrten hinsichtlich Australiens und Amerikas noch festgehalten. Man sehe nur die hierin geradezu fanatischen Behauptungen des sonst so tüchtigen Ehrenberg. Keine falschere Annahme kann es geben. Außerdem aber haben sich unsere deutschen Gelehrten von den Yankee-Ethnologen, an deren Spitze Daniel Brinton, eine Art Monroe-Lehre aufdrängen lassen des Inhalts, daß die amerikanischen Rassen ureingeboren und von jeglichen fremden Einflüssen unbefleckt seien. Es wäre an der Zeit, auch diesem ethnologischen Irrwahn einmal kräftig entgegenzutreten.

Am meisten berührt uns natürlich die erste Hälfte des Bandes, welche den Slaven und Germanen gewidmet ist. Mir scheint, daß wir kaum wesentlich über das hinausgekommen sind, was der Graf über die Wanderungen und Wandelungen der Slaven sagt. Dank den emsigen Bemühungen der Indogermanisten sind wir über die Ursprünge und Zusammenhänge der Slavenstämme sehr leidlich unterrichtet, und ohne Zweifel in vielem weit besser, als dies vor einem halben Jahrhundert möglich war; dagegen giebt es auffallender- und ärgerlicherweise auch nicht ein einziges Werk, daß über die ersten Züge und Siedelungen der Slaven, mithin über die Zeit von ungefähr 500—900 ein auch nur einigermaßen befriedigendes Gesamtgemälde entworfen hätte. Was darüber in der letzten Darstellung, in der Histoire générale von Lavisse und Rambaud von einem Slavenkenner und Slavenfreunde, Denis, geschrieben worden ist, ist im grunde nur ein wirres Chaos.

Zur Beurteilung der Germanen standen unserem Forscher vorteilhafter Weise die Erfahrungen zur Seite, die er als Gesandter in Persien gesammelt

hatte. Die entferntesten iranischer Anklänge benutzt er zur Aufhellung urgermanischen Dunkels. Es ist eine der glänzendsten Eigenschaften des großen Rassenkünders, daß er bei der Kritik mythologischer Ueberlieferungen nicht das Kind mit dem Bade ausschüttet, sondern in schöpferischer Konstruktion aus der dämmerhaften tausendfach gefärbten und durch Fremdelemente beeinflußten Tradition das Brauchbare und Wesenhafte mit sicherem Blick herauskennt, und, wenn auch oft gewaltsam, für seine Zwecke verwertet. So halte ich es durchaus für berechtigt, Asen und Vanen, wie er es thut, auf bestimmte Völker zu beziehen und demgemäß sie bestimmt zu lokalisieren. Er berührt sich darin mit jüngst vorgetragenen Anschauungen, denen zufolge die Oertlichkeiten der Edda im Siegerland zu suchen wären. Allerdings führen diese von gleicher methodischer Grundlage ausgehenden Bestrebungen den Franzosen zu völlig verschiedenen Ergebnissen, wie er überhaupt in seinen germanischen Ursprüngen stark nach dem Osten, nach dem Pamir, gravitiert. Leider verliert sich, trotz der gesunden Grundlage, der eben doch von seiner Phantasie allzuleicht verführte Graf gerade bei dieser Stelle seiner Forschungen in wahre Sümpfe von Irrnissen und Verblendung. Die Arier, „die auserlesensten aller Wesen", gaben „die Benennungen Sarmaten, Roxolanen und Asen auf, die bisher dazu gedient hatten, sie von den anderen Rassen zu unterscheiden. Sie nahmen die Bezeichnung Saken wieder an. Das Land erhielt den Namen Skanzia, die der „Halbinsel Saken". Und auf derselben Seite die Gleichung von Cheta, die der Graf für die Ahnen der Geten — Goten — erklärt, Saken und Ariern „oder" Asen.

Von Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Trotzdem hat das geniale Werk, dessen Bedeutung die Zeitgenossen, voran Goethe, sofern erkannt haben, eine neue Epoche der Geschichtsschreibung eingeleitet. Es ist durchaus denkbar, daß auch von dem gewaltigen Gebäude, das Gobineau, errichtet hat, jeder einzelne Stein zermahlen und zerschroten und zerfasert wird, aber die Hoheit des ursprünglichen Entwurfes bleibt unserer Bewunderung.

Daher unser Dank dem Uebersetzer, der mit dem Bande eine zehnjährige aufopferungsvolle Arbeit beendet, auch will ich nicht über die Form der Uebersetzung mit Schemann rechten, obwohl er selber ziemlich stolz darauf ist. Eine ganze Reihe von Gallizismen steckt darin, und den Fehdehandschuh, den Schemann hinsichtlich der Fremdwörter hinwirft, den nähme ich ohne Bedenken auf. Für „konzentriert" kann man sehr wohl einmal „haftet sich", ein andermal „beschränkt sich" oder „findet seinen Mittelpunkt, seine Hauptrolle" sagen; und auch sonst mache ich mich anheischig, Fremdwörter, an denen Schemann verzweifelte, ohne sonderliches Aufsehen auszumerzen und einzu-

deutschen. Sich ob der Freiheit seiner Uebersetzung zu entschuldigen, wäre nicht nötig gewesen; im Gegenteil, noch größere Freiheit hätte ihn über so manche Klippe hinweggehoben.

Wandersleben, Anfang 1902.

Jean Paul.

Reines Wollen und Begeisterung sind selten. Noch seltener ist die Fähigkeit, die Begeisterung in edelklare Form zu gießen, tiefer Wahrheit ewig gültige Fassung zu verleihen. Horaz konnte das. Und doch, was war Horaz? ein Nachahmer der Griechen. Gestalt und Form war gegeben, nur schuf daraus der Römer ein römisches, ein natürliches Gebilde. Die Vorwürfe der griechischen Komödie, sie wurden von Plautus wieder aufgenommen und Plautus ward von Molière umgegossen. Selbst der erschütternde Zug, daß der Geizige, verzweifelt über den Verlust seines Schatzes, in irrer Raserei sich an die Zuhörer wendet und sie fragt: „Hat jemand von euch mir den Schatz gestohlen?“ selbst diese wirksamste Stelle des „Avare“ findet sich schon bei Menander. Das Seltenste ist, ganz neue Stücke, ganz neue Charaktere, ganz neue Wahrheiten zu erfinden. Das konnte nur ein größtes Genie wie Aristophanes, Cervantes, Shakespeare, Jean Paul. Selbst Goethe fußt für den Götz auf einer bereits geschriebenen Lebensbeschreibung, für den Faust auf einer bereits vorhandenen Legende.

Es giebt Rassen, die, selbst kulturlos, auch nicht imstande sind, fremde Kultur aufzunehmen. Es giebt bildungsfähige Völker, wie Römer, Araber, Armenier, die von Anderen erworbenes Kulturgut sich anzupassen und rationell fortzubilden verstehen. Allein nur hochbegabte Edelvölker besitzen das Geheimnis, ureigene Bauten, Dichtungen und Bildwerke zu errichten, ein ragend Mal kommenden Geschlechtern. Ganz allein, einsam und fern dem breiten Strome der Weltkultur, steht keine Nation, aber das nur ist das Größte und Höchste, was eigener Urkraft erwuchs, was von jenem Strom nicht genährt ward, sondern ihm vielmehr neue Quellen, neue Flüsse zuführt. Und am höchsten und erhabensten steht der, dem solch Neues zu verdanken ist.

Der Reichtum der Deutschen ist keineswegs überwältigend. Lange Jahrhunderte hindurch zehrten wir von fremdem Erbe. Die Bildung war römisch

bis auf Luther und Hutten. Nur gotische Dome und Rathäuser, der Dichter des Nibelungenliedes und Walter von der Vogelweide vermehrte das antike Erbe. Und auch die Reformation war zur Hälfte das Wideranschwellen antiken Geistes, in Religion und Wissenschaft und schöner Litteratur. Ja, das Latein und antike Dogmatik errangen im 17. Jahrhundert zum zweiten Male die Alleinherrschaft. Und auch die herrliche Windsbraut von Sturm und Drang, brachte sie nicht Winckelmann und Wilhelm von Humboldt? die grenzenlose Verehrung der Antike bei Schiller und Goethe? Eins nur war uns selbständig erblüht, in eigenem Glanze leuchtend, die deutsche Musik. Dazu kam, nicht ohne englische A[illegible] das Volkslied, durch Herder und durch Bürger gepflegt und empfohlen. [illegible]amen die Anfänge volkstümlicher bildender Kunst. Ein viertes Mal drohte [illegible] deutsche Kultur durch eine Springflut unterzugehen, durch die verheerende S[illegible]flut des Kosmopolitismus, doch scheint die Gefahr jetzt vorüber zu sein.

Es war und ist ein Unglück für die volkstümliche, reine deutsche Kultur, daß ihr kein bahnbrechendes Genie erstanden ist. Es giebt kein Gesetz, das da lautete, jedes Zeitalter hat auch seinen großen Mann, in dem es sich verkörperte. Die Herolde und Propheten volkstümlicher Art, sie waren und sind wohl treffliche Theoretiker oder Könner auf ganz bestimmtem Gebiete, aber keine Universalgestalten und keine Helden und Künstler des Lebens. Der einzige Vorkämpfer unseres Volkstums, dessen Reckenhöhe alles überragte, Bismarck, er gerade hatte für Kunst zu wenig Herz. So müssen denn viele Einzelne in ihrer Gesamtheit das wirken, was besser einer allein gethan. Besser und eindringender: denn, wo viele große Eigenschaften zusammentreffen, da entsteht die Persönlichkeit nicht aus der Addition bloß der Eigenschaften, sondern diese werden miteinander multipliziert und potenziert.

Von den einzelnen Vorkämpfern ist einer der bedeutendsten und wohl der vielseitigste Jean Paul Friedrich Richter. Blüte und Frucht, nährende Körner und schimmernde Metalle, Sommerglut und Winterklarheit, Fülle und Tiefe und Glanz und Wahrheit, Sehnsucht und Erfüllung, göttliche Liebe und stürmender Haß, alle Leidenschaften und alle Tugenden und Laster sind in den Speichern und Scheunen und Palästen seiner wunderbaren Werke verschwenderisch ausgestreut. Eines nur fehlte ihm, freilich ein Unentbehrliches, angeborene Straffheit oder dafür der äußere Zwang zu Thaten, das Weltleben mit seiner steten Forderung; daher dann sein Mangel an Uebersicht, an Maß, an Nordwind, daher seine Unwirksamkeit, seine Schwäche. Goethe ermangelte ebenfalls der Straffheit, aber das Weltleben brachte ihm Klarheit und Schärfe. Und zog ihn ab vom Volkstümlichen, dem er doch ein so verständnisvoller Freund war und dessen Reichtum er doch so gemehrt, und nicht so gemehrt hat, wie er hatte können und sollen. Weimar hat ihn erhoben und Weimar hat ihn gestürzt.

Litteraturpäpste pflegen zu dekretieren: Jean Paul wird nicht mehr gelesen. Er wird im Gegenteil viel und eifrig gelesen, da sich zum Glück die wenigsten um solche Dekrete kümmern. Und vor wenigen Jahren erst wurde er ins Französische übersetzt. Auch wird gerade neuerdings über ihn viel geschrieben. Nicht zufällig, da der Mann eine Säule der volkstümlichen Bewegung abgehen könnte. Wie ähnlich Bürger und Gobineau wieder hervorgeholt werden. Das beste hat Josef Müller geschrieben. Sein Hauptwerk ist „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" (München, Lüneburg). Dazu ein Ergänzungsbändchen „Jean-Paul-Studien" (im selben Verlag). Dr. Müller ist selber eine merkwürdige Gestalt der Gegenwart, ein Rufer im Streit um das Volkstum. Er ist überzeugter Katholik, aber auch überzeugter Beförderer des Deutschtums. Vielhaber gemahnte neulich daran, daß aus jeder protestantischen Bewegung sich eine gleichgestimmte katholische zu entwickeln pflege. Ein Symptom davon ist jetzt „Die Renaissance", eine Zeitschrift, die Müller seit zwei Jahren herausgiebt. Er sagt darin ungefähr: Ihr Protestanten erklärt stets: wir hassen nur den Ultramontanismus, nicht die Katholiken. Wohlan, ich hasse den Ultramontanismus nicht minder als ihr. Beweist mir nun, daß es euch ehrlich war und reicht mir die Hand." Ein schönes mannhaftes Wort! Ich rufe dem für hohes Deutschtum begeisterten, ehrlichen Katholiken ein Heil und Willkommen! zu und reiche ihm gern zu fruchtbarem Zusammenwirken die Hand.

Lübeck, März 1902.

Vorkämpfer deutschen Volkstums.

Karl der Große sammelte die altdeutschen Heldenlieder. Die Zeit war ihm nicht günstig, sie verschlang sein Werk. Dann kamen die Sänger Waltharis und der Nibelungen und priesen deutsche Treue und Tapferkeit. Es kam Walther von der Vogelweide und rühmte in bewußter Innigkeit das wonnige Vaterland und die Zucht seiner Frauen. Der gewaltigste Dichter der Staufenzeit aber, Wolfram, er neigte sich ausländischen Stoffen zu und erzählte die Thaten und Reden Parzivals, des fremden kelto-persischen Helden.*) Hierauf ist

*) Ich vermute, daß Parzival (Peredur) = Pehlevan der Sassanidensage = Paladin. Auch der Gral ist iranischer Herkunft.

deutsches Volkstum flach und dürftig geworden, in engen Kreisen verkümmert, in Sonderinteressen versunken. Drei Jahrhunderte später erhob sich Hutten in seinem Zorn und peitschte mit Flammenversen sein Volk zur That. Luther riß mit gewaltigem Ruck den Norden von Rom, er schuf unserer Sprache Würde und Kraft, er hatte Freude an deutschen Liedern. Ihm halfen Dürer und Holbein und Hans Sachs und Vischer und Stoß. Wieder sank Deutschlands Stern. Durch trüben Nebel leuchteten einzelne Fürsten und Heerführer, blinkten flackrigen Lichtes Simplicius und andere Abenteuerromane, Kriegspredigten und Landsknechtgedichte.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erschien Gottsched, der jetzt auf der Bücherbörse neu „gegründet" wird, als Kämpe nationaler Kultur. Ihm folgten auf dem Fuß die Göttinger, Herder und Goethe. Schade, daß Bürger solch haltloser Charakter war. Seine Balladen waren in volkstümlichem Sinne besser, als die Schillers, der den Gegner so unbarmherzig verdammte. Was ist unserem Volke der „unbewölkte Zeus"? was „blaue Cyanen"? ja, was ist ihm Hekuba? Bewußt und mannhaft rang mit dem Klassizismus Herder. Er sah klärlich und sprach es aufs bestimmteste aus, daß nur in heimischen Stoffen das Heil, daß jedes Volk seine eigene Stimme habe und nicht nach fremder Stimme geizen solle. Daher sind auch Klopstocks skandinavische Bardenklänge nicht als deutsche Stimmen anzuerkennen. Und Herder war es gerade, der anscheinend aus der beengenden Einseitigkeit des Nationalismus sich ins Weite flüchtete, nach allen Ländern der Erde schweifte, ihre Poesie, ihre Kunst zu genießen, aber auch gerade er, der sich nicht in Weltweiten verlor, sondern den universelle Erfahrung zum kleinsten Kreis zurückführte. Schade, daß auch Herder nicht durchdringen konnte. Sein war die Erkenntnis, aber nicht die Erfüllung, die Theorie, aber nicht selbsteigner Lieder goldner Mund. Mächtiger quoll die herrliche Flut seinen glücklichen Nachfolgern. Goethe und Schiller wurden die Herren und Meister deutscher Bildung. Allein sie leiteten die Flut zum Teil auf fremde Mühlen. Goethe begann mit Götz, Schiller mit den Räubern und Kabale, und dann? Prometheus, Iphigenie, Tasso, Pandora und der Diwan; Don Carlos, Maria Stuart, Demetrius und hellenistische Balladen. Freilich auch Tell und Wallenstein. Ueberhaupt war der Abfall zur Antike nicht planmäßig. Beweis: der wunderlichst aus Antikstem und und Modernstem zusammengebraute Faust.

Andere aber führten Herders Gedanken aus. Es war kein Zufall, daß Jean Paul der eifrigste Freund und treueste Bewunderer Herders war, der ihm auch die Gattin antraute. Setzte doch Jean Paul Herder'sche Theorie in goldene Praxis um. Kein besserer Künder deutscher Volksseele, als der geniale Gestalter voigtländischer Originale, die er mit allen Warzen und weinroten Nasen, mit Zöpfen und Glatzen genau nachbildete, als der rührselige Träumer,

der eigensinnige Selbstlober, der verworrene Humorist, der scharfsichtige Philosoph und Prophet. An der komischen Verzopftheit seiner Volksgenossen hatte er herzliches Wohlgefallen, aber mit helltönender Stimme rief er sie in der napoleonischen Not zur Ermannung, zur Freiheit auf. Und hatte er nicht völlig Recht, wenn er äußerte, Deutschland brauche keinen Properz — das ging auf die venezianischen Elegien — sondern einen Tyrtaios? Die Weimarer fanden das „arrogant", wir finden es mutig und recht. So fand es auch schon der Mann, dem der Wunsiedler eine „hohe Nase mit verachtendem Wurf" zuschrieb, gebaut, nicht daß sie sich nach den Menschen, sondern, daß die Menschen sich nach ihr richten, nämlich Fichte. Seine Reden an die deutsche Nation berühren sich unmittelbar mit Jean Pauls „Dämmerungen". Noch zu jemand anderem führt uns der Wunsiedler, zu den Gebrüdern Grimm, mit denen ihn grammatische Fehde über den „s Gries und die e Grätze"*) verband. Auch der Gebrüder Grimm Verdienste um das Deutschtum sind noch lange nicht hinreichend gewürdigt worden. Ihre Märchen sind unsterblich. Ihre sprachlichen Forschungen werden der fernsten Zukunft zur Bewunderung gereichen. Ihr ungebeugter Mannesmut war ein ragendes Mal in öder, dunkler Zeit.

An die Gebrüder Grimm knüpft sich eine zusammenhängende Bewegung, die überwiegend gelehrter Eigenart, darnach strebt, deutsche Sage, Mundart, Sitte und Tracht ans Licht zu stellen und ihren hohen Wert zu erläutern. Eine deutsche Volkskunde entsteht. Ihre besten Vertreter sind Weinhold und Riehl. Der Mann aus dem Rheingau hat es, mit dem Weltsinn der Franken begabt, verstanden, gründliche Gelehrsamkeit mit anmutender Form zu paaren. Beweglich, lernbegierig, rege zu beobachten und unermüdlich im Sammeln, ein Mitjubler und Mitklager, sofort mitten im Tanz der Kirchweih, oder bei den ernsten Stimmen des Kirchhofes, ist doch Riehl zugleich ein unerbittlicher Beurteiler und ein scharfer Kritiker, aber stets versöhnlich wirkend durch das sonnige Behagen seiner Menschenliebe. Wenn ihm doch bald Jünger und Nachfolger erwüchsen! Mit Recht achtet Riehl namentlich auch auf den Dialekt. Durch Fritz Reuter und Klaus Groth und Friedrich Stoltze, den hochgemuten Frankfurter und den genialen Darmstädter „Datterich", durch den von Goethe schon gelobten Nürnberger Grübel, durch Hebel und Rosegger und „Habts a Schneid" Stielers sind wir längst dazu gekommen, die mundartliche Dichtung als ein wesentliches Element neuzeitlicher Bildung anzuerkennen. Neuerdings ist die Volksbühne dazu gekommen. Aber auch Leute, die zwar hochdeutsch schreiben, aber mit all ihrem Sinnen und Trachten landschaftlich denken und fühlen, wie Jensen, wie Gottfried Keller, wie Adalbert Stifter, um von anderen nicht zu reden, auch sie sind Beförderer deutscher Heimatkunst.

---

*) Ich zitiere durchweg nach dem Gedächtnis.

Die Tonkunst ist die treuste, intimste Offenbarung des Volksgemütes. Am Anfang deutscher Musik steht, voll hehrer Wucht, der einfach elementaren Gewalt eines schwer heraufziehenden Gewitters vergleichbar, Johann Sebastian Bach. Der erhabene Beethoven war zwar Bewunderer Napoleons, aber war urdeutsch in dem Schwunge und der heiligen Tiefe seiner Phantasie. Wie der Wildbach, bald heiter, bald wild und reißend, ist Schubert ein reiner Spiegel deutscher Seele, während Schumann dem dämmernden Abendhimmel gleicht, dessen überirdisch klares Azur in mystisch violette Tiefen übergeht, zuweilen von jähem Wetterleuchten durchzuckt. Herrlich kommt deutscher Geist in den Liedern und den „deutschen Requien“ von Brahms. Und riesengroß reckt er sich zum Himmel in dem wunderbaren Wagnisse Wagners, vom Uebertrotz freilich zuletzt umschlagend zu mystischer Ergebung.

Noch ist eines Mannes zu gedenken, der da raget wie ein Gott unter den Männern. Man kann nicht von Vorkämpfern des Deutschtums reden, ohne Bismarck zu nennen. Der eiserne Kanzler hatte für Schrifttum und Wissenschaft nichts übrig, hatte für Kunst kein Herz. Das beweisen ohne Widerrede seine eigenen Gedanken und Erinnerungen. Kein Wort von Bildern und Baukunst, höchstens ein Roman, um eine müßige Stunde auszufüllen. Bismarck steht an Vielseitigkeit unter Friedrich dem Großen, und Luther und unendlich unter Goethe. Aber gerade seine spröde Härte befähigte ihn, durch tausend Hemmnisse mit stählerner Spitze durchzudringen und ein dauernd Werk aufzurichten. Es ist zu bedauern, daß sein Mangel an Vielseitigkeit ihn daran verhinderte, alle deutschen Stämme dem Rahmen seines genialen Werkes einzufügen, allein wo war der Mann, der auch nur das geleistet hätte, was er glücklich vollbracht? Und er hat nicht nur die vielzerstreuten deutschen Staaten zu einem eisernen Ringe zusammengeschmiedet, er hat dem Einheitsgebilde auch frisches Leben eingehaucht. Von ihm ging Seeluft aus und Waldesrauschen. Das Ausland war ihm verhaßte Fremde, war der Feind, er lebte und webte in deutscher Art. Und auch im Inland war er der Befreier. Wie Goethe Befreier von Philisternetzen. Er verachtete graue Theorie und die Weisheit der Geheimräte, er liebte Gleichnisse und volkstümliche Rede, liebte weidlichen Trunk und tüchtige Kost und lachte vornehmelnder Thoren. Ein deutscher Mann von deutscher Kraft, bald kühn sein Antlitz zur Sonne, bald im Schatten hehrer Eichen.

Volkstum ist nicht alles. Damit der Mensch sich voll auslebe, dazu bedarf er noch vieles andere. Sobald Volkstum, allzu ängstlich und selbstgenügsam, sich gleich der Schnecke in das eigene enge Haus zurückzieht, da verkümmert es. Es bedarf der Anregung von außen. Auch sagt Goethe: Wer nicht ein fremdes Land kennt, der kennt nicht sein eigenes. Aber nirgends ist die Gefahr der Monotonie, die Gefahr verderblicher Inzucht

geringer als in unserem Vaterlande, in das von allen Himmelsgegenden her fremde Rassen und fremde Kulturen einströmen. Weit verhängnisvoller als übertriebene Heimatsliebe ist uns die Jagd nach fremder Bildung. Daher es wohl anzuraten ist, einmal den Vorkämpfern ausschließlichen Deutschtums zu folgen, statt durch die antikisierenden und romantischen Neigungen unserer Klassiker ewig in die Ferne uns reißen zu lassen.

Lübben, N.-L., Hornung 1901.

Eine Aufgabe für deutsche Akademieen.

Ein Bruchstück.

Wenn es heißt, daß für die Wissenschaft ein Kieselstein oder ein Schöpsenschädel so wichtig wie ein Goethe'sches Gedicht, so ist das richtig für die Wissenschaft, aber falsch für den Menschen. Wer Urlaub für ein halbes Jahr erhalten, wird nicht nach der unteren Lena gehen, obwohl von Tundra, Tschuktschen und Jakuten manches recht Nützliche zu lernen ist, sondern nach den Alpen oder dem Mittelmeer, und wem zwanzig oder vierzig Jahre wissenschaftlicher Arbeit vergönnt sind, der thäte gleich übel daran, diese ganze unwiederbringliche Zeit in unfruchtbaren, öden Forschungsgebieten zuzubringen. Denn die Wissenschaft ist ewig, aber der einzelne Gelehrte verfügt nur über eine kurze Lebensspanne. Wie aber gar, wenn alle Geographen immer und einzig die Tundra bloß untersuchen wollten und für Himalaya und Tropenpracht keine Muße und keinen Sinn mehr hätten. Nicht nur das Leben der Einzelnen würde durch solche beschränkende Einseitigkeit verkümmert, sondern auch die Wissenschaft selbst litte darunter.

Das Schicksal des individuellen Gelehrten wiederholt sich bei dem ganzer Akademien. Gelehrte Körperschaften erstreben Allseitigkeit in der Theorie, aber, selbst wenn Geschlechter und Jahrhunderte durchdauernd, auch sie können nicht die absolute Wissenschaft darstellen, noch mit absoluter, zeitloser Methode arbeiten, auch sie sind menschlich bedingt. Heuer ist dies Problem im Vordergrund, nächstes Jahr jenes; heute ist die eine Lösung des Problems gerade Mode, morgen vielleicht die entgegengesetzte. Auch für Akademien gilt das Faust'sche Wort: „Selbst unsere Thaten hemmen unseres Lebens Gang", sowie Jarnow's Maxime: „Handeln beschränkt". Man kann nicht zu gleicher Zeit am Nordpol und Gleicher sein, und Akademien haben weder die Geldmittel

noch die Neigung dazu, Expeditionen nach fünfzig Ländern auf einmal auszusenden. Bleibt also bloß die Frage: was ist gegenwärtig das wichtigste Land, welches ist der Wissenschaft am notwendigsten zu erforschen?

Die Wiener Akademie der Wissenschaften schickt seit Jahren eine stattliche Reihe von jungen Philologen in Europa umher, um auf den verschiedensten Büchereien Handschriften der lateinischen Kirchenväter zu kollationieren. So hat ein mit solchem Werk betrauter Dr. phil. vielleicht ½ Jahr sich mit 70 mehr oder weniger unleserlichen Handschriften einer Predigt des Salvianus oder am Ende gar des großmächtigen Hieronymus herumzuschlagen, um die ersten Lesarten herzustellen. Es wird Leute geben, die froh sind, wenn sie solche Predigt überhaupt nicht zu lesen brauchen, und wird andere geben, die finden, daß man erst einmal alles Inedierte herausgebe, ehe man den paar schadhaften Stellen bei längst bekannten Autoren sich zuwende; dritte werden gar auf die Scholastiker weisen oder auf die grundgelehrte Untersuchung des Quoresmius über Loth's Weib, die des Fromandus gegen Galilei oder die dicken Folianten derer, so bewiesen, daß hebräisch die Sprache Gottes und der Engel und Adams gewesen: lauter Werke, die für die Wissenschaft von äußerstem Werte, nämlich für die Wissenschaft vom menschlichen Irrtum. Allein zugestanden, daß die Durchstöberung der 70 Handschriften für die Herstellung eines guten Textes nötig war, zugestanden, daß die Lesarten, wie sie in den kostspieligen Wiener Drucken verewigt sind, zur Kenntnis der Lautgesetze, zur Kenntnis von der Entwicklung der romanischen Sprachen einen wertvollen Beitrag liefern, zugestanden, daß einige wenige Lesarten auf das religiöse und kulturelle Treiben jener verschollenen Zeiten neues, überraschendes Licht werfen, alles dies zugestanden: allein giebt es wirklich keine wichtigeren Aufgaben der Wissenschaft, waren es gerade die vergilbten Kirchenväter, die unumgänglich jetzt die gespannteste Aufmerksamkeit erheischten, wurden nicht wie von dem Manne, der einen Tag braucht, verlorene Heller zusammenzusuchen, während er diesen Tag zum Erwerb von einer Doppelkrone hätte benutzen können, wurden nicht weit dringendere Arbeiten darüber versäumt?

Vor Kriegs- und Feuergefahr sind gegenwärtig Manuskripte einigermaßen geschützt, jedenfalls gleich gut wie die Bücher, die daraus gefertigt werden. Die Manuskripte der Kirchenväter können daher als ein Stück Land betrachtet werden, das uns nicht fortläuft, das zu jeder beliebigen Zeit beackert werden kann. Wenn daher Probleme aufgewiesen werden können, wo Gefahr im Verzuge ist, wo das Material, wenn nicht augenblicklich und auf der Stelle gesammelt, unwiederbringlich verloren ist, so sollte zugegeben sein, daß die Aufgabe, solches Material zu sammeln, gegenwärtig der Wissenschaft näher und heiliger, notwendiger und förderlicher sei. Denn was die Minute

ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück, und der Wissenschaft wird durch jeden Vorzug, den aufschiebbare Fragen erhalten gegen unaufschiebbare, ein nie zu ersetzender Schaden zugefügt.

Monumenta Germaniae extranea, eine Sammlung aller Chroniken, Biographien, Reden, Beschreibungen, Briefe, Abhandlungen, Dramen, Gedichte, Romane in deutscher Sprache, die außerhalb des Reichsbodens in Ungarn, Siebenbürgen, an Ostsee und Mittelmeer, in Amerika und Japan und Transvaal verfaßt worden sind, das ist so eine jener unaufschiebbaren Aufgaben, der sich zu widmen einer deutschen Akademie wohl würdig wäre.

Die Zahl unserer Volksgenossen, die außerhalb Deutschlands und Oesterreichs in der ganzen Welt zerstreut sind, mag auf 15 Millionen geschätzt werden, dreimal so viele, als nach den Religions-Kriegen in Deutschland selber wohnten (etwas über 5 Millionen). Von dieser Gesamtzahl sind freilich 5—7 Millionen in Nordamerika abzurechnen, die sich ihrer Muttersprache gewöhnlich nicht mehr bedienen. Diese ausländischen Deutschen haben eine reiche Fülle bedeutender litterarischer Werke geschaffen, die nicht nur als geschichtliche Urkunden für die Ausbreitung und Wirksamkeit unseres Volkes bleibenden Wert beanspruchen können, sondern die auch häufig als Litteraturdenkmäler von hoher Eigenart und überragender Kraft auf die litterarische Entwicklung der Heimat rückzuwirken geeignet sind. Wie die griechische Litteraturgeschichte unvollständig ist ohne Theokrit und die Alexandriner, so die deutsche ohne Siebenbürger und Amerikaner. Falls aber diese Denkmäler nicht schleunigst aufgesucht, gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben werden, so sind sie zum größten Teile einfach verloren. Viele Autobiographien von einzigartigem Interesse*), so manche Geschichtswerke, die das Tageslicht zu sehen vollauf verdienten, sind Manuskript geblieben, weil der Verfasser gestorben ist oder weil er im nächsten Kreise nicht genug Ermutigung fand, um seine Frucht langjähriger Mühen zum Druck zu befördern; viele Drucke ferner sind ungemein selten geworden oder sind kaum zur Kenntnis weiterer Kreise gelangt. Wer kennt die von märchenhaften Abenteuern strotzende und doch in so treuherzig wahrhaftigem Chronikentone geschriebene, zuverlässige Beschreibung, die der Graubündner Bawier von seiner Odyssee durch Westindien, Peru und Australasien in Holland (1721) herausgegeben hat? wer kümmert sich noch um die Wahrheit und Dichtung, die in den klassischen Briefen Dudens aus Missouri (1832) enthalten? Man bemüht sich wohl um die selten gewordene Beschreibung Japans von dem ausgezeichneten Kämpfer (um 1690) und die noch ungedruckten Briefe Lenaus aus den Vereinigten Staaten, aber warum

*) Vergl. Körner's Quellen zu seiner deutschen Einwanderung in Amerika von 1818—1848.

nicht auch um alle kleineren deutschen Schriften über Dollar- und Morgensonnenland, da ja für die Wissenschaft alles gleich wichtig?

Eine große vaterländische Gesellschaft, eine Akademie, müßte das Werk in die Hand nehmen. Sie müßte einen Forscher nach Chile schicken, einen anderen nach Brasilien, einen Sendboten nach Ostasien und einen nach Australien, sie müßte Vertrauensmänner in Nordamerika und Südafrika haben. Wenn man dreißig oder vierzig Leute mit 3000 Mk. jährlich für Wiederherstellung der Texte von Untersuchungen der afrikanischen Kirchenväter über die genaue Epoche der Sündflut und der Geburt Phalegs oder die manichäische Irrlehre anstellen kann, so sollte man auch, um acht oder zehn Sendlinge für unmittelbare vaterländische Zwecke abzuordnen, die Mittel und den Mut finden können. Die Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens sind allerdings sehr bedeutend. Vor allem schreckt die unübersehbare Masse des Stoffes, sodann die Mißlichkeit der Abgrenzung. Soll man allen Wust und Schund aufnehmen, den philisterhafte Selbstbespiegelung „prominenter“ Anhänger des Sternenbanners, den sensationelle Wundersucht afrikanischer Abenteurer, den orthodoxer Fanatismus in die Welt gesetzt hat? Sollen alle Reisebeschreibungen dem großen Sammelwerke einverleibt werden? Inwieweit werden Gedichte, Novellen und Reden in modernen Zeitungen zu berücksichtigen sein? Zunächst wird wohl äußere Zweckmäßigkeit die Leitschnur abgeben müssen. Bei Japan wird man darauf verzichten, die bahnbrechenden Werke Siebolds neu aufzulegen, da dies von seinem Neffen in musterhafter Weise jüngst schon in Angriff genommen wurde, dagegen wäre ein Neudruck Kämpfers höchst dankenswert. Bei den Vereinigten Staaten kann schlechterdings nicht davon Abstand genommen werden, die grundlegende, jetzt vergriffene Geschichte der Deutschen in Amerika des chauvinistischen Franz v. Löher († in München 1892) in neuer Ausgabe dem ganzen Volke zugänglich zu machen, andererseits aber wird die Not vermutlich es gebieterisch erfordern, daß man auf die in Amerika selber verfaßten deutschen Schriften sich beschränke. Aehnlich wären die Thaten der Deutsch-Ordensritter in den Ostsee-Provinzen der allgemeinen Geschichte oder den Pertz'schen Monumenten zuzuweisen, während die schöne Litteratur der Balten dem neuen Corpus zufiele; vielleicht auch empföhle es sich, überhaupt einstweilen ausländische deutsche Litteratur in Europa und in Uebersee ganz von einander zu scheiden.

Einfacher ist die innere Abgrenzung. Voran kommt Geschichte mit Stadtchroniken, politischen Essays, Reden und zusammenfassenden Darstellungen; folgt schöne Litteratur, also Dramen, lyrische Poesie, Epigramme, Humoresken, Romane. Weiter eine ausgedehnte Reihe von Briefen, die größere Hälfte noch im Manuskript, und Biographien, verknüpft mit einer Zusammenstellung aller erreichbaren Lebensnachrichten solcher hervorragender Staatsmänner,

Künstler, Gelehrten und Schriftsteller der deutschen Uebersee, von denen noch keine Biographie vorhanden. Sodann wissenschaftliche Litteratur, vielleicht auch musikalische und technische. Schließlich Landesbeschreibungen, durch ausländische Deutsche verfaßt.

Polo Alto, Anfang 1897.

Die Weltlage.

Mit einer gewaltigen That traten die Germanen in die Hallen der Geschichte ein. In der Völkerwanderung kündigten sie ihren Herrscherberuf an. Mit weithinschallenden Hammerschlägen pochten sie an die festen Thore des Römerreiches und zerschlugen den prächtigen Thron der Cäsaren. Die reisigen Scharen der Markomannen und Goten, der Vandalen und Burgunder, Langobarden, Angeln und Waräger wanderten nach Westen, Süden und Südosten und besiedelten England, Frankreich, Spanien, Italien, Nordafrika, die Theißebene und Rußland.

Verschwenderisch streut die Natur ihre Gaben aus. Tausend Blüten bringt der Frühling, aber hunderte verdorren und verwesen. Viel herrliche Blüten sind im germanischen Völkerfrühling zugrunde gegangen. Einige Stämme erlagen der heißen Sonne des Südens, andere der von Osten anschwellenden Slavenflut, der Rest wurde von der Ueberzahl fremder Völker zerrieben, umgebildet, neugeformt und aufgesogen. Bloß in Mitteleuropa erhielt sich reines germanisches Wesen, zwischen Maaß und Vogesen im Westen und Aller und Isar im Osten. Auf diesem Grunde erwuchs das deutsche Volk.

Sobald dies Volk einheitlich gefestigt und zum Bewußtsein seiner Kraft erwacht war, begann es sich nach Osten auszudehnen. Engländer und Spanier haben Länder gewonnen, die von wilden Horden dünn bevölkert waren, während bei gebildeten, volkreichen Nationen wie den Indern und Tagalen sie ihrer Rasse keinen Raum verschaffen konnten. Wir waren von wehrhaften indogermanischen Stämmen und kriegerischen Tataren umdrängt und haben trotzdem in weiten Landstrichen des Ostens unsere Eigenart wurzelhaft durchgesetzt.

Hoch stieg der Glanz und die Macht des Reiches. Den Staufern gehörte Sizilien und Jerusalem, und England ward ein deutsches Lehen. Die

süddeutschen und flandrischen Städte überstrahlten durch ihren Reichtum Alexandrien, Basra und Kalkutta. Wöchentlich kamen zweitausend Schiffe nach Antwerpen, und in Brügge wurden binnen zwei Monaten mehr Waren umgesetzt als in Venedig in einem ganzen Jahre. Die Hanse beherrschte die nordischen Meere. Da ward noch unter Karl V. Spanien an das Reich angegliedert und Venezuela von den Augsburger Welsern erobert. Im Auftrage Karls V. umsegelte Magellan die Welt und wurden Mexiko und Peru und die Philippinen gewonnen.

Dann ging es abwärts. Noch einmal zwar leuchtete uns ein Hoffnungsblick, als Wallenstein alles Land von den Alpen bis zur Ostsee seinem Kaiser zu Füßen legte. Mit Hilfe der spanischen Flotte wollte Wallenstein die Ostsee zu einem deutschen Binnensee umgestalten und dem Kaiser die Herrschaft in der Atlantis erringen. Die schwedischen und holländischen Niederlassungen, die, großenteils durch deutsche Siedler und deutsche Statthalter am Hudson und Delaware eingerichtet wurden, hätten dann einen ganz anderen Rückhalt gehabt und wären nicht so leicht dem Ansturm der Briten erlegen. Der Eigensinn Ferdinands II. verdarb alles, und Nordamerika war für deutsche Herrschaft verloren.

Die Zeit wurde trüber und trüber. Oede und Verzweiflung, Niedergang, Schweigen, Zerfall. Erst Leibnitz und der preußische Soldatenkönig erweckten wieder Achtung dem deutschen Namen. Friedrich der Große erhöhte unser Selbstvertrauen. Goethe und all die herrlichen Freunde und Jünger, die sich um ihn scharten, brachten unserem Leben neue Fülle. Da brach Napoleon alles in Stücke, allein aus dem Kampfe mit ihm entsproßte ein neues Volk und ein neues Nationalbewußtsein.

Was war bislang die deutsche Bildung gewesen? Unsere Heldenlieder verbrannte Ludwig der Frömmler, und wir wurden von Römlingen und lateinischen Büchern überschwemmt. Ja, wir hatten Walther und die Nibelungen und preisen das Geschick, das solche Perlen aus dem Wrack des alten Schrifttums an den Strand gespült hat, aber unsere anderen Epen handelten von Troja und Alexander, vom keltischen Parzifal und Tristan, von Mauren und Provenzalen. Alle Wissenschaft kam von Italien und Spanien. Nur der von der Vogelweide war ganz unser eigen. Und wiederum, im Zeitalter der Humanität, wälsche Rhetorik und griechische Staatslehre; dann Nachäffen von Versailles und London. Sogar noch zu Schillers Zeit Gräkomanie und Gallomanie. Selbst Goethe fiel von Götz zu Iphigenie ab, zu Pandora und Elpenor. Die Romantiker schwelgten gern in ausländischen Stoffen. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wendet man sich überwiegend vaterländischen Stoffen zu und erblüht die Mundartdichtung. Zugleich ist durch deutsche Musik ein Hort uns erstanden, wie keinem anderen Volke. In der

Wissenschaft haben wir die Lehre von der Entwickelung aufgestellt, die Europa endgiltig vom Altertum erlöst hat und die in Geschichte und Theologie, in Erdkunde, Geologie und Chemie, in Heilkunde und Recht fortan den Ausschlag giebt. Weniger gelang es uns in den bildenden Künsten; immerhin hat wenigstens in der Baukunst das thüringische und schwäbische Haus die Bahn für einen Nationalstil vorbereitet. Ureigen aber erwuchsen unsere künstlerischen und akademischen Formen der Geselligkeit und bildeten sich unsere Volksfeste aus, deren seit der Mitte des Jahrhunderts steigende Häufigkeit der deutschen Lebensführung ein deutliches Sondergepräge verliehen hat.

Der Gehalt für den deutschen Nationalstaat war da. Mit Meistersinn und heldiger Faust schmiedeten Bismarck und Moltke die Form. Mit einem Schlage trat Deutschland in seine alten Rechte ein, an die Spitze der Völker. Zunächst in Europa. Durch den Kongo-Kongreß in Berlin auch in Afrika. So ward das Reich zu einer Weltmacht, deren Aufgaben und Einflüsse unendlich weit über das hinausgehen, was es je zuvor gewesen oder gewollt. Nicht gering war der Schritt aus landumschränkter Enge in die unbekannten, bedrohlichen Fernen des Weltmeers. Es erheischte ein starkes Herz und eine feste Hand, um klar und ruhig das Steuer zu lenken. Die anderen waren uns in der Erfahrung voraus und schauten mit schlecht verhohlener Scheelgunst auf unsere neuen Ansprüche. Auch brachen Feuersbrünste auf dem Lande aus, in der Türkei, in Oesterreich, die uns daran hinderten, frisch und fröhlich, wie wir wollten, die Anker zu lichten.

Es war gut, daß neue schwere Aufgaben an uns herantraten. Stillstand ist Rückgang. Der Deutsche liebt sich gern die schöne Ruh, er wird leicht ein Philister, Wir schliefen auf unseren Lorbeeren, waren gesättigt und ließen andere sich hinten in der Türkei die Haare ausraufen. Unversehens sind wir dabei ins Gedränge gekommen. Gewiß, wir haben einen großen Schritt vorwärts gemacht. Aber wie, wenn andere Völker währenddes zwei und drei Schritte gethan hätten? Betrachten wir einmal ohne Voreingenommenheit die Weltlage! Gegen 10000 Geviertmeilen deutscher Erde im Reich und 2400 in Oesterreich besitzen die Engländer 580000, von denen die Hälfte britischer Siedlung zufällt, und giebt es 520000 Meilen russischen Bodens, der so ziemlich ganz für national-russische Niederlassungen offen steht. Und nun, da in Erkenntnis dieses Mißverhältnisses weitblickende Leute mehr Land für deutsche Bauern und Handwerker erlangen wollen, da wir bereits halb Afrika haben konnten, da wir am Sambesi und in den Tschad-Ländern dem nordsüdlichen Großreiche der Briten wirksame Riegel vorschieben konnten: da kam der Vertrag, der 1885 den Engländern Betschuanaland und Nyassaland auslieferte, und da entging uns 1890 Uganda. Wie war doch der Sturm hochgemuter Begeisterung

abgeflaut, wie war die Hochflut kühnen Vordringens in matte Ebbe umgeschlagen! „Genießen macht gemein“, sagt Faust, und die Weichlichkeit des Genusses, sie hat nicht nur vielfach edle Gesinnung vergröbert, sie hat uns auch in verderbliche Thatenlosigkeit gestürzt. Wir haben vergessen, daß nur der sich seines Lebens recht erfreut, der es sich jeden Tag aufs neue erbeutet, vergessen, daß der nur des Lebens Vollglück erringt, der es von neuem immer voll einsetzet. Die Erschlaffung aber, die nichts Neues mehr erwerben mag, verliert auch, was sie schon besessen. Streng und unerbittlich richtet die Zeit, und wehe dem, der nicht ihre Zeichen erkennt oder nicht erkennen wollte.

Der Dreibund liegt in Trümmern, in Oesterreich sank das Deutschtum schwerverletzt zu Boden und steigt siegprahlend das Slaventum empor. Die Geschicke der Mandschu reifen und die Zerteilung Chinas steht vor der Thür. Japan hat zu starker militärischer Stellung sich aufgeschwungen, und seine Krieger verlangen, zumal die innere Krisis unerträglich wird, nach befreienden Thaten. Die Tagalen und Inder trachten nach Emanzipation. Im schwarzen Erdteil kämpfen Engländer und Franzosen heißentbrannt um das wirtschaftliche und kulturelle Uebergewicht. Die Yankees bedrohen Mittel- und Südamerika und strecken den Arm nach den lockenden Gestaden Ostasiens. Das kleine Belgien erschließt mit gigantischer Kraft das ungeheure Kongobecken und streut allenthalben gewinnbringend seine Milliarden aus. Die Russen nähern sich dem Hoangho-Thale und rüsten sich, den Thian-schan und das Pamir zu überschreiten. Sind wir wohl der gewaltigen Veränderungen uns klar bewußt, die augenblicklich auf der Männererde sich vollziehen und die überall tief in die Geschicke der Völker eingreifen? Sind wir bereit, die Rolle zu spielen, die unserer Eigenart, unserer Würde, die dem Gebote geschichtlicher Notwendigkeit gemäß ist?

Wenn des Nachbarn Haus brennt, ist unser Haus in Gefahr. Schon lodern die Flammen der slavischen Feuersbrunst von Oesterreich zu uns herüber. Schon schallet der Hilf- und Kampfschrei „Waffená“! unserer südlichen Brüder. Man will sie vertschechen, will sie verslaven. Feinde ringsum. Eine Götterdämmerung bricht herein, aber aus dem zertrümmerten Staatenbund soll, so hoffen die Gegner, ein starkes Slavenreich erstehen. In Voraussicht dessen haben bereits Graf Thun und seine Freunde den Dreibund preisgegeben. Die Freundschaft mit Deutschland soll durch Feindseligkeit abgelöst werden. In dem jetzt anhebenden Kampfe müssen wir Partei ergreifen. Die diplomatischen Formen des Dreibundes mögen in Splitter gehen, aber die Sache, die deutsche Volksgemeinschaft, muß gewahrt werden. „Wenn die Verfassung“, so rief beim Beginn des Bürgerkrieges Garfield aus, „einer Wiedervereinigung von Süd- und Nordstaaten entgegensteht, so laß ich die

Verfassung in alle Winde zerflattern, aber die Union muß ganz bleiben." Und ein österreichisches Reichsratsmitglied erklärte: „Lieber zum Hochverräter werden als zum Volksverräter!" Sobald jedoch die Zeichen der Mißgunst und des Deutschenhasses in Wien sich mehren, haben wir ein treffliches, vertragsmäßiges Mittel an der Hand, die slavischen Herren in Oesterreich in Schach zu halten: unsere Freundschaft mit der Türkei. Schon 1780 und 1790, als Wien schwerhörig wurde, drohten die Preußenkönige mit einem türkischen Bündnis. Nun ist es ein öffentliches Geheimnis, daß seit Jahren Graf Goluchowski nach Saloniki strebt und schon mehr als einmal versucht hat, einen Kriegsfall gegen die Pforte zu ermitteln. Diese Bedrohung ihrer nordwestlichen Länder treibt die Türkei nur noch enger in unsere Arme. Allein auch sonst ist das gute Verhältnis zum Sultan von unberechenbarem Wert. Wir müssen die Anatolische Bahn nach Mosul und Bagdad und zuletzt dem persischen Busen weiterbauen, um so einen unabhängigen, vielleicht durch einen Hafen in Sumatra verstärkten Weg nach Ostasien zu erhalten. Man denkt ferner, durch den Erfolg der Templer ermutigt, an deutsche Bauernkolonien im kleinasiatischen Hochland, ja womöglich an den Stätten der ältesten Kultur, im Flachland des Euphrat und Tigris. In Damaskus aber hat der Kaiser erklärt, er sei der Bruder aller der dreihundert Millionen von Mohammedanern, die von Inselasien und der Mandschurei bis nach Marokko wohnen, und deren Schutz- und Glaubensherr der Padischah am Goldenen Horne ist. Da sich eine panislamitische Bewegung aufgethan hat, die in Mekka und Konstantinopel ihre Hauptstützpunkte und auf der halben Erde (mit Ausnahme vielleicht der schiitischen Perser) ihre Verzweigungen hat, so ist es für uns ungemein wichtig, mit dieser Bewegung freundschaftliche Fühlung zu haben. Der Islam ist der erbittertste und mächtigste Feind Großbritanniens, er zählt 30 Millionen Anhänger in China und hat allenthalben Jünger in Australasien und Mittelasien, die teils zu holländischer, teils amerikanischer (Sulu-Inseln und Mindanao), teils russischer Oberhoheit gehören. Für den Freund des Islams zu gelten, ist, bei den für Gemütserregung so empfänglichen Moslimen, die durchaus nicht im Niedergang, sondern im Vordringen befindlich sind, auch politisch von hohem Werte: durch die Türkei können wir nicht blos auf Oesterreich, sondern auch auf England und Rußland drücken, ja auf die ost- und australasiatischen Verhältnisse einwirken. Die Annäherung an die Türkei war einer der besten Schachzüge, den Deutschland seit langem gethan hat.

Ungünstig ist dagegen unsere Lage in Afrika. Der schöne Traum eines transafrikanischen Großreiches ist ausgeträumt. Wir haben ja allerlei ganz schöne Stücke vom dunklen Erdteil erhalten, aber was taugen sie, bei Licht besehen? Recht wenig und recht viel, je nachdem, was man aus ihnen herausgestaltet; bis jetzt sicherlich recht wenig. Wir wollen eine Macht sein in Afrika

und namentlich in Südafrika mitsprechen. Schön und gut! Aber wie stellt sich das thatsächliche Machtverhältnis? Im englischen und burischen Südafrika wohnen $^7/_8$ Millionen Weiße und besteht ein jährlicher Außenhandel von 900 Millionen Mark; im Oranjestaat allein überschreitet der Bodenwert $1^1/_2$ Millionen Mark. In Deutsch-Südwestafrika sind noch keine 3000 Weiße und erhebt sich der Handel noch nicht auf 7 Millionen; der Boden ist seinem Kaufwerte nach fast gleich null und gehört zudem ganz überwiegend englischen Gesellschaften. Dem Hinterland von Kamerun und Togo wird durch die Nigergesellschaft und die Franzosen das Wasser abgegraben und der Handel von Deutsch-Ostafrika wird allmählich durch britische Eisenbahnen nach dem englischen Uganda und Mombasa im Norden und den Sambesiländern im Süden abgeleitet werden, wie er jetzt schon teilweise durch den Kongostaat abgezogen wird. Viel Tüchtiges ist geleistet worden, ein gewisses Ergebnis hat man erzielt, aber dennoch, was ist das alles gegen Kuba, Brasilien, Indien? Es war vielleicht nicht möglich, mehr zu schaffen; genug, andere haben es gekonnt. Selbst Portugiesen sind einmal zur Weltmachtstellung aufgestiegen und wir nicht. Auch Kiautschou ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Solange wir kein Kanada oder Südafrika haben, ist alles Kolonisieren nur eine müßige Spielerei. Wir brauchen weitgedehntes Ackerneuland. Wir besitzen dies in Südwestafrika und könnten durch künstliche Bewässerung, wie jüngst wieder Regierungsbaumeister Rehbock dargethan, anbaufähiges Land für Millionen schaffen. Warum geschieht dies nicht? Weil hamburgische Interessen in Berlin vorwiegen und britische Interessen in Hamburg.

Weitere Aussichten eröffnen sich in Südbrasilien. Die hanseatische Siedelungsgesellschaft hat $1^1/_2$ Millionen Acker in Santa Katharina angekauft. Die Hoffnung besteht, daß bei einem Zusammenbruch Brasiliens der Süden unter deutscher Führung sich loslösen und mit dem Reich ein Bündnis eingehen wird. Das werden uns freilich die Yankees nicht gestatten wollen, wie dies ausdrücklich schon Kapitän Mahan ausgesprochen hat. Wie die Briten in Afrika, so werden in Amerika die Yankees bemüht sein, das Aufkommen deutscher Art zu hindern. Die Angelsachsen der neuen Welt haben die deutsch-schwedischen Niederlassungen in Delaware und die deutschen Brüdergemeinden in Newyork und Georgia unterdrückt, sie haben verhindert, daß in Pennsylvanien deutsch als Staatssprache anerkannt wurde, und jetzt trachten sie mit allen Kräften danach, den 12 Millionen Deutschen in den Vereinigten Staaten völlig den Garaus zu machen, ja ihr Haß richtet sich bereits gegen das Reich. Wie ferner die Briten das eroberungslustigste Volk in Europa, so sind es die Yankees in Amerika. Die Union hat 1812—22 die Markesas-Inseln in der Südsee besessen, sie wollte 1854 Formosa und die Liukiu zu amerikanischen

Kolonieen machen, sprach zu gleicher Zeit die Absicht aus, Europa und Australien zu revolutionieren und mit Yankee-Geist zu erfüllen, und sah ruhig zu, als kalifornische und texanische Freibeuter 1855—58 eine Yankee-Republik in Nicaragua errichteten. Grant wollte ganz Ostasien neutralisieren und Hayti nehmen. Jetzt ist den Yankees Spanisch-Westindien zugefallen, sie haben Hawaii und Guam, die Ladroneninsel, angegliedert, und heiß ringen sie um den Erwerb der Philippinen, die zu befreien sie auszogen. Die nächste Folge der letzten Errungenschaften der Vereinigten Staaten wird die sein, daß sie in Afrika Einfluß erlangen, wo sie bereits in Delagoa und Madagaskar politische Interessen haben, und wo ihnen Monrovia, die Hauptstadt Liberias, als Kohlenhafen angeboten worden ist, dann aber, daß ihnen die Lust nach Mittel- und Südamerika wächst. Dem zu begegnen, denken die Südamerikaner an einen Bund zwischen Chile, Argentinien und Paraguay, einen Bund, dem ein starkes Südbrasilien sich leicht einfügen müßte. Die Sympathieen Südamerikas und Mexikos sind mit Europa und Deutschland gegen die Yankees. Wie in Afrika, wo namentlich amerikanische Ingenieure und Kapitalisten im Transvaal auf englischer Seite gegen die Buren und uns stehen, und in Amerika, wo sie unsere Einwanderung und unsern Handel fürchten, so werden die Yankees auch in Ostasien noch schärfer mit uns zusammenstoßen, als das bisher geschehen ist. Es wird starkes Auftreten nötig sein, um unsere großen Ansprüche zu wahren. Ein Krieg ist schwerlich zu besorgen, aber wir dürfen uns auch kein Faschoda bieten lassen. Uebrigens liegen in Ostasien insofern die Verhältnisse besser, als die Karten besser gemischt sind und sich eine größere Mannigfaltigkeit von Bündnismöglichkeiten darbietet. Rußland und Frankreich werben um unsere Freundschaft, Japan ist wenigstens nicht unfreundlich und China kann leicht auf unsere Seite gebracht werden.

Es ist seltsam, wie überall an den entgegengesetzten Enden der Weltteile uns Freunde erwachsen gegen die übergewaltigen Gegner: die tapferen Chilenen, die unserer Militärinstrukteure bedurften; die Buren, die 1884 sich unter den Schutz des Reiches stellen wollten; die Türken, die gegen englische und russische Dränger sich auf Berlin stützen; die Chinesen, die 1895 uns Formosa anboten, und Japan, das in Wissenschaft, Verwaltung und Kriegswesen ganz von deutschem Geiste durchdrungen ist.

Vorläufig sind auch die Russen noch unsere freundwilligen Nachbarn, allein was nützt uns alle Liebe und Freundschaft, wenn sie nicht in Thaten umgesetzt wird? Fortwährend die herzlichsten Beziehungen zu uns pflegend, haben die Engländer seit 1880 das Kaisertum Birma eingesteckt, haben die Haussaländer, Egypten, die nördlichen Massailänder, die Gebiete zwischen mittlerem Oranje und Tanganjika, Südarabien, die Bahrein-Inseln im Persischen Busen, die Malayenstaaten auf Malakka und Nord-Borneo, ein

Drittel von Neu-Guinea und mehrere Südseegruppen besetzt und schicken sich an, die reiche Osthälfte des Sudan und das Yangtsebecken auszubeuten. Die Russen sind durch Turkestan nach der persischen, afghanischen und kaschgarischen Grenze vorgedrungen und haben jüngst die volkreiche Mandschurei angegliedert. Die Franzosen haben halb Nordafrika und Madagaskar, Indochina und das Vorkaufsrecht auf das südlichste China sich gesichert. Die Yankees trachten vollends nach der ausschließlichen, wirtschaftlichen wie politischen Weltherrschaft. Und wir? Sehen staunend und befangen aus der Ferne zu. Wir wollen Frieden halten. Es ist wie bei einem Manne, der sich ein hübsches, behagliches Häuschen erbaut hat. Er läßt die andern in Ruhe und wünscht auch selbst in Ruhe gelassen zu werden. Da wachsen auf allen vier Seiten des Häuschens zum Himmel ragende, mit lärmendem Betrieb erfüllte Riesenbauten in die Höhe, die ihm Licht und Luft nehmen und durch widriges Getöse das Dasein verleiden. Wir mögen noch so freundlich und unparteiisch zusehen: zuletzt wird die wachsende Größe der Nachbarn uns doch die Luft nehmen, die Lebensbedingungen verschlechtern und uns das Dasein verkümmern und verbittern.

Einst waren wir das Volk der Dichter, da sind wir staatlich verkommen. Dann wurden wir das Volk von Blut und Eisen, da sind wir zu Blüte und Ansehen gelangt. Jetzt sinken wir wieder zu beschaulicher Unthätigkeit hinab, rüsten und rüsten und sehen zu, wie andere, unserer Rüstungen spottend, alles Erstrebenswerte auf Erden uns rauben. Wir müssen wieder heraus aus der selbstgefälligen Trägheit und Starrheit. Uns frommt nur frischer Wagemut, neue Leiden, neue Freuden und höhere Ziele. Genießen macht gemein, aber Ringen und Schaffen veredelt und zieht hinan. Wohlan denn, mein Volk, hinaus zu neuen Thaten, hinaus nach Südosten, frisch über die Heiden; hinaus nach Westen zu neuen Welten; auf, deutsche Reiter, zu Pferde; hinaus, Matrosen, zur tiefaufdonnernden Salzflut!

Wie aber die Erhebung von 1813 und 1870 durch emsige und begeisterte Arbeit in Schrifttum und Wissenschaft und Kunst eingeleitet wurde, so muß auch die Erhebung der Zukunft, muß die neue Gebietsausdehnung und das außerreichische, außereuropäische und überseeische Zeitalter durch geistiges Schaffen und fruchtbare Vertiefung vorbereitet werden, und vor allem durch erweiterte weltgeschichtliche Forschung, durch die Kenntnis von den Zuständen und Absichten der anderen Weltrassen und Weltnationen.

Bonn, 1898.

Die Rassen Europas.

Die Entwicklung der europäischen Bevölkerungen ist, selbst in manchen Hauptzügen, noch keineswegs ganz klar und ein Gesamtüberblick solcher Entwicklung ist meines Wissens noch nicht versucht worden.

Daß die Urbevölkerung unseres Erdteils vorwiegend arisch war, kann weder bestimmt verneint noch bejaht werden. Sicher ist, daß es mehrere Urrassen gab. Jüngst hat man in der Schweiz Ueberreste von Zwergen entdeckt. Die verschiedenen Perioden, von denen sonst prähistorische Ueberreste vorhanden sind, kann man weder in Dänemark, noch Schwaben, noch Frankreich rassenhaft bestimmen. Auch die sicher nichtarischen Urmenschen Europas gehören nicht einer, sondern mehreren Rassen an. Wir können niedere hyperboräische Stämme ausscheiden, die in der Folge finnisiert wurden; die Vorfahren der jetzigen Lappen; sodann die große, ganz Osteuropa erfüllende finnische Gruppe; ferner eine oder mehrere Urrassen der Alpen; von diesen vielleicht wieder unterschieden die ältesten Bewohner der Pyrenäen, in deren Hochthälern manche archaische Eigentümlichkeiten sich bis jetzt vererbt haben; von der Loire bis Gibraltar die Iberer, die Ahnen der Basken; in Großbritannien entweder iberische oder finnische Stämme oder beide zusammen. Am ganzen Mittelmeer, also auch an den südeuropäischen Küsten, vermutlich vor den immerhin national schon ziemlich bestimmten Iberern, eine helle, mit den Vorfahren der Berber verwandte Urbevölkerung, die Erbauerin der Dolmen. Ob die Ligurer, die von Oberitalien bis nach Worms und Lyon saßen, ursprünglich nichtarisch waren, ist noch nicht ausgemacht.

Die Iberer Spaniens sind häufig mit den jetzigen Iberern des Kaukasus verknüpft worden. Ich halte eine Verbindung ebenfalls für durchaus möglich. Eine stattliche Reihe von Völkern ist vom Kaukasus oder von noch weiter ostwärts bis nach Spanien gekommen. Den Grundstock der Südkaukasus- und Südpontusvölker bildeten die Urartu und Verwandte, aus denen die jetzigen Georgier, unter Beimischung arischer Elemente die Armenier und unter Beimischung semitischen Blutes die Juden hervorgegangen sind. Es scheint, daß mit der Urartu-Rasse vier wichtige europäische Rassen zusammenhängen: die Etrusker, die teils zur See über die Inseln, teils zu Lande über den Balkan und die Alpen nach Nord- und Mittelitalien kamen; die Daker der unteren Donau, die ich mit den Dahai am Nordostufer des Schwarzen Meeres und den Dahar in der Nähe des Ararat gleiche; endlich die Pelasger, deren Pluralsuffix das der Urartu zu sein scheint, und die Veneter, die vom nördlichen Kleinasien nach der Nord-Adria kamen. Die Wanderungen turanischer Stämme von den Gegenden zwischen Ararat und Krim wurden dann in der

Folge von Hunnen, Avaren und Ungarn frisch aufgenommen. Auch sind die halbturanischen Alanen vom Kaukasus bis nach Spanien gekommen.

Zu den nördlichen Wanderungen der Turanier lieferten semitische Einwirkungen im Süden das Gegenbild. Die Phönizier haben ganz Südeuropa auf das stärkste beeinflußt. Bis nach der Krim und bis Großbritannien, dessen Gott Belus sehr wahrscheinlich auf Baal zurückgeht, sind diese Einflüsse nachzuweisen. Ob freilich das kleine Volk der Phönizier auch einen starken Einfluß auf europäische Blutmischung gewonnen hat, möchte ich bezweifeln. Man sehe nur die geringe Zahl von Eurasiern in Indien neben den ungeheuren kommerziellen und kulturellen Veränderungen, die eine Handvoll Engländer dort hervorgebracht hat. Das gleiche wird von den Karthagern gelten, die zwar lange über Sizilien und Teile Spaniens herrschten, aber wohl kaum die dortige Bevölkerung umwandelten. Erst die dritte semitische Flut, die von Vorderasien über Europa hereinbrach, die der kleinasiatischen und syrischen Sklaven und Juden, hat sich auch im Blute der Bewohner bemerklich gemacht. Die vierte Wanderung, die der Araber, war an Masse die bedeutendste, beschränkte sich jedoch in ihrer rassenhaften Einwirkung auf Sizilien und Spanien.

Ungern berühre ich die vielberufene Urheimat der Arier, doch möchte ich folgende, rein erdkundliche Beobachtung zur Erwägung stellen. Sucht man von den geometrischen Orten, die durch die verschiedenen ältesten Sitze der ersten arischen Wanderungen gegeben werden, den gemeinsamen Ausstrahlungspunkt, so weiß man nicht, soll man Fergana oder Skandinavien als Ausgang nehmen. Dagegen weiß man ganz genau, daß die jüngste arische Wanderung, die der Normannen, aus Skandinavien strömte, daß vorher die Germanen in der Hauptsache von einer Gegend kamen, die zwischen Ostsee, Elbe und Weichsel anzusetzen ist, daß früher die Kelten ungefähr von Regensburg aus ihre Züge gegen Rom, Griechenland und Kleinasien unternahmen, daß wieder einige Jahrhunderte eher die Phryger und Armenier von Thessalien ausfluteten, endlich daß eine wichtige Gruppe der Urarier, die Kimmerier, in der Krim saßen. Ich folgere daraus: je früher die Wanderung, desto südlicher sie anzusetzen sei. Dazu stimmt, daß die Berührungen mit den Ursemiten sonst gar nicht zu erklären wären. Ganz einerlei, ob das Wort ursprünglich indogermanisch oder semitisch, genug, es ist kaum ein Zweifel darüber, daß unsere sieben derselben Wurzel wie scheba sei. Nicht minder glaube ich, daß Sanskrit sahasra eintausend gleich dem semitischen azareh zehn, denn zwischen den Zahlen mit Nullen ist, wie sich namentlich leicht aus den malayischen Sprachen erweisen läßt, in der Urzeit kein allzugroßer Unterschied. Die Indogermanen traten überall in Europa wie in Asien als Eroberer auf, verdrängten oder bezwangen die früheren Bewohner

und verschafften zuletzt überall ihren Sprachen die Alleinherrschaft. Nur im östlichsten und nördlichsten Europa erhalten sich noch nichtarische Völker aus der Vorzeit, während die pyrenäischen Basken dem Untergang geweiht sind. Wenn jedoch die Sprachen einheitlich indogermanisch sind, so gilt dies nicht vom Leibestypus. Vielmehr überwiegt mancher Orten die Masse nichtarischer Merkmale. Im Süden Europas war offenbar die Bevölkerung infolge des leichteren Lebens viel zahlreicher als im Norden, und war außerdem fortwährendem Zustrom afrikanischen und asiatischen Blutes ausgesetzt; daher ist leiblich der Süden Europas nur halb und in manchen Gegenden nur ein Viertel arisch. Aehnlich lag der weite, ebene Osten des Erdteils alten asiatischen Völkerstämmen offen, während der Nord-Westen in historischer Zeit niemals einer ernstlichen nichtarischen Invasion ausgesetzt war. Durch die Mischung mit den Fremdvölkern, sowie untereinander, zerspalteten sich die Westarier in eine Reihe gesonderter Nationalitäten, deren Anfänge im Süden und Westen über 1000 v. Chr. hinaus und im Norden und Osten in die Zeit von 200—900 n. Chr. weisen. Die so hergestellte westarische Welt ward jedoch während und nach ihrem Entstehen von neuem durch Fremdrassen erschüttert, durch Semiten und Turanier.

In meiner „Entwicklung Asiens“ habe ich ausgeführt, daß die östlichen Skythen turanischer, zumteil türkischer Herkunft waren. Auch im östlichen Europa mögen schon in der Urzeit Türkenstämme gesessen haben. Kurz nach Christus brachen sodann die ersten Hunnen herein, auf der Krim sich niederlassend. Die Hunnen kamen von der Mongolei; ihr erster Kaiser führte denselben Titel, den auch der erste historische Skythenkönig hat, Bagadur, ein Titel, der bei den Osttürken des achten Jahrhunderts als Patatu wieder auftaucht und noch jetzt im russischen Märchen als bogatyr d. i. Held fortlebt. Unter Attila drangen die Hunnen bis ins Herz Frankreichs und Italiens vor, zogen sich aber dann nach dem Osten zurück, um jedoch als Bulgaren von neuem hervorzubrechen. Im ganzen hat die Anwesenheit größerer Hunnenhaufen in Europa ein halbes Jahrtausend gedauert, während die Bulgaren ihr Wesen ein weiteres halbes Jahrtausend trieben; ihr rassenmäßiger Einfluß kann nicht gering gewesen sein. Die Ostbulgaren verschwanden zuletzt, die Westbulgaren wurden slavisiert. Die Herrschaftsnachfolger der Hunnen und Bulgaren waren die Avaren, die bis rund 800 von der Ostsee bis Norditalien geboten. Dazu machten andere Turanier sowohl Byzantinern wie Russen das Leben sauer: Khazaren, Petschenegen, Kumanen, Guzen. Ende des 9. Jahrhunderts kamen die Ungarn in die Donauebene. Ihre Könige, die Arpaden, stammen von Attila und den ostasiatischen Hingnukaisern. Hirth hat das jüngst nachgewiesen und ist dann auch mit vollstem Rechte von den dankbaren Magyaren zum Mitgliede ihrer Akademie ernannt worden. Die Erkenntnis,

daß bloß der Hauptstamm des Ungarnvolkes den Finnen, die herrschende Kaste aber der Türkrasse angehört, ist geradezu von aktuellem politischem Werte.

Während der Vorgänge im Osten und Südosten Europas gingen auch im Westen unaufhörliche Veränderungen vor sich. Der Westen ward romanisiert und vorübergehend germanisiert. Dann nisteten sich die Araber in Spanien, die Angeln, Dänen und Normannen in England ein. Im Süden ist ein allmähliches Zurückweichen der Griechen aus Italien bemerkbar. In der Balkanhalbinsel beginnt ein namenloser Völkerwirrwarr. An den deutschen Ostmarken wogt der Kampf zwischen Germanen und Slaven, an den schwedischen zwischen Germanen, Litauern, Finnen und Slaven.

Von rund 1240 bis 1450 behaupteten sich Mongolen und Tataren in Rußland.

Die letzte große Wanderung warf die Osmanen nach Europa. In ihrem Gefolge kamen Tscherkessen, Armenier und Turkmenen nach unserem Erdteil, drang das Blut georgischer und nubischer Sklavinnen in die Bevölkerung Rumeliens. Afrikanischer Einfluß machte sich zur selben Zeit an dem anderen Ende Europas geltend, in Portugal, wohin infolge der Entdeckungsfahrten Tausende von Sklaven des Kongo und der Goldküste gebracht wurden; dieselben brachten, namentlich in Estremadura, sehr merkliche Blutsveränderungen hervor.

Das Zeitalter auswärtiger Rasseneinflüsse war nunmehr, um 1600, abgeschlossen. Die letzten Jahrhunderte brachten nur noch Binnenwanderungen. Die inneren Wechselwirkungen schwollen besonders durch den 30 jährigen Krieg zu bedeutender Stärke an. Neue Bewegungen, die Landflucht, die Freizügigkeit der Arbeiter und der emanzipierten Juden, das Einströmen armer Italiener und Slaven nach Mitteleuropa, die Auswanderung nach Amerika, waren das Erzeugnis der neuzeitlichen Erwerbsverhältnisse. Diese Bewegungen, mit ihren noch nicht abzusehenden Folgen für die Zusammensetzung der künftigen europäischen Bevölkerungen, dauern in ungeschwächter Kraft noch heute fort.

Tokio, Ende Juli 1901.

Vergleiche.

Vor einem Jahrzehnt erschien „Rembrandt als Erzieher“. Das Buch wimmelte von Wunderlichkeiten, aber es schlug ein. Warum? weil es das

Leben eines ganzen Volkes als Einheit faßte. Aehnlich werden die vielen Irrtümer und schiefen Konstruktionen von Lamprecht's deutscher Geschichte versinken, aber die Grundanschauung, daß in Malerei, Baukunst, Staat und Kirche eines bestimmten Zeitalters ein und derselbe Geist walte, mithin die verschiedenen, anscheinend so sehr von einander getrennten Lebensäußerungen einer Epoche und einer Völkergruppe von einem einheitlichen Augenmerk aus betrachtet werden müssen, diese Anschauung und die ihr entspringende Forderung, die wird bleiben. Jüngst sind wieder Männer aufgestanden, die das Deutschtum und das ganze Germanentum in solch einheitlichem Geiste beurteilen, zu weiterer Vereinheitlichung und Vertiefung unserer angestammten oder sonstwie erworbenen Art anstachelnd. Das war Chamberlain in seinen „Grundlagen" und der ungenannte, wohl Militär-Attachékreisen angehörige Verfasser von „Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts". Auch wäre Meyer's „Volkstum" hier wohl anzuziehen.

Goethe sagt: wer nicht ein fremdes Land kennt, der kennt auch nicht sein eigenes. Genau so bedauert Chamberlain, daß Lamprecht seine Aufgabe zu eng gefaßt und bloß auf die Deutschen sein Augenmerk beschränkt habe. Alle Germanen seien in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, nur so könne ein Vergleichen und daraus ein richtiges Urteilen entstehen. Führt man diesen Grundsatz folgerichtig weiter, so erhebt sich die Forderung, auch die Gesamtgermanen mit anderen Rassen zu vergleichen. Das läßt so manches verstehen und anders ansehen, was ohne den Vergleich unverständlich oder schief aufgefaßt geblieben wäre. Wie viele Geschichtsschreiber haben sich damit abgeplagt, die Romzüge der deutschen Kaiser als nützlich hinzustellen, oder haben den Verlust edlen germanischen Blutes in Welschland beklagt. Vergleicht man, wie es den Arabern in Spanien und Persien, den Tibetanern in Fergana und Indien, den Türken in China und der Balkanhalbinsel gegangen ist, so erkennt man ohne weiteres, daß bei dem Untergang germanischer Stämme weder etwas Beklagenswertes noch Entschuldigungsbedürftiges, sondern einfach ein geschichtliches Gesetz vorliegt, dem keine neue auftretende Rasse entrinnt. Aehnlich kann es von Wert sein, wenn man heutige Zustände Deutschlands auf dem Gebiete der Malerei, Dichtkunst, Politik, Geldwirtschaft mit den Zuständen verwandter und unverwandter Völker vergleicht. Es ist schon etwas gewonnen, wenn der Gegner mundartlicher Dichtung einsieht, daß auch in China, Südafrika und amerikanischen Golfstaaten die Dialektdichtung blüht. Wenn es sich ergiebt, daß der Gegensatz von Ackerbau und Industrie auch in den Vereinigten Staaten und Japan sich bemerkbar macht, so muß doch selbst dem erbittertsten Hasser der Agrarier die Ahnung aufdämmern, daß die agrarische Bewegung die logische Folge von Zuständen ist, die unvermeidlich durch die Zeitverhältnisse sich entwickeln mußten.

Es ist unmöglich, ein so tief zerklüftetes Zeitalter, wie das unsrige, mit seiner Unzahl sich kreuzender und windschiefer Linien, in einer einzigen Formel unterzubringen. Lamprecht spricht vom Subjektivismus der Gegenwart. Das wäre ein Hinausfliegen aus der Gemeinsamkeit. Aber jede That weckt eine Gegenthat. Die Gemeinsamkeit ruft es auch wieder zurück. Vieles kann in der Wechselwirkung von Mittelpunktflucht und -sucht seinen zureichenden Grund finden. Drängen nach der Stadt und Drängen hinaus in die freie Natur, bodenständige Heimatkunst und schweifende Weltbürgerkunst, Sozialismus und Staatsallgewalt gegen Anarchismus und Einzelwillkür, Erweiterung der Sprachen zu Weltsprachen und Verengung zu geflissentlich beförderten Mundarten, ebenso Welttracht und Stadt- gegen Volks- und Dorftracht; Naturalismus ferner gegen Mystizismus in der Kunst und Erstarken des weltweiten Katholizismus gegen das mittelpunktfeindliche Freidenkertum und zugleich gegen deutsche Kirche ecclesia militans. In der Wissenschaft geht man in alle Weiten, an die Peripherien, zieht indisches und japanisches Privatrecht zu, vergleicht Kraterspalten der Erde und solche des Mars, schreibt umfassende Enzyklopädien und versenkt sich andererseits in das Studium von Ameisengewohnheiten und chemischen Atomen, einer Stadtchronik oder Stadtflora. Der eine Gelehrte widmet sein ganzes Leben der Erforschung von Hans Sachs oder macht eine eigene Reise nach Nordafrika, um dort Eidechsenbandwürmer zu betrachten,*) der andere errichtet mit verwegener Kühnheit den Kolossalbau eines Corpus Inscriptionum oder einer Gesamtflora der Erde. Also aufs deutlichste centripetale und centrifugale Kräfte am Werk. Nicht minder im Wirtschaftsleben, Klein- gegen Großbetrieb, winzige Sparkassen gegen die Milliarden der Clearinghäuser, Rentengüter und Latifundien, Hausierer und gigantische Truste, Arbeiter und Unternehmer, und im politischen Leben die Ausdehnung und ihre Gegner, der Zug nach der See und die Rückkehr zum Land, Partikularismus und Centralisation.

Jedoch genug. Ich hoffe soviel gezeigt zu haben, daß eine Formel möglich ist und sich vielleicht fruchtbar erweisen kann. Es mag andere Formeln, andere Ausblickspunkte geben, die eine klarere und umfassendere Uebersicht bieten. Ich will darauf jetzt nicht eingehen, sondern möchte einmal an einem Beispiele zeigen, was etwa die eingangs empfohlene Vergleichsmethode leisten könne, möchte an der inneren Politik und unseren Parteien darlegen, wie etwa deutsche Verhältnisse sich in das Gewebe der Weltverhältnisse einreihen.

Beginnen wir mit dem Sozialismus. Mit den blutigen Aufständen der Chartisten in England, denen sogar der herrenmenschverehrende Carlyle seinen

*) Siehe K. Osthaus' vortreffliche „Reise nach Algerien", Hagen 1898.

Beifall zollte, ist der Sozialismus in die neue abendländische Geschichte eingetreten. Er hatte seine Vorgänger in den kommunistischen Versuchen der Chinesen Ende des zehnten Jahrhunderts n. Chr. und denen des klassischen Altertums. Nachfolger der Chartisten waren die französischen Kommunisten, die 1848 und 1871 durch Brand und Mord die politische Herrschaft erstreben wollten, und die deutschen Sozialdemokraten, die außer in den Attentaten Hödels und Nobilings, mehr durch theoretische Erörterungen als revolutionäre Praxis gewirkt haben. Gegenwärtig ist, durch das Aufkommen der Maschinen, der Eisenbahnen, der ausgedehnten Werften und Fabriken, kurz des neuzeitlichen Großbetriebes, in allen Landen eine sozialistische Arbeiterschaft emporgewachsen. In England und Amerika hat sie die gewerblichen Unions begründet, in Frankreich hat sie durch Millerand sich sogar die Pforten des Ministeriums erschlossen, in Italien ist sie zwar schlecht organisiert, hat aber einen großen Einfluß auf das öffentliche Leben, in Japan hat sie bereits zu heftigen Ausständen geführt, selbst in Rußland beginnt sie sich neuerdings zu verbreiten, ohne allerdings ein bedeutenderes Gewicht zu erlangen, als unter den politisch unreifen Bengali, die jedoch schon mehrere Arbeiterzeitungen (z. B. The Friend of the People) besitzen.

Der Gegenfüßler des Sozialisten, der Anarchist, ist in Deutschland, Rußland, Belgien, Spanien, Italien, Amerika, Armenien verbreitet. Man hat gelegentlich die anarchistischen Instinkte auf Rassenwirkungen zurückführen wollen, so die Coltelladen der Italiener auf das Blut syrischer Sklaven, die ja zu hunderttausenden im alten Italien eingeführt wurden, und hat auf die Verwandschaft von Assassinen und Syrern hingewiesen, allein auch hier handelt es sich lediglich um ein allgemein verbreitetes Erzeugnis der Zeitumstände. Der Anarchismus ist eine äußerste Reaktion gegen die Polypenumklammerung des allgewaltigen Staates. Er ist kein Ausfluß des Blutes (oder doch wenigstens nicht bei den Führern der Bewegung), sondern der Wissenschaft. Uebrigens haben Stirner, Nietzsche, Reclus, Krapotkin, Morris ihre Vorläufer in den Nihilisten Gorgias und Laotse, sowie den persischen Sufi.

Der Gegensatz von Ackerbau und Industrie, der bereits die Hälfte unserer Parteien zersetzt hat, ist seit einem halben oder ganzen Jahrzehnt in den meisten zivilisierten Ländern wahrnehmbar. Die Anhängerschaften Bryans und Mac Kinleys stellen eine reinliche Scheidung industrieller und ackerbauender Staaten dar; der ganze industrielle und kommerzielle Osten steht, außer den frondierenden „Reichsfeinden“, den Iren und Deutschen, zu Mac Kinley, der ganze Süden und Westen, außer dem kommerziell und industriell interessierten Kalifornien, zur demokratischen Partei. In Japan hat sich nicht minder, schon bald nach der Wiedererhebung des Mikados, ein scharfer

Gegensatz offenbart zwischen konservativen, feudalen Grundbesitzern, deren Führer die Satsamamänner, und den Leuten des Handels und Großgewerbes, die den Choshu-Staatsmännern unter Ito folgen. Aehnlich giebt es in China eine europafreundliche Partei, die von Handel und Industrie Vorteile erhoffen, und eine feindliche, die das Land auf seinem alten Wege, d. h. dem überwiegenden Ackerbau erhalten will. In Rußland ist vollends die Industrie künstlich befördert und durch den Ruin der Landwirtschaft hochgekommen. Bloß in England hat sich das Großgewerbe und die Hochfinanz mit dem landbesitzenden Grundadel verbündet, doch stehen auch dort agrarische Reformen auf der Tagesordnung.

Der Antisemitismus ist zu gleicher Zeit um 1880 in Rußland, Deutschland und Oesterreich akut geworden. Seitdem hat er in der inneren Politik Frankreichs und Oesterreichs große Bedeutung erlangt, und hat sich letzthin auch noch in Amerika und Nordafrika verbreitet. Die Araber sind ja von jeher die heftigsten Feinde der Juden gewesen, außer etwa im Khalifat von Kordova, aber daß es gerade jetzt wieder bei den Arabern zu Ausbrüchen gekommen ist, das weist aufs nachdrücklichste auf die Wirkung eines mit elementarer Macht allerorten sich ausbreitenden Zeitgeistes.

Reichsfeinde nennt man bei uns diejenigen, welche dem nationalen Gedanken widerstreben, vornehmlich aber Welfen, Dänen und Polen. In ähnlicher Weise haben die Japaner mit Reichsfeinden zu kämpfen, nämlich mit den unzufriedenen Lutschuinsulanern und den Chinesen auf Formosa. Nimmt man (was nicht unbedingt nötig) als das Lebensgesetz der Vereinigten Staaten den angelsächsischen Gedanken, so müssen Iren, Deutsche, Italiener, kalifornische, floridanische und kubanische Spanier, sowie die Millionen von Negern als Reichsfeinde eingereiht werden. Die Engländer haben mit ihren Irländern zu thun, die Spanier mit den halb-baskischen Karlisten, die Italiener mit den halb-orientalischen Sizilianern, die Russen mit Polen, Deutschen, Armeniern, Finnen.

Eine Partei kann nicht überall auftauchen, da sie nur bei christlichen Völkern vorkommen kann, die klerikale. Japan und die Türkei genießen das Glück, von Jesuiten und Jesuitengenossen frei zu sein. Dagegen besteht sowohl in protestantischen Ländern, außer etwa in Skandinavien, als auch in katholischen eine päpstliche Partei. Dieselbe ist anderen Parteien, wie der sozialistischen, der nationalistischen, der agrarischen, bald freundlich, bald feindlich; sie läßt sich dazu herab, sogar mit dem mehr oder weniger atheistischen Liberalismus zu paktieren. Allein sie erhebt den Anspruch, über allen anderen Parteien zu stehen. In einigen romanischen Ländern, wie Equador, Kolubia, Italien, führt sie geradewegs den Kampf um die Alleinherrschaft gegen den weltlichen Staat, in Spanien und Frankreich da-

gegen ist sie die Genossin von Militarismus und Nationalismus; in den meisten anderen Ländern begünstigt sie die Reichsfeinde, Iren, Polen, Kroaten, Lothringer.

Das Beispiel der päpstlichen Partei zeigt, daß man wohl vergleichen, aber nicht gleichsetzen darf. Inhalt und Gefechtsweise derselben Parteien ist in den verschiedenen Ländern verschieden. Die englischen Gewerkschaften trennt eine erhebliche Kluft von unserer Sozialdemokratie, der österreichische Antisemitismus ist ganz anders als der französische. Wenn wir daher in einem letzten Vergleich die Volkstümler und Jingos aller Länder zusammenstellen, Republikaner in Nordamerika, Nationalisten in Frankreich, Prinz Kaneoye's Ordnungspartei in Japan, die fremdenfeindlichen Boxer in China, die um Komaroff und Uchtomsky in Rußland, die Völkischen und Unbedingten in Oesterreich, die um Chamberlain in England, so hoffen wir, da die Entwickelung von Parteien nicht nur allgemeinen Gesetzen, sondern auch der Einwirkung freier Persönlichkeiten unterliegt, daß unsere Alldeutschen Fehler und Uebertreibung der Allslaven und Allbriten vermeiden werden.

Frankfurt a. M., Ende 1900.

Napoleon.

Napoleons Gedanken und Erinnerungen. St. Helena 1815—18.
Von General de Gourgaud.

Es war in Tübingen. Studenten allzuhauf. Bismarckkommers. Eine gewaltige Rede war gerade auf den Kühnsten aller Deutschen vom Stapel gegangen. Da erhob sich ein Freund von mir, weiß nicht, ob er schon des edlen Stoffes — — war, übrigens schon einer der Würdigeren, Privatdozent. Der that seinen Mund auf und erklärte den erstaunten Völkern, so da versammelt, daß Bismarck doch nur ein Waisenknabe sei gegen jenen Stärkeren, Rücksichtsloseren, Uebermenschlicheren, gegen Bonaparte. Großer Aufruhr, der mit Mühe beigelegt ward.

Der Vorfall zeigt, daß die Nachkommen der Johannes Müller und Forster bei uns nicht alle werden, daß Erben der Heine-Begeisterung für Napoleon entstanden sind. Und hat nicht Goethe in dem Korsen den Heros seiner Träume verehrt? Nicht nur in Frankreich, auch in Amerika*) und

*) Namentlich die monumentale Biographie Sloane's zeigt das.

Deutschland ist seit einem Jahrhundert wachsendes Interesse, ist Wärme und Leidenschaft für den Welteroberer wahrnehmbar.

Ich war zuerst auf ein unerquickliches Buch gefaßt, als ich Gourgaud zur Hand nahm. Es ist keine erhebende Sache, den Seufzern und Klagen eines Verbannten zu lauschen. Ein Weltenherrscher im Käfig, es ist nicht und kann niemals ein erhebender Anblick sein. Und doch wird man durch das Buch gefesselt. Der dramatischen Wirkung, die von den der Gefangennahme Napoleons vorausgehenden und folgenden Ereignissen ausstrahlt, kann sich niemand entziehen. Und wie das erzählt wird, so einfach, so ungekünstelt, so wahr und so ergreifend. Kaum eine Spur gallischen Rosenöls oder Moschus, das sonst so leicht französischer Schilderei anhaftet. Auch wird zu wiederholten Malen gerade von Napoleon die (mehr naive, als katonische) Wahrheitsliebe Gourgaud's mit besonderer Liebe und gelegentlich mit Aerger hervorgehoben. Was aber am anziehendsten und auf die Dauer am wertvollsten ist, das sind doch nicht die für uns jetzt belanglosen Einzelheiten, durch die der Franzosenkaiser nach St. Helena kam, sondern sind die Urteile, die der Kaiser über Dinge und Menschen fällte.

Im Jahre 1892, auf meiner ersten Fahrt nach Südafrika, bin ich nach St. Helena gekommen. Ich hatte einen grausigen Eindruck von der Insel. Finster dräuende, schroffe Gebirgsabhänge ringsum, die ganze Insel eine ungeheure Festung mit nur dem einen Zugang. Von der See kein eigentlicher Hafen, nur eine Rhede in Jamestown. Gewitterschwere Wolken, die einzig richtige Staffage, hingen unheilschwanger darüber. Keine grünen Matten, kein Sonnenblick, nur Schründe und Steilabstürze und ragende Bergmauern. Ein Inkubus. Aber tragisch, aber grandios in ihrer Düsterkeit. Und ein mesquines Bastardgeschlecht in der engen Schlucht, die Jamestown einschließt; darüber hochthronend die Kasernen mit gelangweilten, Spazierstock-bewaffneten Soldaten, selten dazwischen ein schneidiger oder gigerlhafter Offizier. Einige hundert Truppen wurden bei uns verschifft, um nach Natal zu gehen. Einer rühmte uns England als die Königin der Welt. „Hier unser Reich, die See! Alle anderen Nationen — —". Ob noch das stolze Selbstvertrauen die von Helena kommenden neuzeitlichen Gefangenwärter beseelt, trotz all der erhabenen Reden Chamberlains? Er, der Herrlichste von allen — in England — und „der verruchteste aller Buben" im Munde des Heerrufers, des von Sonnenberg. Ruhig! Auch ihm wird noch sein Helena.

Zur heutigen Stunde lauschen wir besonders aufmerksam auf Urteile über die Engländer. Sie fallen hageldicht von Napaleons Munde. Lowe, der Kerkermeister, ist „ein Mörder". Er wird erregt: ich bin nicht gekommen, Lektionen zu empfangen." „Aber," erwidert der Kaiser, „Sie konnten sehr

gut solche brauchen." Der soldatische Geist der britischen Offiziere wird zwar anerkannt, Nelson wird gelobt, mit den Offizieren auf Helena entwickelt sich sogar ein geradezu kameradschaftliches Verhältnis. Aber alles „ist den Engländern für Geld feil". Der Spruch kommt nicht einmal, sondern oft, ist schier eine Art Leitmotiv. Londoner Bankiers hatten dem von Elba zurückkehrenden Kaiser Millionen angeboten. Wer denkt da nicht an Kynoch und Chamberlains Waffenlieferungen an die offiziell gehaßten Buren! Und die Millionen der spanischen Kontribution seien ebenfalls durch Londoner Banken an die französische Regierung gekommen. Und dennoch spürt man keineswegs einen eigentlichen Haß gegen die Briten. Nur objektive Feststellungen. So sagt Napoleon: der Selbstmord ist eine Feigheit. Er kommt oft bei den Engländern vor. Es ist bei ihnen eine Krankheit, die durch das feuchte Klima veranlaßt wird.

Stets ist, das lernen wir von neuem aus Gourgaud, bei Napoleon die eigene Person der Mittelpunkt. Und es fehlt nicht an geflissentlicher Schönfärberei seiner Thaten. Eine kalte, durch und durch reale, auf irdische Zwecke gerichtete Natur. Nichts von sittlicher Würde. Herrschaft, das ist der ewige Polarstern. Ob in Frankreich, ob in Italien, ob im Orient — er dachte nach eigenem Geständnis daran, den Turban zu nehmen und ein Sultanat des ganzen Morgenlandes zu errichten und so seine Lieblingsidee, die Eroberung Indiens, auszuführen — all das war dem ehrsüchtigen Korsen ganz das gleiche. Nie, daß nur entfernt einmal der Gedanke des Volkstums und seiner Rechte ihm aufdämmerte. Daher auch seine falschen Urteile, daß er sagt: die Vereinigten Staaten sind nichts und werden nichts, und daß er den Russen die Weltherrschaft der Zukunft zuspricht. Oft wird man auch im überraschenden diktatorischen Stile an Nietzsche erinnert. Macht, das ist die einzige Gottheit, herrschen, das ist alles. Das andere ist eitler Dunst.

Die Uebersetzung durch Heinrich Conrad ist klar und gefällig, aber wimmelt von Gallizismen. Doch thut das dem Verständnis keinen Eintrag. Die selbständige, etwas eigenmächtige Anordnung des überaus großen Stoffes, von dem wir nur eine Andeutung geben konnten, ist meisterhaft.

Ich habe nicht umsonst das Verhältnis Napoleons zu den Engländern besonders hervorgehoben; der Hauptumschwung, der sich in unserer Beurteilung Napoleons in der letzten Zeit vollzogen hat, nimmt in der Veränderung des politischen Standpunktes gegenüber den Engländern seinen Ausgangspunkt. Früher waren die Franzosen der Nationalfeind: Jetzt sind sie daran, unsere Freunde zu werden. Wir sind im Begriff, uns an Frankreich gegen die Briten näher anzuschließen. Da ist es von aktueller Bedeutung, wenn wir erfahren, daß der Engländer Habgier die Blutbäder

von Austerlitz, Jena, Wagram und der folgenden Schlachten heraufbeschworen hat. Wir verdanken diese Kenntnis den gründlichen Forschungen Roloffs. Und jetzt kommt wieder ein Buch, das uns „Napoleons Tod“ im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung vorführt, von Paul Holzhausen (Diesterweg, Frankfurt 1902). Der Autor wendet sich gegen die Verunglimpfung des Korsen durch eine dick nationalistisch-patriotische Litteratur bei uns, besonders gegen Treitschke. Mich dünkt, der Autor „overdoes the job“, ist etwas zu sehr Lobredner Napoleons und zwar ohne sonderliche Veranlassung, aber zum Glück ist denn doch gegenwärtig das Nationalgefühl erstarkt genug, daß wir neidlos die Größe Napoleons anerkennen mögen und ihn bloß als historischen Helden, nicht als Vaterlandsfeind betrachten. Das Buch Holzhausens ist flott geschrieben und ein wertvoller Beitrag zur napoleonischen Legende und zur Charakteristik des großen Imperators.

Wandersleben, Januar 1902.

Alldeutsche Hochziele.

Deutschland geht einer großen neuen Zeit entgegen. Der Sturm und Drang der Goetheschen Epoche, die Begeisterung der Freiheitskriege, der Aufschwung von 1848 und 1870 scheint eine Wiederholung erleben zu sollen. Das Reich reckt sich und dehnt sich. Der Frühlingssturm der Weltpolitik ist über uns hereingebrochen. Es ist vor allem ein kriegerisches Wachstum, es ist weiterhin industrieller und kommerzieller Fortschritt, den das neue Zeitalter gebracht hat, es ist endlich auch ein frisches Kulturleben. Die neue Bildung beruht auf drei Elementen: dem Auftauchen ganz neuer Kulturerscheinungen; dem Einfluß bereits bestehender Kulturen, wie derer Ostasiens, mit denen man bisher in keiner Berührung gestanden; endlich dem Zurückgreifen auf ältere Errungenschaften innerhalb der eigenen Kulturwelt. So hat die Renaissance und hat die französische Revolution nebst unseren klassischen Dichtern sich stark auf das griechische und römische Altertum gestützt; die Romantiker holten das Mittelalter wieder herauf, die Gegenwart geht vielfach auf die Frühzeit der Germanen zurück.

Bei der Auffrischung der Gegenwart durch das stärkere Betonen des Germanischen in unserer Gesamtkultur spielen die Begriffe Rasse und Volkstum

eine hervorragende Rolle. Der Rassebegriff hat sogar bereits in die aktuelle Politik eingegriffen.

Der Rassengedanke ist eine Errungenschaft des Zeitalters der Humanität. Die Epoche allumfassenden Weltbürgertums hat den Gedanken geboren, der in seiner eifersüchtigen Ausschließlichkeit am schärfsten das Weltbürgertum bekriegen sollte. So erzeugt der süße Most sich selber den Gährstoff, der seine Süßigkeit in Säure verwandelt. Der Rassengedanke ward dann von Gobineau und späteren Geschichtsschreibern aufgenommen und nicht selten überspannt und hat in dieser Ueberspannung große politische Wirkungen erzielt. Der Panslavismus entstand und ist bis zum heutigen Tage noch eine Macht; Napoleon III. schwärmte für eine Wiederbelebung des romanischen Einflusses, zu Gunsten welcher er den italienischen und mexikanischen Krieg unternahm. Diejenigen Japaner, die nach Schimonoseki ein Bündnis zwischen China und Japan empfahlen, machten geltend, daß eine unüberbrückbare Kluft gähne zwischen der Rasse der Asiaten und der Rasse der Westvölker, gegen die das Bündnis gerichtet. Vor und nach Santiago de Cuba und Faschoda riefen angelsächsische Redner, daß der Stern des Romanentums im Erbleichen, während der Stern der Germanen unaufhaltsam aufwärts steige und heller erstrahle. Auch bei uns wird in neuester Zeit der Rassengedanke mächtig. Erst vor zwei Jahren erklärte der deutsche Kaiser: „Wenigstens wir Germanen müssen zusammenhalten".

Das starke Hervorheben der Rasse ist vermutlich als Rückwirkung gegen übermäßiges Betonen von Boden und Kultur aufzufassen, gegen die Lehre, daß der Einzelne nichts und die Umwelt alles. Es ist in der That keineswegs ausgemacht, daß die Insel- und Küstenwelt des Archipels die leichte Beweglichkeit der Griechen schuf oder daß die einsame Oede des Küen-lüen und Tengrinor den Tibetaner schweigsam machte. Vielleicht ist es richtiger zu sagen: Der rastlose, veränderungssüchtige Hellene suchte Inseln und Meere auf, die ihm beständige Abwechselung gewährleisteten, der schwermütige Tibetaner ließ sich in Wüsten nieder, die seiner Eigenart entsprachen. Warum haben die Briten nur die australischen Küstenlande und davon nur den Süden besetzt, warum zog sich der Bur nicht nach den feuchten, waldreichen Triften von Trainskai und Pondoland, sondern nach den trockenen Hochländern des Innern, wo die Sulu und Matabele ihnen weit größere Hindernisse in den Weg legten, als die schwachen Kosastämme der Südostküste? Ebenso das Verhältnis von Kultur und Rasse. Es hat die Kultur unserer linksvogesischen Nachbarn zehnmal gewechselt, von den Druiden zur Verehrung des Divus Augustus, von römischer Bureaukratie zum germanischen Feudalismus, hierauf Christentum, Renaissance, Glanzzeit unter Ludwig XIV., Aufklärung und Revolution, napoleonischer Imperialismus und Volksstaat, und unter all

diesen unaufhörlichen Vermummungen dasselbe alte, gallische Gesicht, das alte Ideal des argute loqui et gloria belli, so Kato den Kelten zuschreibt, der esprit und die gloire von heute. Es war mithin durchaus nicht unberechtigt, einer Ueberspannung von Boden und Kultur den Rassebegriff in schneidender Schärfe entgegenzustellen.

Noch eine Erwägung.

Häufig beklagt man als Verlust des Deutschtums den Untergang so viel edlen Germanentums in Italien, in Nordafrika, in Spanien und Frankreich und arbeitet hie und da darauf hin, wie namentlich in Oberitalien, das verlorene Gebiet dem Deutschtum als ein ihm rechtmäßig zustehendes Erbteil zurückzugewinnen. Es ist daher von Wichtigkeit, die germanische Frage und die Möglichkeit einer allgermanischen Vereinigung klar zu stellen.

Für viele Leute ist Rasse einfach dasselbe wie Volkstum. Deutsch ist ihnen einfach eine Abart von germanisch. Wer nicht rein germanischen Blutes zu sein sich rühmen darf, der ist kein richtiger Deutscher. Dabei gilt Germanentum als gleichbedeutend mit blauen Augen und blonden Haaren, eine Annahme, die durchaus noch nicht gewiß ist, die vielleicht nur für viele, jedoch nicht für alle Stämme zutrifft. Der ganze Süden und der halbe Westen des Vaterlandes wird, weil mit keltischem Blute durchtränkt, das ganze Ostelbien, weil slawisch zersetzt, dem reinen Deutschtum abgesprochen. Es ist klar, daß eine derartige Anschauung, ob berechtigt, ob unberechtigt, Mißstimmung zwischen den einzelnen Teilen des Vaterlandes zu erregen geeignet ist. Es wäre darum von Wert, wenn man die Anschauung bestimmt als falsch nachweisen könnte.

Vor zwei Jahren habe ich in „Volkstum und Weltmacht“ meine Anschauungen von Rasse und Volkstum niedergelegt.

Man hat meinen Begriff von der Entstehung der Rasse als unzulänglich und widerspruchsvoll bemängelt. Das ist ganz in der Ordnung. Die Natur ist voller Widersprüche und unsere Kenntnis von ihr ist unzulänglich. Wir können keine mathematische Definition einer Erscheinung oder Entwicklung aufstellen. Rasse ist ein Urphänomen. Ein derartiges wissenschaftlich zu erfassen ist aber laut Goethe unmöglich, denn das hieße: „Die Bewegung in der Ruhe gedacht“. Klarer kann man das Transcendente und ewig Unlösbare solcher Urprobleme nicht aussprechen.

Eines hätte ich allerdings thun können: Rasse als Ganzes und die einzelnen Rassenelemente noch schärfer scheiden. Die Elemente postuliere ich als unzerstörbar und unveränderlich und vergleiche sie mit Urmetallen. Die aus den verschiedenen Elementen gemischte Rasse ist wandelbar, stets wechselnd, stets werdend und vergehend; ihr ursprünglicher Stammcharakter bleibt derselbe, aber ihre zeitliche Offenbarung nimmt beständig neue Formen an. Wir

können von einer |in menschlichem Sinne ewigen Dauer auch der Rasse als Gesamtheit sprechen, insofern in historischer Zeit die Zahl und Art der Hauptzweige der Menschheit sich nicht im geringsten verändert hat. Wir müssen zwar eine Entwicklung jener Hauptzweige und ihre Herleitung aus einem gemeinsamen Urtypus, der an einer Stelle oder an mehreren Orten zugleich entstanden sein mag, postulieren, auch können wir das eine bestimmt nachweisen, daß seit der Zeit des Neanderthal-Schädels, der durch die bosnischen Funde nunmehr als eigene Spezies (gegenüber der bisher angenommenen Verkümmerung) erkannt worden ist, eine anatomische Wandelung in dem genus homo stattgefunden hat. Allein so wenig eine heutige Viehzucht und Landwirtschaft mit antediluvialen Untieren und Riesenpflanzen sich abzugeben hat, ebenso wenig kann die Geschichtsschreibung und Staatswissenschaft sich mit dem vorhistorischen Menschen befassen. Für den Forscher, der die geschichtliche Entwickelung der Menschheit überblickt, sind die Hauptrassen als Mongolen, Neger, Arier, immer gleich gewesen, dagegen scheint es mir gestattet, in den Unterrassen als Germanen, Kelten, Iraniern historische Veränderungen festzustellen.

Wenn wir eine derartige Unterrasse noch so vortrefflich definiert haben, so haben wir doch nur derartige Eigenschaften und Besonderheiten festgenagelt, die zu einer ganz bestimmten Zeit erkennbar waren. Zu anderer Zeit, davor oder darnach, hat dieselbe Rasse wesentlich andere Züge. Aber noch mehr! „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben". Rasse können wir überhaupt nirgends rein erfassen, sowenig wie wir irgendwo in der Natur reinen Sauerstoff oder reinen Kohlenstoff antreffen. Es giebt keinen rein herausdestillierten Menschen, der nur Indianer oder nur Germane wäre. Es giebt keinen Menschen, der eine Sprache redete, die man als die Quintessenz des Indianischen und Germanischen bezeichnen könnte, und es hat auch nie einen Menschen gegeben, der ein Urarisch oder ein Ur-Athapaskisch geredet hätte. Ueberall und immer ist Mischung, ist Mannigfaltigkeit gewesen, denn das Leben selber ist aller Einheit und Einerleiheit todfeind. Wenn wir von einer mongolischen Rasse, wenn wir von dem Stock der Bantusprachen oder semitischen Sprachen reden, so ist das einfach a working hypothesis, eine zur Verständigung nützliche Annahme, ein Postulat, aber es entspricht nirgends der im buntfarbigen Einzelfall in die Erscheinung tretenden Wirklichkeit. Genau so sprechen die Chemiker von Molekülen und Atomen, weil eine derartige Annahme ihnen den Aufbau ihres wissenschaftlichen Systems erleichtert, aber greifbar nachweisen lassen sich weder Atome noch Moleküle.

Wie Eisen nur in Meteoren, die vom Himmel fallen, rein vorkommt, sonst aber mit Kupfer oder Kohle oder anderen Erzen gemischt ist, so kommt Rasse nur in der Vererzung, der Verschlackung des Volkstumes vor. Und

Sprachwurzeln nur in ganzen Wörtern, die veränderlich sind, sogenannte Ursprachen nur in den regenbogenartig wechselnden Einzelsprachen. Volkstum aber ist nach Riehl das Produkt von vier S, nämlich von Stamm, Sprache, Siedlung und Sitte. Rasse gehört dazu, aber macht nur einen Teil davon aus, freilich den unvergänglichsten, ureigensten; Siedelung und Wohnsitz kann verändert, Sprache und Sitte kann von außen, von anderen Völkern bezogen werden.

Die hypothetisch angenommene Urrasse zersplittert sich zunächst in ebenfalls hypothetischen Unterrassen, so der arische Urstock in die Unterrassen der Germanen, Slawen, Kelten u. s. w. Die Differenzierung ist durch Mischung mit anderen Rassen und Kulturen erfolgt, mit Semiten, Georgiern, Pelasgern, Finnen, Iberern.

Genau so haben sich die Bantu durch Blutmischung mit Arabern, Negern, Semiten, Hottentotten, Zwergen und Malayen zu den Unterrassen der Nyassa-, der Guineastämme, der Dschagga, Tonga, Betschuanen, Sulu zerspalten. Bei der Sonderung spielt der Boden eine bedeutende Rolle, denn der Mensch entwickelt sich anders im Urwald als an der Meeresküste, der Betschuane der baumlosen Kalahari ist anatomisch anders, hat einen engeren Augenliedspalt als der an beständiges Halbdunkel gewöhnte Betschuane der Sambesiländer. Auch die Unterrasse ist indessen noch nicht recht greifbar, ist kein geschichtliches Gebilde, ist nicht persönlich.

Es entsteht durch weitere Differenzierung der Unterrasse die bewußte Menschheit, das geschichtlich erfaßbare Volkstum. Zu seiner Entstehung wirken dieselben Faktoren mit, wie zur Entstehung der Unterrasse, Blutmischung und Boden, aber es treten noch zwei weitere dazu, Sprache und Kultur. Auch die zwei letzten Faktoren jedoch niemals rein, sondern stets bereits in besondersartiger Mischung. Es gilt, das im einzelnen zu erläutern.

Ich behaupte, daß kein einziges Volkstum der Erde aus einer einzigen Unterrasse hervorgegangen sei. Selbst die angeblich ganz reinen und ganz einheitlichen Volkstümer erweisen sich bei näherem Zusehen als aus drei und mehr Rassenelementen bestehend. Die Juden haben unter den Kaanitern, den Griechen, den Adiabenern, den Südarabern, den äthiopischen Agau (Falascha in Abessynien), mehreren Berberstämmen, den türkischen Chazaren und Karaiten Proselyten gewonnen. Die Chinesen sind das Produkt der nirgends rein auszuschälenden Urchinesen mit türkischen, tungusischen, tibetanischen und malayischen Völkern. Die Japaner, die für unsere Augen einen sehr scharf ausgesprochenen Typus darstellen, sind aus malayischen, tungusischen und tatarischen Bestandteilen, aus Negritos und Ainu zusammengesetzt. Andererseits giebt es keine einzige Unterrasse, die sich nicht in mehrere Volkstümer zersplittert hätte. Es kommt zwar vor, daß die Unterrasse nur durch ein einziges Volkstum vertreten ist, wie die chinesische und die baskische, das rührt aber bloß davon, daß die

verwandten Volkstümer in fremden Mischungen untergegangen sind. Was ist nun hieraus für ein Schluß zu ziehen? Der, daß es völlig müßig ist, dem Verschwinden von Rassenteilen Thränen nachzuweinen. Es liegt hier einfach ein geschichtliches Gesetz vor. Rassen und ihre Unterabteilungen müssen sich mit fremden Rassen und deren Unterabteilungen vermengen, müssen dadurch ihre angestammte Eigenart mehr oder weniger einbüßen. Ueber den Verlust germanischen Blutes in Toskana und Rußland zu jammern, ist nichts als verlorene Liebesmüh. Man hat sich lediglich vorzuhalten, daß die Slawen genau so im Griechentum, Rumäniertum, Madjarentum, Deutschtum, Italienertum und Franzosentum aufgegangen sind — nach neueren Forschungen sind slavische Haufen bis nach den Sevennen geraten —, daß die Türken in Bulgarien slavisiert, in Nordchina chinesiert, in Teilen Irans iranisiert, in der Morea und in Trapezunt hellenisiert, in Nordindien hindusiert worden, daß ganze Ströme edlen Araberblutes in Iran, Indien, Turkestan, Armenien und im Sudan sich verloren, daß wie die Gothen und Vandalen, so anscheinend Assyrer und Phönizier-Karthager spurlos verschollen sind. Alle Rassen und Unterrassen der Erde haben einem Gewinn-Konto ein Verlust-Konto gegenüberzustellen. Zersetzung und Zersplitterung einer Rasse kann nicht aufgehalten werden; die Pflicht des Zusammenhaltens und Bewahrens entsteht erst beim Volkstume. Ohne Rassenmischung, mithin ohne Verlust der einen oder der anderen Rasse, kann überhaupt kein Volkstum entspringen. Um die Sache noch klarer zu machen, will ich zwei Unterrassen nebeneinander stellen und in ihren einzelnen Schicksalen verfolgen: Türken und Germanen. Die Türken, deren älteste Vertreter Hunnen, Bulgaren, Chazaren sind, ergossen sich über ganz Eurasien vom Stillen bis zum Adriatischen Meer. Ihr Aufbruch aus ihren ältesten Sitzen erfolgte im ersten Jahrhundert v. Chr. und ihre Wanderungen waren mit der Eroberung Anatoliens (1073), Indiens (1517) und der Balkanhalbinsel beendet. Was war das Ergebnis der Wanderungen? Die Bildung neuer türkischer Volkstümer und das Entstehen fremder, von türkischem Blute befruchteter Nationen. Türkstämme haben zeitweilig ganz Hochasien und die kaspisch-russische Tiefebene beherrscht, haben ganz Vorderasien und halb Indien, sowie Südosteuropa überflutet. Als die Flut sich verzogen hatte, blieben türkische Herrschaften und Ansiedelungen als Sedimente zurück. Türkischer Art sind aber nur die Staaten vom Goldenen Horn bis nach Kaschgar treu geblieben, dazu sind die meisten Türkvölker unter fremde Hoheit geraten, die Adhbraidschaner unter persische, die Turkestaner unter russische, die Kaschgarier unter chinesische. Noch tiefgreifendere Aenderungen erlitt die Rasse in vielen Ländern, wo sie ihre Sprache verlor, trotzdem sie meist erobernd auftrat. In Nordchina sind, außer in Kansu, keine Spuren türkischer Art mehr zu treffen.

Die Mannen der türkischen Großmogule haben das arische Hindostani angenommen, allerdings nicht ohne viele türkische Worte in dasselbe gewissermaßen als Morgengabe zu bringen. In Bulgarien sind die türkischen Herrscher von ihren slavischen Unterthanen vollständig zu slavischer Sprache und Kultur bekehrt, im Ungarnvolk sind sie von ihren finnischen Gefolgsmannen madjarisiert worden. Und nun das Gegenbild, die Germanen. Sie überfluteten Europa, Nordafrika und Grönland.

Als Sedimente blieben germanische Staaten in Nord- und Mitteleuropa und halb- oder viertelgermanisierte Fremdbildungen in den übrigen Ländern zurück. Auch erhielten sich einige germanische Reste unter fremdvolklicher Oberhoheit. In Grönland und Tunesien verschwand die germanische Art völlig, sie verfror oder verdampfte. In der Pyrenäenhalbinsel ward sie von der ibero-kelto-arabo-romanischen Bevölkerung volklich aufgesogen, jedoch nicht ohne einige rassenhafte Spuren zu hinterlassen. In Italien und Frankreich ward sie gleichfalls von den Unterthanen absorbiert, hat dieselben jedoch in Körper und Gesittung stark beeinflußt. In Rußland wurden die Waräger verslavt. In England ward das germanische Blut außerordentlich heftig von dem keltischen bestritten, dergestalt, daß der Kampf heute noch nicht ausgetragen ist. In Deutschland ward das Germanentum durch liguro-keltoromanische und slavo-finnische, sowie litthauische Bestandteile wesentlich verändert. Am reinsten hielt sich das Germanische in Skandinavien, aber auch dort erlitt Dänemark slavische, Schweden und Norwegen finnisch-lappische Einwirkungen.

Erscheint das Rassenprinzip schon dadurch abgeschwächt, daß keine Rasse mehr ganz rein anzutreffen ist, daß jedes Volk aus mehreren Rassen besteht, so ist weiterhin der Einfluß der Kultur auf die Bildung des Volkstums zwar nicht als maßgebend anzusehen, aber immerhin zu berücksichtigen. Dabei war besonders die Religion von Bedeutung. Je nachdem die Mongolen sich dem Buddhismus oder wie die Kaschgarier dem Islam zugewendet haben, schlugen sie verschiedene Bahnen ein. Die mohamedanischen Türken und Turkmanen scheiden sich scharf von den teils buddhistischen Kirgisen und den halb heidnischen, halb griechisch-rechtgläubigen Jakuten, die beide ebenfalls zur Türkrasse gehören. Die römische Kirche hat die Polen von den Russen gerissen und hat die Slaven der Donauländer und des Balkans unheilbar entzweit. Infolge ihrer Bekehrung zur Lehre Roms ward Polen in die Gesamtbewegung der westeuropäischen Kultur geworfen, während die Russen sich dauernd byzantinischen Idealen zuneigten. Man muß jedoch im Auge behalten, daß die Kultur, daß selbst die Religion nicht alles vermag. Obwohl die amerikanischen Neger Christen, obwohl sie für ihre Muttersprachen Englisch und Spanisch eingetauscht haben, bleiben sie doch immer Fremdkörper in den Staaten der

Weißen. Obwohl die Japaner Religionen und Schrift und Wissenschaft und Kunst und die höhere Sitte von den Chinesen übernommen haben, waren sie doch stets ein von China scharf getrenntes Volk. Nicht minder die durch kein Meer geschiedenen Koreaner. Andererseits aber vermag der religiöse Gegensatz die katholischen Deutschen und Yankees nicht wurzelhaft von den protestantischen wegzurücken, noch steht er den Sympathien der Tschechen mit den glaubensfremden Russen im Wege. Rasse, Kultur und Staatsgemeinschaft sind nach Wilamowitz „Kreise, die sich zum Wohle der Menschheit beständig schneiden".

Am wichtigsten ist, nicht für den Staat und nicht für die Religion, aber für das Volkstum die Sprache. Alle diejenigen, die durch gemeinsame Laute sich verständigen können, sie gehören zu einem gemeinsamen Volkstum. Nimmt man diese Definition zur Grundlage, so kommt man zu der Entdeckung, daß fast alle gegenwärtigen Volkstümer ungefähr zur selben Zeit entstanden sind, nämlich im 14. Jahrhundert. Nur einige wenige ältere Volkstümer, wie das chinesische, dessen Sprache etwa aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. datiert, das persische, das mit Firdusi eine neue Entwickelung beginnt, und das jüdische ragen wie ungeheuere erratische Blöcke in die Neuzeit hinein. In Indien dagegen hat das Pali erst im späteren Mittelalter aufgehört eine gesprochene Sprache zu sein, es wird von Kanari, vom Tamil, vom Bengali, von den Mundarten des Pendschab ersetzt, lauter Sprachen, deren frühste Litteraturdenkmäler aus dem 14. Jahrhundert oder dessen zeitlicher Nachbarschaft stammen. Von der großen Türkrasse lösen sich die Jakuten nach dem Mongolensturm und die Osmanen seit rund 1360 los. Die Mongolen trennen sich in Kalmücken, Burjaten, Khalka u. s. w. Im Süden erscheinen damals die Fulbe, die Getta und die arabisierten Obernilstämme. Vielleicht beginnt zur gleichen Zeit der Zerfall des mohamedanischen Nordafrika in die einzelnen Volkstümer und Volksdialekte, wie sie noch heutigen Tages bestehen. Der Sieg von Rio Salado 1340 über die Mauren begründet das neue Spanien. Ramon Muntanes († 1330) schreibt seine katalanische Chronik gleichzeitig mit den Anfängen der kastilianischen. Kurz vor dem Anfang des 14. Jahrhunderts vereinigt sich die langue d'oc mit der langue d'oil und am Ende des gedachten Jahrhunderts verfaßt Froissart seine Geschichte. Als Eduard III. sich den Titel eines Königs von Frankreich beilegte, da setzte das Parlament durch, daß die Unterthanen des Königs in England ihm nur als englischem Könige Gehorsam schuldeten. Das war 1340. Im selben Jahre ward Chaucer geboren. Und 1362 ward Englisch als Gerichtssprache festgesetzt, während Französisch sich als Hofsprache noch lange hielt. Die Erklärung der deutschen Kurfürsten zu Rhense, die Absage gegen den Papst, bedeutet zugleich eine Abwendung von der römischen Kultur. Ein Menschen-

alter darauf wird durch den Einfluß der böhmischen Kanzlei Karls IV. die Grundlage zur gemeinsamen deutschen Schriftsprache gelegt. Durch denselben Kaiser und noch mehr in der Folge durch Wenzel und die Hussiten wird das Entstehen tschechischen Volkstums befördert. Um 1390 schreibt der Ritter Emil von Pardubic die satirische Zierdichtung „Neuer Rat". Tschechische Bibelübersetzungen erscheinen. Mit der Zerschmetterung der bulgarischen Macht, um 1393 hebt das Neubulgarisch an. In Osteuropa war seit dem ersten Aufdämmern geschichtlicher Kunde ein Durcheinander von Finnen, Slaven, Tataren und Mongolen. Wann sind aus diesem Wirrwarr klar umrissene Volkstümer aufgetaucht? Ich muß bekennen, bei dieser Frage auf erhebliche Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Selbst bei Fachmännern wie Schybergson (Geschichte Finnlands) forscht man vergeblich nach der Ursprungszeit finnischer Sagen und Geschichten. Immerhin dürfte der Göteburger Friede von 1323, durch den das Verhältnis von Schweden und Finnen festgelegt und das Christentum dauernd eingeführt wurde, als Ausgangspunkt der neufinnischen Entwickelung anerkannt sein, sodaß auch hier die Gleichzeitigkeit westöstlichen Werdeganges durchscheint. Die Macht Polens aber ward durch die Jagelloniden (seit 1399) begründet und zugleich durch deren Annahme des römischen Katholizismus der tiefe Gegensatz zu den Russen geschaffen. Die Russen sahen in dem Sieg von Kulikovo 1380 den Anfang ihrer Selbständigkeit, ihre Litteratur beginnt allerdings erst ein Menschenalter später. Das Bulgärgriechisch taucht zwar schon um 1100 auf, aber es hat sich wohl erst unter dem lateinischen Kaisertum zu jetziger Form und Ausdehnung entfaltet und drang erst seit dem 14. Jahrhundert in erheblichem Maße in das amtliche Schrifttum ein. An das Ende stelle ich als ungewiß die Ursprungsepoche japanischen und koreanischen Volkstums. Das No, das merkwürdige altjapanische Schauspiel stammt aus dem 14. Jahrhundert. Aus derselben Zeit datieren viele buddhistische Sekten, sowie mehrere Kunstzweige. Ueber den Anfang der neujapanischen Sprache sucht man in Aston's Geschichte der japanischen Litteratur vergebens Aufklärung; nach mündlicher Mitteilung von Florenz, Professor in Tokio, beginnt die Epoche der jetzt verständlichen Sprache gegen 1200. Aussichtslos ist es, die gleiche Epoche für Koreanisch festzustellen, da anscheinend keine Litteraturdenkmäler daraus erhalten sind; die ältesten erhaltenen Denkmäler stammen aus dem 15. Jahrhundert.

Bedeutend jünger sind die Volkstümer der neuen Welt. Durch bewußte That löste sich 1776 das Yankeetum von den Briten los. Es folgen, seit 1820, die Mittel- und Südamerikaner, die sich allerdings bis zum heutigen Tage noch nicht recht zu eignen Nationaliäten verdichtet haben. Es giebt jedoch bereits einen engeren Patriotismus der Mexikaner, Venezolaner, Brasilier, Argentinier, Chilenen und Peruaner.

Leben ist kein übersichtlicher Versailler Park, sondern ein schwer durchdringlicher Urwald. Die Entstehung des Lebens ist dunkel und ungewiß. Aus dem Ursprung des Volkstums können wir jedoch durch Analogie auf den Ursprung der Rasse schließen. Die Entwickelung des Volkstums ist aufsteigend. Es entsteht aus einer Verbindung, und zwar aus einer Verbindung ungleichartiger Elemente. Durch diesen Vorgang tritt etwas an das Licht, das vorher noch nicht da war. Das englische Volk kommt zunächst zustande durch eine Vereinigung von Friesen, Sachsen, Jüten und Angeln. Als gemeinsame Sprache dieser Gruppe von Stämmen entwickelt sich das Angelsächsisch; eine Sprache, die vorher überhaupt gar nirgends und niemals bestanden hat.*) Zu den so herausgestalteten Angelsachsen gesellen sich dann später verwandte germanische Stämme, dänische und norwegische. Von allen auf den britischen Inseln eingewanderten Germanen werden die einheimischen Völkerschaften unterjocht und aufgesogen. Diese Völkerschaften sind ihrerseits ein Ergebnis aus ungleichartigen Mischungen. Zuerst saßen turanische Urrassen im Lande, Iberer, eine den Lappen verwandte, und noch eine dritte unbekannte Rasse. Die Ursiedler wurden von den kymrischen Kelten überwältigt, und diese wiederum von ihren gälischen Brüdern. Die so entstandenen irischen, schottischen, kornwallischen und britischen Volkstümer, von denen noch jetzt in Wales, Man, Angelsee und Westirland erhebliche Reste fortleben, wurden im Altertum von den Phöniziern und dann von den Römern beeinflußt. Seit 400 kam das Christentum dazu, wenig später begann die germanische Herrschaft. Aus allen diesen so verschiedenen, teils zu verschiedenen Epochen, teils gleichzeitig einwirkenden Elementen ist denn zuletzt das heutige britische Volkstum erwachsen. Aus dem Beispiel ist dreierlei zu ersehen. Ein neues Gebilde, von dem man früher nichts wissen noch ahnen konnte, tritt in die Welt. Um das Gebilde hervorzubringen, dazu waren 2 bis 3 Jahrtausende notwendig. Und die Entwickelung ist noch nicht fertig, da einmal noch nicht alle keltischen Reste aufgesogen sind, und ferner innerhalb des Britentums sich noch heute Engländer, Schotten und Iren ziemlich scharf von einander abheben.

Wenden wir nun diese Erfahrung auf den Ursprung der Rasse an, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß auch sie nicht am Anfang, sondern am Ende einer langen Entwickelungsreihe steht. Im Anfange ist alles fließend und wenig von einander geschieden in der Völkerwelt. Aber der Unterschiede giebt es mehr, obwohl sie weniger scharf und ausgesprochen sind. Es nimmt leichter ein niederer Stamm die Sprache eines Nachbarstammes an, aber die Zahl der „wilden" Sprachen ist hundertmal so groß als die der

*) Vergl. Wrede, historische Zeitschrift. 1901. Seite 40.

Kultursprachen. Wenn man nach der Beobachtung gehen darf, die uns die heutigen Kulturvölker liefern, so wird man annehmen, daß es in der Urzeit eine unendliche Anzahl von einander fremd gegenüberstehenden Stämmen gegeben hat. Im Laufe der Zeit ward eine Menge von Stämmen ausgerottet oder aufgesogen. Die Eigenschaften des einen Stammes vermählten sich mit Eigenschaften der Nachbarstämme. War die Vermählung, die Vereinigung eine langwährende, bleibende, so war auch das Mischungsergebnis von Dauer. Der Typus, der so im Laufe mehrerer Geschlechter entstand, war die Grundlage einer Rasse. Man kann sich den Vorgang vielleicht folgendermaßen verdeutlichen. Man denke sich eine beliebige, weiße oder graue, leicht durchdringliche Masse. Nun gieße man einen Oeltropfen auf eine bestimmte Stelle; der Tropfen wird sich seiner Umgebung mitteilen, wird wachsen und sich vergrößern, bis er allmählich die ganze Masse durchdringt. Wenn mehrere Tropfen auf verschiedene Stellen gegossen werden, so ist der Vorgang derselbe, nur daß die von den verschiedenen Tropfen geschwängerten Teile der Gesamtmasse sich noch gegenseitig auseinander zu setzen und ihre wesensverschiedene Mischung einander mitzuteilen haben, bis die ganze Masse von einem einheitlichen Schwängerungsstoffe durchdrungen ist. So ungefähr denke ich mir das Entstehen eines Rassentypus. Man sieht, meine Hypothese berührt sich einigermaßen mit Johann Schmidts linguistischer Undulationstheorie. Mein Bild ist, denke ich, insofern passender, weil Wellen kommen und vergehen, während das Oel sich dem Wesen der von ihm berührten Körper mitteilt. Woher aber kommt jener Oeltropfen, woher kommt der Anstoß zu der Wellenbewegung? Hier eben versagt jede Möglichkeit menschlicher Erkenntnis, hier setzt die Grenze des Urphänomens ein. Auch macht es nicht den geringsten Unterschied, ob wir uns eine einzige, starke Stammesindividualität denken, die Nachbarstämme zum Anschluß zwang, oder mehrere ebenbürtige Kleintypen, die durch allmähliche Anähnlichung und Verschmelzung zu einem Großtypus erwachsen wären: Die erste Ursache, wie aller Schöpfung, so auch des Rassenentstehens bleibt rätselhaft und verborgen.

Sehr sorgfältig ist nun zwischen zweierlei zu unterscheiden, zwischen einer rein anthropologischen Rasse, deren Begriff sich lediglich aus äußeren anatomischen Merkmalen aufbaut, und der Rasse im historischen Sinne, die eine Summe körperlicher und geistiger Eigenschaften darstellt. Anthropologen und Historiker geraten sich fortwährend in die Haare, weil sie sich darüber, welcher von beiden Begriffen vorzuziehen sei, nicht einigen wollen oder können. Für den Geschichtsforscher ist der Mensch nur insoweit vorhanden, als er sich geschichtlich offenbart. Das kann er nur durch geistige Bethätigung. Infolgedessen ist für den Historiker der Rassenbegriff von einer Summe geistiger Eigenschaften nicht zu trennen. Für ihn ist daher die Vorzeit unrassenhaft,

weil sie von keinerlei geistiger Arbeit Zeugnis hinterlassen hat oder doch nur von einer so dürftigen und einförmigen Arbeit, wie dem Herstellen von kümmerlichen Waffen und Schmucksachen, daß eine genügende Differenzierung der vorhistorischen Völker darauf nicht aufgebaut werden kann. Jene Völker sind ethnologische Embryos, die noch nicht gehörig ausgereift sind, derart daß ihre Sonderart noch nicht erkennbar ist. Es giebt nun Historiker, die nach den geistigen Merkmalen allein, und zwar vorzüglich nach der Sprache, dem wichtigsten und deutlichsten Merkmale, den Rassenbegriff bestimmen. Das ist eine Einseitigkeit, die zwar wissenschaftlich nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, die sich jedoch aus praktischen Gründen immer noch rechtfertigen ließe. Um zur Wahrheit zu gelangen, muß man Beides, körperliche und geistige Eigenschaft, zusammennehmen. Gegenwärtig ist aber die somatische Seite der Ethnologie, zumteil weil die Stoffsammlung noch so sehr unzureichend, zumteil weil die Forschung in dem engen Gebiete der Schädelmessung befangen blieb, noch so wenig ausgebildet, daß man ihren Ergebnissen nur mit Mißtrauen begegnen kann. Immerhin ist soviel bereits sicher gewonnen, daß niemand mehr die arisch redenden Völker wegen ihrer gemeinsamen Sprache auch einer gemeinsamen Rasse zuweist, wie schon längst der Augenschein lehrte, daß z. B. nur eine Minderzahl der arabisch redenden Völker auch der arabischen Rasse angehört. Der Gewinn ist sowohl für die Geschichte, als auch die Politik von Wichtigkeit. Man wird die sizilianische Frage erst richtig beurteilen, wenn man sich klar macht, daß die Sizilianer zwar mit den Italienern eine gemeinsame Sprache besitzen, aber in Blut und Sitte völlig von ihnen abweichen. Aehnlich ist der tiefgehende Gegensatz der Briten und Amerikaner, die sich doch beide auf Englisch mit einander verständigen können, nur durch eine ebenso tiefe Kluft verschiedener Abstammung zu erklären.

Noch jetzt ist in Deutschland ein keltisch-romanisch gefärbter Südosten, ein germanischer Nordwesten und ein slavisch beeinflußter Osten zu unterscheiden. Doch haben sich die Linien stark verwischt, da Niederländer und Thüringer nach den Ostseeprovinzen zogen, schwäbische Bauern, Salzburger und Hugenotten sich in Preußen ansiedelten, Italiener seit 1700 nach Süddeutschland strömen und sonst, namentlich seit dem dreißigjährigen Kriege die deutschen Stämme durcheinander gewürfelt wurden. Auch haben sich britische Familien in ziemlicher Zahl bei uns niedergelassen, ihre Nationalität verlierend, wie unsere Ramsay, Carrold, Evans, Teacher, O'Swald, Chamberlain, Butler, Drews, Douglas, Morgan beweisen.

Sodann: um eine Nation hervorzubringen, dazu bedarf es noch der zwei anderen S; der Siedlung und der Sitte, oder des Bodens und der Kultur. Der Einfluß des Bodens hängt erstlich davon ab, ob die Rasse, auf die er wirkt, starke oder schwache Widerstandskraft besitzt. Die Engländer in

Kanada unterscheiden sich kaum von ihren Volksgenossen in Großbritanien, die Russen in Sibirien aber wären, wenn sie sich selbst überlassen worden wären, bald kaum noch von Tungusen und Jakuten zu unterscheiden. Es kommt zweitens darauf an, ob das besiedelte Land selbst eine starke oder schwache Eigenart hat. Die üppige Vegetation und die heiße Luft der Tropen ist so übermächtig, daß auch die stärkste Individualität ihnen sich anbequemen muß. Ebenso ist die starre Kälte der Polargegenden ein so gewaltiges Hindernis für das Aufkommen selbst der begabtesten Kulturrasse, daß es in keiner denkbaren Weise überwunden werden kann. Nicht minder ist es von der größten Wichtigkeit, ob ein Land große fruchtbare Ebenen bietet oder unwirtliche Sandwüsten, ob es nur wenig über dem Meeresspiegel sich erhebt, oder ein schwer zugängliches Alpenland ist. Dagegen bietet gerade die gemäßigte Zone, auf der weit über die Hälfte der Menschheit wohnt, und auf der die Hauptausgangsstätten der Kultur sich befinden, keine allzu schroffen Unterschiede, und jedenfalls nur äußerst wenige dem Menschen unbesiegbare Hindernisse. Kaschmir unterscheidet sich nicht allzu sehr von der Schweiz und die Nordmongolei erinnert oft an den Schwarzwald und die Forsten von Oregon. Es ist daher keineswegs der Einfluß des Bodens gewesen, der die Differenzierung von Chinesen, Tungusen, Türken, Slaven und Germanen veranlaßte, sondern es muß doch wohl eine ganz andere Ursache da vorliegen. Die finde ich eben in der Rasse, in einer unerklärbaren Erscheinung. Es handelt sich um eine Hypothese, die aber deswegen annehmbarer erscheint als andere, weil sie mehr erklärt, was schließlich der beste Daseinsgrund für eine Hypothese ist. Mehr jedenfalls, als die geographische Hypothese.

Der äußerste Vertreter einer rein erdkundlichen Erklärungsart war bislang Kirchhoff. Für ihn ist die unwirtliche Natur Australiens die alleinige Ursache für den beschränkten Kulturzustand des Australnegers. Und die Starrheit der Alpen die zureichende Erklärung für den fortschrittsfeindlichen Geist der Tiroler. Allein selbst Kirchhoff ist im Laufe der Jahre in seinen naturalistischen Anschauungen schwankend geworden und hat sich dem Lager der Idealisten genähert. In seiner letzten Schrift, die ziemliches Aufsehen erregt hat: „Was ist national?“ (1902), stellt er die geistigen Elemente in den Vordergrund, die zur Bildung einer Nation führen; spricht von der Gemeinsamkeit politischer Erlebnisse und Anschauungen, aus denen sich ein Volkstum aufbaue. „Große Nationen sind das Produkt einer geistigen Assimilierung.“ Ueber der einseitigen Betonung, die das Ausgleichen und Verschmelzen von Aehnlichem erfährt, werden aber gerade die Gegensätze, die ewig einer Anähnlichung entgegenstehen, vergessen. Kirchhoffs „Assimilierung“ findet eben immer nur innerhalb der einzelnen Zweige einer und derselben Rasse statt, versagt aber, sobald eine wesensfremde Rasse wie die Chinesen in

den Vereinigten Staaten auf den Schauplatz tritt. Auch von idealistischer Seite aus ist, fürchte ich, der Einfluß des Bodens unterschätzt worden. Vor kurzem hat mir in einer durchaus wohlwollenden Besprechung Professor Theobald Fischer den Vorwurf gemacht, daß ich die erdkundlichen Unterlagen des Volkstums zu wenig berücksichtigt hätte.*) Ich habe im Gegenteil den Boden ausdrücklich für einen der Rasse fast ebenbürtigen Faktor erklärt, habe aber ebenso ausdrücklich es abgelehnt, die Macht der Römer auf die weite Fläche Campaniens und die Zerrissenheit der Griechen auf die Zerklüftetheit ihres Gebirgeslandes oder die Schweigsamkeit der Tibetaner und Buren auf die Oede der Hochlandsfläche zurückzuführen. Der Hauptmangel der geographischen Betrachtung liegt darin, daß er nur für die Formen, nicht aber für das Wesen der geschichtlichen Erscheinungen, nach meiner Ausdrucksweise nur für die Kinematik, aber nicht für die Chemie des Völkerwerdeprozesses einen Grund liefern kann. Allgemein wird Sibirien seinem Boden und Klima nach mit Kanada verglichen. Man kann nun sehr wohl den Vergleich erweitern, und aus der Gemeinsamkeit der natürlichen Vorbedingungen auch eine Gemeinsamkeit der Entwickelung herleiten. Und in der That, die Anlage sibirischer Städte, die Formen der sibirischen Gesellschaft, viele Charaktereigenschaften sibirischer Pioniere und Bauern, erinnern stark an Kanada. Allein, warum ist Kanada den Engländern zugefallen und nicht den Russen, die doch schon 1643 den Busen von Ochosk erreichten, und später weite Gebiete in Nordamerika erwarben? Dies zu erklären, ist die Erdkunde völlig unvermögend. Ebensowenig kann sie es aufhellen, warum Sibirien despotisch, Kanada aber demokratisch regiert wird. Aehnlich ist es vom geographischen Standpunkte schlechterdings nicht abzusehen, warum Südamerika und Mexiko den Lateinern zuteil ward, anstatt den Deutschen oder auch den Arabern, die ja schon im 10. Jahrhundert an der Guineaküste Fuß gefaßt, mithin doppelt so nah an Brasilien waren, als die Bewohner der iberischen Halbinsel.

Eine bloße Abart der geographischen Betrachtungsweise ist die sozialistisch-materialistische. Ein Werk wie: „Großgrundeigentum und soziale Fragen“ von Franz Oppenheimer geht ebenfalls in letzter Linie auf die Einflüsse des Bodens zurück.

Ich gehe nunmehr dazu über, das Verhältnis zu untersuchen, das zwischen Volkstum und Weltmacht besteht. Es lassen sich da ungezwungen zwei Arten unterscheiden. Entweder es handelt sich beim Streben nach Weltmacht lediglich um die Ausbeutung des Auslands, während die Wirkungen des erobernden Volkstums nur unter der Hand, ungewollt, accidentell sich geltend

*) Deutsche Zeitschrift, Maiheft 1902.

machen. So die Handels- und Industriemacht der Phönizier. Oder es kommt auf die Auffangung fremder Rassen an, wie der Gallier durch die Römer, und die Gewinnung unbewohnten oder spärlich bewohnten Landes für Kolonisation, wie Australiens durch England. Mithin agrarische Macht, die aber nie von industrieller ganz frei bleibt. Die Weltstaaten der Gegenwart sind in Absicht auf staatliche Ausdehnung zumteil Siedelungsmächte, wie Rußland bis 1898 und Nordamerika, zumteil industrielle Mächte, wie Deutschland und Frankreich, insofern in sämtlichen französischen Kolonien nur 0,4 Millionen Franzosen, also noch nicht 1/2 % des kolonisierenden Volkstums sitzt, und in deutschen Kolonien gar nur 4000 Deutsche vorhanden sind, oder endlich es ist die Macht zugleich eine der Siedlung und der Industrie, wie die Englands, das über 1/3 Milliarden Rassenfremder herrscht, das aber auch 10 1/2 Millionen Briten, mithin 20 % aller Briten in seinen Kolonien hat.

Vergleichen wir nun, wie sich ältere Imperien in der Bevölkerungs- und Kolonisationsfrage verhielten, so finden wir, daß die Achämeniden anscheinend keinen Wert darauf legten, ihre Art den unterworfenen Völkern aufzudrücken. Höchstens kann darauf verwiesen werden, daß in Kleinasien, namentlich in Koppodokian, iranische Monatsnamen eingeführt wurden, mithin iranische Kultur wenigstens eine Tendenz nach Ausbreitung hatte, wie ja auch später der Mitheasdienst nicht nur in Kleinasien, sondern auch in ganz Westeuropa Anhänger gewann. Allein wir finden nicht, daß fremde Rassen iranisiert wurden, da sogar nicht einmal kleine Raubhorden wie die Kossäer, die Parakateuer, die Tagärer inmitten des Reiches absorbiert werden konnten. Im Achämenidenreiche wird sich der Iranier zu dem Nicht-Iranier beiläufig wie 1 : 2 verhalten haben. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß dies nur ganz ungefähre Schätzung ist. Im Gegensatz hierzu trachteten die Römer bewußt und thatkräftig danach, nicht nur ihrer Kultur, sondern auch ihrer Nationalität Raum zu erobern auf der Männererde. Und es gelang ihnen, Spanien und Gallien und halb Britannien und das Dakumatenland und Dalmatien und Nordafrika für römische Art und Sprache zu gewinnen. Laut Schmoller (Allg. Volkswirtschaftslehre) war zur Zeit des Augustus das westliche Imperium von etwa 20 Millionen, das östliche, in dem Griechisch vorherrschte, von etwa 30 Millionen bewohnt. Mithin ein Verhältnis der Römer und Romanisierten zu den Volksfremden des Imperiums wie 2 : 3, also ein Fortschritt gegen die Achämeniden. Noch größere Erfolge hatten die Araber. Sie gewannen ganz Nordafrika und Syrien, sowie den größten Teil Mesopotamiens dem Arabertum. Freilich, die Vielehe wirkte zu ihren Gunsten. Ein gewisser Araber, so meldet die Uebersetzung, hatte 180 Kinder von Araberfrauen. So standen im Reiche des Islams um 950 vielleicht

3 Araber und arabisch Redende gegen 2 Rassenfremde, von denen Viele wenigstens Moslin waren, also arabischer Kultur huldigten. Einen gewaltigen Absturz hingegen bedeutet das Mongolenreich. Kublei Khan, unter dem das Reich seinen Zenith erklomm, hatte wohl nur einen mongolischen Unterthan gegen 15 — 22 Nichtmongolen. Wenig einheitlich war auch das Reich Karls V., sowie das der Osmanen. Volkstum spielte hier wie dort keine Rolle. Das ändert sich völlig in der neuesten Zeit. England gebietet zwar über 7—7½ mal mehr Fremde als Briten, jedoch, wenn man Indien wegläßt, so stehen nur 3 Fremde gegen 2 Briten. Allerdings ist hierbei noch zu erwägen, daß die Iren sowohl in Großbritannien wie in den Kolonien den herrschenden Engländern in der Regel abhold sind, wodurch sich das Verhältnis zu Ungunsten des herrschenden Volkstums verschöbe. Die Bevölkerung des einheitlichen Frankreichs ist ungefähr ebenso groß oder nur wenig kleiner als die der französischen Kolonien. Die Zahl der Yankees beträgt gegenüber der Zahl der nicht yankeesierten Deutschen, Skandinavier, Italiener, Spanier, Slaven in der Union und der Zahl der Neger (9 Millionen) und der Bevölkerung der neuen Kolonien etwa 60 Millionen gegen 26 oder ungefähr 12 : 5. Nimmt man die Russen zu 85 Millionen an, so ist ihr Verhältnis zu den beiläufig 145 Millionen der Gesamtbevölkerung des Reiches, die Mandschurei mitgerechnet, wie 12 : 17 oder abgerundet wie 2 : 3. Es ist natürlich durchaus nicht einerlei, ob die Rassenfremden, wie in dem russischen Falle, unter den Herrschenden und neben ihren Ellenbogen sitzen oder ob sie durch Ozeane von ihnen getrennt sind, noch ist es gleich, ob die Fremden der starken Türkrasse oder schwachen Dravida angehören. Jedenfalls sind die nichtslavischen Unterthanen des Zaren gefährlicher für russisches Volkstum, als etwa die zahlreichen überseeischen Klienten der westwogesischen Republiken für das Franzosentum oder die Suaheli für uns. Im Deutschen Reiche kommen auf 53 Millionen Deutsche an 14—16 Millionen Polen, Dänen, Franzosen, Afrikaner, Papua, Polynesier und Chinesen. Ein Verhältnis von 7 : 2 oder das günstigste Verhältnis von allen Weltstaaten.

Man kann erfreut sein, wenn ein Feuer wenig Asche oder ein Fluß wenig Schlamm läßt. Allein wie, wenn der Grund dafür nur der wäre, daß das Feuer oder der Fluß sehr klein ist? Das allergünstigste volkliche Verhältnis hat Korea, wo die Volksfremden noch nicht $1/_{600}$ des herrschenden Volkstums ausmachen. Und was ist Korea? Das Uebergewicht der Volkszahl der Herrschenden kann erst erfreuen, wenn auch etwas von Belang da ist, das beherrscht wird. Und wenn die Volkszahl imstande ist, sich auch gegen den Druck und den Angriff anderer Nationen zu erwehren. Geradezu betrüben muß aber die überquellende Volkszahl, wenn der Ueberschuß der Volkskraft, wie der deutschen und der italienischen, statt die heimische Macht

zu vermehren, abgestoßen wird, ins Ausland geht und im Auslande stirbt oder volklich verdirbt und entvolklicht wird. Hier ist es nun, wo die Aufgabe der Weltmacht einsetzt, wo die Weltmacht ihre Berechtigung dadurch erweisen kann, daß sie den Geburtenüberschuß dem eigenen Volkstum erhält. Noch heute wird in Deutschland die Meinung gehegt, daß ein Auswanderer ein schlechter Mensch sei, der gutwillig seine Rechte und Pflichten im Stich lasse, der aus irgendwelchem Mangel sich im Vaterlande nicht halten könne und der deshalb als verlorener Sohn aufzugeben sei. Und heute noch wird in den Auswandernden der Haß gegen die Heimat genährt, die Heimat, die nichts für sie thut, die ihnen keine Gelegenheit giebt, sich zu ernähren, die sie herz- und gefühllos hinaustreibt in die Fremde, in die Vergessenheit, in die Verbannung. Das sind unleidliche Zustände, die von Jahr zu Jahr dringender nach Heilung schreien. Und worin liegt die Heilung? Im Erwerb von Neuland.

Alle Groß- und Weltstaaten gehen auf Neuland aus. Zumeist jedoch auf neue tropische Gebiete. Es können weder die Vereinigten Staaten hoffen, in Westindien und den Philippinen Farmer aus Maine und Kansas anzusetzen, noch die Italiener, ihr erythräisch Gebiet durch lombardische Bauern urbar zu machen, noch die Belgier, den Kongostaat für vlamische und vallonische Siedlung zu verwerten. Dagegen suchen die Russen aus der Mandschurei, und die Briten aus Rhodesia und den Burenländern Bauerngüter für ihre Volksgenossen herauszuschlachten. Die Russen, denen eine Unzahl von Ländereien in Sibirien, die Briten, denen unermeßliche Weiten in Kanada und Australien zum Ackerbau offen stehen. Und gerade die Deutschen, denen mehr Land am bittersten not thäte, sie darben neuen Bodens. Gegen 28 Millionen Geviertkilometer britischer Erde, wozu ich die Burenstaaten und den größten Teil der Kapkolonie nicht rechne, weil sich die Briten nur an der Küste halten werden, gegen 24 Millionen russischer Erde mit Manschurei, gegen 14 Millionen amerikanischer und 11 Millionen französischer Erde stehen bloß 36 Millionen deutscher Kolonien, (Deutschschweiz und Deutschösterreich eingerechnet). Dabei ist bloß 1/8 deutschen Bodens für Ackerbau geeignet, während vom Reiche der Franzosen 1/3, vom englischen fast die Hälfte, vom amerikanischen und russischen wohl 2/3. Ein derartiges Mißverhältnis ist im schroffsten Gegensatz zu der Zahl der Bevölkerung Deutschlands in der Weltpolitik, und im Gegensatz zu der Zahl der Bevölkerungen. Denn auf die 85 Millionen der Russen folgen sofort 73 (nach anderen Ansichten 70 und 77) Millionen Deutsche, von denen wenigstens 68 Millionen einigermaßen örtlich zusammenhängen. Danach erst kommen 60 Millionen Yankees, 49 Millionen Briten, 41 Millionen Franzosen. Das verfügbare Ackerland der anderen Völker ist ja nicht überall oder nicht allein dem

herrschenden Stamme zugänglich, aber das in Anschlag gebracht, so stehen im Durchschnitt

etwa	$^1/_6$	km²	einem Russen
„	$^1/_7$	„	einem Yankee
„	$^1/_4$	„	einem Briten
„	$^1/_{56}$	„	einem Deutschen

zu Gebote.

Der Kontrast, der sich hier offenbart, ist ein lehrreiches Gegenstück zu dem Streit, der uns verzehrt, dem Streit, der zwischen Ackerbau und Industrie entbrannt ist. Luju Brentano hat jüngst hervorgehoben, daß kein Notschrei der Landwirtschaft das Geringste nütze, solange nicht zwei Grundgesetze wirtschaftlichen Lebens umgestoßen würden: der abnehmende Ertrag des Bodens und der zunehmende Ertrag des Großgewerbes. Erwägungen der Sozialhygiene, moralische Begeisterung thut es freilich nicht, wo heute Thatsachen reden. Der einzige Weg aus dem Dilemma ist urbares oder noch zu ordnendes Neuland. Das gäbe dem Volkstum eine breitere Grundlage, gäbe zugleich eine sichere Basis für Weltmacht, weit zuverlässiger als Handel und Gewerbe mit wechselnden Konjunkturen sie zu bieten vermöchte.

Die Begierde nach Neuland verquickt sich mit volklichen Zielen. Außerhalb des Staatsbodens wohnen Volksgenossen. Die wünscht man seinem Staate, dem Hauptstaate zuzuführen. Italien will die „unerlöste Erde“, die terra irredenta sich retten, will Nizza, Triest, Dalmatien, Malta sich einverleiben. Die Franzosen sehnen sich nach Lothringen. Die Reichsdeutschen schauen nach Oesterreich aus, nach den Ostseeprovinzen, nach der Schweiz, ja nach den Niederlanden. Man sieht jedoch ein, daß es schwer, wenn nicht unmöglich, alle Volksgenossen unter einem Hut zu bringen. So versucht man Volksbünde zu errichten. Die Briten schreiben Imperial Federation auf ihr Banner, das Altbritentum, die Deutschen reden von einem Zollverein mit Schweiz und Niederlanden. Wie stark den Germanen der föderalistische Gedanke im Blute liegt, erfuhr ich selber im Januar letzten Jahres, als Politiker in Pretoria und Präsident Steijn mir sagten, im Falle des Burensieges habe man nicht vor, einen Einheitsstaat zu gründen, sondern Transvaal und Oranjestaat selbständig zu belassen und einen dritten unabhängigen Staat aus den eroberten Gebieten im Süden und Westen zu schaffen, alle drei aber durch einen Bund zu einen. Gegen derartige Bundesgedanken hebt sich aufs schärfste der romanische Wunsch nach dem Einheitsstaat ab. Franzosen wie Italiener wollen ihre auswärtigen Volksgenossen einfach einverleiben. Ebenso will der Panslavismus, daß das Allslaventum in Rußland seine Spitze finde. Wir stoßen hier zugleich auf eine andere Abweichung der Anschauungen. Die Schlachtrufe ertönen: Hie Volkstum, hie Rasse! Die

Bestrebungen der Deutschen, Italiener und Franzosen richten sich auf zerstreute Glieder desselben Volkstumes, die der Panslavisten auf eine Einigung von Rassengliedern. Ich habe oben auszuführen gesucht, daß die Begriffe Rasse und Volkstum sich keineswegs decken, daß sie nicht einmal koordiniert sind.

Nach dem alten Rechenexempel kann man bloß Aepfel und Aepfel addieren, aber nicht Aepfel und Birnen. Ebensowenig kann man verschiedene Volkstümer, selbst wenn die maßgebende Rasse die gleiche, zu einem Nationalstaat zusammenschweißen. Die Sprache setzt eine unüberschreitbare Grenze.

So in der iberischen, so in der skandinavischen Halbinsel, so in den Niederlanden. Unsere geographischen Historiker wollen freilich auch hier finden, daß lediglich die erdkundliche Lage und die daraus entspringenden Verkehrsmöglichkeiten und staatlichen Beziehungen den Grund zu der Trennung gegeben. Aber gerade hier sieht man deutlich, wie die Gesetze der reinen Geographie von dem unberechenbaren Leben der Volkstumbildung durchbrochen werden. Die Scheidung der Niederlande in zwei Königreiche soll aus wirtschaftlich geographischen Ursachen erfolgt sein, aber von Jahr zu Jahr schwillt in Belgien stärker die vlämische Bewegung an, die den staatlichen Zusammenhang mit Holland erneuern will. Und die natürlichen Gegner der Bewegung sind die Rassenfeinde der Vlämen, die Wallonen! Auch auf der iberischen Halbinsel sind es viel weniger dem Boden entspringende Verkehrsverhältnisse, wie Kirchhoff behauptet, als die verschiedene Mischung der Rassenverhältnisse, wodurch die Scheidung der Halbinsel in zwei Königreiche bewirkt wurde. Die Portugiesen sind stark mit keltischen Elementen versetzt, was in ihrer näselnden Aussprache und ihrem vulkanischen Charakter sich offenbart. Aehnlich sind die Schweden viel ausgiebiger mit Lappen vermischt, als die Norweger, obwohl die beiderseitigen Sprachen in der Nachstellung des Artikels — auf dem weiten Gebiete arischer Sprachen eine einzigartige Erscheinung, die nur noch bei den ebenfalls finnisch beeinflußten Rumänen vorkommt — beide an Lappisch erinnern. Die Mischungsverschiedenheit drückt sich eben in der Sprachenverschiedenheit aus, und an letzterer haftet die Verschiedenheit der Schrifttümer und schließlich der Volkstümer. Was fabeln nicht die Pangermanisten von einem Zusammenschluß aller germanischen Völker! Und wie unendlich schwer wird es doch, für drei so eng verbundene Nationen wie die Skandinavier, die einmal schon lange Zeit hindurch infolge der kalmarschen Union geeinigt waren, ein dauerndes Zusammenwirken zu erzielen. Grade einer der eifrigsten Pangermanisten und einer der heftigsten Feinde Deutschlands, Björnstjerne Björnson, sät beständig Unfrieden in der skandinavischen Welt. Statt sich gegen die übermächtig anschwellende Russenflut

zu verbünden, haben Schweden und Norweger nichts Besseres zu thun, als in Katzbalgereien über nichtige und lächerliche Kleinigkeiten ihre Zeit zu verlieren. Die Erbitterung der beiden Nachbarn ist in den letzten Jahren nicht selten so sehr gestiegen, daß schon mehr als einmal von Krieg in Sicht gesprochen wurde. Allerdings sind die Schweden aristokratisch, die Norweger demokratisch gegliedert, was wiederum zumteil auf die größeren Ebenen des Ostens gegenüber den zu kantonaler Zerklüftung einladenden Gebirgen des Westens, zumteil auf die Verschiedenheit der Rassenschichtung zurückgeführt werden mag. Genug, wenn einmal die Trennung in Volkstümer eingetreten ist, so gehört es zu den größten Schwierigkeiten der Staatskunst, die Trennung wieder rückgängig zu machen.

Mit welchem Feuer haben einst in der Pyrenäenhalbinsel begeisterte Schwärmer vom paniberischen Reiche geredet und wie weit ist ein solches von der Verwirklichung! Einer Verschmelzung Portugals und Spaniens widerstrebt die Verschiedenheit der Sprache, der Volkscharaktere, der beiderseitigen Geschicke. Dagegen hat der allspanische Kongreß behufs Annäherung von Spanien und dem spanischen Amerika, der Oktober 1900 in Madrid tagte, beträchtlichen Erfolg gehabt. Aber ein Paniberismus ist unmöglich. Ebenso ein Panromanismus, ebenso ein Panslavismus und ebenso ein Pangermanismus.

Wozu es führe, wenn man einen Rassenbund durchführen will, das sieht man ja aufs deutlichste in Südafrika. Seit Grey, der um 1850 Statthalter am Kap war, einem Manne von seltener Einsicht und Güte, sind die Briten immer und immer wieder auf den Gedanken eines südafrikanischen Staatenbundes zurückgekommen. Lord Carnarvon förderte den Gedanken. Froude hielt ihn für möglich, Bryce, der in der Geschichte und Politik dreier Erdteile erfahrene Verwaltungsmann, hielt ihn für das einzige Allheilmittel, sogar die Männer vom Afrikanderbond waren gewonnen, und was war schließlich der Erfolg? Man darf nicht hoffen, daß wir von fremden Fehlern lernen, aber das eine ist sicher, daß es uns nie gelingen wird, etwa Skandinavien dem deutschen Reichsgedanken zu gewinnen. Die dahin zielenden Versuche — und es hat seit den Nordlandfahrten des Kaisers nicht an ihnen gemangelt — sie können lediglich einen Freundschafts-, nicht aber einen Rassenbund zuwege bringen, können nur ein Verhältnis schaffen, wie es zwischen dem Reich und dem rassenfremden Italien besteht, mit anderen Worten eine vorübergehende Allianz. Selbst der Plattdeutsche versteht schlechterdings kein Dänisch, kein Norwegisch, kein Schwedisch. Anders steht es mit den Balten, anders auch mit der Schweiz, denn dort wird hochdeutsch geschrieben und verstanden. Den schwierigsten Fall bieten die Niederlande. Treitschke (Politik I 277) meint, sie hätten sich aus der alten National-

gemeinschaft „herausgelebt“. Sie hätten mit vollem Bewußtsein ihren Dialekt zu einer selbständigen Sprache ausgebildet. Es lasse sich garnicht verkennen, daß die Holländer heutzutage keine Deutschen mehr seien. Die Ansicht Treitschkes ist gerade in den letzten Wochen vielfach gehört worden, allein ihre Richtigkeit scheint mir gar nicht so ausgemacht. Eine glühende Eisenmasse wird in die einzelnen Formen verteilt. Es ergiebt sich, daß eine Form fehlerhaft oder die unrechte. Soll man nun die Masse rasch in eine andere, daneben stehende Form umgießen oder ist die Masse schon zu sehr erstarrt? Der eine wird es bejahen, der andere verneinen. Es kommt auf den Versuch an. Den Großrussen ist der Versuch mit den Kleinrussen, den Dänen mit den Norwegern, den Engländern mit den Schotten geglückt. Das ausschlaggebende Moment bleibt immer das, daß die verschiedenen Laute noch gemeinsam verstanden werden. Und jeder Plattdeutsche versteht mehr oder minder holländisch, versteht es jedenfalls mit weniger Mühe, als ein Apenrader Schiffer und ein Holzknecht aus Uri mit dem einzigen gemeinsamen Verständigungsmittel, das ihnen zur Verfügung steht, mit dem Hochdeutsch haben würden.

Si duo faciunt idem, non est idem. Kein Mensch gleicht dem andern und keiner geht an dieselbe Handlung mit den gleichen Voraussetzungen und Absichten, mit derselben Berechtigung und derselben Aussicht auf Erfolg. Was vom Einzelnen, das gilt tausendfach und ungleich von einem ganzen Volke. Kein Volkstum ist ganz wie das andere, ist aus denselben Bestandteilen hervorgegangen oder hat dieselben Geschicke durchgemacht. Daher kann auch sehr wohl bei dem einen Volke schädlich wirken, was dem anderen genutzt hat, kann dieselbe Empfindung, dieselbe That, hier Tugend, dort Laster sein, wie ja auch starker Wein einen schwachen Patienten rettet, aber einem vollblütigen einen Schlaganfall bringen kann.

Es wird häufig angenommen, daß bestimmte Entwickelungen sich mit derselben Regelmäßigkeit wiederholen, wie Blühen, Reifen und Verwelken. So habe die Germanenwelt denselben Werdegang vom patriarchalischen Gaukönigtum zur Oligarchie und zum Imperialismus oder von Natural- zur Geldwirtschaft, von Ackerbau zum Industriestaat durchgemacht, wie Griechenland und Rom. Der ganze Vergleich paßt schon deshalb nicht, weil der Germanenstaat aus dem Gedanken des christlichen Weltreiches hervorging, einem Gedanken, der dem klassischen Staate durchaus fehlte. Und wie in der Gesamtheit, so im einzelnen. Nichts falscher, als Entwickelungen, die zufällig mit demselben Schlagwort bezeichnet werden, über einen Kamm zu scheeren. Man nehme die Entfaltung der konstitutionellen Monarchie in den einzelnen Ländern oder nehme den Sozialismus. Die Aufstände rassenfremder Sklaven im Altertum, der Agrarkommunismus der Germanengaue, des russischen Mir und des Chinas der Sung, die Gesellenausstände und die Jocquerie des aus-

gehenden Mittelalters, der Bauernkrieg und die Wiedertäufer, die Arbeiterkrawalle des 17. und 18. Jahrhunderts, der doktrinäre und der revolutionäre Sozialismus, deutsche und englische Gewerkschaften — jedesmal ein ganz anderes Bild, eine völlig abweichende Sonderart. Der Sonderart des Volkes entspricht die Sonderart des Staates. Eine frühere Zeit suchte antike Ideale in die Neuzeit hineinzuzaubern oder englische Einrichtungen dem europäischen Festland einzuimpfen. Allein, wie namentlich Treitschke mit dem größten Nachdruck betont hat: „Eines schickt sich nicht für alle“. Zieht man die Folgerung aus dieser alten Wahrheit für die gegenwärtige Weltpolitik, so gelangt man zu der Erkenntnis, daß zwar das Streben nach Weltmacht mit elementarer Wucht bei den verschiedensten Völkern auftaucht, daß aber die Anstrengung und die Art der Verwirklichung solchen Strebens, sowie die Aussichten und Möglichkeiten von Fall zu Fall verschieden sind.

Freilich, um in der Vereinigung getrennter Teile Erfolge davonzutragen, muß das Volkstum geeignete Führer haben. Volkstum ist unpersönlich, ist gedankenlose Menge. Es kann sich wohl von selbst in unbewohnten Gebieten durchsetzen, aber wo starre Staatsschranken sich erheben, da bedarf es, um über sie hinaus das ersehnte Ziel zu erreichen, persönlichen Willens und bewußter That. Auch ist ja Volkstum keine Einheit. Es besteht aus verschiedenen Stämmen, innerhalb deren wieder ein jeder Gau seine Eigentümlichkeit hat, besteht aus Dörflern und Städtern, aus verschiedenen Klassen und Gesellschaften. Wie kann aus diesem Vielerlei eine einheitliche Handlung hervorgehen, wenn nicht die widerstrebenden Elemente durch überlegenen Willen gebändigt werden? Ist doch schon höhere Kultur ohne Einzelbethätigung und ohne Centralisation durch eine Oberleitung nicht denkbar. Was haben die ehrsamen Bürger von München und Weimar für die Kunst gethan? Was wären fast alle Bischofsstände, wenn sie nicht alles ihren Oberhirten verdankten. Ebenso staatlich. Was wäre Preußen, was Italien, wenn es bloß auf das Volk angekommen wäre? Allerdings, Fürsten und Minister, sie können auch den Gang des Volkes hemmen. Zur Zeit der Reformation und 1813 erhob sich das Volk zu kühnem Fluge und frischem Aufschwung gegen den Willen von Kaiser und König. Gelegentlich, bei ganz großen Entscheidungen, ist wahrhaft die Volksstimme zugleich Gottesstimme. Das Höchste aber wird politisch (nicht kulturell) erzielt, wenn in Zeiten großen Aufschwunges, wie unter der englischen Elisabeth, wie unter Friedrich dem Großen, Fürst und Volk einig sind. So kann namentlich die Ausbreitung und Steigerung deutschen Volkstums durch Weltpolitik nur durch einen festen Zusammenschluß von Volk und Kaiser herbeigeführt werden. Der richtige Zusammenschluß hätte zugleich das Gute, das dem Caesarismus, der von der einen Seite befürchtet wird, und der Gleichmacherei auf der andern Seite

wirksam entgegengearbeitet würde. Denn freie Bauern auf Neuland sind etwas ganz anderes als die miserable städtische Plebs von Rom und Venedig und London.

Wie aber ist Neuland zu gewinnen? Durch Vertrag, durch zielbewußte Auswanderung? Durch überseeische Kolonien? Durch Krieg? Da zuzusehen, das ist die Sache der Hochmögenden. Ihnen fällt in der zu erwartenden Entwickelung der Hauptteil zu. Ihrer ist die That. Sie erst kann entscheiden. Denn die Entwickelung zu erkennen, ist nichts; in die Entwickelung thatkräftig einzugreifen, das ist alles.

Die Rechtfertigung einer deutschen Weltpolitik durch die Notwendigkeit, Neuland zu erwerben, unterscheidet sich völlig von der Rechtfertigung durch industrielle Bedürfnisse, wie sie am klarsten Naumann in „Kaisertum und Demokratie" unternommen hat. Die Anklagen, die gegen die Befürworter und Beförderer einer deutschen Weltmacht erhoben wurden, sie richten sich fast alle gegen die Freunde der Großindustrie. Der Imperialismus nimmt eine ganz andere Gestalt an, wenn er auf agrarischer Grundlage aufgebaut wird, als wenn er bloß dazu dient, die Zahl der Fabriken und des der Sozialdemokratie anheimfallenden Arbeiterproletariats zu vermehren. Ebenso wird das Bild des zukünftigen deutschen Weltstaates wesentlich anders werden, wenn derselbe von einem Bunde verschiedener deutscher Staaten ausgeht, als wenn er sich bloß auf das deutsche Reich allein stützte. Jedenfalls würden durch den Zuwachs von Holländern, Schweizern und Balten die Gefahren des Cäsarismus viel geringer.

Der Gedanke eines zukünftigen Alldeutschlands, der vom Kaiser selber in einer 1896 gehaltenen Rede lebhafte Förderung erhielt, ist vorzüglich von den Kreisen des „Alldeutschen Verbandes" getragen worden. Es ist natürlich, daß innerhalb eines Verbandes, der an 100 000 Mitglieder hat, sich Meinungsverschiedenheiten finden, daß ein rechter, ein linker Flügel entsteht, daß sowohl agrarische wie industrielle Neigungen vertreten sind. Es scheint jedoch, daß die agrarische Richtung allmählich die Ueberhand gewinne, es wäre das die beste Versöhnung zwischen den Gegensätzen, die sich aus einem Zusammenwirken von Volkstum und Weltpolitik ergeben.

Die Alldeutschen führen zugleich Nietzsche und Volkstum im Munde. Die Zusammenstellung ist von der äußersten Wichtigkeit. Anscheinend zwar ist sie ein arger Widerspruch. Denn Nietzsche war gegen das Volk, haßte und verachtete es und war für seine Knechtung und Unterdrückung; Volk war ihm Gemeinheit, Unsinn, Tschandalatum. Die Alldeutschen aber, sie wollen gerade das Volk unterstützen und fördern, und wollen, wo immer Herrentum, wo Dynastien und Staatsmänner und Staatsschranken den Weg verlegen, für das Volk eintreten. Deutsch-Oesterreicher gegen Habsburg, Balten gegen die Nat-

geber des Zaren, Buren gegen ihre Verunglimpfung durch Bülow. Kein Zweifel, die alldeutsche Bewegung ist gegenwärtig eine Bewegung der Massen, eine Bewegung von unten gegen Druck und Hemmung von oben. Sie ist zugleich eine Förderin von Volksfesten, von volkstümlicher Kunst, volkstümlicher Dichtung und volkstümlicher Weltanschauung im Gegensatz zu den Anschauungen, der Kunst und der Lebensführung der Gelehrten und hoher Konvention.

Was unterscheidet denn da die Alldeutschen von den Demokraten, von Republikanern, von der deutschen Volkspartei? In der äußeren Politik gar nicht so viel. Die Demokraten von 48 wünschten alle deutschen Stämme zu vereinigen, und sie brachten wenigstens einen Bund von der Donau zur Nordsee zuwege; sie wollten ferner eine starke Flotte und machten wirklich einen bedeutsamen Anfang mit einer solchen und bekriegten die Dänen; sie bezwangen endlich ihr eigenstes Trachten und wollten, um nur ja der Zerrissenheit des Vaterlandes ein Ende zu bereiten, ihre republikanischen Träume vergessen und sich einer Kaiserkrone unterwerfen. Die Demokraten von heute haben von 48 nur den Namen — zum Teufel ist der Spiritus — aber auch sie haben eine Federation aller deutschen Stämme in ihrem Programme. Und nicht nur in ihrem Programme, denn man kann nicht leugnen, daß die Volkspartei auf der Seite sowohl der Deutschösterreicher wie der Buren zu finden ist und daß sie sich für die deutsche Einheitsmarke ins Zeug gelegt hat. Der einschneidende Unterschied aber besteht in Folgendem. Unsere jetzigen Demokraten haben gleich den Yankee-Demagogen den Wahlspruch: Alles für das Volk und Alles durch das Volk! Die Alldeutschen hingegen: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk! Eine Brücke wird so zum Herrentum Nietzsches, eine Brücke auch zu den oberen Kreisen und zur Krone geschlagen. Das Volk als solches kann gar nichts, ist ganz ohnmächtig, ist blind und sinnlos. Es kann aus seiner Mitte hervorragende Männer hervorbringen, aber deren Bedeutung ruht eben nicht darin, daß sie des Volkes sind, sondern daß sie sich von ihm abheben, vor ihm ragen. Alle Bildung, alle Anregung, alles höhere Leben kann dem Volke nur von großen Männern, von überragenden Herrenmenschen gegeben werden. Alle politischen Thaten, sei das nun Getreidezoll oder Arbeiterversicherung oder Bündnis und Krieg mit anderen Staaten, können vollends nur durch einzelne leitende Persönlichkeiten gethan werden. Nur ist zu fordern, daß die Persönlichkeiten, die eine neue Kultur oder ein neues Land uns schenken wollen, auch die richtigen Männer seien, daß sie bei ihren Kulturbestrebungen in Berührung mit dem Volksgeiste bleiben, daß sie in der Politik zum Wohle des Volkes handeln. Vielfach mußten die Alldeutschen und mußten auch hochkonservative Kreise die Regierung verdammen, weil sie dem Volkswohl und Volksempfinden

diametral entgegen handelte, aber nichts wäre erwünschter, als wenn das Verdammen sich in Segnen verwandelte, stets bleibt der Wunsch und das Ziel, daß Führer und Herrscher der heißen Sehnsucht des Volkes Erfüllung schenkten.

Die bald unbewußte, bald offen ausgesprochene Sehnsucht des deutschen Volkes geht auf eine Einigung aller deutschen Brüder und geht auf eine starke Stellung in der Welt. Wir sollen jetzt zum Herrenvolk werden. Womöglich alle Deutschen Wikinger und Führer und alle Asiaten und Afrikaner Tschandala. Jedenfalls soll deutsche Eigenart stärker herausgearbeitet und mehr verbreitet werden, auf daß sie sich fühle gegenüber allem Fremdwesen.

Wandersleben, Mai 1902.

Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W. 35, Karlsbad 15.

Date Due
